This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

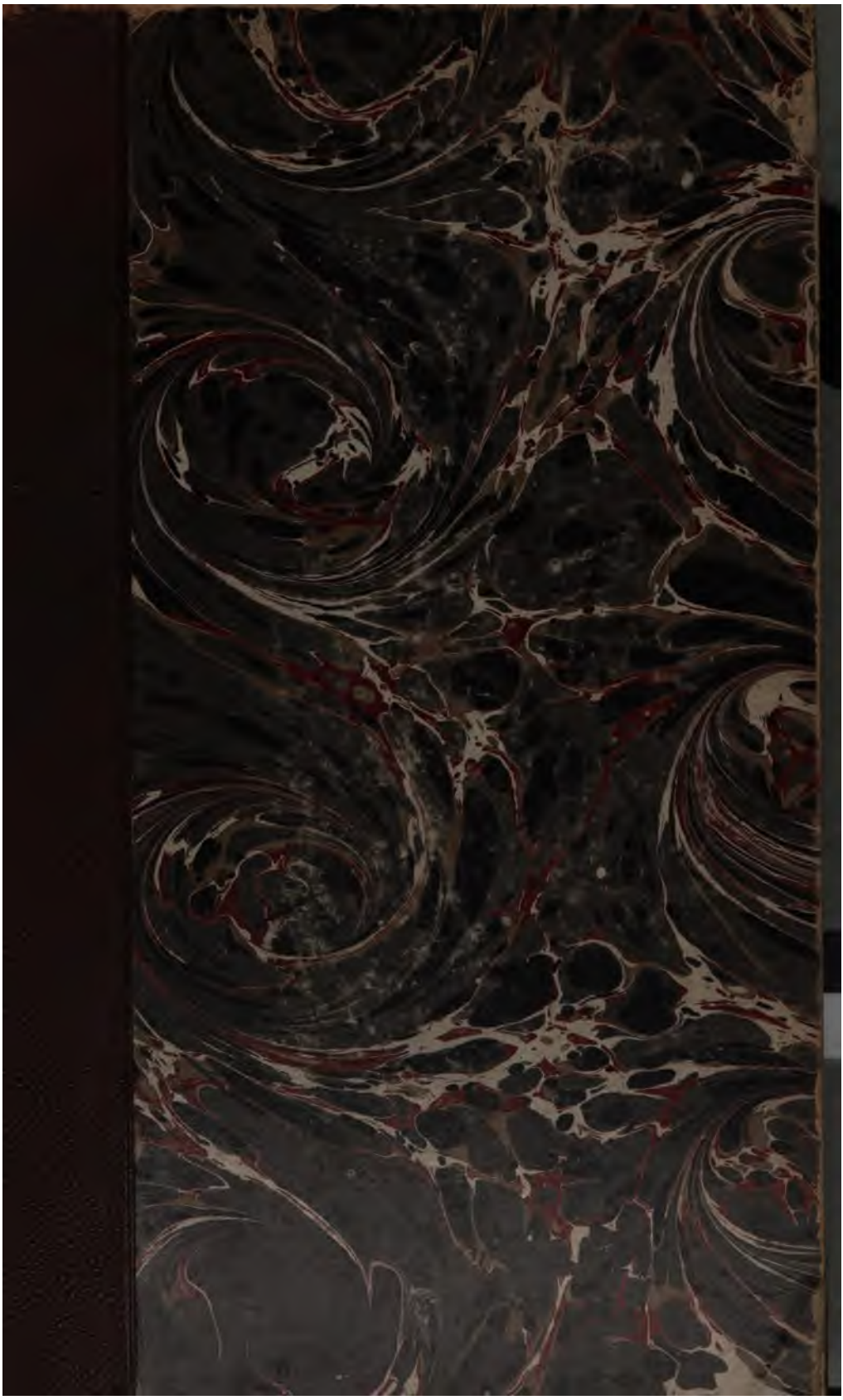
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Ger 3530.2

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

№ 2729

Der Weltkampf

der

Deutſchen und Slaven

ſeit dem Ende des fünften Jahrhunderts nach chriſtlicher Zeitrechnung,

nach

ſeinem Urſprunge, Verlaufe und nach ſeinen Folgen dargeſtellt

von

Dr. M. W. Heffter.

Hamburg und Gotha.

Friedrich und Andreas Perthes.

1847.

[redacted] deutſche Volk.

[redacted] Volk, ſei die gegenwärtige Dar-
[redacted] ſei Dir
[redacted] Deiner Ehren", in welchem
[redacted] Ahnen in vergangenen Zeiten
[redacted], ausgeführt haben, eben ſo durch die
[redacted], wie durch ihre überwiegende Rüh-
Bildung;
[redacted] Deines Rechtes", mit
[redacted] auf dieſe Stunde Deine Obmacht
[redacted] über einen ziemlich großen Theil urſprüng-
[redacted] Länder und ihrer ſlaviſchen Bewohner;
„Spiegel des Troſtes", indem Du hier
und Oſten Deiner Wohnſitze wieder gewon-
was eine ſchlaffe oder ſelbſtſüchtige Politik
[redacted] eigenen oder fremder Fürſten Dir im Laufe ver-
[redacted] Zeiten im Weſten abſpänſtig oder abwendig ge-
[redacted] hat;
[redacted]) ein „Spiegel Deiner Zukunft", damit
[redacted] daraus lerneſt, wie Du überhaupt mit Deinen
[redacted] zu verfahren habeſt, um ſie zu überwinden:
[redacted] Ehrlichkeit und Biederkeit zwar, wie es Dir

Ger 3530.2

HARVARD COLLEGE LIBRARY
MAR 10 1904

HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

An das deutſche Volk.

Dir, mein deutſches Volk, ſei die gegenwärtige Darſtellung gewidmet. Sie ſei Dir

I) ein „Spiegel Deiner Ehren", in welchem Du erkenneſt, was Deine Ahnen in vergangenen Zeiten vermocht, gethan, ausgeführt haben, eben ſo durch die Kraft ihres Armes, wie durch ihre überwiegende Rührigkeit, Intelligenz, Bildung;

II) „ein Spiegel Deines Rechtes", mit welchem Du bis auf dieſe Stunde Deine Obmacht handhabeſt über einen ziemlich großen Theil urſprünglich ſlaviſcher Länder und ihrer ſlaviſchen Bewohner;

III) ein „Spiegel des Troſtes", indem Du hier im Norden und Oſten Deiner Wohnſitze wieder gewonnen ſiehſt, was eine ſchlaffe oder ſelbſtſüchtige Politik Deiner eignen oder fremder Fürſten Dir im Laufe vergangener Zeiten im Weſten abſpänſtig oder abwendig gemacht hat;

IV) ein „Spiegel Deiner Zukunft", damit Du daraus lerneſt, wie Du überhaupt mit Deinen Gegnern zu verfahren habeſt, um ſie zu überwinden: mit Ehrlichkeit und Biederkeit zwar, wie es Dir

wohl anſteht, aber nicht zu langmüthig, nicht zu laſch, nicht zu vertrauensvoll-nachſichtig und gütig, ſondern mit weiſer, kluger, gerechter, ſtrenger, raſcher Energie, und fortſchreitend inſonderheit in Deiner allſeitigen Thätigkeit, Geſchicklichkeit, Intelligenz und moraliſchen Haltung, durch welche Tugenden Du Dir Deinen gegenwärtigen Platz auf der Scala der Völker errungen haſt und Dich auf demſelben fortan nur behaupten, ja! vielleicht ſelbſt einmal wieder diejenige Höhe erreichen kannſt, die Du unter einem Otto dem Großen verlebt, wo Dir an Macht und Anſehen kein Volk Europas gleich kam.

Ich bin kein Hiſtoriker von Fach; es iſt alſo möglich, daß es meinem Buche an jenem allgemeinen hiſtoriſchen Blicke und an jener großartigen Darſtellung gebricht, die großen Geſchichtsforſchern und Geſchichtsſchreibern eigen zu ſein pflegen. Aber der Gegenſtand iſt doch ein großartiger, den ich mir zur Schilderung erwählt. Er war mir lieb geworden, ſeitdem ich ihn bei Abfaſſung einer Specialgeſchichte der Stadt Brandenburg gefunden und eine Darſtellung deſſelben in der Literatur vermißt hatte: ich habe ſeitdem immer in Bezug auf ihn geleſen, geforſcht, geſammelt. Alſo an der Geſinnung, an Theilnahme, an Begeiſterung für die Sache und an Fleiß und Studium habe ich es nicht mangeln laſſen, und vielleicht erſetzt Solches einiger Maaßen das Fehlende.

Eigentlich — ich geſtehe es offen — bin ich nur auf dem Felde der vaterländiſch-märkiſchen Geſchichte

recht heimiſch, und da bin ich denn auch meiſtens ſelbſtſtändig, d. h. mit genauer Einſicht und Berückſichtigung der Quellen, zu Werke gegangen. Aber der Umfang meines Werkes iſt weit, iſt ausgedehnt. Im Uebrigen mußte ich mich auf die Schultern von Vorarbeitern und Vorgängern ſtellen. Ich habe mir indeſſen die bewährteſten ausgewählt: für Dänemark Dahlmann, für Mekelnburg und Pommern L. Gieſebrecht und den **Codex diplomaticus** von Koſegarten, für Preußen Voigt, für Kur- und Eſthland Kruſe, für Polen und Schleſien Röpell, für Böhmen Palacky. Schmerzlich habe ich für das Herzogthum Sachſen und für die beiden Lauſitzen, ingleichen für das Königreich Sachſen ein ſolches gründliches und umfaſſendes Urkundenwerk vermißt, als der erwähnte Codex für Pommern gilt. Dabei bin ich aber nicht blindlings verfahren, ſo daß ich ohne Prüfung Alles hingenommen. Manche der kurzen Bemerkungen unter dem Texte werden ein ſelbſtſtändiges Urtheil beweiſen. Wo mir nur irgend möglich, habe ich immer die Quellen ſelbſt zur Hand genommen und mit den Aeußerungen meiner Vorarbeiter verglichen.

Es war keine geringe, oft eine ſehr unerquickliche Mühe, ſich durch alle die vielen kleinlichen Einzelheiten und Wiederholungen hindurchzuarbeiten, ſie zu größern Gruppen zuſammenzuſtellen. Ich habe dem und der äußern Form die ſorgfältigſte Mühe zugewendet, damit der Leſer nicht mit mir gleiche unangenehme Empfindungen theile, daß ihm das Ganze glatt, rund, überſichtlich im Einzelnen wie im Ganzen erſcheine.

Auf die Correctur iſt die möglichſte Genauigkeit verwandt, daher nur wenige und unbedeutende Verſehen geblieben ſind, die der billig denkende, mit dieſer Schwierigkeit vertraute Leſer leicht verbeſſern mag.

Und ſo mag das Werk dem gelehrten wie dem gebildeten Publicum überhaupt, empfohlen ſein, und wofern es ſich ſollte einen ehrenhaften Platz in der hiſtoriſchen Literatur verdienen, ſo möge es Dir, mein deutſches Volk, zugleich zum Denkmale gelten gebührender Liebe und Achtung gegen Dich.

Brandenburg a. d. H., den 22. Mai 1847.

Dr. M. W. Heffter,
Profeſſor und Prorector am Gymnaſium.

Einleitung.

Unſer Vaterland bietet in ethnographiſcher Hinſicht die merkwürdige Erſcheinung dar, daß ſich innerhalb ſeiner Grenzen, nehmen wir ſie beſonders im ausgedehntern Sinne, ja! zum Theil mitten in ſeinem Schooße ſehr anſehnliche Reſte eines Volkes vorfinden, welches den Deutſchen doch ziemlich fremd iſt an Abkunft, an Charakter, an Sprache. Es ſind dies Slaven, Glieder des großen Volksſtammes*), der einſtens über einen beträchtlichen Theil des heutigen Deutſchlands verbreitet war, hier ſich aber im Laufe von zwölf und mehr Jahrhunderten vor den Germanen allmählich hat beugen oder zurückziehen müſſen, dergeſtalt, daß er gegenwärtig vielleicht an 7—8000 □M. an dieſelben verloren; jenes Volksſtammes, von welchem ſich nicht minder am nordöſtlichen Rande des adriatiſchen Meeres, ſodann in der Türkei und in Ungarn mancherlei Trümmer erhalten haben, welcher in der Geſchichte des Mittelalters und der neuern Zeit im Ganzen keine unbedeutende Rolle geſpielt hat, aus deſſen Schooße namentlich jenes Weltreich im nördlichen Europa hervorgegangen iſt, das gegenwärtig ſeine langen mächtigen Arme bereits auch über einen großen Theil Aſiens, — über den Kaukaſus bis zum Ararat, und über Sibirien und Kamtſchatka bis zur weſtlichen Küſte Amerika's hin — ausſtreckt, und das dagegen hier in Europa, ſo recht im Gegenſatze zu unſerm Deutſchland, in

*) Man zählt anjetzt in Europa noch immer 56,000,000 Slaven. Das iſt alſo mehr als der vierte Theil der geſammten Bevölkerung des ganzen Erdtheiles.

ſeinen Oſtſeeprovinzen wiederum viele Deutſche zu ſeinen Unterthanen zählt.

„Woher ſolches? durch welche Ereigniſſe, durch welche Conjuncturen in der Politik ſind dieſe ſo entgegengeſetzten Verhältniſſe entſtanden und herbeigeführt worden?“ Die Frage thut wohl Jeder, der der Phyſiognomie jener Länder einmal einen aufmerkſamen Blick zugewendet, und wünſcht darüber Aufklärung.

Zugleich wird er ſich verſucht fühlen, weder die Deutſchen glücklich zu preiſen, die unter ruſſiſchem, noch die Slaven, die unter deutſchem Scepter ſtehen; denn der Inconvenienzen, die eine Verbindung ſo heterogener Theile in einem Staate nothwendig mit ſich führt, ſind nur zu viele. Indeſſen iſt doch das Verhältniß der erſteren zumeiſt noch dem der Slaven in den deutſchen Reichen vorzuziehen. Jene nehmlich ſind urſprünglich Sieger, Herren geweſen desjenigen Landes, das ſie bewohnen, und als ſolche, als Freie, durch Capitulationen und Verträge unter ruſſiſche Botmäßigkeit gekommen, unter Zugeſtändniß nicht geringer Vorrechte. Sie bilden zugleich, dem Weſen und dem Charakter ihrer Nation nach, eine thätige, gewerbfleißige, nüchterne, wohlhabende, gebildete Claſſe von Einwohnern, welche der ruſſiſche Staat für den eignen Verkehr, Handel, Wohlſtand und für die Emporbringung der Cultur ſeines Landes und ſeines Volkes nicht wohl entbehren kann, welche er daher nach Möglichkeit hegt und ſchützt, ſo ſehr er auch um der Einheit des Staates willen es wünſchen mag, ſie zu Ruſſen umzubilden, bei ihnen namentlich die ruſſiſche Sprache zur Nationalſprache zu machen. Und überdem hängen ſie durch Handel, Sprache, Literatur, Zeitſchriften, durch gleiche Religion u. ſ. w. dermaaßen zuſammen mit ihren Stammgenoſſen im eigentlichen Deutſchland, daß ſie von dem fremden Elemente, in welchem ſie leben, nur wenig Läſtiges verſpüren, insbeſondere auch darum, weil ſie ſich demſelben willig und gehorſam anbequemen, die einheimiſche Sprache meiſt erlernen und mit den eigentlichen Bewohnern des Landes vielfach verkehren.

Anders die Slaven unter den Deutſchen. Sie ſind zumeiſt die Ueberwundenen, die urſprünglich Beſiegten, welche

ſich als ſolche von jeher gedrückt, gebeugt, beſchränkt, gepreßt gefühlt und darum ſeit langen Jahren einen wahrhaft angebornen Haß, einen faſt eingefleiſchten Widerwillen gegen ihre — wahren oder vermeintlichen — Dränger gehegt und genährt haben. Ihr Misgeſchick zu mehren, ſind ſie in dieſem ihrem Haſſe ſo weit gegangen, daß ſie ſich nach Möglichkeit iſolirt, alles Deutſche namentlich von ſich fern gehalten. Mit Fleiß lernten und übten ſie die Sprache ihrer Herren nur in ſo weit, als ſie ſolche nothdürftig brauchten: ſie kümmerten ſich nicht um die deutſche Literatur; ſie nahmen nicht Theil an den rieſenhaften Fortſchritten in der Civiliſation. Und was iſt die Folge davon geweſen? Sie ſind zurückgeblieben in der Bildung; ſie haben ihre nationale Literatur entweder gar nicht oder nur ganz unbedeutend weiter gefördert; man hat ſie ihrer Abgeſchloſſenheit, ihrer dumpfen gehäſſigen Verſunkenheit in ſich ſelbſt überlaſſen, ſie nicht zur Theilnahme an der Staatsverwaltnng gezogen, der ſie noch obendrein trotzig, bis in die neueſte Zeit, den Rücken gekehrt. So haben ſie denn ein Vaterland und ſind doch fremd darin; ſie ſind Mitglieder von Staaten und haben doch wenig oder gar keinen Antheil an der Regierung; ſie beſitzen ſo vieles Treffliche und Anerkennungswerthe, und doch iſt das ſo wenig gekannt und nach Gebühr gewürdigt; ſie haben von der Natur ſo viele ausgezeichnete, körperliche wie geiſtige, Talente, und doch ſtehen ſie andern Nationen in ſo vieler Hinſicht nach; ſie haben eine reiche, frühzeitig ausgebildete, höchſt muſikaliſche und poetiſche Sprache und doch im Ganzen eine ſehr dürftige Literatur.

Zu alle dem kommt ihre eigene vielfache Zerriſſenheit und Zerſpaltung unter einander, hervorgerufen, bedingt und ſeit länger denn einem Jahrtauſend unterhalten durch die Verſchiedenartigkeit der einzelnen Stämme, durch ihre getrennten Wohnſitze, durch die Mannigfaltigkeit der Dialekte, durch ihren Charakter, der ſich nur zu ſehr zu gegenſeitigem Haſſe, zu Feindſeligkeiten unter ſich ſelbſt hinneigt, durch die verſchiedenen Schickſale, welche die einzelnen Völkerſchaften erfahren haben, durch die Vielfachheit der Regierungen, unter welche ſie vertheilt ſind, und der politiſchen Einrichtungen in den

vielen Ländern, wo sie wohnen, durch Verschiedenheit in Religion und Kirche*), endlich sogar durch andere Alphabete**), zu geschweigen, daß sich mehrere Stämme, wie die Polen und Russen, durch lange blutige Kriege zerfleischt und, wie es scheint, zu nimmer zu stillendem Grolle sich entzweiet haben.

Ein Slave sein, sich dieser traurigen Verhältnisse bewußt zu werden und nicht darob schwer zu erseufzen und auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen, das würde den größten Leichtsinn entweder, oder die stumpfeste Verstocktheit verrathen. Und doch hat sich unter den meisten Slaven viele Jahrhunderte hindurch gerade ein solcher Geist behauptet. Das Traurige dieser ihrer Zustände und Schicksale ist ihnen nicht zur Erkenntniß gekommen, hat sie nicht aufgerüttelt aus ihrem dumpfen Hinbrüten in ihrer Isolirtheit. Erst seit wenigen Jahrzehnten regt sich, namentlich unter den deutschen Slaven, ein lebendigeres Streben, jene Misverhältnisse zu beseitigen, wenn möglich, glücklichere Zeiten für ihre Stammgenossen, wo nicht für den Augenblick, doch wenigstens für die Zukunft, herauf zu beschwören, noch zu retten, was zu retten ist, nicht noch Alles zu verlieren, vielleicht sogar manches Verlorne wieder zu gewinnen. Mehrere ausgezeichnete, aufgeklärte und vorurtheilslose Männer unter ihnen haben eingesehen, daß man nun von Seiten ihrer Genossen nicht mehr dürfe im Zustande der bisherigen Gehässigkeit gegen andere Völker, der Selbstgenugsamkeit und Isolirung verharren, daß man hervortreten, das eigenthümliche Gute nicht fernerhin mehr unter den Scheffel, sondern der Welt zur Schau stellen und ihm Anerkennung verschaffen, sich den erhabenen Bemühungen und Anstrengungen der Zeit in Kunst und Wissenschaft, in Gewerbe und in Technik anschließen müsse, wolle

*) Sie sind theils Muhamedaner, theils Christen, und die letztern theils griechisch-, theils römisch-katholisch, theils protestantisch (reformirt oder lutherisch), und leider! fast ein Jeder blickt auf den Andern aus einer andern Confession mit Stolz und Verachtung nieder, namentlich der muhamedanische Bosnier, der römisch-katholische Pole und der griechisch-katholische Russe.

**) Die Russen bedienen sich bekanntlich des griechisch-gothischen, die Polen des lateinischen, die Dalmater und Kroaten des glagolitischen (von Glagol das Zeitwort, Wort), noch Andere des cyrillischen, erfunden und eingeführt von dem Apostel der Mährer, Cyrillus.

man ferner nicht mehr überſehen, oder mit verächtlichen Blicken von den andern, gebildeten Nationen betrachtet werden. Da haben denn Männer wie Dobrowsky, Hanka, Kopitar, Schaffarik, Dankowsky, Jungemann, Linde, Bebukic, Dubrocſanina, Xylander, Negledy u. A. lehrreiche Unterſuchungen angeſtellt über ihre Nationalſprache und Literatur und gar treffliche Aufklärungen gegeben; Andere, wie Pelzel, Karamſin, Palacky, ihre Zeit und ihren Fleiß hiſtoriſchen Forſchungen über die Geſchichte ihrer Länder und Stämme gewidmet; Andere wieder aufmerkſam gemacht auf die vielen herrlichen, ſo zarten und ſanften, oft die innerſten Seiten des Herzens rührenden, meiſt elegiſchen Volkslieder und poeſiereichen Mährchen ihrer Volksgenoſſen, wie Wenzel von Oleska (Zaleski), Kollar, Wuk, Maximowitſch, Haupt, Schmeler, Vogl, und noch Andere nicht ohne Glück verſucht, die eigene Literatur weiter zu fördern, ſelbſtſtändig anzubauen. Ja! man hat ſogar ſchon hin und wieder angefangen, die einzelnen Stämme unter einander in literariſchen und geiſtigen Connex zu ſetzen, ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Gedanken durch periodiſche Schriften auszutauſchen, das Volk heraufzubilden und ein höheres Intereſſe in ihm für ſeine Sprache und Literatur zu erwecken.

Und der Deutſche? was hat er hierzu geſagt? gethan? Er hat ſolche Beſtrebungen mit der Theilnahme, welche ſie verdienen, aufgenommen, ſie freudig bewillkommnet, er, der jedem Biedermanne mit Freundlichkeit die biedre Rechte darreicht; er, der ſo gern alles Fremde, iſt es nur gut, anerkennt und ſich zu eigen macht; er, der ſo willig jedem edeln Streben Vorſchub leiſtet; der zu ſeinen großartigen linguiſtiſchen und hiſtoriſchen Studien gern ſolche Beihilfe ſieht und ſucht gerade bei dieſem Volke, das über ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe die beſte Auskunft zu ertheilen im Stande iſt. Und er wird gewiß auch fernerhin dieſen Beſtrebungen mit Billigung zuſehen, bleiben ſie anders in den Schranken des Geſetzlichen, arten ſie nicht in gefährliche Umtriebe aus, was freilich bereits nicht unterblieben iſt und bei jenem geſpannten Verhältniſſe zwiſchen beiden Völkerſchaften auch wohl ferner nicht ganz unterbleiben wird, weshalb denn die betreffenden

Regierungen immer ein wachſames Auge werden haben müſſen. Der Deutſche wünſcht ernſtlich, daß das Loos der Slaven, die ſich unter uns oft ſo gedrückt und zurückgeſetzt und beengt fühlen, ihnen weniger niederbeugend, weniger drückend erſcheine, daß ihnen das harte Schickſal möglichſt gemildert werde. Dies werden ſie aber nur erreichen, wenn ſie ſich uns immer mehr nähern; wenn ſie endlich den lang genährten Haß völlig ablegen und mit uns, unbeſchadet ihrer Nationalität, ein aufrichtig freundſchaftliches Verhältniß anknüpfen.

Solches ſchöne Reſultat herbeizuführen, giebt es indeſſen, wie uns däucht, kein geeigneteres Mittel als — die Geſchichte, und zwar ſpeciell die Geſchichte des mehr als tauſendjährigen Kampfes beider Völker. Die einſeitige Betrachtung vieler Verhältniſſe der Gegenwart aus dem einſeitigen Geſichtspunkte der Gegenwart erbittert häufig die Gemüther. Die Geſchichte verſöhnt. Sie erörtert, wie ſich erſt das feindliche Verhältniß nach und nach geſtaltet, wie es ſich im Laufe der Zeit gemehrt und geſteigert habe, wie es endlich diejenigen Ergebniſſe herbeigeführt, die noch jetzt den Slaven drücken. Sie zeigt, daß es der Natur der Sache und den Umſtänden nach ſo und nicht anders habe kommen können, daß die jetzt, in der Gegenwart, ſtattfindenden Zuſtände die nothwendigen Erzeugniſſe, die Folgen von frühern ſind und ſich nicht ohne zu gewaltſame Erſchütterungen beſeitigen laſſen. So muß ſie ſelbſt die feindſeligſten Gemüther verſöhnen, insbeſondere wenn ſich dabei herausſtellt, daß die jetzige Slavenwelt meiſt nur die Fehler und Sünden der frühern büßet, daß von Seiten des ſiegreichen deutſchen Volkes nicht eben Raub- und Eroberungsſucht, nicht Ehrgeiz, auch nicht Ruhmgier dabei im Spiele geweſen ſind, ſondern daß vielmehr der Beſiegten frecher Uebermuth, ihr gegenſeitiger Zwiſt und Hader, ihre ewige Unruhe, ihr ungebührliches Misachten der Natur- und Völkerrechte, ihre ſteten Neckereien, Ueberfälle und Raubzüge, endlich ihr häufiger Ungehorſam und Hang zu Empörungen, ihre Hinterliſt und Trug den Kampf hervorgerufen, immer wieder erneuert und dann endlich freilich zu Reſultaten geführt haben, die drückend und läſtig

ſind *). Oder war der Deutſche nicht meiſtentheils gezwungen, die Waffen zu ergreifen? Und wenn er ſiegte, hätte er keine harten Bedingungen den Beſiegten auflegen ſollen? Und weß Schuld war es, daß die Slaven meiſt den kürzern zogen? — Wenn die unparteiiſche Geſchichte das lehrt, wie kann da der Slave noch ferner dem Deutſchen grollen? wie ſollte er nicht vielmehr dem Genius des eigenen Geſchlechtes zürnen, der ſolches Unheil über daſſelbe gebracht hat? Ja! nur das Licht der Vergangenheit läßt uns die Verhältniſſe der Gegenwart richtig auffaſſen, und nur ein richtiges Auffaſſen der Gegenwart macht zugleich ein richtiges Wirken auf die Zukunft möglich. Mittlerweile iſt der Deutſche im Rechte und kann ruhig abſehen und verlangen, daß der Slave ihm freundlich und treuevoll entgegenkomme, falls er aufrichtig wünſcht, daß zu ſeinen Gunſten von dem ſtarren hiſtoriſchen Rechte in etwas nachgelaſſen werde. Freilich iſt nicht leicht etwas ſeltſamer, als die naive und treuherzige Art und Weiſe zu ſehen, mit welcher der Deutſche ſich z. B. bei dem Nationalhaſſe der Czechen in Böhmen benimmt: im Gefühl vollkommenſter Sicherheit und Ueberlegenheit achtet er gar nicht darauf oder lächelt er höchſtens mitleidsvoll. Und doch iſt das ganz in der Ordnung, ſo lange der Slave nicht von ſeiner Misliebigkeit abläßt.

Wohlan denn! ſo wollen wir eine Schilderung des Kampfes verſuchen. Das Intereſſe für beide Theile liegt auf der Hand. Allein es knüpft ſich daran noch ein zweites, ein allgemeines. In den gewöhnlichen hiſtoriſchen Werken nehmlich erſcheint jener Kampf zerſplittert und von ſehr allmählichem Erfolge begleitet, und darum meiſt unbedeutend, kleinlich, langweilig. Man leſe nur die betreffenden Darſtellungen in den Werken über deutſche Geſchichte überhaupt, oder über die ſpecielle Geſchichte derjenigen deutſchen Staaten und Reiche, welche mit den Slaven in Conflict gerathen ſind. Wie zerſtückelt iſt er da vorgetragen, und in dieſer Zerſtücke-

*) Hiernach ſind Ausdrücke und Urtheile von ſlaviſchen Schriftſtellern der Jetztwelt zu würdigen, durch welche ſie ihrem parteilichen Zorne gegen die Deutſchen Luft machen wollen, als z. B. ſelbſt eines Schaffarik's (Slaviſche Alterthümer II. S. 370) über Markgraf Gero.

lung wie ermüdend! wie winzig! wie so wenig interessant! Ganz anders, betrachten wir ihn im Zusammenhange, als ein Ganzes für sich; untersuchen wir speciell seine Quelle; verfolgen wir ihn einzig und allein, durch die Läufe der Zeit und der Jahrhunderte; achtet man auf die vielen, oft so wichtigen Folgen, und zieht man daraus die sich ergebenden Schlüsse. Da erscheint er überaus großartig; da ist er ein Weltkampf, ein Kampf zwischen zweien der größten europäischen — nicht Völkerschaften sondern — Volksstämme, der nicht etwa blos Jahre oder Jahrzehnte, nein! Jahrhunderte, länger schon denn ein Jahrtausend währt, der hartnäckig fast um jede Scholle Landes geführt wird, der für Deutschland, für die Erweiterung seiner Grenzen, für die Gestaltung seiner Verfassung und seiner äußern Verhältnisse von ungeheuerm Einflusse geworden ist. Das Slaventhum hat von jeher einen sehr bedeutenden Theil der germanischen Politik in Anspruch genommen und absorbirt und nimmt sie noch in Anspruch und wird sie auch in Zukunft noch bedeutend in Anspruch nehmen. Wie weit sind nicht dabei die Deutschen über die anfänglichen Marken ihres Landes vorgedrungen, mit ihnen deutsche Sprache, deutscher Charakter, deutsche Bildung, deutsche Einrichtungen, deutsches Wesen! In wie vielen ursprünglich slavischen Gegenden ist von dem Fremden nichts übrig geblieben, als bloße Namen von Oertern und Gegenden und Familien, höchstens noch außerdem Todtenurnen, die man zufällig aus der Erde gräbt! Aber noch mehr! Mit dem Germanenthume verschwisterte sich frühzeitig das Christenthum, und mit diesem war wieder ein streng geregeltes (das römisch-katholische) Kirchenthum und eine höhere geistige Cultur, die jüdisch-christliche im Vereine mit der griechisch-römisch-classischen, verbunden. Demnach ward der Kampf zugleich ein Kampf des Christenthumes und des Heidenthumes, der unbeschränkten religiösen Freiheit und eines Staatscultus, der Cultur und der Uncultur. Und indem die Deutschen siegten, waren zugleich auch jene siegreich; indem sie die Grenzen ihres Landes überschritten, mußten zugleich auch jene vordringen. Und so drangen sie vor, weit nach Nord und nach Ost. Und die Deutschen wurden die Träger die-

ſes merkwürdigen Wechſels, waren das in der Hand der Vorſehung. Es iſt, wenn auch ſtellenweiſe etwas ermüdend wegen der vielen oft erfolgloſen Anſtrengungen der Deutſchen und der ewigen kleinen Kämpfe und Neckereien, im Ganzen doch ſehr intereſſant, dieſem Vordringen des Germanenthums zuzuſehen, wahrzunehmen, wie immer von den jetzt bekannten eine Gegend nach der andern, ein Ort nach dem andern aus dem Dunkel der Vorzeit auftaucht und in das Bereich des deutſchen Reiches und Volkes und der allgemeinen Kunde aufgenommen wird. Es gilt mithin zugleich die früheſte Geſchichte eines nicht unanſehnlichen Theiles unſers Vaterlandes und das allmähliche Hervortreten vieler einzelnen, mitunter ſehr merkwürdigen Punkte. Und wie unendlich viel hat der heiße Kampf beigetragen, des Deutſchen Kraft zu verſuchen, ſeine Stärke hervorzurufen und zu ſtählen, ſeinen Blick zu erweitern und ihm einen Spielraum zu eröffnen zu mancherlei großen und glänzenden Unternehmungen und Thaten!

Dieſen allgemeinen, dieſen höhern Standpunkt legen wir bei gegenwärtiger Darſtellung zum Grunde, und es wird keinem unſrer Leſer entgehen, wie ſo erſt in das Ganze das rechte Licht, das volle Intereſſe kommt, wie wir ſo die rechte Scala erhalten, nach welcher man das Ganze abzuwägen und zu beurtheilen hat. Ueberdem iſt es für den Freund der Geſchichte eines Volkes weit erfreulicher und angenehmer, daſſelbe in ununterbrochener Folge immer erſt von Einer Seite kennen zu lernen, als gleich von vorn herein mit Facten der verſchiedenſten Art überſchüttet zu werden.

Anbelangend die Quellen und die Hülfsmittel, ſo ſind wir allerdings größtentheils für die Zeit vor Otto III. einzig auf deutſche Annaliſten beſchränkt, was freilich der Darſtellung leicht den Anſtrich, mindeſtens den Verdacht der Einſeitigkeit und Partheilichkeit geben muß. Was iſt indeſſen zu thun? Wie ſpät hat ſich bei den Slaven überhaupt die Literatur entwickelt! Scheint ſich alſo gegenwärtige Geſchichte in Manchem nicht unpartheiiſch genug herauszuſtellen: ſo iſt jener Mangel die Urſache, nicht unſer Wille.

Wir theilen den Stoff zur beſſern Ueberſicht in folgende vier Abſchnitte oder Perioden, wie ſie uns von der Sache ſelbſt an die Hand gegeben werden:

A) Von dem erſten Auftreten der Slaven in der Geſchichte bis auf Karl den Großen, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts nach Chriſto bis 768;
B) von Karl dem Großen bis auf Heinrich I. oder von 768 bis 919;
C) von Heinrich I. bis zum Kreuzzuge gegen die Wenden oder von 919 bis 1147;
D) von dem Kreuzzuge gegen die Wenden bis zum Verlaufe des Kampfes in den verſchiedenen Ländern zu verſchiedenen Zeiten.

Der Weltkampf der Deutſchen und Slaven.

A. Periode.

Von dem erſten Auftreten der Slaven in der Geſchichte bis auf Karl den Großen, oder vom Ende des fünften Jahrhunderts nach Chriſto bis 768.

Beginn des Kampfes.

Es war gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach unſrer Zeitrechnung, als das Wogen und Wandern der Völker in Europa, welches durch den Einbruch der Hunnen von Aſien her verurſacht worden, ſich endlich wieder legte. Es hatten ſich jetzt die Länder im Süden und Südweſten, früher den Römern unterthänig, mit den neuen Ankömmlingen hinreichend geſättigt, dieſe dort feſte Wohnſitze genommen. Das wirkte zurück auf die noch in Deutſchland ſelbſt weilenden Germanen und brachte hier ebenfalls einen Stillſtand, ein feſtes Anſiedeln hervor. Der ſichere Standpunkt, welchen auf ſolche Weiſe die allgemeine Weltgeſchichte zu Anfange des Mittelalters wieder gewinnt, er bildet auch den Anfang unſrer Darſtellung.

Je ausgedehnter damals die Wohnſitze der deutſchen Völker nach Weſten zu waren, weit über den Rhein hin, deſto enger waren ihre Grenzen im Norden und Nordoſten gezogen. Hier war es die Trave, ſodann ein Stück der Niederelbe bis zum Einfluß der Saale, darauf dieſer Strom dann das Fichtelgebirge, der Böhmer Wald und im Süden die Alpen, welche als von der Natur geſetzt, die Deutſchen

daselbst beschlossen. Daß sie sich hinter solche natürliche Bollwerke zurückzogen, scheint anzudeuten, daß sie sich gegen ein anderes, fremdes Element, gegen die Slaven, sichern wollten; daß sie solchen, ihnen vielleicht auf dem Fuße nachfolgenden, nicht ganz trauten, weil selbige eben Fremde waren. Zu oberst, im Norden nun zwischen der Nordsee, der Trave, der Elbe, Saale, bis hinter der Weser, dem Rhein zu wohnten die Sachsen, hinter ihnen die Friesen, rechts von ihnen an der Unstrut und bei und auf dem Thüringer Walde die Thüringer, vielleicht bis zum Main hin. Dann folgten südlich die Baiern, dann noch die Alemannen, an welche jenseits des Rheines westlich die Burgunder, nordwestlich die Franken stießen.

Noch waren die Deutschen das alte kräftige, starke, ungeschwächte, tapfere, biedere, freie, ungebeugte Volk, wie sie uns ein Tacitus im ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung schildert, ausgezeichnet durch Muth, durch Rechtsgefühl, durch Treue, durch Liebe zum Heimischen, durch Nationalsinn, durch Ernst, durch Beharrlichkeit, durch Fleiß, durch Tugend und Redlichkeit. Wenn hiergegen gesündigt worden ist, so ist es meist nur geschehen an den entarteten Höfen der Großen und Fürsten. Hinsichtlich ihres gegenseitigen Verhältnisses herrschte im Allgemeinen große Ungebundenheit und Freiheit, trotz des Lehnwesens; doch ordnete sich der Einzelne gern dem Andern, dem Höhern, dem Vornehmen, dem Klügern unter, wenn das allgemeine, oder ein höheres Interesse solches erheischte. Bei der größten Liebe zur Freiheit doch Gehorsam, doch willige Unterthänigkeit. Das bedeutsame Verhältniß des Dienstgefolges! Und nun waren sie eingezogen in ein Land, das die Römer romanisirt, d. h. namentlich die Städte nach ihren Einrichtungen in Rom selbst, d. h. auf eine höchst treffliche Weise, eingerichtet hatten. Zugleich lernten sie hier römische Kriegszucht und Taktik kennen. Maaßen sie sich doch selbst mit Syagrius und den ihm treuen Römern! Diese politische und militärische Kraft und Bildung, welche auf solche Weise vornehmlich den Franken zu Theil wurde, kann in ihren Folgen, auch für unsern Zweck, nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Franken haben dadurch über

die Deutſchen diesſeit des Rheines geſiegt. Allein zugleich haben ſie dieſen ſelbſt jene Eigenſchaften mitgetheilt. Und ſo wurden dieſe wieder überlegen dem Nachbarvolke, den Slaven, das lange fern blieb von ſolcher Bildung und daher den kürzern zog trotz aller Tapferkeit. Indeſſen war auch Sklaverei unter ihnen nicht unerhört. Noch waren die meiſten, insbeſondere die diesſeit des Rheines, dem Heidenthume ergeben: das Chriſtenthum hatte nur unter den Völkern an der Donau und im ehemaligen römiſchen Gebiete einige Fortſchritte gemacht. Die einzelnen Stämme, in welche das Ganze zerfiel, ſtanden ſich anfangs einander nicht feindſelig entgegen: es herrſchte unter ihnen ein gewiſſes politiſches Gleichgewicht, bis die Franken als kühne Eroberer auftraten und daſſelbe zu ihren eigenen Gunſten vernichteten. Dieſen nun iſt von der Vorſehung das großartige Loos gefallen, daß ſie, ſtark durch deutſchen Charakter, gekräftigt durch das Chriſtenthum, geleitet durch zwei Herrſcherfamilien, von denen immer die erſten Glieder wenigſtens zu den ausgezeichnetſten, thatkräftigſten Fürſten gehörten, eine Weltmonarchie aufgebauet haben, durch welche Einheit und Zuſammenhang, Macht und Stärke in das Weſen der Deutſchen gekommen iſt. Was würde darum die Germanenwelt ſein, wären ſie nicht geweſen! Bei ihnen war bereits im Jahre 481 der Merowinger Chlodwig zur Herrſchaft gelangt, und er, kühn, unternehmend, eroberungsſüchtig, politiſch-ſchlau, tapfer, raffinirt, keine Schandthat, führte ſie ihn nur zum Ziele, ſcheuend wie er war, errang er erſt unter ſeinem Volke die oberſte, unumſchränkte Gewalt, vernichtete ſodann (486) den letzten Reſt der römiſchen Herrſchaft in Gallien, nöthigte die Thüringer zur Entrichtung eines jährlichen Tributes, ſchlug darauf 496 nach furchtbarem Kampfe die Alemannen, nahm ihr Gebiet auch diesſeit des Rheines ein, was ſich ſelbſt über Baiern erſtreckte, ward bei dieſer Gelegenheit Chriſt und war nun darauf bedacht, die neue Lehre im ganzen Reiche heimiſch zu machen. Der kirchliche Propagandismus vereinigte ſich mit dem politiſchen. Drohend ſtand die fränkiſche Monarchie allen Nachbarn gegenüber. Durch die Eroberung Baierns hatte ſie bereits einen Theil jener öſtlichen Naturgrenzen erreicht.

Und wie sah es jenseit derselben aus? Dort wohnte jenes andere Volk von anderer Herkunft, von anderem Charakter, von anderer Sprache, von verschiedenen Sitten: die Wenden oder Slaven.

Was zuvörderst diese Namen anbetrifft, so ist der erstere unbezweifelt der allgemeine, derjenige, welcher dem Volke von den Römern und den Deutschen gegeben und späterhin bei den letztern allgemach zu einem speciellen Namen für die in Deutschland seßhaften Slaven, nicht selten für die Bewohner einzelner Provinzen und Gegenden, wie z. B. in Steiermark und Kärnthen, im Norden an der Elbe, an der Oder, angewendet worden ist. Sein Ursprung und seine Bedeutung ist noch unbekannt, auch nach den vielfältigsten Versuchen in neuester Zeit, ihn zu erklären. Der zweite Name „Slave" oder „Sklave" ist der eigentliche, volksthümliche und ebenfalls noch immer nicht in seiner eigentlichen Wurzel nachgewiesen. Er ist um so räthselhafter, als er nicht blos so, für sich, als allgemeiner Name des Volkes, sondern auch in Zusammensetzungen bei Personen- und Ortsnamen (z. B. Bole-slav, Wence-slav, Pribi-slav, Wrati-slav [Breslau], Bogu-slav) sehr häufig vorkommt. Weder die Etymologie von slowo „das Wort", noch von slawa „der Ruhm" klärt die Sache auf*).

Zu der oben angegebenen Zeit, d. h. zu Ende des fünften Jahrhunders, finden wir nun dieses Volk bestimmt und ausdrücklich genannt in den Annalen der Weltgeschichte. Es hauset damals schon nicht blos östlich und nördlich von jenen Naturgrenzen, sondern in einzelnen Haufen auch bereits, abgesondert von jenem Gros, in den Gebirgen von Kärnthen, Krain und Steiermark, ingleichen am östlichen Ufer des adriatischen Meeres, dergestalt, daß man sich versucht fühlen muß, anzunehmen, entweder daß diese letzteren Theile schon vor der Völkerwanderung jene Länder in Besitz erhalten haben, oder wenigstens doch während derselben, vielleicht schon gleich anfangs dorthin gezogen, aber bei der allgemeinen Be-

*) Man vgl. Schaffarik's slawische Alterthümer II. B. S. 25 ff. der deutschen Uebers. Ueber den Namen der Wenden oder Winden wird gehandelt I. B. S. 65 ff.

wegung der Völker, von denen die meiſten durch die Ebene an der Donau wanderten, im heutigen Oeſtreich — darum eine wahre Pforte zu nennen für die in damaliger Zeit in Deutſchland eindringenden oder nach Gallien und Italien ziehenden Schaaren — von ihren Stammgenoſſen getrennt worden ſein mochten. Die hierdurch entſtandene Lücke hat auch ſpäter nicht wieder ausgefüllt werden können, da nach der Zeit dieſelbe Ebene erſt durch die Avaren, dann durch die Ungarn und endlich durch die Deutſchen beſetzt und von letztern dauernd behauptet worden iſt.

Als zuverläſſig aber iſt anzunehmen, daß die Länder unmittelbar hinter jenen Naturgrenzen erſt in Folge der Völkerwanderung von der ſlaviſcheu Nation eingenommen worden. Die Deutſchen waren fortgezogen nach Weſten und nach Süden, hatten die Gegenden, welche ſie früher hinter der Saale, auf der rechten Seite der Elbe bis zum Rieſengebirge hin und vielleicht noch weiter öſtlich, bewohnten, verlaſſen, und die Slaven rückten ihnen in die leer gewordenen Fluren nach *). Daß dieſe jene gedrängt und inſofern mit zur damaligen allgemeinen Bewegung beigetragen hätten, läßt ſich nicht mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten, wie einige Hiſtoriker gethan: wir finden keine, nicht die geringſte Andeutung in den geſchichtlichen Annalen aus dem Zeitraume, wo die Slaven in den hiſtoriſchen Geſichtskreis eintreten, daß ſie mit den Deutſchen in irgend einen feindlichen Conflict gerathen wären, einen kriegeriſchen Strauß beſtanden hätten. Im Gegentheil ſcheinen die mannigfaltigen freiwilligen und gewiß auch bewilligten Niederlaſſungen der Slaven auf der germaniſchen Seite jener Naturgrenzen, wie wir ſie ſpäter finden, ſattſam das friedliche Verhältniß zu bezeugen, was in jenen früheſten Zeiten zwiſchen beiden Völkern muß ſtatt gefunden haben. Wir finden in Oſtfranken, bis nahe an Nürnberg, ſolche ſlaviſche Niederlaſſungen. Ob auch, wie

*) Daß Deutſche in jenen Ländern zurückgeblieben und von den nachrückenden Slaven überwunden, oder als Freie ſogar unter ſelbigen gehegt und geduldet worden wären, das iſt zwar eine Behauptung, die mehrfach gethan worden iſt, neuerdings noch von Fabricius, vom Freiherrn von Harthauſen, M. Arndt u. A., die ſich aber unſers Erachtens nicht durchführen läßt.

man früher bisweilen angenommen, bei Utrecht in den heutigen Niederlanden Slaven geseſſen? Auf dieſe Frage hat Leo ganz richtig in den Berliner Jahrbüchern alſo geantwortet: „Allerdings iſt der alte deutſche Name Utrechts «„Wilteburg"» mit Recht ſo gefaßt worden, daß es eine Burg der Wilten oder Wilzen geweſen; aber da man den Namen der Wilzen ſonſt nur von einem wendiſchen Stamme gebraucht ſah, hat man eine wendiſche Colonie nach den Niederlanden gebracht. Dies iſt jedoch ganz undenkbar. Wenn der Stamm, welcher Utrecht und ſeine Umgegend bewohnte, auch in deutſcher oder vordeutſcher Zeit Wilten oder (oberdeutſch) Wilzen hieß, — ſlaviſch kann er keines Falls geweſen ſein" *). Es ſtanden beide Völker ſich in mehrfacher Beziehung damals noch viel näher als ſpäterhin: Verſchiedenheit der Religion, der Cultur, der Sitten z. B. trennte ſie noch nicht ſo ſchroff.

Jene ſo zahlreiche, ausgebreitete Maſſe Slaven von Mähren und Böhmen an bis hinauf zur Oſtſee und auf der andern Seite bis hin zum Eismeere und zum Uralgebirge — ein ungeheurer Flächenraum! — zerfiel in eine Menge kleinerer und größerer Völkerſchaften unter verſchiedenen Namen, die allmählich nach einander aus dem Dunkel hervortreten, je weiter die Deutſchen, und mit ihnen die Erd- und Völkerkunde, vorrückten und mit ſelbigen bekannt wurden. Im Einzelnen waren ſie hinſichtlich der Sprache einander faſt ganz ähnlich, hinſichtlich der Sitten aber und der äußeren Lebensweiſe von einander ſehr verſchieden **). Oben an der Oſtſee, im heutigen Holſtein, wohnten die Wagrier, im heutigen Mekelnburg die Obotriten und Polaben, weiter hinauf an der Elbe die Linonen (in der Gegend von Lauenburg) und die Smaldinger (an der Elde); dann folgten in der Priegnitz die Bretenzr (Borkenizer = Priegnitzer?), darauf die Wilzen oder Welataber, an der Havel ſodann die Stodoraner und

*) Das Ganze beruht auf einer Stelle in Beda's Geſchichte von England (V, 11): in castello — —, quod antiquo gentium illarum verbo Viltaburg, i. e. oppidum Viltorum, lingua autem gallica Trajectum vocatur. Hiernach liegt es doch weit näher, bei dieſen Wilten an einen früh verſchollenen fränkiſchen Stamm dieſes Names zu denken, als an die in Mekelnburg und in deſſen Umgegend heimiſchen Wilzen!

**) Vergl. Einhard. vita Caroli. M. c. 15.

Heveller. An dieſe grenzten in der Gegend von Leizkau und Zerbſt und die Saale hinauf die Sorben nebſt den Siuslern, hinter ihnen die Daleminzier, in der Oberlauſitz die Milziener, neben welchen dann wieder ſüdlich die Czechen in Böhmen, die Mährer in Mähren ſaßen. Indem dieſer Volksſtamm von Oſten nach Weſten, von der obern Weichſel nach Deutſchland vorgedrungen war, hatte er ſich beſonders weit bis zum Böhmer Wald und bis zum Fichtelgebirge und der Saale hin vorgeſchoben. Hier bildeten ſeine Wohnſitze eine Art von Keil, der auf beiden Seiten von Deutſchen begrenzt war. Und mit dieſen Slaven ſind die erſten, die meiſten, die längſten und hartnäckigſten Kämpfe von Seiten der Deutſchen beſtanden worden: ſie hatten immer vor ſich die natürlichen Bollwerke, Gebirge und Flüſſe, hinter ſich einen ſichern Rückhalt an ihren Stammgenoſſen, während z. B. die Karantaner in Kärnthen, als rings von den Deutſchen umſchloſſen, ſich dieſen nur zu bald fügen und unterwerfen mußten.

Sammeln wir aus den Darſtellungen der ältern Hiſtoriker und der neuern Reiſenden die einzelnen Züge, ſo dürfte folgende Schilderung, die ſolchen getreu entnommen iſt, genau die Natur und den Charakter des Slaven überhaupt malen. Sie wird Vieles erklären, was die nachfolgende geſchichtliche Erörterung uns vor Augen ſtellt, und ſo mag ſie hier dem Ganzen gleichſam zur Baſis dienen. Sie ſoll ebenſo wenig die Tugenden und Vorzüge des Volksſtammes verſchweigen, als die Fehler und Laſter deſſelben.

Der Slave iſt im Ganzen von mittlerer, mäßiger Größe, aber gedrungenen, unterſetzten Körperbaues. Seine Gliedmaßen ſind nehmlich derb, ſtark, rund, kräftig und dabei gelenkig. Seine Phyſiognomie zeigt, wo ſein Geſchlecht noch unvermiſcht ſich findet, breite wie aus Eichenholz geſchnitzte Geſichter mit breiten, ſtumpfen Naſen, mit breitem, dickem Munde, ſtieren Augen, knorrigen Backenknochen. Seine Geſichtszüge ſind flach, ſind grob, ſein Haar flächſen. Gegen Hitze und Kälte, gegen Durſt und Hunger zeigt er ſich im Verhältniß zu andern Nationen weniger empfindlich. Sehr zuſammengeſetzt iſt ſein Charakter: ein merkwürdiges Gemiſch von Tugenden und Fehlern, von Vorzügen und

Mängeln. Von Natur phlegmatiſch, liebt er die Ruhe und den Frieden, begnügt er ſich mit Wenigem und thut daher auch meiſtens nur ſo viel, als er nothdürftig für ſich und die Seinigen braucht, denkt nicht viel an die Zukunft, an Vorrath, an Aufſpeicherung, an Erſparniſſe, an Verbeſſerung ſeines Zuſtandes, an Verſchönerung des Lebens. Er kann im Schmuze, im Elende ſich und die Seinigen ruhig verkommen ſehen. Aus demſelben Grunde iſt er indolent, läßt Vieles über ſich ergehen, was ein reges, edleres Gemüth ſchwerlich ſo duldſam hinnähme. Er erträgt geduldig und unverdroſſen Arbeit und Aufregung, geht ruhig in Gefahr und in den Tod, bei welcher ſtolzen Todesverachtung er etwas Orientaliſches, Muhamedaniſches hat. Dieſe Lethargie, dieſes unendliche Gefühl des Schickſals und der Nothwendigkeit macht ihn ausdauernd, tapfer im Kriege, in der Schlacht. Er iſt gutmüthig, leutſelig, gemüthlich, fromm, gaſtfrei, mitleidig, wohlthätig, züchtig, keuſch, fröhlich und heiter, liebt in letzterer Beziehung ganz beſonders die Muſik, den Geſang, die Poeſie, für welche Künſte er darum auch ein vorzügliches Talent hat *). Aber er iſt auch wieder durch augenblickliche Eindrücke leicht erregbar und ſchnell zu erhitzen, iſt leichtſinnig und unbeſonnen, iſt choleriſch, aufbrauſend, ſtürmiſch, heftig, rechthaberiſch, ſtreitzüchtig, zänkiſch und kampfluſtig, ſelbſt gegen ſeine Stammverwandte, und in ſolcher Aufregung jeder Anſtrengung, jeder Aufopferung, jeder Rachſucht, jeder Grauſamkeit, jeder Schandthat fähig. Er

*) Man vergl. Preusker: Blicke in die vaterländ. Vorzeit, II. Th. S. 179 ff. Dort ſagt der Verf. über die Wenden in der Lauſitz Folgendes: „Auch unter dem Druck der Leibeigenſchaft blieb den Wenden ihre mit den meiſten ſlaviſchen Nationen getheilte harmloſe Heiterkeit und Fröhlichkeit, ihr genügſamer, zufriedener Sinn, der ſich durch zahlreiche fröhliche Volkslieder ausſpricht; denn luſtiger Geſang ertönt bei ihnen oft in Haus und Feld, bei Arbeit und in geſelligem Kreiſe, und der Tanz wird nicht minder geliebt. — Es ſind meiſt Lieder der Liebe, zuweilen auch der Klage über Verluſt und Untreue des Geliebten, manche in das wehmüthig Elegiſche übergehend mit ſchwärmeriſcher und phantaſiereicher Betrachtung der Natur und des irdiſchen Untergang bringenden Weltlaufs, mit vertrauensvollem Glauben an das Schickſal und hingebung an das Wunderbare, wie dies jedoch noch häufiger bei den ſüdlichen und öſtlichen Slaven-Nationen der Fall iſt, und zugleich mit Vorzeichen der wehmüthiger ſtimmenden Moll-Töne, wie überhaupt den Slaven eigen.“

kann und wird ſich dienſtfertig und gefällig gegen Jedermann zeigen, von dem er dafür nichts zu erwarten hat, oder gegen Landsleute, aber frech und unverſchämt in ſeinen Anſprüchen und Forderungen, wenn er glaubt, es Jemandem bieten zu können. Denn bei aller Genügſamkeit, bei zufriedenem Sinne ſelbſt in Dürftigkeit und Mangel, iſt er doch lüſtern nach fremdem Gute, nicht ſowohl ſeiner Landsleute und Stammgenoſſen, als vielmehr Ausheimiſcher, insbeſondere wenn ſolches ſeine Blicke und ſeine Neugierde reizt. Dann iſt er ſogar diebiſch, räuberiſch, beuteſüchtig, achtet weder des Geſetzes noch der drohenden Strafe; dann kann er ſein natürliches Phlegma verläugnen und gewandten Geiſtes, klug, verſchmitzt, liſtig, verſchlagen erſcheinen. In manchen Ländern, z. B. in Rußland, beſitzt er nicht ſelten eine unverſiegliche Schalkheit und dabei eine gewiſſe Lauſchigkeit. Da iſt er ein durch und durch ſpäher, ſchlauer Menſch, und, indem er nichts zu thun oder nur zu ſpielen und zu ſcherzen ſcheint, bemerkt, ſieht und erlauſcht er Alles, was um ihn vorgeht. Stolz auf ſeine Nationalität, verſchmähet er das Ausheimiſche und iſolirt ſich gern von allem Fremden und hält am Seinen feſt. Er liebt ſein Volk und ſeine Stammgenoſſen und haßt diejenigen herzlich, die es beſiegen, beherrſchen und beknechten; er liebt ſeine Sprache und mag nichts von der wiſſen, die ſeine Dränger reden; er liebt ſeine Sitten, ſeine vaterländiſchen Gebräuche, ſeine angeſtammte Religion und verachtet das Andre, nicht ſelten bis zum Uebermaaße, bis zur Bigotterie, bis zur Intoleranz, bis zum eignen Nachtheile, bis zum Lächerlichen. Selbſt die eignen Stammgenoſſen kann er ſo mit dem bitterſten Haſſe verfolgen, mit der größten Verächtlichkeit behandeln, ſind ſie einer andern Kirche, einem andern Staate, einer andern Völkerſchaft angehörig oder zugethan: er kann ſie unaufhörlich bekämpfen, bekriegen, vernichten wollen. Und ſo willig und geduldig er in allen andern Dingen iſt, ſo unduldſam iſt er gegen jeden, der an ſeinen Sitten und Gebräuchen ändern will. Für den wird er ein Fanatiker. Das größte Elend erträgt er gern, wenn er nur dabei das Bewußtſein hat, der Sitte ſeiner Väter nicht entfremdet zu werden. Man kann hiernach leicht ermeſſen, welch un-

überſteigliches Hinderniß dieſer bornirte Patriotismus jeder politiſchen und ſittlichen Verbeſſerung des Zuſtandes in den Weg legt. Nur despotiſcher Zwang vermag hier etwas, wie wir an Peter dem Großen ſehen; nur die Knute kann den ſtarren Trotz brechen. Darum iſt der Zwiſt der Slaven unter ſich ein alter, ein eingeroſteter, den ſelbſt die Cultur der neueſten Zeit noch nicht hat ſchichten können: ein Jammer, der den Beſſern unter ihnen nicht entgeht *). Wehe dem, von welchem er fürchtet, in ſeiner Nationalität beſchränkt zu werden! Dem iſt er ein geſchworner Feind; dem tritt er mit aller Macht entgegen, wenn er nicht offen kann, heimlich und verſteckt. Er iſt patriotiſch, er kann Gut und Blut hinopfern, iſt tapfer, unternehmend, kühn, wenn es die Freiheit, das Vaterland, den heimathlichen Heerd gilt. Aber ſelbſt bei dieſen edeln Beſtrebungen kommt ihm ſeine Liebe zur Bequemlichkeit und zum Unthätigſein in den Weg: er hält nicht aus, hat nicht dauernde Feſtigkeit des Willens; ſein Enthuſiasmus iſt gleich dem Strohfeuer. Und thut ſich ihm dabei gar die Ausſicht auf Gewinn, auf Privatvortheil offen: dann wird er treulos, dann läßt er ſich leicht beſtechen; dann kann er ſelbſt das Theuerſte verrathen: den heimathlichen Heerd, das Vaterland, ſein Volk **); dann ſchämt er ſich nicht, den Freund zu ſtürzen und preis zu geben, vielleicht ſelbſt mit innerem höhniſchen Lächeln. Und jener Stolz, der ſich, wie wir oben geſehen, im Nationalen äußert, artet bei dem Slaven, bei dem Vornehmen, nicht ſelten in drückenden Ariſtokratismus aus, ſo daß er gegen ſeine eigenen ihm untergebenen Stammgenoſſen herriſch, tyranniſch, despotiſch, grauſam wird, während er gegen Mächtigere und Höhere, als er ſelbſt iſt, kommt inſonderheit Privatnutzen ins Spiel, demüthig-freundlich, kriechend, ſelbſt hinterliſtig und falſch

*) Selbſt ein Puſchkin ſingt einmal:

O! haltet ein! Den Zwiſt der Slaven unter ſich,
Den alten, häuslichen, erwog ſchon das Geſchick.

**) Der letzte König der Slowaken, Swatopluk, ſo berichtet eine alte Tradition, ſoll ſein Land an die Ungarn für ein — Roß verkauft haben! Ein weißer Hengſt mit Sattel und Zeug war der Preis! Und welche Beſtechlichkeit — um aus der letzten Zeit einen Beweis zu liefern — mag die Zertrümmerung Polens herbeigeführt haben!

ſein kann. Ebenſo wenig aber achtet der Niedere es für eine Schande, ſeinen Obern, ſind ſie nur von ſeinem Volke, von ſeinem Stamme, ſklaviſch-demüthig zu gehorchen, Alles, ſelbſt das Verächtlichſte zu thun, was ſie ihm befehlen, ſich von ihnen mit Füßen treten, auf das ſchimpflichſte malträtiren zu laſſen. Für freie Staatsformen ſcheint er wenig organiſirt zu ſein; er wirft ſich vielmehr in den Extremen des Despotismus und der Anarchie umher. Von jeher fehlte ihm zu politiſcher Einheit die Baſis eines tüchtigen Bürgerthumes. Von Natur mit mancherlei körperlichen und geiſtigen Fertigkeiten und Talenten ausgerüſtet, faßt er leicht eine Sache auf, weiß er ſchnell das Fremde ſich anzueignen, ahmt er mit Geſchick das Neue, kaum Geſehene nach, iſt er anſtellig, gewandt im Selbſterfinden. Er iſt arbeitſam und ausdauernd in ſeiner Pflichttreue, wenn er ein Amt hat, das ihn nährt und ihn an eine beſtimmte Ordnung kettet. So liefert das ſlaviſche Böhmen vorzugsweiſe dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaate gegenwärtig ſchon ſeine meiſten Geſchäfts- und Regierungsmänner, und es würde auch nicht im Preußiſchen daran fehlen, wofern nicht hier der Nationalhaß die Slaven noch ſo ſehr abhielte von der Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung. Aber auch hier tritt ihm nur zu oft ſeine Liebe zur Trägheit in den Weg und hemmt jeden Aufſchwung, jeden Fortſchritt, im Materiellen wie im Höhern, Geiſtigen. Er braucht ſein Talent nicht, entwickelt es nicht aus ſich ſelbſt heraus, ſondern bedarf dabei überall erſt einer äußern Anregung durch Beiſpiel, Noth u. ſ. w. Ein wahrhaft göttlicher Leichtſinn begleitet ihn bei all ſeinem Thun, und eine gewiſſe Schalkheit weiß an Allem die lächerliche Seite aufzufinden. Der Ruſſe z. B. iſt ein trefflicher Mime, ein geborener Luſtſpieler, voll Schalkheit und Gewandtheit, eine Eigenſchaft, die aus allen ſeinen Gebehrden und Geſichtszügen leuchtet: Heiterkeit, Scherz, leichtes Abſchütteln des Schweren und Unangenehmen charakteriſirt ihn durchaus. Dazu geſellt ſich noch bei Vielen die Liebe zur Trunkenheit, die Sucht nach geiſtigen Getränken der niedrigſten Art und lähmt die geiſtigen wie die körperlichen Kräfte, hindert den Fleiß, das Vorwärtskommen, den Wohlſtand, die Cultur,

zerrüttet das Gebäude des häuslichen und geselligen Lebens. Der gemeine Slave ist einerseits sehr genügsam: er hat wenig Bedürfnisse; aber unter diesen wenigen Bedürfnissen ist der Branntwein das hauptsächlichste, für das auch der ärmste, auch der frugalste Alles hingibt.

Mit dieser Natur und mit diesem Charakter erscheint der Slave auch zumeist in der Geschichte, namentlich in der Geschichte des Kampfes mit den Deutschen. Auch hier beweist er Kraft, Muth, persönliche Tapferkeit, Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zum Nationalen, und hat aus diesem Grunde dem Deutschen seine Besiegung schwer und mühevoll und langwierig gemacht. Auf der andern Seite hat er aber nicht minder jenen Hang zu innern Zwistigkeiten, jenen Leichtsinn, jenen Mangel an Ausdauer, jene Misachtung des Völkerrechts, jene Liebe zu Räubereien, zu ungezügelter Freiheit und Ungebundenheit, jenen Ungehorsam, jene Treubrüchigkeit, jene Verrätherei an den eigenen Landsleuten und Unterthanen, jenes heimtückische, leichtsinnige Wesen, jene unstäte und immerdar schwankende, durch die Leidenschaft des Augenblickes bedingte Politik und jene starre Anhänglichkeit an das Seinige kund genug gethan, und es wird sich als nur zu gewiß ergeben, daß er diesen Fehlern allein seine unangenehmen Verhältnisse zuzuschreiben hat, in die er allmählich, den Deutschen gegenüber, gerathen.

Hinsichtlich seines Culturzustandes und seines politischen Lebens in der ältesten Zeit bemerken wir, daß Ackerbau, Fischfang, Jagd, Bienenzucht seine einzigen Beschäftigungen gewesen sein mögen, nur kaum hinreichend zur nothdürftigen Erhaltung des Lebens. Städte hatte er nicht, nicht einmal Burgen, d. h. mit Erdwällen befestigte Plätze; er lernte solche erst in den Kriegen mit den Deutschen kennen und bauen. Seine Waffen waren roh; seine Kriegsverfassung gewiß nur in so weit geregelt, daß es ein Aufgebot war zu freiwilliger Heerfahrt mit Aussicht auf Beute. Ohne eigenthümliche Gesetze und Gewohnheiten waren die Slaven indessen schon frühzeitig nicht*). Im Ganzen herrschte unter ihnen meist

*) Vergl. Annal. Fuld. bei Perz I. p. 366. Eine in dieser Beziehung sehr interessante Stelle.

Demokratie und eine große Freiheit und Ungebundenheit, die wohl nur bisweilen eine solche rohe Beschränkung erfuhr, als Ditmar von Merseburg uns an einer Stelle seiner merkwürdigen Chronik erzählt *). Der Aeltere, der Kluge, der Verschmitzte, der Thatkräftige, der Verdiente, der Beredte konnte sich und mochte sich emporschwingen und über die Andern eine Art von Herrschaft üben, die aber mit seinem Tode wieder in ein Nichts zerfiel. Dessenungeachtet hat es unter ihnen nicht an Ständen und an Standesverschiedenheit gefehlt. Adel und Bauern haben sich gewiß frühzeitig von einander getrennt. Leibeigenschaft und Sklaverei ist ihnen gleichfalls nicht fremd gewesen **). Auch findet man frühzeitig Häuptlinge und Fürsten. Und selbst Erblichkeit der Macht und des Besitzes scheint sich bald festgestellt zu haben, doch nicht mit der Beschränkung auf die Erstgeburt; daher die für Erhaltung einer erworbenen Macht so nachtheilige Sitte, das Erbe unter alle Söhne zu theilen und so das Besitzthum zu zersplittern; daher das schnelle Zerfallen so mancher Herrschaft, die dem Nachbarvolke drohend und gefährlich erstanden war; daher so häufige Zwiste in den fürstlichen Häusern, Usurpationen, Vertreibungen einzelner Familienglieder, Entthronungen, Mordthaten, Aufstände u. s. w. über die Erbfolge oder über den Thron, welche den benachbarten Fürsten Gelegenheit gaben zu Einmischungen, zu schiedsrichterlichen Aussprüchen, zur Erlangung einer Art von Obergewalt. Zuweilen Verbindungen unter den einzelnen Völkerstämmen und Genossenschaften ***), aber meist nur von kurzer Dauer. Die Religion war Götzendienst niederer Art: ihr lag die Unterscheidung nützlicher oder schädlicher Naturkräfte zum Grunde; sie verschmähte selbst Menschenopfer nicht.

*) VI. p. 151.

**) Dies läugnet zwar der berühmte Verf. der böhmischen Geschichte, Palacky, aber gewiß ohne Grund. In Mekelnburg, einem echt slavischen Lande, finden wir noch in der neuern Zeit Spuren von Leibeigenschaft. Und in den von den Deutschen eroberten Ländern hat sicher dieses Verhältniß häufig schon vor der Eroberung bestanden und ist mit derselben auf die Sieger übergegangen.

***) Vergl. z. B. die Chronisten beim Jahre 809. Thraseo, dux Obodritorum, — — omnes, qui ab eo defecerant, ad suam societatem reverti coëgit.

Hinſichtlich der feinern menſchlich-ſittlichen Gefühle waren manche Slaven, z. B. die Welataber oder Wilzen, ſo roh, „daß ſie ſich nicht ſchämten zu bekennen, daß ſie ihre Aeltern mit mehrerem Rechte eſſen ſollten, denn die Würmer.“ *) Einhard (vita Caroli M. c. 15) nennt die ſlaviſchen Nationen wild (feras). Im Leben des heiligen Sturm wird Folgendes erzählt: „Dieſer begegnete auf einer Reiſe im Jahre 744 einer Schaar Slaven an den Ufern der Fulda beim Baden, und vor ihren nackten Körpern ſing ſich das Roß, worauf er ritt, an zu ſcheuen, und er ſelbſt ſchauderte zurück vor ihrem ekelhaften Geruch.“ Daß ſolches der Wahrheit gemäß iſt, iſt nicht zu läugnen. Denn wem fällt nicht hierbei die ſchamloſe Art ein, mit welcher im Befreiungskriege (was man in der Art von keiner andern gebildeten Nation erlebt hatte) unſere Flüſſe und Teiche, auch die allen Blicken ausgeſetzten, von nackten badenden Ruſſen bedeckt waren? Und von den Wenden erzählt Bonifacius in einem ſeiner Briefe (No. LXXII), daß die Frauen bei denſelben, nach Art der Hindoſtanerinnen, wenn ihr Mann geſtorben, ſich ſelbſt Gewalt angethan hätten, und daß diejenige unter ihnen beſonders geprieſen worden, welche ſelbſt Hand an ſich gelegt, ſo daß ſie mit ihrem Manne auf einem und demſelben Scheiterhaufen verbrannt werden konnte. Allerdings zeugt das, wie Bonifacius und neuerdings Schafarik bemerkt haben, von großer Treue der ſlaviſchen Frauen, andrerſeits aber doch auch von einer unmoraliſchen Willkür, ſich aus dem Leben hier fortzuſchaffen, die eben nicht preiswürdig iſt oder nur anerkennungswerth wäre. Unter den im 11. und 12. Jahrhunderte an's Licht der Geſchichte tretenden Pommern war es Sitte die neugebornen Kinder weiblichen Geſchlechtes zu tödten; eben ſo war die Vielweiberei gewöhnlich. Als Cultusbilder von ihren Götzen kommen vor bei den Slaven wirkliche Bildniſſe, die ſie z. B. im Kriege vortrugen, dann Roſſe (z. B. in Redra, wo das heilige Roß zum Wahrſagen diente) oder gar eine Lanze **) oder ein goldenes Kriegsſchild

*) S. Notker Labeo's (Abtes zu St. Gallen zu Anfange des 11. Jahrhunderts) deutſche Paraphraſe des Marcian. Capella in Wackernagel's altd. Leſeb. I. S. 96.

**) S. L. Gieſebrecht's wendiſche Geſch. II. B. S. 273 u. 279 u. A.

wie zu Wolgaſt im Tempel des Gerovit, oder einen (Nuß-) Baum, wie bei Stettin. Ihr Cultus war zwar ein öffentlicher, allgemeiner für die Mitglieder jeder zuſammenhaltenden Völkerſchaft: ſie hatten gemeinſame Tempel, Feſte, Prieſter, aber nur in ſehr geringer Anzahl, jede Nation vielleicht nur einzelne; daher waren die Abgaben zur Unterhaltung des Cultus durchaus gering und ganz unfühlbar, ſo recht im Gegenſatze zum chriſtlich-römiſch-katholiſchen. Unter einander beſtahlen ſie ſich (z. B. die Pommern) nicht: es galt bei ihnen und unter ihnen das Recht des Beſitzes als heilig; aber Raub in Feindesland galt ihnen nicht als Raub oder als eine Unſittlichkeit. Gegen Feinde und Gefangene waren ſie grauſam: ſie ſchlachteten ſie oder marterten ſie oder verkauften ſie in die Sklaverei; beſonders thaten ſie das nachmals mit den deutſchen Chriſten.

Das erſte beſtimmte Vorkommen der Slaven in den Annalen der Geſchichte geſchieht bei dem byzantiniſchen Hiſtoriker Procopius und zwar beim Jahre 494 oder 495 unſrer Zeitrechnung. Damals nämlich ſind ſie in Conflict gerathen mit dem griechiſch-römiſchen Kaiſerthume, neben welchem ſie zu der Zeit ihre Wohnſitze hatten. Sie heißen dort Sklabener und werden als ein großes, kräftiges Geſchlecht geſchildert, das zwar in Dürftigkeit und in Schmuz und in zerſtreut liegenden Hütten, aber dabei auch in Freiheit und Ungebundenheit lebte, zwar ſchlecht bewaffnet, aber dabei doch kampf-, kriegs- und beuteluſtig wäre, das durch unaufhörliche Raubzüge das oſtrömiſche Reich beläſtigte und mit Grauſamkeit und roher Zerſtörungswuth die Ländereien deſſelben verheerte. Mit den Deutſchen ſcheinen wenigſtens die, welche weiter nördlich, etwa im heutigen Böhmen, wohnten, damals in gutem Vernehmen geſtanden zu haben. Denn als in dem oben angegebenen Jahre die Heruler, von den Longobarden auf dem Marchfelde in Oeſtreich geſchlagen, wieder zu den Warnern an der Oſtſee zurückkehren wollten, erlaubten ihnen die dazwiſchen hauſenden Slaven gern, durch ihr Land zu ziehen.

Das Jahr darauf (496) geſchah, wie wir ſchon oben erwähnten, die merkwürdige Schlacht bei Zülpich, die, obwohl fern geſchlagen von den germaniſch-ſlaviſchen Grenzen, den

noch von höchster Bedeutsamkeit ward für die gemeinsamen Verhältnisse beider Völker: sie machte die Franken, jenes aufstrebende, mächtige Volk, ohne welches Deutschland vielleicht nie ein Ganzes gebildet, nie eine Einigung erreicht hätte, zu unmittelbaren Nachbarn der Slaven beim südlichen Böhmen und bei Mähren. Und König Chlodwig war Christ geworden, Mitglied einer Religion und einer Kirche, die ihre Verbreitung ihren Bekennern zur Pflicht macht und dieselbe sofort nach der Bekehrung zu Gegnern des Heidenthumes umwandelt. Ueberdem versprach sich Chlodwig nicht weniger zur Begründung und Ausbreitung seiner Macht von dem Beistande der Kirche, als diese von nun an auf seine Unterstützung rechnete bei Ausführung ihrer Zwecke. Es erfolgte eine Vereinigung beider Mächte, die wir schon oben als höchst gefährlich für die Selbständigkeit der benachbarten heidnischen Slaven bezeichnet haben. War ja doch schon im heidnischen römischen Staate die Religion, der Cultus Sache des Staates, des öffentlichen Lebens gewesen, und das war nun auch das Christenthum, seitdem es in Rom Staatsreligion geworden. Alemannien ward nebst dem dazu gehörigen Baiern in ein Herzogthum des fränkischen Reiches verwandelt, zu Austrasien geschlagen und unter die Diöcese von Vindionissa (Windisch) gestellt. Es erhielt also eine politisch- und kirchlich-geordnete Verfassung, gegenüber dem vagen, unbestimmten Wesen der Slaven. Mit dem Kirchenthume kam das Mönchsthum, kam ein höherer Grad von geistiger Cultur. Und auch das setzte die Slaven in ein andres, dunkleres Licht in Vergleich zu den Deutschen, den Franken. Von nun an war es nicht blos mehr Sprache und Sitte, was die beiden Völker trennte. Und den Slaven mußte bei ihrem Mangel an Einheit unter einander, bei der Zerrissenheit ihres Volkes, der Nachbar um so bedenklicher, um so drohender erscheinen. Nachmals vereinigte Chlodwig mit seinem Reiche in Folge mancherlei Intriguen und Schandthaten auch die übrigen Gebiete der Franken am untern Rheine, so daß sich nun gar kein andres germanisches Volk mit seiner Macht und seiner Gewalt mehr messen konnte. Und seine Franken waren kühn und trunken von allen seinen Siegen und Eroberungen und

leicht nach Mehrerem lüſtern! Mit den Slaven indeſſen gab es doch noch der Berührungspunkte zu wenige, und Chlodwig ſtarb 511, und die Theilungen des Reiches nach ſeinem Tode ſchwächten wieder in etwas das Reich, ſo daß kein feindliches Zuſammentreffen in dieſer Zeit erfolgt iſt. Höchſtens erweiterten die Franken ihr Gebiet und ihre Grenzen gegen die Slaven hin im Nordgau, im deutſchen Franken, nach Thüringen zu, und unterwarfen ſich bei dieſer Gelegenheit auch wohl diejenigen Wenden, welche auf der germaniſchen Seite jener Naturgrenzen hauſten.

Da fällt aber als Beute 530 den vereinten Franken und Sachſen durch die Schlacht an der Unſtrut das Reich der Thüringer, und die Sieger theilen es unter ſich: der größere Theil derſelben, der ſüdliche, bis zur Unſtrut hin, wird den erſtern zu Theil, wird zu Auſtraſien geſchlagen. Damit iſt eine neue wichtige Vormauer — die Thüringer, auch Wariner und Warner genannt, ſcheinen mit den Slaven in gutem Vernehmen geſtanden zu haben — gegen das erobernde, immer weiter um ſich greifende Volk der Franken niedergeſtürzt, und es ſind die Slaven in Böhmen (die Czechen) und an der obern Saale hinab (die Sorben) nun gleichfalls unmittelbare Nachbarn deſſelben. Bei weitem minder gefährlich waren die Sachſen, denen Nordthüringen zu Theil ward, wegen ihrer geringern Macht und weil die Slaven an Cultur ihnen in mehrfacher Hinſicht damals noch ziemlich gleich ſein mochten. Selbige ſcheinen ſich auch aus ihrem Antheile an Thüringen nicht beſonders viel gemacht zu haben: ſie überließen ein beträchtliches Stück davon, beſonders das öſtliche, einzelnen Coloniſten — manche Hiſtoriker der neuern Zeit wollen in dieſen ſogar Slaven, Sorbenwenden entdeckt haben — zur Bebauung nnd Benutzung für einen angemeſſenen Tribut. Und als einige Jahrzehnte ſpäter (577), auf Einladung des Longobardenkönigs Alboin, eine Partie Sachſen an der Eroberung Oberitaliens Antheil nehmen wollte und zu dem Ende ihr Vaterland verließ, ſandten zur Wiederbevölkerung der verlaſſenen Gegenden merkwürdiger Weiſe die damaligen fränkiſchen Könige Clothar und Siegebert, nebſt Leuten aus andern deutſchen Völkerſchaften, insbeſondere

Schwaben dahin, und zwar in den ſtumpfen Winkel, welchen die untere Saale mit der Elbe bildet, in den nach ihnen ſogenannten Nordſchwabengau. Und obwohl jene Sachſen zum Theil wiederkehrten und die Herausgabe ihrer frühern Wohnſitze verlangten und mit Gewalt erzwingen wollten, ſo blieben jene doch nach zwei blutigen Schlachten im ruhigen Beſitze. Und ſo geſchah es, daß die Franken längs des ganzen Stromlaufes der Saale das Sorbenland zu begrenzen anfingen; denn es finden ſich wirklich Spuren, daß ſie über jene ſüddeutſchen Anſiedler im Nordſchwabengau eine Oberhoheit ausgeübt, wenn auch mit Unterbrechungen, wegen der nach folgenden langwierigen und ſchweren Kriege mit den Sachſen. Auch müſſen ſogar die Sorben bald nachher in eine Art Unterthänigkeitsverhältniß zu den Franken getreten ſein; denn wir werden ſehen, daß ſolches nachmals wieder aufgelöſt worden. Dieſe Sorbenwenden waren aber läſtige Nachbarn wegen ihrer ewigen Einfälle in das benachbarte Gebiet, mit Hintanſetzung alles doch ſo naturgemäßen Eigenthums- und Völkerrechtes. Es iſt daher auch glaublich, daß ſchon ſehr früh, wenigſtens anfangs von Südthüringen aus, eine Mark gegen dieſelben errichtet worden iſt, wenn ſie gleich erſt ſpäterhin, um 788 und 874 (ſ. nachher), ſichtbar auftaucht, und damals erſt ihre größere Feſtigkeit erhalten haben dürfte. Die Nothwendigkeit gebot es.

Während deſſen war in Pannonien ein mit den Hunnen verwandtes, bis dahin faſt ganz unbeachtet gebliebenes, wildes, raubſüchtiges, kriegsluſtiges Volk, die Avaren, aufgetreten und durchzog verheerend und plündernd die Länder der Slaven bis ins ehemalige Thüringen. Hier wurden ſie zwar vom fränkiſchen Könige Siegebert geſchlagen (567), kamen aber 571 wieder und beknechteten die Slaven auf eine furchtbar rohe Weiſe, ſo daß ſich das Nationalgefühl derſelben höchlich verletzt fühlen und auf Rache und Empörung ſinnen mußte. Wir werden ſehen, wie es ſpäter ſich Luft gemacht. Allein ſie, die Avaren, waren es auch, die ſich nach Oeſtreich hineinwarfen und die Verbindung der ſüdlichen und nördlichen Slaven gänzlich durchſchnitten. Und es mußten jene, die Slaven in Kärnthen, Krain und Steier-

mark, den Chan der Avaren als Oberherrn anerkennen. Aber unter dem Schutze desſelben wagten ſie es, Einfälle in das baieriſche Gebiet zu thun. Da unternahm es 595 der baieriſche Herzog Thaſſilo I., ſich von dieſer läſtigen Nachbarſchaft zu befreien. Er rückte gegen ſie vor, ſiegte und kehrte beutebeladen zurück. Als jedoch im Jahre darauf eine baieriſche Schaar einen zweiten Zug verſuchte, wurde ſie von dem Chan der Avaren überfallen und niedergemacht. Auch Thaſſilo's Nachfolger, Garibald II., wurde von ihm geſchlagen; es drangen die Slaven nun ſogar bis über Baierns Grenzen vor, plünderten und verwüſteten den ihnen zunächſt liegenden Landestheil. Da ſammelte Garibald aufs neue ſein Heer und jagte ſie aus dem Lande. Doch blieben ſie von nun an eine lange Zeit frei vom Joche der Deutſchen.

Mittlerweile laſtete auf den Slaven in Böhmen und Mähren fortwährend der harte Druck der Avaren und drohte, ihnen auf immer ihre Selbſtändigkeit, wenigſtens in dieſen Gegenden, zu entziehen. Da erſcheint ungefähr 623 bei den Czechen in Handelsgeſchäften ein Kaufmann aus Brabant, Namens Samo (wenn ſolches nicht ein ſlaviſcher Name iſt, den er ſich erſt als eingebürgert in Böhmen beigelegt). Der höhern fränkiſchen Bildung theilhaftig wie er war, gab er den Slaven in Bezug auf ihre Befreiung von dem avariſchen Joche manche gute Rathſchläge; bald nachher entſagte er ſogar dem Chriſtenthume, ward Heide und von den Böhmen zum Heerführer erwählt. Und nach manchen glücklichen Erfolgen und Siegen ward von ihm die avariſche Zwingherrnſchaft gebrochen, Mähren und Böhmen wieder frei, und er zur Dankbarkeit dafür zum Könige erhoben (etwa 627). Und er hat ſich während ſeiner 35jährigen Regierung dieſer Ehre würdig gezeigt: er dehnte ſein Reich ſüdlich bis zu den ſteieriſchen Alpen, öſtlich bis an die Karpathen, nördlich vielleicht bis zur Spree und Havel aus.

Bei ſolch bedeutendem Umfange ſeines Reiches und bei der damit verbundenen Macht konnte er es nun ſelbſt mit der jetzt auch über ganz Frankreich ausgedehnten Frankenherrſchaft aufnehmen. Und er nahm es auf, als ſich die Gelegenheit darbot. Franken waren in ſein Land gekommen,

wahrſcheinlich um des Handels willen, und von ſeinen Unterthanen irgendwie gemishandelt worden. Der damalige König Dagobert läßt Genugthuung fordern. Samo weigert ſich ſogar, den Geſandten anzuerkennen, bis dieſer, in ſlaviſcher Kleidung, Mittel findet, ſich dem Könige zu nahen und ſeines Auftrages ſich zu entledigen. Nun hielten ſich aber auch die Slaven durch die Franken irgendwie beleidigt. Samo zeigte ſich alſo bereit, über die Sache zu verhandeln, wofern nur auch die Beſchwerden ſeiner Unterthanen berückſichtigt würden. Da brach indeſſen der unkluge Geſandte in ungeziemende, ihm nicht von ſeinem Könige dictirte Worte und in Drohungen aus und erklärte geradezu, daß Samo und ſein Volk dem Dagobert Unterwürfigkeit und Gehorſam ſchuldig wären. So ſchwer beleidigt ſich dadurch auch Samo fühlte, dennoch begnügte er ſich blos damit, den Unbeſonnenen aus dem Lande zu ſchaffen. Es geſchah das im Jahre 630. Da befahl Dagobert, ein großes Heer zu rüſten. Aber auch Samo blieb nicht unthätig: er rief alle Stammgenoſſen vom Erzgebirge bis hin zu den carniſchen Alpen zu den Waffen. Die Franken rückten in drei Zügen heran: das Heer führte Dagobert ſelbſt an, was in Böhmen einfiel. Es geſchah eine dreitägige blutige Schlacht; ſie endete zuletzt zum Nachtheil der Franken. Eine Folge davon war, daß Samo die Offenſive ergriff und in Thüringen verheerend einbrach; eine zweite, daß Derwan, der Fürſt der Sorben, welcher bis dahin den Franken zugethan oder unterthänig geweſen war, abfiel und ſich an Samo anſchloß. Dadurch erhielt deſſen Reich noch größere Ausdehnung und Macht. Dagobert aber will den Schimpf tilgen und ſammelt das Jahr darauf (631) ein neues, noch ſtärkeres Heer und rückt damit gegen Samo. Was indeſſen der Erfolg geweſen, verſchweigen die Quellen. Aber die Raubzüge der Slaven in das Gebiet der Franken wurden ſeitdem häufiger und gefahrdrohender, und ſo findet ſich Dagobert veranlaßt, den Auſtraſiern auf dem Reichstage zu Metz 632 auf ihr Verlangen einen beſondern König in ſeinem dreijährigen Sohne Sigibert zuzugeſtehen und dadurch gewiſſermaaßen eine Trennung des Reiches herbeizuführen, auch einen

beſondern Herzog in Thüringen in der Perſon Rudolph's einzuſetzen, um ſolchen Einfällen der Slaven zu wehren: die erſte jener Schutzmaaßregeln oder Wehrordnungen, welche die Deutſchen im Norden und Oſten getroffen, welche ſpäter zu einem förmlichen Syſteme ausgebildet wurden und ganz unbezweifelt dazu beigetragen haben, den deutſchen Waffen zuletzt den Sieg zu verleihen in dem großen Kampfe.

Samo gedachte nachmals, auch die Slaven an der Oder und an der Weichſel ſeinem Reiche einzuverleiben. Wie der Ausgang der diesfallſigen Expedition geweſen, wird uns indeſſen nicht gemeldet. Doch iſt wahrſcheinlich, daß, um Samo's Herrſchaft zu meiden, damals (639) einige erbiſche und chrowatiſche Stämme ihre bisherigen Wohnſitze an der obern Oder nnd Weichſel verlaſſen und ſich nach Pannonien gewandt haben. So ſcheint es denn, als wenn Samo's Reich dadurch nicht eben viel gewonnen hätte.

Zur Zeit dieſes Herrſchers ward auch der erſte Verſuch gemacht, das Chriſtenthum in den ſlaviſchen Ländern zu verbreiten. Der Biſchof Amandus von Utrecht unternahm das Wagniß, ſcheint aber nicht viel ausgerichtet zu haben.

Vom Jahre 641 an ſchweigen die Annalen von Samo; doch iſt ſo viel gewiß, daß derſelbe noch bis 662 regiert hat. Hätte er ebenſo viel Klugheit und Einſicht gehabt, für das Fortbeſtehen ſeines Reiches auch nach ſeinem Tode zu ſorgen, wie er ſie hatte für die Gründung und Aufrechthaltung deſſelben bei ſeinen Lebzeiten: wie ganz anders hätten ſich leicht die Verhältniſſe der folgenden Jahre geſtalten können! Wie gefährlich hätte das Reich der Czechen den Deutſchen werden können, bei der Schwäche und Ohnmacht der fränkiſchen Herrſchaft unter den letzten Merowingern! So aber verfiel daſſelbe ſofort mit dem Abſterben Samo's wieder und damit auch das größte Bollwerk der Slaven gegen die Deutſchen.

Die nun auf beiden Seiten eintretende langjährige Ruhe — ſie währte beinahe ein Jahrhundert hindurch — iſt bemerkenswerth durch das ſtille, aber um ſo einflußreichere Wirken der iriſchen und engliſchen Glaubensboten zur Verbreitung der chriſtlichen Religion in Deutſchland. Auf jenen beiden Inſeln nämlich, welche durch ihre iſolirte Lage ganz beſonders ſich

eigneten, Pflanzſchulen für chriſtliche Miſſionaire zu hegen, hatten ſich frühzeitig Klöſter gebildet, und die inſonderheit dem Benedictinerorden zugethanen Mönche waren, ihrer ausgezeichneten Ordensregel zufolge, nicht mit bloßem Singen, Beten und Faſten beſchäftigt, ſondern auch mit Schreiben, mit dem Leſen ſelbſt griechiſch-claſſiſcher Schriften, mit gelehrten Studien und mit dem Unterrichte und dem Heraufbilden jüngerer Mönche, namentlich zu Verbreitung des chriſtlichen Glaubens. Der Ruf ihrer Heiligkeit, ihrer Gelehrſamkeit, ihrer trefflichen Methode zog eine Menge junger Leute herbei, die alle Verlangen trugen, den veredelnden Unterricht zu genießen. Hier ward denn dieſen jugendlichen, empfänglichen Gemüthern jene Liebe zum Chriſtenthume, jene Begeiſterung zur Verbreitung deſſelben eingeflößt, welche oft ſchon zu großen Reſultaten geführt hat und auch damals Großes hervorbringen ſollte in unſerm deutſchen Vaterlande. Insbeſondere ward das Kloſter auf der Inſel Hy (Iona), nordweſtlich von Schottland — nachmals zu den Hebriden geſchlagen — ſeit dem Ende des ſechsten Jahrhunderts ein wahrer Sitz von Gelehrſamkeit und von Bibelſtudium, ein wahres Seminar von chriſtlichen Apoſteln. Hier nun gedieh auch der Entſchluß zur Reife, zu den ſo nahe wohnenden, mit den Sachſen in England ſo nahe verwandten Deutſchen auf dem Feſtlande zu pilgern und dort die noch ſo ſpärlich verbreitete Lehre mit Eifer und Nachdruck zu verkünden. Und das demüthige und dabei doch ſo würdevolle Auftreten dieſer Mönche, ihre Unerſchrockenheit, ihre Bereitwilligkeit in Ertragung aller Entbehrungen, Mühen und Gefahren, die Heiligkeit ihres Lebens, ihre Frömmigkeit, ihre unermüdliche Thätigkeit und Geduld, ihre Milde und Barmherzigkeit wußte ſelbſt die roheſten Gemüther zu bezähmen und für ſie zu gewinnen. Und ſo geſchah es denn, daß die chriſtliche Religion und Kirche nun tiefere Wurzeln hier in unſern deutſchen Landen ſchlug und anfing fröhlicher zu gedeihen. Ein Columban und Gallus predigte unter den Alemannen, ein Fridolin am Oberrhein, ein Amandus Eligius, Livinus, Wigbert, Willibrord unter den Frieſen, ein Kilian und Corbinian im Fränkiſchen und ein Emmeran und Rudbert (Ruprecht) unter den Baiern, anderer minder aus-

gezeichneter zu geſchweigen. Ueberall wurden Klöſter gegründet, Kirchen gebaut, das Volk zur Theilnahme an der chriſtlichen Andacht, zu kirchlicher Zucht, zur Gottſeligkeit angeleitet, auch ſonſt wohl noch mancher Keim zu größerer, edlerer Geſittung gelegt. Dadurch mußte natürlich der Geiſt der Deutſchen ein anderer werden: milder, geregelter, zarter, für jede Bildung empfänglicher, ernſterer, geſetzlicher; aber es mußte ſich auch in Folge deſſen von nun an ein ſchrofferer Gegenſatz zwiſchen ihnen und den nachbarlichen Slaven, die da im Heidenthume getreu verharrten, herausſtellen.

Indeſſen blieben doch jene Beſtrebungen, die chriſtliche Lehre zu verbreiten, geraume Zeit hindurch zu vereinzelt: ſie gingen nicht aus einem Mittelpunkte, aus einem vereinten Willen und Befehle hervor. Aus dieſem Grunde waren die Gemeinden, welche von den einzelnen Glaubensboten geſtiftet wurden, unter ſich getrennt: es umſchloß ſie noch kein gemeinſames Band. Was zu mancherlei Uebelſtänden Anlaß gab. Es fehlte namentlich der Kirche die rechte Kraft, das rechte Anſehen, welches Beides nur aus der Ordnung im Innern einer Geſellſchaft und aus ihrer Einigkeit hervorzugehen pflegt. Um ſolches herbeizuführen, um dem Chriſtenthume und der römiſch-katholiſchen Kirche für die Folge in Deutſchland das Gedeihen zu ſichern, mußten nun, wie Neander in ſeiner Kirchengeſchichte richtig bemerkt, entweder viele Miſſionaire in viele kleinere Wirkungskreiſe vertheilt werden, damit ſie, allein durch die vereinigende Macht des in die Gemüther der Neubekehrten gepflanzten göttlichen Wortes, es vorbereiteten, und bewirkten, daß allmählich von innen heraus die chriſtliche Kirche unter den germaniſchen Völkern eine beſtimmte Geſtalt, eine feſtere Norm gewänne, oder es mußte ein Mann auftreten, welcher, ausgerüſtet mit Thatkraft und Klugheit, das Ganze nach einem Plane leitete, welcher in kürzerer Zeit eine allgemeine deutſche Kirche in beſtimmter äußerlicher Geſtalt ſtiftete und dieſer durch feſte äußerliche Anſtalten und durch ihre Anſchließung an den großen Körper der römiſchen Kirche ihre Fortpflanzung ſicherte. Das Letztere iſt geſchehen, und es war das Werk des großen Bonifacius (Winfried) während der Jahre 712—755. Er zog

überall umher, taufte Tausende von denen, welche bis dahin noch dem Heidenthume anhingen, legte mehr Kirchen und Klöster an, stiftete mehrere Bisthümer (Würzburg, Eichstädt, Erfurt [?], Buraburg bei Fritzlar), ordnete das Synodalwesen und machte es abhängiger von Rom, vom Papste.

Unberechenbar sind die Folgen, die hieraus für Deutschland hervorgegangen, und deshalb auch für das Verhältniß desselben zu den Slaven. Die Deutschen nehmlich, schon an und für sich, bestimmten rechtlichen Verhältnissen hold und geneigt, wurden es nun in Bezug auf Religion und Kirche in erhöhtem Maaße. Und die strenge Norm, die durchgreifende Uebereinstimmung in der Lehre wie in den Gebräuchen und Einrichtungen, das Ueber- und Unterordnen der Geistlichen, das starr geregelte Gebäude der ganzen römisch-katholischen Hierarchie mußte nothwendig auch auf die staatlichen Verhältnisse übergehen, hier nach und nach dieselbe feste Gliederung und Ordnung hervorbringen oder mehren helfen und somit dem fränkischen Reiche eine Kraft, eine Macht, eine Haltung, gegenüber den Slaven, geben, die es vorher nie gekannt.

Denn zu den Wenden kamen jene Apostel nicht, theils weil sie deren Sprache nicht verstanden, theils weil selbige wirklich noch zu roh und ungeschlacht erscheinen mochten. Bonifacius wenigstens nennt das Volk in einem Briefe an einen britischen König „ein überaus gräuliches und verabscheuungswerthes Geschlecht von Menschen“*), und in einem historischen Werke aus derselben Zeit heißt es „ein rauhes Volk“**), zum klaren Zeugniß, daß man sich wirklich scheuen mußte, zu ihnen zu kommen und ihnen die neue Lehre zu verkünden. Indessen siedelte doch Bonifacius, nach Anlegung der oben genannten vier Bisthümer sowie des Klosters Fulda (744), mit Erlaubniß des fränkischen Majordomus in den wüste liegenden Gegenden derselben

*) Foedissimum et deterrimum genus hominum. Schaffarik fügt dieser Notiz in seinem Werke über Slavische Alterthümer (II. B. S. 516) die bittern Worte hinzu: „nach deutscher Sitte.“ Aber Bonifacius war ja, seiner Geburt nach, kein Deutscher. Um so unpartheiischer und wahrer wird sein Ausspruch sein.

**) Gens aspera.

ſlaviſche Ackerbauer an, als ſogenannte Bargilden, Kirchenzinsleute, damit die daſelbſt angeſtellten Geiſtlichen Einkünfte und Frohnleute haben möchten. In einem ſeiner Briefe an den Papſt Zacharias fragt er daher an, ob von den noch unbekehrten Slaven, welche chriſtliches Land bebauten, der Kirchenzins einzutreiben ſei? und Zacharias bejaht das. Eine in dieſer Beziehung außerordentlich merkwürdige Notiz. Noch fand alſo kein National- und Religionshaß zwiſchen den Deutſchen und Slaven ſtatt, und die letztern müſſen als fleißige Feldarbeiter gegolten haben.

Während der anhaltenden Schwäche des fränkiſchen Reiches unter den letzten Merowingern bleibt es ein Wunder, wie ſich nicht alle deutſche Völkerſchaften diesſeit des Rheines wieder frei gemacht und das Band gelöſt haben, was ſie bis dahin an daſſelbe gekettet hatte. Indeß einige, wie z. B. die Baiern und Thüringer, ſcheinen wirklich eine Zeit lang unabhängig geweſen zu ſein. Als jedoch Karl Martell das Volk der Franken wieder lehrte kräftiger auftreten, ihm wieder Einheit, Halt und Stärke verlieh: da finden wir auch ihm alle jene Nationen wieder gehorſamen. Ja! 748 ergreift Pipin, der Majordomus, ſogar die Offenſive gegen die mächtigen, noch ungebändigten Sachſen, an welchem Kampfe ſogar Slaven als Hilfsvölker der Franken Antheil nehmen wollen. Pipin hatte nehmlich nach der Entſagung ſeines Bruders Karlmann ſeinem Halbbruder Gripho, der ihm jetzt nicht mehr gefährlich ſchien, Freiheit, eine ehrende Aufnahme, Grafſchaften und andere Einkünfte bewilligt. Allein dieſer traute dem Frieden nicht und floh zu den Sachſen, ſammelte dort eine Schaar, entwich mit ihr in den Nordſchwabengau und rüſtete ein noch größeres Heer. Aber Pipin zog ihm nach durch Thüringen, und da ſollen ihm etliche Fürſten des Slavenvolkes — wahrſcheinlich aus dem Lande der Böhmen (dieſe wenigſtens ſagten ſpäter, d. h. zur Zeit Heinrich's III.*), daß der damalige Tribut, den die Böhmen dem Oberhaupte des deutſchen Volkes an Stieren und an Geld zu leiſten hatten, aus Pipin's Zeiten

*) Vergl. Stenzel's Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. I. B. S. 79, und Jaffé's Geſchichte des deutſchen Reiches unter Lothar. S. 47. Not. 15.

herrührte, müſſen alſo in der gegenwärtigen Periode ſchon in einer Art von Unterthänigkeit und Vaſallenſchaft geſtanden haben) oder der Sorben — entgegen gekommen ſein und ſich erboten haben, ihm ungefähr 100,000 Streiter zur Hilfe zu ſtellen. Es wird nicht ausdrücklich berichtet, ob der Franke von dem Anerbieten Gebrauch gemacht; indeſſen iſt es wahrſcheinlich (vgl. Schaffarik II. B. S. 515. Not. 4), und wir erkennen daraus nicht nur das damalige freundſchaftliche, wo nicht gar abhängige Verhältniß der Slaven zu ihm, ſondern auch den Volksreichthum und die Streitbarkeit der Slaven in damaliger Zeit. Daß ſchon damals manche Slaven, z. B. im Fuldaiſchen, den Franken unterworfen waren und ihren Herren einen jährlichen Tribut zahlten, iſt gewiß.

Noch iſt das ein in der damaligen Geſchichte der Deutſchen nicht unwichtiges Moment, daß Pipin der Kurze ſein Königreich 752 dem Papſte verdankte, ſo wie dieſer ſeine Erhaltung dem Franken. Dadurch ward zwiſchen der höchſten weltlichen und kirchlichen Macht im Abendlande gleichſam ein Bund geſchloſſen, eine gegenſeitige Verpflichtung herbeigeführt, die für beide Theile, damals wenigſtens und in den nächſt kommenden Zeiten, nur höchſt vortheilhaft ſein konnte und insbeſondere dem fränkiſchen Reiche ein bedeutende Uebergewicht über die Slaven geben mußte. Im übrige aber blieben die gegenſeitigen Verhältniſſe zwiſchen den beid Völkern ohne Wechſel bis auf Karl den Großen. Mit dieſe aber oder während deſſen Regierung gewinnen ſie noch m an Ausdehnung und nehmen einen andern, einen mehr harniſchten, einen feindſeligern Charakter an und darum ginnen wir mit ihm die zweite Periode.

B. Periode.

Von Karl dem Großen bis auf Heinrich I. oder von 768 bis 919.

Von hier an können wir die Begebenheiten nicht bloß chronologiſch, ſondern auch, zu noch ſpeciellerer Ueberſicht, nach den Herrſchern in Deutſchland und über die Deutſchen ordnen in folgender Reihe:

I. Karl der Große 768—814.
II. Ludwig der Fromme 814—840.
III. Ludwig der Deutſche 840—876.
IV. Karl der Dicke 876—887.
V. Arnulph 888—899.
VI. Ludwig das Kind 899—911.
} Karolinger.

VII. Konrad I. 911—919. Fränkiſchen Stammes.

Der Kampf wird hitziger, obwohl er noch ohne weſentliche Erfolge bleibt.

I. Karl der Große. Von 768 bis 814.

Karl wird Stifter einer deutſchen Weltmonarchie: er giebt ſeinem Reiche eine ungeheuere intenſive und extenſive Macht. Er iſt weiſe genug, den Rath ausgezeichneter Männer einzuholen, die Erfahrungen vergangener Zeiten zu benutzen, namentlich ehemalige Einrichtungen, Geſetze und Anordnungen der alten in dieſer Beziehung ſo ausgezeichneten Römer wieder einzuführen und der Gegenwart anzupaſſen. Er wirft im Bunde mit der Kirche über ſein Reich ein vollſtändiges Netz einer ihm, dem Herrſcher, unbedingt gehorchenden Beamtenwelt; er ordnet und regelt alle Verhältniſſe; von ihm allein hängt Alles ab; er hebt die frühere Volksſouverainetät ganz auf und ſtürzt die etwa noch vorhandene Ariſtokratie; er macht ſich zum unumſchränkten Herrſcher; in ihm vereinigen ſich, wie in einem Brennpunkte, alle Kräfte des großen Staates. Es wird dadurch eine Einheit erzielt, die dem Ganzen eine vorher nicht gekannte Sicherheit, Feſtigkeit, Haltbarkeit,

Elasticität gewährt und dem Kreise seiner Politik eine höchst imponirende Stellung giebt. Dazu sorgt er für Ausbreitung und Befestigung der Kirche; er sorgt für Bildungsanstalten. Er ist Selbstherrscher: er ordnet Alles an; er ist unablässig thätig; er giebt allen seinen Beamten und Leuten das schönste Beispiel von Aufmerksamkeit und Pflichttreue. Nichts entgeht ihm, weder im Innern seiner ausgedehnten Herrschaft, noch unter den äußern Verhältnissen. Im Bewußtsein seiner Macht läßt er nicht mit sich scherzen: er verträgt keine Beleidigungen, keine Unbill, keinen Ungehorsam, keine Untreue. Und die natürlichen Wehren an den Grenzen nach andern Nationen hin sind ihm nicht unübersteiglich. Mit ihm beginnt der eigentliche, Jahrhunderte lang mit Erbitterung und Grausamkeit zwischen Deutschen und Slaven geführte Krieg.

Bald nach dem Antritte seiner Regierung unternimmt er den Unterwerfungskrieg gegen die Sachsen (744) und endet den ersten Act desselben 780. Das Volk muß sich vor ihm beugen, und damit kommt gesetzliche Ordnung und politische Bildung über das Sachsenland: das Ganze wird in Gaue eingetheilt, die Städte nach römischer Weise eingerichtet, alle Verhältnisse der betreffenden städtischen wie provinciellen Gemeinden streng geschieden und festgestellt. Aber es dehnt sich nun auch die Grenze des fränkischen Gebietes den Slaven gegenüber von der mittlern Saale bis hin zu dem Gestade der Ostsee aus. Und was wird diese Nation im Angesichte des großen Kolosses thun? wie sich verhalten? Wird sie ruhig und still und in den Schranken der Mäßigung und Rechtlichkeit verbleiben? Wird sie die kleinliche Rivalität der Stämme abstreifen und sich durch Einheit waffnen, falls es einmal zu einem ernstlichen Conflicte käme? Die Sorben auf dem rechten Ufer der Saale müssen bald in ein Verhältniß von Bundesgenossenschaft oder Abhängigkeit zu Karl getreten sein; denn in Kurzem werden wir sie finden angereiht dem Heere desselben, als Mitstreiter gegen die Wilzen.

Karl kam jetzt bis zur Stelle, wo die Ohre sich in die Elbe ergießt: so durchzog er das Sachsenland. Hier weilte er eine Zeit lang, ordnete die Angelegenheiten des neu unterjochten Volkes, errichtete namentlich acht Bisthümer, bauete

Kirchen und ein Kloſter (Seligenſtadt), legte Schulen an, ſuchte alſo mit aller Macht das Land zu chriſtianiſiren. Dann, heißt es in den Annalen der damaligen Zeit, wandte er ſeinen Blick den Slaven zu, welche auf dem rechten Elbufer wohnten: das erſtmalige Eingreifen des mächtigen deutſchen Fürſten in die Angelegenheiten der Nordſlaven auf dem rechten Ufer des Elbſtromes.

Hier waren nämlich die Obotriten — ſie erſcheinen jetzt zum erſten Male auf dem Schauplatze der Geſchichte — zwiſchen zwei ihnen feindſelig geſinnten Völkerſchaften eingeſchloſſen: auf der einen Seite von den, damals zum Theil ſelbſt noch auf dem rechten Elbufer ſeßhaften Sachſen, andrerſeits von ihren Stammgenoſſen, den Wilzen. Sachſen und Wilzen waren ſchon lange einander befreundet*) und bedrängten fortwährend jene, die Obotriten. So waltete denn ſchon in jener Zeit, gleich vom Anfange an, wo wir jene ſlaviſchen Völkerſchaften auf dem Gebiete der Geſchichte in unſern Geſichtskreis bekommen, über ſie der Fluch gegenſeitiger Eiferſucht und Gehäßigkeit, was eben Veranlaſſung giebt zur Herbeirufung der Deutſchen und zu deren Einmiſchung in die Angelegenheiten der Wenden, und was dem dann auf Jahrhunderte gefolgt iſt. Kein Wunder alſo, daß ſich die Obotriten an Karl den Großen anſchloſſen, als dieſer ihre Feinde, die Sachſen, bekriegte und mit ihm ein Trutz- und Schutzbündniß eingingen (780), d. h. ſich als Vaſallen ihm und ſeiner Herrſchaft anſchloſſen**). Und von da an ſind ſie lange Zeit hindurch den Franken befreundet und Bundesgenoſſen geweſen***). Dies Bündniß iſt höchſt folgenreich geworden für alle Zukunft. Neuere haben es — wenig un-

*) In der Lebensbeſchreibung des heiligen Livinus (ſtarb 633 n. Chr.) heißt es an irgend einer Stelle (S. 363), daß in einer Verſammlung der Sachſen, wo man darüber berieth, ob man die angekommenen Fremden aus England feindlich oder freundlich behandeln ſolle, von einem Mitgliede derſelben geäußert worden ſei: „Oft kamen zu uns von Seiten der Normannen, Slaven und Frieſen Botſchafter, die wir in Frieden empfangen haben.“ Alſo ſchon damals war friedlicher Verkehr zwiſchen beiden Nationen.

**) Carolus eos in societatem recepit, heißt es in der Quelle.

***) Nam hi auxiliatores Francorum semper fuerunt, ex quo semel ab eis in societatem recepti sunt.

parteiisch! — bald als eine zweideutige und verrätherische That der Obotriten gegen ihre Stammgenossen, bald als eine Arglist Karl's des Großen hingestellt. Von der einen Seite war vielmehr ein nothgedrungener Hilferuf, auf der andern Mitleid und Menschlichkeit und das Gefühl hilfreicher Macht das Motiv hierzu.

Eine Nachricht meldet, das Karl das Jahr darauf sogar über die Elbe gegangen und die Wilzen in einigen Treffen geschlagen und sich unterwürfig gemacht. Ist solches gegründet, dann wäre 781 das denkwürdige Jahr, wo der Franke zum ersten Male den Fuß über jenen Strom gesetzt und den nachfolgenden Geschlechtern die Bahn gewiesen und gebrochen hätte, dort weiter vorzudringen und das germanische Element zu verbreiten. Wie dem sein mag, Karl fand und erhielt Gelegenheit über die slavischen Verhältnisse in jenen Gegenden zu gebieten und zu richten. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß er seine Herrschaft insbesondere über die Slaven auf dem linken Ufer der Elbe, im Lüneburgischen und in der Altmark, vollständig als Regent ausgeübt hat. Nehmlich als Karl in diese nördlichen Gegenden von Deutschland kam, war die nachmalige Altmark ein von Slaven besetztes Land. Außer den in neuester Zeit von den Geschichtsforschern beigebrachten Gründen, hergenommen aus einzelnen Andeutungen in den alten Annalisten u. s. w., sprechen dafür die Namen von vielen Dörfern, die offenbar, die sogenannte Wische ausgenommen, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, von Slaven erbauet sind. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese slavischen Bewohner jener Gegenden vertrieben oder ausgerottet wurden, aber sicher, daß deutsche Ansiedler sich unter denselben niedergelassen haben. Karl stiftete bald darauf (786) auch das Bisthum zu Verden und dehnte dessen Sprengel selbst bis auf die sächsischen Lande auf dem rechten Elbufer aus. Derselbe sollte selbst bis dahin, wo der Peenefluß ins Meer mündet, laut des betreffenden Stiftungsbriefes vom genannten Jahre, reichen. Folglich mußte doch Karln auch dieser Landstrich nicht bloß bekannt, sondern unterworfen sein. Ludwig der Fromme drückt sich freilich in der spätern Urkunde über die Stiftung des hamburger Erzbis-

thumes vom Jahre 834 darüber im Allgemeinen nur so aus, daß sein Vater das Joch Christi bis zu den Grenzen der Dänen und Slaven (ad usque terminos Danorum atque Slavorum — fieri docuit) ausgedehnt hätte, auf gleiche Weise die päpstliche Bestätigung vom Jahre 835. Später reichte der Sprengel sogar bis zur Elbe. So rückte denn mit der Herrschaft der Franken auch das Christenthum den dortigen Slaven näher und gab später ein Moment mehr ab zur Bekämpfung derselben und zur Steigerung des gegenseitigen Hasses, weil es, als gelehrt von einem fremden, gehaßten Volke, in einer fremden (deutschen oder lateinischen) Sprache und verbunden mit dem Drucke der politischen Macht und mit neuen Auflagen, den Wenden höchst unpopulär erschien.

Durch Karl's Eingreifen in ihre Verhältnisse gewiß beleidigt, hegten die Wilzen gegen die Franken den bittersten Groll*). Ueberdies waren sie eine wilde, kriegerische, aufsätzige Nation und vertrauten auf ihre große Anzahl. Darum misachteten sie bald wieder die Anordnungen des Frankenkönigs und begannen wieder, wie vor, ihre Nachbarn und Stammgenossen, die Obotriten, zu beunruhigen. Da glaubte Karl solche Frechheit nicht länger dulden zu dürfen. Er rüstete ein großes Heer, führte selbiges — ihm hatten sich hierbei namentlich auch Sorben als Verbündete angeschlossen, und so kämpften diesmal Slaven mit gegen Slaven — durch Sachsen bis zur Elbe (789), schlug daselbst ein Lager auf und über den Strom zwei Brücken — das erste Mal, daß, so viel wir wissen, die Elbe solch Menschenwerk auf ihrem Rücken trug — versah die eine davon auf jeder Seite des Flusses mit einem Brückenkopfe und legte dahinein Besatzungen. Nun rückte er vor. Die Obotriten vereinigten sich mit ihm unter ihrem Könige Witzan, als dem Vasallen des Frankenherrschers. Karl befahl Alles auf dem Marsche zu verwüsten und besiegte die Feinde in großen Treffen. Einer Nachricht zufolge (bei Pertz Monum. German. I, pag. 34) soll er bei der Gelegenheit sogar bis zur Peene gekommen sein und bis an die Ostsee. Da nun die Wilzen sahen, daß sie doch nicht im Stande sein würden, den Angriff ab- und zurückzuschlagen

*) Ea (natio) Francis semper inimica.

und als die Franken ſogar vor die Stadt*) zogen, wo der König Dragowit, der vornehmſte und wegen ſeiner hohen Jahre der angeſehenſte unter den wilziſchen Fürſten, ſeinen Hof hielt, kam dieſer Karln entgegen, ſtellte Geiſeln und verſprach eidlich, den Franken künftig Treue und Gehorſam zu leiſten. Seinem Beiſpiele folgten die übrigen Fürſten: auch ſie unterwarfen ſich, d. h. ſie wurden Dienſtleute, Vaſallen des fränkiſchen Herrſchers, und ſehr wahrſcheinlich reichte dies Vaſallenthum eben ſchon bis zu jenem Fluſſe, wie wir aus den ſpätern kirchlichen Anordnungen Karl's erkennen. Da zog denn Karl wieder zurück in ſeine Lande; denn andere Verhältniſſe riefen ihn nach einem andern Punkt ſeines weitläufigen Reiches.

Nehmlich Thaſſilo II., Herzog in Baiern — derſelbe, der zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Slaven dem Hochſtifte Freiſingen das verwüſtete Agunt, Innichen, zu einer Pflanzſchule für ſlaviſche Miſſionaire ſchenkte, ohne daß ſich jedoch hieran große Erfolge geknüpft hätten — fing an, allerhand aufrühreriſche Umtriebe zu machen und im Vereine mit den Avaren ſich zu rüſten (787). Aber Karl bricht mit drei Heeren ſchnell an verſchiedenen Punkten in Baiern ein; Thaſſilo verliert den Muth zum Widerſtande, leiſtet zum dritten Male den Eid des Gehorſams, aber nur, um ihn kurz darauf (788) von neuem zu brechen. Da ergrimmt denn Karl, ergreift die Gelegenheit, die alte nationale Herrſcherfamilie auch in Baiern zu vernichten, entſetzt Thaſſilo ſeines Herzogthums, zieht daſſelbe ein als ein durch Untreue verwirktes Lehen und macht Baiern zu einer förmlichen Provinz des fränkiſchen Reiches. Zugleich begabt er aus den reichen Beſitzungen der Agilolfinger vielfach Biſchöfe und Klöſter, beſonders aber die Kirche zu Salzburg, deren Oberhaupt 798 zum Erzbiſchof erhoben wurde, um dort in dieſen Gegenden die Macht und den Einfluß der Geiſtlichen zu ſteigern, aber ſie zugleich dem Kaiſer zu verbinden. Noch

*) Die erſte Stadt (civitas), welche im nördlichen Slavenlande erwähnt wird. So fingen denn die Wenden an, dergleichen anzulegen. Aber an wirkliche Städte darf man nicht denken: es waren gewiß nur rohe Erdwälle, die einige Hütten und Häuſer umſchloſſen.

mehr! Da er jetzt, wo das Land eines besondern Fürsten und Beschützers entbehrt, fürchtete, daß selbiges den feindlichen Angriffen der kecken Nachbarn, namentlich der böhmischen und mährischen Slaven, zu sehr ausgesetzt sein möchte, ordnet er zur Vertheidigung der Grenzen daselbst Markgrafen an, mit größerer Gewalt, als die übrigen Grafen besitzen, die mit einem ziemlich unumschränkten Commando bekleidet werden, denen zugetheilt ist ein bedeutendes Corps Soldaten zur Bildung eines Heeres, wofern ein Krieg auflloderte, zur Besatzung fester zum Schutze des Landes und der Grenzen eigens angelegter Plätze, gegen die Böhmen und Sorben namentlich den Franken Audulf, dessen District sich von Forchheim bis Regensburg erstreckte: die erste deutsche Grenzwehr gegen die Slaven, an welche sich später so viele andere Vorsichtsmaaßregeln ähnlicher Art, und so große Folgen auch für die Verfassung Deutschlands knüpfen. Er nahm die Einrichtung her von den alten Römern, die an der Grenze ihr Reich ebenfalls hatten bewehren müssen, um die andringenden Deutschen abzuhalten, und sich vermöge ihrer Staatsklugheit die Art und Weise erdacht *).

Bald sollte diese Einrichtung von Marken am östlichen Ende des Reiches sich noch weiter ausdehnen. Die Avaren, welche schon einmal 788, als Bundesgenossen Thassilo's II., in das fränkische Gebiet eingefallen, aber zurückgeschlagen worden waren, begannen 791 aufs neue die Feindseligkeiten. Indessen Karl trieb sie — und zwar, wie ausdrücklich unsere Quellen bemerken, mit Hilfe der Slaven (Böhmen?) — in die Flucht, eroberte die Länder bis zur Mündung der Raab in die Donau, und um diese Grenzen gegen die Angriffe der Nachbarn zu sichern, errichtete er auch hier eine Markgrafschaft, die baierische oder avarische, auch die Ostmark, Oestreich genannt, die sich höchst wahrscheinlich an die obige anschloß und namentlich gegen die Mährer mit gerichtet war. Außerdem treten noch seit dieser Zeit zwei Marken im südlichen Deutschland hervor: eine südlichere, die zuletzt bleibend den Namen der Mark Krain, und ein nörd-

*) S. nachher die aus den Quellen angeführten Worte bei Otto I

lichere, welche seit dem zehnten Jahrhunderte von dem damals erbauten Schlosse Styre oder Steier den Namen Steiermark erhielt, durch welche denn die Slaven im südlichen Deutschland auf immer an dasselbe gekettet worden sind. Denn Marken wurden nur auf erobertem Boden errichtet, waren eigentlich noch nicht sicher gestellte, feste Besitzungen, sollten aber durch die Einrichtungen, welche ihnen gegeben wurden, allmählich dazu gemacht und, wenn es die Gelegenheit gab, zugleich erweitert werden, und wurden von nun an deutschen Herzögen übergeben. Diese Slaven werden nun auch an Karl's ferneren Feldzügen gegen die Avaren Theil genommen haben, und mit ihrer Hilfe gelang es ihm, obwohl erst 796, selbst den Sitz des avarischen Chans zwischen der Donau und der Theiß, den sogenannten Hring (Ring), zu erobern.

Während dessen waren aber die Sachsen wieder rebellisch geworden (795). Karl mußte also von neuem gegen sie zu Felde ziehen. Und als er in ihr Land eingedrungen war und bei Bardewik sein Lager aufgeschlagen hatte, entbot er auch die Slaven von jenseit der Elbe zu sich herüber; denn wahrscheinlich waren die Wilzen gleichfalls wieder aufstützig geworden, hatten den Sachsen Beistand geleistet, die Obotriten angegriffen u. s. w. Es wollte sich nun der König der Obotriten, Witzan, in eigner Person zu Karl begeben. Beim Uebersetzen über die Elbe aber ward er von den Sachsen, die ihm als ihrem Feinde auflauern mochten, meuchlings angegriffen und auf dem Strome selbst getödtet. Als Karl davon hörte, überschritt er mit dem Heere wieder die Elbe und schlug am andern Ufer sein Lager auf. Es ist wahrscheinlich, daß die Wilzen darauf sich in Gutem begaben, und so zog er wieder ab.

Lange dauerte aber auch jetzt nicht die Ruhe, und wir finden Karl schon 798 wieder in Sachsen (Nordthüringen). Diesmal hatte er es freilich eigentlich mit den Nordleuten oder Nordelbingern, d. i. den Sachsen jenseit der Elbe, im Holsteinischen, zu thun: sie hatten ihm einen Gesandten, als derselbe vom dänischen Könige Siegfried zurückkehrte, erschlagen. Bei Gelegenheit, wo über diese Sache verhandelt

wurde, kamen auch die Slaven von jenſeit der Elbe (die Obotriten) zu ihm, und er ehrte ſie ſehr *), und ſie fochten mit ihm bei Bardewik gegen die Sachſen.

Kurz darauf geriethen die Obotriten mit jenen Nordelbingern in Feindſchaft. Ihr Fürſt Thaſco, Thraſuco, Thraſico oder Draſco, zog denſelben entgegen und lieferte ihnen bei Suentane (Swentinefeld im Holſteiniſchen, jetzt Bornhövede) ein hitziges und blutiges Treffen. Die Obotriten blieben Sieger. Natürlich werden ſich damals auch wieder die Wilzen geregt haben. Um dieſe Streitigkeiten beizulegen, ſandte Karl diesmal ſeinen Sohn Karl nach Sachſen.

Daß Karl der Große im Jahre 800 zum Kaiſer des ehemaligen Galliens, Germaniens und Italiens ausgerufen, vom Papſte geſalbt und gekrönt ward, dürfte auf den erſten Augenblick für unſern Zweck ziemlich gleichgültig und demſelben fremd erſcheinen. Dennoch iſt es hier zu erwähnen und gerade recht hervorzuheben; denn Karl ward dadurch, daß ihn der Oberhirt der abendländiſch-römiſchen Kirche einweihte, zum Schirmvogt derſelben, und damit alle ſeine Nachfolger. Als ſolcher wurde er einerſeits der mächtigſte Herrſcher im Bereiche der europäiſchen Chriſtenheit, andrerſeits aber auch der erſte und mächtigſte Diener der Kirche, welchem es oblag, für ihre Erhaltung, für ihre Ehre, für ihre Verbreitung zu ſorgen. Das war er denn auch im Angeſichte der heidniſchen Slaven: er mußte dafür Sorge tragen, daß ſie in den Schooß der „allein ſeligmachenden römiſch-katholiſchen" Kirche gebracht würden. Und wir werden ſehen, inwiefern die deutſch-römiſchen Kaiſer dieſer Aufgabe genügt haben. Karl's großer Geiſt ordnete ſein Weltreich nun nicht bloß mit dem Schwerte, ſondern auch mit Weisheit und Einſicht, mit dem weltlichen und geiſtlichen Geſetzbuche in der Hand: er ordnete es auf den Grund chriſtlichen Lebens und chriſtlicher Bildung, die ihm von Jugend auf in Blut und Mark übergegangen war. Ihn erfüllte der große Gedanke einer Durchdringung des ganzen Volkslebens in ſeiner Monarchie durch chriſtliche Geſinnung.

*) Honoravit eos dominus rex, d. h. gewiß nichts Anders, als: er gab ihnen, wie gewöhnlich, Geſchenke als ſeinen Vaſallen.

Der Friede zu Salz oder Selz im Elsaßischen hatte 803 endlich dem langwierigen Kriege zwischen Karl und den Sachsen ein Ende gesetzt und zwar mit dem Erfolge, daß nunmehr das Land Sachsen oder Ostfalen und mithin höchst wahrscheinlich zu gleicher Zeit auch der Nordschwaben- und Nordthüringgau zu einem integrirenden Bestandtheile des fränkischen Reiches ward. Es wurden also die Bewohner dieser Gegenden den Franken förmlich einverleibt, machten fortan mit denselben ein einiges Volk aus. Natürlich trat die so francisirte Nation der Sachsen nun auch in einen entschiedenen feindlichen Gegensatz zu den ihr sonst so befreundet gewesenen Wilzen, und das um so mehr, als Karl es sich jetzt angelegen sein ließ, mit Gewalt und mit Nachdruck dem Christenthume allen möglichen Vorschub in den sächsischen Landen zu thun, Kirchen, Klöster und Schulen anlegte, Geistliche überall anstellte, die Zehnten einführte und fromme Männer, wie z. B. den Liudgar, mit Eifer bei ihrem Werke unterstützte, die Sachsen endlich einmal gänzlich zu bekehren, ihr Land durchweg zu christianisiren. Welche Früchte dies getragen habe, werden wir später unter den sächsischen Kaisern wahrnehmen. Eben so mußte nun neben der südthüringischen Mark noch eine zweite, die nordthüringische, zur Sicherung Nordthüringens am untern Laufe der Saale gegen die Sorben errichtet werden. Sie ward nothwendig, und wir werden sie bald ins Leben getreten sehen.

Die Verhältnisse der ihm befreundeten Obotriten riefen Karln im folgenden Jahre (804) selbst in die nördlichen Gegenden: es war unter denselben, in ihrer eigenen Mitte, ein Streit entstanden über die oberste Würde, und wahrscheinlich hatten sich auch die Nordleute oder die überelbischen Sachsen als nächste Nachbarn unberufener Weise hineingemengt und die Aufrührer unterstützt. Karl setzte über die Aller und kam bis vor die Aldonastadt (Holdenstadt im Lüneburgischen). Hier erschien vor ihm der Obotritenkönig Fherfohuk und brachte ihm Geschenke dar, um sich als Vasall seiner Gunst zu versichern. Es kamen auch die andern Fürsten, die mit in den Streit verwickelt waren. Karl entschied

dahin, daß er den Thraſico zum Könige beſtellte *). Außerdem gebot der Gewaltige, alle Sachſen auf dem rechten Elbufer, unbezweifelt um für die Zukunft jeden Zunder zu fernern Feindſeligkeiten zu entfernen, nach Franken zu verſetzen. Die leer gewordenen Gegenden überließ er den Obotriten, die jedoch ſpäter (812 und 815, unter Ludwig dem Frommen) wieder daraus weichen mußten, als den Sachſen geſtattet wurde, in ihr Heimathland zurückzukehren.

Mittlerweile war Karl bereits auch bedacht geweſen, die Elbe mit Grenzburgen, mit Schutzwehren gegen die unruhigen und empörungs- und raubgierigen Wenden zu verſehen. Magdeburg wenigſtens kommt ſchon 805 als eine ſolche Grenzburg vor, in welcher ein Burggraf die Wacht hielt und eine immerwährende fränkiſche Beſatzung unter ſeinen Befehlen hatte, mit deren Hilfe er namentlich auch die Kaufleute zu beſchirmen befugt war, welche dort vorbeizogen. Die Anlage dieſer Stadt ſo wie Hamburgs iſt für die Germaniſirung der transalbiniſchen Länder vom wichtigſten Erfolge geworden.

An andern Theilen der Grenze, insbeſondere gegen die Böhmen und die zu ihnen damals gehörenden Sorben ſcheinen dergleichen Schutzmittel in jener Zeit entweder gefehlt zu haben oder unzureichend geweſen zu ſein. Denn auf dieſen Theilen der weiten Herrſchaft Karl's beunruhigten die kampf- und raubluſtigen Slaven oft die Grenzen und reizten durch ſolchen frechen Uebermuth den Zorn der Franken **). Das war der Grund, warum der fränkiſche Herrſcher im obgenannten Jahre ſich wieder zu einem Kriege, und zwar furchtbarer denn je, rüſtete. Er mochte keinen geringen Strauß mit dem zahlreichen und mächtigen Feinde fürchten. Er verbot ſogar aus ſeinem Lande die Ausfuhr von Waffen und Rüſtungen nach dem feindlichen. Im Sommer ließ er in drei großen Schaaren das Heer gegen Böhmen vorrücken. Die eine, aus Baiern

*) Constituit hat die Quelle. War es nun ein andrer Thraſico als der oben (S. 44) erwähnte (beim Jahre 798)? jener Streit alſo vielleicht ein Erbfolgeſtreit?

**) Propter infestationem Sclavorum. — In se levitate procaci irritans Francos. So die Quellen. Palacky hat dieſe Worte wohl nicht ſehen wollen.

und Schwaben zuſammengeſetzt, fiel wahrſcheinlich bei Taus ins Land; die zweite, die größte, unter Anführung des jüngern Karl, zog den Main hinauf bis zur Eger, und die dritte, aus Franken, Sachſen und Nordſlaven, wahrſcheinlich Obotriten, beſtehend, ging nördlich beim Harz vorüber, ſetzte über die Saale, dann über die Elbe und drang durch das Land der Milziener oder Daleminzier (in der Oberlauſitz), deren Fürſt Semil bei dieſer Gelegenheit die ſchwere Hand des Siegers fühlen mußte, nach Böhmen vor. Außerdem wurde noch ein viertes Heer auf Elbkähne gebracht und die Elbe hinaufgeſandt. Es zog bis in die Gegend von Magdeburg, ohne Zweifel um die frechen Wilzen in Zaum zu halten und zu verhindern, daß ſie den Böhmen Unterſtützung ſendeten. Es begnügte ſich, die Gegend Genewara (Genewana) zu verwüſten. Dann kehrte es in die Heimath zurück. Jenes zweite Corps ward aufgehalten durch die lange, vergebliche Belagerung der feindlichen Feſte Kaaden. Die beiden übrigen rückten von entgegengeſetzten Seiten heran. Endlich vereinigten ſich alle drei Heereshaufen auf denjenigen Ebenen des Böhmer Landes, wo jetzt der Saazer, Leitmeritzer und Rakonitzer Kreis an einander grenzen. Die Slaven waren auf einen ſo ſchnellen, allſeitigen und furchtbaren Angriff nicht vorbereitet und konnten nicht Widerſtand leiſten. Sie zogen ſich daher in unwegſame Gegenden und auf Berge zurück und ließen ſich durchaus in keine Schlacht ein. Vierzig Tage lang verheerten die Franken das Land und tödteten den feindlichen Anführer. Bald aber hatte man weder für das Vieh noch für die Menſchen Lebensmittel mehr, weil Alles verwüſtet worden, und ſo mußten die Franken wieder zurück, ohne große nachhaltige Erfolge erzielt zu haben, was bei der damaligen Beſchaffenheit jenes Landes und ſeiner Bewohner auch kaum möglich war. Doch ſandte Karl das Jahr darauf (806) nichts deſto weniger ein neues Heer. Es verwüſtete wieder einen großen Theil Böhmens, kehrte dann aber auch wieder zurück, ohne weder große Verluſte erlitten noch Großes und Nachhaltiges ausgerichtet zu haben. Andere Schaaren ſandte er unter Anführung ſeines Sohnes Karl gegen die Sorben, welche auf der rechten Seite

der Mittelelbe wohnten. Der König derſelben, Miſito oder Melito oder Miliduoch, ward getödtet. Darauf zog das Heer auf das linke Elbufer und zerſtörte auch dort ihre Wohnplätze (civitates). Da ſtellten ſich denn endlich die übrigen Fürſten der Sorben bei Karl dem Jüngeren ein, verſprachen Gehorſam, gaben Geiſeln. Und da befahl ihnen der Prinz, damit man ſie künftig in Zaum halten könnte, ſelbſt zwei Zwingburgen oder Burgwarten zu erbauen, eine nördlich an der Elbe, Magdeburg gegenüber, Schartau, die andere im Oſten, an der Saale, bei Halle. Darauf kehrte er zum Vater ins Reich der Franken zurück. So war denn auch der Uebergang über die Mittelelbe verſucht, die Saale überſchritten und beide Ströme an zwei wichtigen Punkten mit Burgen geſchützt.

Jetzt ward aber auch eine förmliche Grenzwehrverfaſſung gegen die Böhmen und Sorben hin angeordnet, dergeſtalt, daß, wenn jene einfielen, immer zwei Mann dem dritten voraufgehen und ins Feld rücken, wofern aber das fränkiſche Land gegen die Sorben zu vertheidigen wäre, ohne Ausnahme alle Sachſen herbeieilen ſollten. Hiernach iſt zu glauben, daß man die Sorben noch als gefährlicher betrachtete, denn die Böhmen. Nun finden ſich nicht minder beim Jahre 808 förmliche legati Karl's des Großen an den Grenzen, Grenzgrafen, Befehlshaber in den Marken, auch praefecti, duces oder defensores limitis geheißen. Ihnen war die Beſchirmung des Landes an den äußerſten Theilen, namentlich in denjenigen, die früher dem Feinde gehört hatten und wohl auch noch von ſolchen Beſiegten bewohnt waren, anvertraut. So mochte denn das ganze fränkiſche Land auf der nördlichen und öſtlichen Seite von Marken wie umgürtet ſein. Oben an der däniſchen Grenze war der transalbingiſche oder ſächſiſche Limes (Saxonia cum marchis suis) auf der rechten Seite der Elbe gegen die nordöſtlichen Slaven zwiſchen der Bille und Elde, mit der Pflicht der Aufſicht über die noch nicht gänzlich unterworfenen Stämme bis zur Oſtſee und weiter in das Innere hin (bis zur Peene). Die Hauptfeſte dieſes Limes war, anfangs wenigſtens, Bardewik. An denſelben ſchloß ſich die Grenzgrafſchaft an der Mittelelbe an,

welche die Slaven auf dem linken Elbufer im Lüneburgiſchen und in der Altmark und die Slaven auf dem rechten Elbufer bei Magdeburg umfaßte. Ihre Grafen ſaßen zu Scheſel im Lüneburgiſchen. Dann folgte die thüringiſche Mark (Thuringia cum marchis suis), welche von Erfurt aus verwaltet wurde und zum Herzogthume Thüringen gehörte: ſie war gegen die Sorbenwenden gerichtet und hieß deßhalb auch limes Sorabicus, und hier finden wir in den Annalen die Markgrafen oder oberſten Feldherren genannt duces oder comites limitis Sorabici, welche ſämmtlich vorzugsweiſe mit Militairgewalt bekleidet waren. Dieſe Grenzaufſicht war zuverläſſig ſchon damals getheilt in zwei Marken — daher eben der obige Ausdruck: Thuringia cum marchis suis — nehmlich in die nordthüringiſche mit der Hauptſtadt Merſeburg und in die ſüdthüringiſche mit der Hauptſtadt Erfurt. Beide kommen nachmals unterſchieden vor in der von Ludwig dem Frommen im Jahre 839 vorgeſchlagenen Theilung des Reiches. Weil ſie Thüringen oder dem Sachſenlande gegen Oſten lagen, hießen ſie auch die öſtlichen Marken (marchiae orientales), welche letztere Benennung in ſpäterer Zeit der nordthüringiſchen Mark allein bleibt, wogegen die ſüdthüringiſche als die Mark Thüringen bezeichnet wird, ungeachtet dieſes Land an ſich niemals eine Mark geweſen iſt, ſondern hierfür nur die den Sorben abgenommenen Landesſtreifen, die an daſſelbe grenzten, gegolten haben, die daher richtiger geheißen hätten die Mark Thüringens oder die Thüringer Mark. Das iſt aber auch der Grund geweſen, warum ſeit Otto III. Thüringen mit der meißner Markgrafſchaft vereinigt wurde. In Franken und Baiern endlich waren, wie wir oben (S. 42) geſehen, ſolche Anſtalten ſchon früher getroffen. Ihnen zufolge wurde demnach nun ein Gebietsſtreif, der entweder an der feindlichen Grenze lag oder den Feinden abgekämpft worden, mit hinreichenden Wehren und Feſten und dieſe ſtark mit Truppen verſehen. Eine ſolche meiſt in Feindes Land ſelbſt errichtete Grenzſchutzwehr des fränkiſchen, ſpäter des deutſchen Gebietes hieß nunmehr beſtimmt eine Mark, marchia (von margo, der Rand) und galt als Zubehör des Hauptreiches, wenn ſie ſchon auch als wirkliche Provinz betrachtet wurde, die vollſtändig wie

Reichsgebiet ſelbſt organiſirt war, deren Sicherheit für
Reich aber immer einiger Maaßen gefährdet und zweifel
blieb, und in welcher deßhalb auch die Militairgewalt
bedeutendſten Einfluß und die wichtigſte Stellung hatte.
Und dieſe Anordnung an der nördlichen Grenze ſollte
in kurzem bewähren; denn die Wilzen fingen bald wieder
ltes Treiben an und beunruhigten wieder ihre Stamm-
ſen und Grenznachbarn, die Obotriten. Karl eilte in
r Perſon herbei, und es war dieſes das erſte Mal, daß
die Sachſen an dem Feldzuge gegen ihre ehemaligen
ündeten, obwohl mit einigem Widerſtreben, Antheil
en. Der Kaiſer ſchlug und demüthigte die Frechen, ſo
ſie erklärten, ſie wollten ſich nicht länger weigern, ihm
ehorchen. Dafür aber reizten ſie höchſt wahrſcheinlich
amaligen Dänenkönig Gottfried oder Götfrik — der ſchon
e Jahre früher mit Karln in einige Mishelligkeiten gerathen
— auf zur Bekriegung der Obotriten. Dieſer, im Be-
einer Flotte, griff ſie von der Seeſeite an (808), lan-
an ihrer Küſte, eroberte einige feſte Plätze, verjagte den
ſico, der auf die Treue ſeiner Unterthanen nicht zählen
te, und ließ einen andern ſlaviſchen Fürſten, der in ſeine
e fiel, Namens Godelaib, ans Kreuz ſchlagen. Zugleich
n ſich zwei kleinere Volksſtämme, die bis daher dem
ſico unterworfen geweſen, los von deſſen Herrſchaft und
en dem Dänenkönige zinspflichtig. Dieſe Verhältniſſe
n auch die Wilzen für ihren Vortheil zu benutzen: ſie
ins Land der Obotriten, plünderten und machten große
e, und die Linonen und Smaldinger, dem Kaiſer tri-
x, fielen gleichfalls ab. König Gottfried indeſſen hatte
em Feldzuge doch viele und die beſten ſeiner Truppen
ren; auch mochte er wohl des Kaiſers Zorn und Strafe
ten und gehört haben von dem Anrücken eines ſtarken
iſchen Heeres unter der Anführung Karl's des Jüngern.
m ſchiffte er ſich wieder ein und ſegelte nach der Hei-
. Mittler Weile langte der jüngere Karl bei der Elbe
rückte mit möglichſter Eile in das Gebiet der Linonen
Smaldinger, verwüſtete ihre Aecker und zog ſich darauf,
ohne einige Verluſte, wieder über den Elbſtrom nach

Sachſen zurück. Den Dänenkönig ließ er aber in Ruhe, obwohl dieſer ſchon einen Angriff befürchtete und zu dem Ende einen großen Wall an der Grenze aufwerfen ließ.

Um die Wilzen noch beſonders für ihre neuen Raubzüge zu beſtrafen, ſammelte Thraſico ein Heer und griff ſie an (809), verheerte ihre Ländereien: mit großer Beute beladen kehrte er wieder in ſeine Heimath. Und als er aus Sachſen von Karl dem Großen nun noch mehr Hilfe empfing, da zog er weiter gegen die entfernter wohnenden Smaldinger und zerſtörte im Vereine mit den Konnoburger Smaldingern, die ſich ihm anſchloſſen, die Hauptſtadt des Feindes. Durch dieſe glücklichen Erfolge brachte er die Abgefallenen wieder zur frühern Unterthänigkeit zurück.

Gottfried aber, der Dänenkönig, ließ durch Kaufleute, welche aus den beiderſeitigen Ländern hin und wieder zogen, dem Kaiſer hinterbringen, wie ſehr es ihm leid thue, daß derſelbe ihm zürne wegen des Krieges mit den Obotriten; er könne darthun, wie dieſe den Frieden zuerſt gebrochen. Zugleich machte er den Vorſchlag, man möchte doch die Misverhältniſſe durch Geſandte beilegen. Karl nahm ſelbigen an: es ward eine Zuſammenkunft eingeleitet und von beiden Seiten beſchickt, aber vergebens unterhandelt. Schon war Karl darauf bedacht, auch die Grenze nach Dänemark zu mit einigen Zwingburgen zu verſehen, als die Nachricht erſcholl, der Obotritenkönig Thraſico ſei in Rerich von Gottfried's Leuten überfallen und getödtet worden: welches Schickſal darauf (810) nicht minder dem Dänenfürſten widerfuhr, als er nach Friesland mit einem Heere geſegelt war, um Karln eine Diverſion zu machen und deſſen drohende Blicke von Dänemark abzulenken. Der Nachfolger Gottfried's, Henning, ſchloß (811) mit dem Kaiſer Frieden.

Karl hatte im Jahre 808, um die Wilzen beſſer im Zaume zu erhalten, zwei feſte Plätze, unter dieſen Hohen-Buke *) auf der rechten Seite der untern Elbe, im Lande der Linonen, anlegen laſſen. Man hätte denken ſollen, ſie würden nun vorſichtiger geworden ſein und bedächtiger. Nicht

*) Es lag ſehr wahrſcheinlich, wo heut zu Tage das Dorf Boberg. Dies die Anſicht Lappenberg's, dem auch Dahlmann beiſtimmt.

alſo. Die beiden Zwingburgen däuchteten ihnen eine zu große Schmach. Beſonders war ihnen das Hohen-Buke ein Dorn im Auge. Was thaten ſie demnach? Sie erhoben ſich in Maſſe (811), griffen daſſelbe an — es ward vom kaiſerlichen Burggrafen Odo und von einer Beſatzung aus Oſtfalen vertheidigt — nahmen und zerſtörten es. Vorzüglichen Antheil ſcheinen an dieſer Gewaltthat die Linonen und Bethenzer (Bechelenzer) genommen zu haben. Als Karl ſolches erfährt, ſendet er ein Heer, aus Franken und Sachſen beſtehend, über die Elbe in das Land der Empörer. Man verwüſtet daſſelbe und richtet die Burg wieder her. Doch an Unterwerfung von Seiten der Wilzen wird nicht gedacht. Da ſendet Karl das Jahr darauf (812) drei Heerſchaaren zu ihrer Bekämpfung aus, und nun erſt bequemten und ergaben ſie ſich.

Hiermit endet die Geſchichte des Kampfes beider Völker zur Zeit Karl's des Großen; denn kurz darauf (814) ging der große Fürſt heim zu ſeinen Vätern. Es iſt wahr, es iſt oft und viel und heftig zwiſchen ihm und den Slaven geſtritten worden; der Kaiſer hat zu wiederholten Malen bedeutende Anſtrengungen gemacht; er iſt immer ſiegreich geweſen. Aus einem bloßen Bündniß mit den Obotriten hatte ſich die Unterthänigkeit der Wilzen oder Welataber und im weitern Fortgange auch die der frühern Bundesgenoſſen entwickelt. In gleiche Abhängigkeit waren die Slaven an der Mittelelbe und jenſeit der untern Saale gekommen, und nach Einhard's Angabe hatten ſich auch die andern ſlaviſchen Völker bis zur Weichſel (Oder?), mit denen Karl nicht geſtritten, freiwillig in dieſelbe begeben. Schaffarik (Slav. Alterthümer II. B. S. 520) hält das zwar für bloße Prahlerei der Lobhudler des Kaiſers. Allein wenn der Ruhm des großen Karls ſchon bei ſeinem Leben bis nach Spanien, Conſtantinopel und Bagdad erſcholl, wie hätte er nicht auch die Ufer der Weichſel erreichen ſollen? Sandte der Chalif Ehrengeſchenke nach Aachen, ſo kann es nicht befremden, daß wendiſche Fürſten von der Oſtſeeküſte perſönlich oder durch Abgeordnete das Hoflager beſuchten, die Oberherrlichkeit des Kaiſers anerkannten und zum Zeichen deſſen jährlich ihre Gabe darbrachten, die als

Tribut galt und durch Gegengeſchenke reichlich vergütet wurde (vgl. Gieſebrecht's Wendiſche Geſch. I. S. 109). Und doch ſind die Reſultate aller der Anſtrengungen und Siege im Ganzen nur gering: ſie beſchränken ſich auf Geſandtſchaften von Seiten der Slaven mit dem Verſprechen der Freundſchaft oder der Unterwürfigkeit, auf Darbringung von Geſchenken, auf Beſchwörung des Friedens und des Gehorſams, auf den Wunſch, als treue Vaſallen des Kaiſers betrachtet zu werden, auf Einſendung von Tributen, auf Hilfleiſtung im Falle eines Krieges, auf Anſuchen um eine Entſcheidung z. B. bei ſtreitiger Erbfolge. An dauernde Eroberungen iſt nicht zu denken. Davon war der Grund das Großartige jener natürlichen Bollwerke, hinter welchen die Slaven wohnten, und durch welche ſie geſchützt waren; die Hartnäckigkeit und Tapferkeit dieſer Nation; ihre Armuth an feſten Wohnſitzen, an Dörfern und Städten; ihre Dürftigkeit und ihr Mangel an Beſitzthümern und in Folge deſſen die Oede ihrer Länder, welche dem Feinde keine feſten Stützpunkte, keinen dauerhaften ſichern Aufenthalt, keine bleibende Stätte, keinen Unterhalt, keinen Lohn für Anſtrengungen gewährten. Was halfen darum die Einfälle in ihr Gebiet? die Siege in Treffen und Schlachten? Das Ende vom Liede war immer nur ein baldiger Rückzug, nicht ohne Entbehrungen und Gefahren, höchſtens etliche Beute, die Entrichtung oder Angelobung eines Tributes, der aber nur zu oft ſehr bald wieder verweigert wurde. Karl hätte müſſen, wollte er ſich des Beſitzes der ſlaviſchen Eroberungen in ihrem ganzen Umfange, auch hinter jenen natürlichen Bollwerken, auf die Dauer verſichern, dieſe Länder coloniſiren, germaniſiren, chriſtianiſiren. An das Letztere ſoll er in Bezug auf die nördlichen Slaven gedacht haben: er hat namentlich in Hamburg ein Erzbisthum ſtiften wollen, deſſen Sprengel auch die von den Slaven bewohnten Gegenden umfaſſen ſollte. Die Ausführung kam aber nicht zu Stande: wahrſcheinlich hinderten Karln ſeine vielen anderweitigen Pläne und Geſchäfte. So war denn in den Zuſtänden der Slaven noch wenig geändert, die Herrſchaft der Deutſchen über ſie noch ſehr ſchwankend. An Cultur hatten ſie inſofern gewonnen, als ſie jetzt

befeſtigte Plätze, Städte und Dörfer anfingen zu gründen und in größerer Zahl anzulegen. Im Kriegshandwerke förderte ſie der ewige Kampf mit den Franken. Betrübend und ärgerlich trat ſchon jetzt von Zeit zu Zeit ihre gegenſeitige Uneinigkeit, ein Zerfleiſchen ihres eigenen Innern hervor. Ebenſo zeugt ihr ſtetes Sichauflehnen gegen die Botmäßigkeit und Obergewalt der Franken, die ſie doch verſchuldet, von Leichtfertigkeit des Charakters, von Treuloſigkeit, von Mangel an ſittlichem Ernſt. Endlich ließen ſie ſich dadurch, daß ſie doch faſt immer den Kürzern zogen, nicht belehren, kühnere Maaßregeln, kräftigere Mittel zu ergreifen, um dem mächtigen Gegner Widerſtand zu leiſten, ihm die Spitze zu bieten. Auch ſie hätten können ihre Grenzen mehr noch bewehren; ſie hätten ſich mit einander in Verbindung ſetzen, gemeinſam und zu gleicher Zeit den Kampf beginnen und ausfechten ſollen. Aber da fehlte es an Gemeinſinn, an Beſonnenheit, an jenem Edelmuthe und Hochſinne, der kleinliche Privatintereſſen dem allgemeinen Wohle aufzuopfern vermag. Sie ſtanden noch auf einer zu niedern Stufe geiſtiger und moraliſcher Bildung. Bei ihnen waren nur Liebe zur Ungebundenheit und rohe körperliche Tapferkeit und Muth herrſchende Tugenden.

II. Ludwig der Fromme. Von 814—840.

Karl's Nachfolger, Ludwig der Fromme, war vermöge ſeiner ſtillen Natur und ſeines friedlichen, rückſichtsvollen Charakters nicht von der Art, daß die Slaven von ihm wären gezwungen worden, ihm zu gehorſamen, daß er mit völliger Machtvollkommenheit über ſie geboten hätte. Es fand bei ihnen jetzt mehr eine ſchlaffe Ruhe, eine freiwillige Unterthänigkeit ſtatt, hervorgegangen aus der milden Behandlung, die ſie vom Kaiſer erfuhren. Ludwig erſcheint meiſtens nur als ihr Schiedsrichter, den ſie ſich ſelbſt erwählten in heimiſchen Zwiſten. Doch fehlte es auch nicht an Empörungen *).

*) Ludovico imperatore post obitum Karoli regnante Brittones et plurimae Sclavorum gentes defecerunt. Visio Karoli in Graff's althochd. Sprachſchatz. III. B. S. 855.

Das Anſehen, welches Karl ſeiner unumſchränkten Macht erworben, blieb natürlich auch in den erſten Jahren der Regierung Ludwig's. Darum ſchickten ihm beim Antritte derſelben alle der fränkiſchen Herrſchaft unterworfenen Völker und Fürſten, auch die ſlaviſchen, Geſandte, ihm ihre Huldigungen darzubringen und ihren Gehorſam zu bezeugen. Und es iſt wohl keine Hyperbel, wenn ein Chroniſt berichtet, Ludwig's Reich habe ſich über die Slaven bis zur Oder erſtreckt. (Vergl. oben S. 52.) Aber bedacht war der neue Fürſt deſſenungeachtet ſogleich, ſeine Marken auf allen Seiten des weitläufigen Reiches gehörig zu beſtellen *). Seitdem finden wir nun auch ganz beſtimmt Grenz- oder Markgrafen **), und zwar eigens mit und unter dieſem Titel, und es tritt, ſeit 839 wenigſtens, zuverläſſig eine ſächſiſche Mark an der Niederelbe, ſodann eine nordthüringiſche (der alte Sprengel des Bisthums Merſeburg) und eine ſüdthüringiſche (Sprengel des Bisthums Naumburg) an den nördlichen Grenzen ſichtbar hervor.

Zur feſtern Begründung des Chriſtenthumes in der Gegend zwiſchen Elbe und Saale gründete Ludwig 814 das Bisthum Halberſtadt, um dieſelbe Zeit auch Hildesheim, oder wenigſtens beſtimmte er genauer die Grenzen der beiderſeitigen Sprengel, ſo daß ſich alſo die neue Lehre und die katholiſche Kirche immer mehr auf allen Seiten den Slaven näherte.

Einen Aufſtand, welchen die Sorben im Jahre 816 unternahmen, unterdrückten mit leichter Mühe die Sachſen und Oſtfranken. Allein das Jahr darauf wurden ſogar die von jeher dem fränkiſchen Reiche befreundet geweſenen Obotriten auffätzig. Nach dem Tode Thraſico's nehmlich war nicht deſſen Sohn Ceadrag, ſondern Sclaomir König geworden. Dieſer machte ſich allerhand Verbrechen ſchuldig: es entſtand Misvergnügen unter den Vornehmen im Volke, und ſie trugen beim Kaiſer darauf an, daß Ceadrag fortan an der Regierung Theil haben ſollte. Und Ludwig gab dem Sclaomir

*) Disposuit marchas suas undique.

**) Comites, qui — — in praesidio residere solebant, marchiones.

auf, ſolches ins Werk zu ſtellen. Allein dieſer weigerte ſich und ſagte ſich von allem Gehorſam gegen Ludwig los (817). Da ließ der Kaiſer, weil ihm auch gemeldet wurde, daß der abtrünnige Vaſall an die damaligen däniſchen Fürſten (Söhne Gottfried's) Geſandte abgeſchickt, mit ihnen ein Freundſchaftsbündniß geſchloſſen und ſie um ein Hülfsheer angeſprochen hätte, an ſeine Grenzgrafen den Befehl ergehen, daß ſie ja die ihnen anvertrauten Marken ſchützen ſollten. Bald kam auch eine däniſche Flotte die Elbe und von da die Stör herauf, deren Ufer verheert wurden bis an die Eſſeweldoburg. Eben davor rückte zu gleicher Zeit auf der Landſeite ein Dänenheer und die Kriegsmacht der Obotriten. Indeſſen hielt ſich die deutſche Beſatzung in der Burg ſo tapfer, daß die Belagerung von den Feinden mußte aufgegeben werden: ſie gingen unverrichteter Sache aus einander. Und als ſich nun nach zwei Jahren Sclaomir noch nicht begeben hatte, ſandte der Kaiſer ein aus Sachſen und Oſtfranken zuſammengeſetztes Heer den Grenzgrafen im Norden des Reiches zu. Die nahmen dann den Empörer gefangen und führten ihn nach Aachen an den kaiſerlichen Hof. Hier ward er wegen der vielen Verbrechen, deren er von den Seinigen beſchuldigt wurde, zur Verweiſung aus ſeinem Lande verurtheilt, und die Herrſchaft dem Ceadrag übergeben (819). Doch erſchien dieſer Letztere auch bald in zweideutigem Lichte: er verbündete ſich nach Kurzem mit dem unruhigen Dänenfürſten. Dies und vielleicht auch Anderes wurde ihm als Treubruch ausgelegt, und ſo entließ man nach der Heimath wieder den Sclaomir und hätte denſelben gewiß wieder in ſein Reich eingeſetzt, wenn er nicht auf der Reiſe in Sachſen erkrankt und geſtorben wäre (821). Ceadrag blieb demnach Fürſt.

Beinahe vier Jahre hindurch (821—25) hatte darauf Ludwig mit den Slaven im Oſten zu kämpfen. Hier empörten ſich die in Pannonien wohnhaften unter Anführung eines gewiſſen Liutwits und ſetzten ſich mit denen in Kärnthen und Krain in Verbindung. Zwei Feldzüge wurden gegen ſie unternommen: beide liefen ganz fruchtlos ab. Im dritten wurde zwar die Feſte Siſſerk erobert; indeß fand es Ludwig

doch für räthlich, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber erſt im vierten Jahre, nach Ermordung Liutwits, konnte die Empörung geſtillt werden. Bald darauf fielen die adriatiſchen Slaven in das Kärnthniſche ein. Der dort fungirende Markgraf Balderich war nicht im Stande, allein dem Sturme Widerſtand zu leiſten. Ludwig ſandte daher flugs 827 drei Heere aus dem Innern ſeines Reiches ab, welche bis über die Sawe vordrangen. Nach dieſem rückten Schaaren von Bulgaren (829) an der Donau herauf, gleichfalls bis in das Kärnthniſche. Der Markgraf Balderich ward ſäumig befunden in der Bewachung der Grenze; Ludwig entſetzte ihn daher ſeines Amtes und vertheilte die Mark. Er ſtellte vier Markgrafen an: einen in Kärnthen, einen andern in Niederpannonien (zwiſchen Sawe und Drawe), einen dritten in Friaul und Iſtrien und einen vierten in Krain und Liburnien, und ſeinem Sohne Ludwig (dem Deutſchen) gab er Baiern als Statthalterſchaft (ſeit 825), gewiß auch zu dem Zwecke, das Land gegen die Einbrüche der Slaven zu ſchützen. Sachſen dagegen befahl er durch eine neue Burg Delbende (auf dem rechten Ufer der Elbe) zu ſchirmen (822). Nehmlich Ceadrag, der Fürſt der Obotriten, mag, ſeitdem er beim Kaiſer in Ungnade gefallen war, ſich nicht viel um denſelben gekümmert und auch nicht verhindert haben, daß ſein Volk die Grenze der Sachſen beunruhigte. Da gingen dieſe über die Elbe, verſcheuchten die Wenden und legten eben jene Burg an und eine ſächſiſche Beſatzung hinein. Auf dem Landdinge oder Reichstage zu Frankfurt am Main im Jahre 822 und 823 erſchienen aber unter andern auch ſlaviſche Geſandtſchaften aus Böhmen und Mähren und aus dem Norden: von den Sorben, Obotriten und Wilzen. Hinſichtlich des letztern Volkes ſchlichtete Ludwig eine Familienſtreitigkeit über die fürſtliche Erbfolge. Es hatte nehmlich kurz vorher der Wilzenkönig Liubi den Obotriten Fehde angekündigt und ſie von Oſten her mit Krieg überzogen; aber er war ſehr unglücklich geweſen, war im Treffen gefallen, und darauf hatte ſich unter den Wilzen heftige Zwietracht erhoben. Denn Liubi hatte das Königthum nicht allein, ſondern mit ſeinen Brüdern getheilt beſeſſen; indeſſen war ihm, als dem ältern, die oberſte Lei-

tung des Reiches vorbehalten. Bei ſeinem Tode nun ſetzten die Wilzen wieder, hergebrachter Maaßen, von ſeinen beiden Söhnen Milegaſt und Celeadrag jenen als den ältern zum Könige ein. Der aber verwaltete ſeine Würde nicht ſo, wie er ſollte, ward dem Volke misliebig und abgeſetzt und das Herrſcheramt dem Bruder übertragen. So war Streit in der fürſtlichen Familie, und man ſuchte Entſcheidung beim Kaiſer, der denn auch den Ausſpruch that, der jüngere Bruder ſollte, als bei dem Volke beliebt, die Würde eines Oberhauptes behalten. Er entließ indeſſen beide Fürſten reichlich beſchenkt, ihm befreundet und unter einander verſöhnt in ihre Heimath. So hatte denn auch dieſe ſonſt ſo wilde und feindſelige Nation jetzt dem Kaiſer ihre Unterwürfigkeit erklärt. Hinſichtlich der Obotriten war gegen den Fürſten derſelben, Ceadrag, von neuem die Anklage laut geworden, daß er es nicht treu mit ſeiner Unterwürfigkeit gegen den Kaiſer meine, laſſe es auch ſchon lange daran fehlen, unter allerhand Vorwänden, ſich beim Hoflager Ludwig's einzufinden. So war denn Botſchaft deßhalb an ihn abgeſendet worden. Er ſchickte darauf etliche aus den Vornehmen ſeines Volkes und ließ das Verſprechen thun, daß er ſich im nächſten Winter perſönlich ſtellen wolle. Er kam auch, dieſer Zuſage gemäß, begleitet von einigen vornehmen Slaven, nach Compiegne und wußte ſein mehrjähriges Ausbleiben hinreichend zu entſchuldigen. In Manchem ward er zwar nicht ganz unſchuldig befunden; indeſſen mit Rückſicht auf die Verdienſte ſeiner Vorfahren entließ ihn Ludwig nicht nur ungeſtraft, ſondern auch beſchenkt in ſein Land. Gleicher Weiſe wurde 826 über ihn auf dem Reichstage zu Ingelheim verhandelt. Nehmlich es waren dahin vornehme Obotriten gekommen und hatten ihn verklagt. Es ward ihm vom Kaiſer aufgegeben, wofern er nicht als treubrüchig beſtraft ſein wolle, im nächſten October in Ingelheim zu erſcheinen. Er ſtellte ſich, wurde aber ſo lange zurückgehalten, bis kaiſerliche Abgeordnete unterdeſſen die Stimmung der Obotriten im Lande ſelbſt erkundet hatten. Als dieſe nun den Beſcheid brachten, es herrſchten unter der Nation zwar verſchiedene Anſichten, die Beſſern wären indeſſen für die Wiederaufnahme des Fürſten, ſo ſetzte ihn der Kaiſer wieder

in ſeine Würde und gab ihm nur auf, Geiſeln zu ſtellen. So machte Ludwig überall den Schiedsrichter, und die Slaven erkannten ſeine Oberhoheit an. Später hatte er aber doch wieder Manche zu züchtigen, z. B. 838 und 839 die Sorben (Kolditzer) und die Obotriten und Wilzen, die ſich erlaubt hatten, Einfälle in ſein Land zu machen, und die Obotriten und Linonen, welche abgefallen waren. Uebrigens iſt zu bemerken, daß jetzt unter den ſlaviſchen Nationen, welche Geſandte und Geſchenke an den Kaiſer ſchickten, vom rechten Elbufer her bloß die oben genannten Wilzen und Obotriten namhaft gemacht werden, keine weiter, daß folglich die Oberherrlichkeit Ludwig's des Frommen ſich wohl nicht mehr über die übrigen ſlaviſchen Völker jenſeits der Elbe bis zur Oder oder Weichſel, wie anfangs (ſ. oben S. 55.), erſtreckt haben wird: gewiß eine Folge der überhandnehmenden Schwäche des fränkiſchen Reiches.

Von großer Bedeutſamkeit für die kirchlichen, culturhiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe der Deutſchen und Slaven im Norden Europas ward die Stiftung des Erzbisthums in Hamburg im Jahre 834, wenn auch nicht unmittelbar, doch für die Folge. Man verdankt ſie Ludwig dem Frommen, der den desfallſigen Plan ſeines Vaters aufnahm, als eben der bekannte Apoſtel des Nordens, Ansgar, von ſeiner Bekehrungsreiſe nach Schweden zurückgekehrt. Derſelbe wird nehmlich im genannten Jahre als Erzbiſchof von Hamburg durch den Kaiſer beſtellt und in Rom, wohin er ſelbſt reiſt, durch den Papſt beſtätigt und zugleich zum päpſtlichen Legaten oder Miſſionair für den ganzen Norden ernannt, für Schweden und Dänemark nicht nur, ſondern auch für die nördlichen Slaven. Und die Biſchöfe von Bremen und Verden willigten gern ein in das Begehren, das ihnen 817 anvertraute nordalbingiſche Sachſen dem neuen Erzbisthume zu überweiſen. Hamburg ward dadurch der Mittelpunkt des nördlichen Propagandismus.

Zu gleicher Zeit fing die neue Lehre nicht minder auf einer andern Stelle im Slavenlande, in Mähren, an, Wurzel zu ſchlagen. Hier herrſchte damals Herzog Moymir (Moymar), ein Mann von nicht gewöhnlichem Charakter. Er bekannte ſich zur

chriſtlichen Kirche; als ſolcher aber hielt er es mit dem Kaiſer und hatte dieſem Treue bewahrt, während ſich ringsum die andern Slaven empört. In ſolchem Verhältniſſe wußte er ſich über alle übrigen Fürſten der Mährer ein gewiſſes Uebergewicht zu verſchaffen und eine förmliche Herrſchaft zu begründen. Noch war damals der Fürſt des Neitraer Gebietes, Priwina, nicht bekehrt, und dieſer zeigte ſich mit dem Umſichgreifen Moymir's unzufrieden. Da zwang der letztere ihn, ſich zu flüchten (830). Er begab ſich zu Ludwig, ließ ſich taufen und erhielt nun ein Gebiet in Unterpannonien am Plattenſee. Nach Entfernung dieſes Fürſten aus Mähren breitete ſich das Chriſtenthum dort ſchnell weiter aus: in Neitra ſelbſt ward eine Kirche erbaut; der ſalzburger Biſchof Adalran weihte ſie 836 ein. Ebenſo war gewiß damals ſchon die olmützer und brünner vorhanden. Auch iſt nicht zu bezweifeln, daß das alte Welehrad zu dieſer Zeit, wenn nicht ſchon eher, ſeine erſten Kirchen bekommen hat. Bei ſolchem Beſtande der chriſtlich-kirchlichen Verhältniſſe in Mähren iſt es denn nicht zu verwundern, wenn ſich auch die neue Lehre bald nach Böhmen hin verbreitete und dort ebenfalls feſten Fuß gewann, wie wir unten beim Jahre 862 ff. ſehen werden.

Im Jahre 840 befreite der Tod Ludwig den Frommen von den Feſſeln dieſes Lebens, welches für ihn in der letzten Zeit nur eine Laſt ſein mußte, und bald nachher (843) theilten bekanntlich die drei Söhne das Reich und begründeten dadurch jene merkwürdige Selbſtändigkeit Deutſchlands, welche die Herrſcher deſſelben nöthigte, ihren Wohnſitz im Herzen des Landes ſelbſt zu wählen. Dadurch kamen ſie den Slaven näher, und die Verhältniſſe mit dieſen wurden nachbarlicher und enger, wiewohl eben auch feindlicher und geſpannter. Denn die Slaven merkten gar bald, daß ſie es nun nicht mehr ſpeciell mit den übermächtigen Franken ſondern mit den Deutſchen, deren Kraft noch nicht geweckt und vereint, und mit deren Königen aus Karolingiſchem Geſchlechte, die bei geringerer Macht und bei minder energiſchem Charakter auch minder zu fürchten waren, zu thun hatten. Darum verfloß, ſeit Ludwig der Deutſche die Regierung über unſer Vaterland erhalten

hatte, faſt kein Jahr, ohne daß er mit den Böhmen, Mähren und den andern Slaven hätte zu kämpfen gehabt.

III. Ludwig der Deutſche. Von 840—876.

Gleich im erſten Jahre der Regierung Ludwig's des Deutſchen (844) hatte er Streit mit den Obotriten: ſie verſagten ihm den Gehorſam. Da rückte er herbei mit einem Heere, tödtete ihren König Goztomiuzl, unterwarf ſich das Land, und ſeine Unterfeldherren ordneten eine förmliche Verwaltung deſſelben an. Nachdem ſo der eine Fürſt umgekommen war, ſtellten ſich die übrigen von ſelbſt und gelobten Unterwürfigkeit. Man hat eine Spur, daß damals ſelbſt ſchon die Inſel Rügen in den Verband des deutſchen Reiches gezogen ward; denn ſie wurde in jener Zeit dem Kloſter Corvey geſchenkt, was zwar öfters für unwahrſcheinlich oder gar für unmöglich gehalten und darum von Vielen bezweifelt worden iſt, indeſſen noch nie mit völlig überzeugenden Gründen hat abgeläugnet werden können. Die Unmöglichkeit iſt durch nichts zu erweiſen. So wäre denn ſchon damals, wenigſtens für einige Zeit, das Wendenland an der Oſtſeeküſte unter die wirkliche Herrſchaft der Deutſchen gelangt.

In demſelben Jahre wurde unter den Böhmen der erſte Same des Chriſtenthums geſtreut und zwar auf eine Weiſe, die das Land nothwendig in engere Beziehung zum deutſchen Reiche ſetzen mußte. Es faßten nehmlich vierzehn Lechen oder vornehme Grundbeſitzer den, wie es ſcheint, ganz freiwilligen Entſchluß, zur chriſtlichen Kirche überzutreten. Zu dem Ende begaben ſie ſich am Schluſſe des Jahres 844 nach Regensburg, wo damals Ludwig Hof hielt. Sie wurden hier freundlich aufgenommen und empfingen am 1. Januar 845 ſammt ihrem Gefolge die heilige Taufe, begaben ſich darauf wieder nach der Heimath, und obwohl das damalige Oberhaupt des Landes, Hoſtivit, nicht ihrem Beiſpiele folgte, mag doch die neue Lehre ſich weiter unter den Czechen verbreitet haben. Vielleicht fand ſie ſchon hin und wieder einen fruchtbaren Boden vor; denn obſchon dies die älteſte Kunde von einer Bekehrung böhmiſcher Slaven iſt, ſo möchte doch kaum zu zweifeln ſein, daß das Chriſtenthum auch ſchon früher Bekenner daſelbſt

gefunden. Da jene vierzehn Lechen ſich, durch ihre Taufe im deutſchen Lande von deutſchen Geiſtlichen, thatſächlich unter den Schutz des deutſchen Königs und der deutſch- oder römiſch-katholiſchen Kirche ſtellten, ſo hatte dies zur Folge: einmal, daß ganz Böhmen vor Errichtung des prager Bisthumes zum regensburger Sprengel geſchlagen wurde, und ſodann, daß dieſes Land in noch nähere, ſehr enge, nehmlich nicht blos in politiſche, ſondern auch in kirchliche Verbindung mit Deutſchland trat. Auch mag nicht unbemerkt bleiben, daß ſonach das Chriſtenthum unter den Czechen nicht durch Gewalt der Waffen, nicht durch die Bekehrungswuth fremder Apoſtel Eingang gefunden hat, ſondern durch eignen Trieb, aus innen heraus. Es mußte ſich mithin das Verhältniß der neuen Religion hier ganz anders geſtalten als in den Ländern der Slaven, wo die Bewohner zum Chriſtenthume gezwungen worden ſind.

Beim Jahre 845 vernehmen wir, daß, als Ludwig ſich zu Paderborn befand, zu ihm Geſandtſchaften von Slaven kamen. Dieſe waren wahrſcheinlich aus Mähren. Hier war man nehmlich unzufrieden mit dem Herrn des Landes, Moymir. Ludwig zog alſo im Auguſt des folgenden Jahres mit einem ſtarken Heere dahin, ſetzte den Moymir ab und dafür den Neffen deſſelben ein, Namens Raſtiſlav (Raſtiz). Als er nun ſeinen Rückweg durch Böhmen nahm, erging es ihm gar ſchlimm: ſein Heer wurde von den Bewohnern des Landes angegriffen, geſchlagen und zerſtreut. Ludwig ſelbſt entrann nur mit Mühe der Gefangenſchaft. Eine große Beute ward den Siegern zu Theil. Das mochte der deutſche König nicht ungeahndet hingehen laſſen. Es entſpann ſich ein mehrjähriger Kampf, der aber für Ludwig — einen unglücklichen Ausgang nahm. In den erſten zwei Jahren (847 und 848) zwar wurde wenigſtens mit zweifelhaftem Erfolge geſtritten. Die deutſchen Chroniſten ſprechen ſogar viel von Siegen, die ihre Landsleute erfochten hätten, z. B. 848 unter Anführung des Sohnes Ludwig's gleiches Namens. Allein die immer wiederkehrenden Einfälle der Böhmen in Baiern bezeugen ſattſam, daß jene Siege nicht von nachhaltiger, erfolgreicher Wirkung geweſen. Um die Sache zur Entſcheidung zu bringen, rüſtete König Ludwig 849 ein beſondres ſtarkes Heer aus. Da er

ſelbſt krank war, übertrug er den Oberbefehl ſeinem Freunde und Lieblinge, dem Herzoge Ernſt, dem mächtigſten Manne im Reiche. Schon nehmlich begann wieder bei der Schwäche der letzten Regenten aus dem karolingiſchen Geſchlechte die Macht der hohen Vaſallen zu wachſen und die von Karl dem Großen errungene Souverainetät wieder allmählich zu untergraben, damit aber auch die innere Kraft des deutſchen Volkes. Mit dem Heere vereinigten inſonderheit Thakulf, der derzeitige Markgraf an der ſorbiſchen Grenze und gegen Böhmen — daher er auch Graf von Böhmen (comes de Bohemia) in den Quellen genannt wird — und außerdem viele Grafen und Aebte ihre Schaaren. So drang man in Böhmen vor. Beim Angriffe auf einen feſten Platz, den die Czechen beſetzt, wurde Thakulf ſchwer verwundet: ſo tapfer wehrten ſich die Feinde. Doch war ihr Verluſt ſelbſt nicht unbedeutend; darum kam von ihnen eine Geſandtſchaft ins Lager der Deutſchen, um über den Frieden zu unterhandeln. Sie wandte ſich vorzugsweiſe an Thakulf, weil ſie ihm vor Allen trauten, indem er die Rechte und Gewohnheiten der ſlaviſchen Nation als Markgraf an der ſorbiſchen Grenze am beſten kannte. Trotz ſeiner Wunde und ſeiner körperlichen Schwäche empfing er zu Pferde die feindlichen Abgeordneten, um ſie nicht ſeinen Zuſtand merken zu laſſen. Allein während der Unterhandlungen erneuern einige deutſche Grafen, wahrſcheinlich weil ſie meinten, die Feinde ſuchten aus allzugroßer Schwäche den Frieden, plötzlich den Streit, greifen die Böhmen an, und das ganze Heer folgt ihrem Beiſpiele. Entrüſtet über ſolche Treuloſigkeit, ermannen ſich die Czechen, ſchlagen den Angriff zurück, ergreifen darauf die Offenſive, richten unter den Deutſchen eine furchtbare Niederlage an, verfolgen die Flüchtigen bis ans Lager und umringen daſſelbe. Nun war die Reihe an den Deutſchen, um Pardon zu bitten und um Vergünſtigung eines freien Abzuges. Die Böhmen gewährten ihnen ſolchen unter harten Bedingungen: die Deutſchen mußten Geiſeln ſtellen, und der Weg, den ſie zu nehmen hätten, ward ihnen vorgeſchrieben. Alles Gepäck und Geräth verblieb in den Händen der Sieger; ſelbſt die Waffen mußten ausgeliefert werden. So zogen die Deutſchen ab.

König Ludwig hatte bei ſeiner geringen Macht nichts Andres zu thun als den ſchmachvollen Frieden zu beſtätigen (850).

Unter ſolchen Umſtänden war es nicht zu verwundern, wenn auch die Sorben es verſuchten (851), das deutſche Joch abzuſchütteln. Ludwig zog indeß gegen ſie, verwüſtete ihre Felder, verdarb die Früchte und nahm ihnen jede Hoffnung auf Friſtung ihres Lebens. So bändigte er ſie, aber mehr durch Hunger als durchs Schwert. Ebenſo regte ſich Raſtiſlav in Mähren, der freilich hätte dankbarer ſein ſollen. Auch er ſuchte die große Schwäche des deutſchen Reiches zu ſeinem Vortheile zu benutzen, ſich frei zu machen von der Obmacht deſſelben. Er fing aber die Sache geſcheiter, planmäßiger und überlegter an. Er ſetzte ſich 853 mit den Bulgaren in eine freundſchaftlichere Verbindung; ein gleiches Verhältniß ging er mit dem byzantiniſchen Hofe ein; im eignen Lande baute er feſte Plätze. Ludwig wollte nun zwar den Rebellen züchtigen, führte ein Heer gegen ihn. Aber er hatte auch diesmal wenig Glück und kehrte heim ohne Sieg. Und Raſtiſlav folgte ihm und verwüſtete dem Könige viele Provinzen, ſelbſt jenſeit der Donau. So ward der Mährenherzog in der That frei und unabhängig, und ſein Hof ein Aſyl für alle Unzufriedene aus Deutſchland (855 ff.).

Die ſich jetzt immer mehr offenbarende Schwäche des deutſchen Reiches vermehrte die Aufſtände der Slaven und die Kriege mit denſelben, die dann meiſt zum Vortheile der letztern ausſchlugen. 856 mußte Ludwig einen Feldzug gegen die Daleminzier unternehmen; zwei Jahre nachher (858) ſandte er ein Heer unter Anführung ſeines Sohnes Ludwig gegen die Obotriten und Linonen, ein andres unter Thakulf gegen die Sorben. Beide ſcheinen keinen weſentlichen Erfolg erzielt zu haben; denn 859 wird ihm, als er in Worms ſich aufhielt, um einen Kriegszug gegen Karl den Kahlen zu unternehmen, die Kunde, daß die ſorbiſche Mark bedroht ſei, indem die Sorben ſich erheben wollten, nachdem ſie ihren Fürſten, einen ihm treuen Vaſallen (dux), Cziſtibor*), heimtückiſcher

*) Der Name ſcheint ſlaviſch zu ſein. Darum war Cziſtibor wohl ein einheimiſcher Vaſall des Königs bei dem Sorbenvolke. Anderwärts kommt der ſlaviſche Name Czeſtimir vor: er dürfte mit jenem derſelbe ſein.

Weise ermordet hatten, und er eilte, so sehr er konnte, in sein Reich zurück, um den Aufstand zu unterdrücken, was ihm wohl auch gelungen ist. Jedoch 862 mußte er von neuem eine Armee gegen die Obotriten führen, deren Fürst, Tabomuizl, sich empört hatte. Jetzt zwang er ihn, sich wieder zu unterwerfen und Geiseln, darunter seinen eigenen Sohn, zu stellen. Indessen was halfen solche kleinere glückliche Erfolge, da der König nun mit seinen eignen Söhnen (erst mit Karlmann, dann mit diesem und Ludwig) in Zwistigkeiten gerieth?

Unterdeß war Rastislaw bemüht, in seinem Lande das Christenthum allgemeiner zu machen. Politische Gründe mochten ihn dazu veranlassen: er wollte sein Reich, das sich weit über die jetzigen Grenzen Mährens ausdehnte und sich insonderheit tief nach Ungarn hinein erstreckte, sicher stellen gegen die Herrschaft der Deutschen, sich unabhängig machen. Zu dem Ende setzte er sich mit dem griechischen Hofe in Konstantinopel in Verkehr und suchte diesen für sich und sein Volk zu gewinnen. Er sandte Abgeordnete dahin, an den Kaiser Michael (862), und bat sich christliche Lehrer aus, die des Slavischen kundig wären und seine Unterthanen nicht blos mit dem Christenthume besser, als es bis daher geschehen, sondern auch mit der Buchstabenschrift bekannt zu machen verständen. Dies sollte nur der Eingang, der Anknüpfungspunkt sein. Unterdrückt von den deutschen Kaisern oder wenigstens abhängig von denselben, deren Macht doch gewisser Maaßen vom römischen Stuhle bestätigt und sanctionirt war, wünschte Rastislaw gewiß an dem griechischen Kaiser und an der griechisch-katholischen Kirche ein mächtiges Gegengewicht gegen dieselben zu erlangen und Alliirte zu erhalten. Nun gab es damals im byzantinischen Kaiserreiche nicht wenige solcher Slaven, welche sich bereits zum Christenthume bekannten und auch dem geistlichen Stande sich gewidmet hatten. Unter ihnen war aber kaum einer bewährter und berühmter als Konstantin und Methodius, zwei Brüder. Beide waren schon früher und nicht ohne Erfolg unter den slavischen Völkern des Kaiserreiches als Bekehrer thätig gewesen, beide gewiß auch schon im Besitze der Kunde einer besondern unter den Slaven früher

bereits gäng und gäbe gewordenen Buchſtabenſchrift*). Michael, hoch erfreut über das Geſuch des Raſtiſlaw und über die Gelegenheit, ſeiner, der griechiſch-chriſtlichen, Kirche Vorſchub leiſten und der römiſchen Abbruch thun zu können, ſandte den Mährern eben dieſe beiden Brüder, die ſich noch obendrein durch fromme und redliche Geſinnung auszeichneten, und verſorgte ſie ſelbſt hinlänglich mit allen Bedürfniſſen zur Reiſe.

Sie kamen auch glücklich an, begleitet noch dazu von einer Anzahl Schüler, und fingen ſogleich ihr Werk an. Die wohl ſchon vorher begonnene Ueberſetzung der Bibel in die ſlaviſche Sprache führten ſie weiter fort; ebenſo übertrugen ſie die nöthigen Kirchenbücher. Dann reiſten ſie im Lande umher und predigten dem Volke die neue Lehre in ſeiner Nationalſprache. Natürlich gewannen ſie ſolcher Geſtalt viel größere Erfolge als die deutſchen Miſſionaire, wie ſie bisher ins Land gekommen. Es entſtanden zahlreiche Kirchen, und bald hatte ſich der chriſtliche Gottesdienſt in ſlaviſcher Sprache über das ganze Land verbreitet. Ja! er ging kurz darauf ſogar auch zu den benachbarten Slaven in Pannonien über. Nachdem nämlich dort Priwina im Kampfe mit Raſtiſlaw gefallen war (um 861), und Kocel, der Sohn Priwina's, herrſchte, ſo feierte bei demſelben im Jahre 865 der ſalzburgiſche Erzbiſchof Adalwin die Weihnachten zum letzten Male auf deſſen Burg Mosburg am Plattenſee; denn bald nachher wandte ſich dieſer Fürſt ebenfalls von dem römiſchen Ritus hin zu dem ſlaviſchen, ſo ſehr auch die deutſchen Diöceſane ſich bemühten, ſolches zu verhindern.

Es war ja nehmlich das Chriſtenthum in dieſe Gegenden von Deutſchland aus verbreitet worden. Es war demnach hier theils beim Gottesdienſte die römiſch-katholiſche Weiſe und die lateiniſche Sprache eingeführt, theils das ganze

*) Man giebt zwar im Gewöhnlichen dem Konſtantin (Cyrillus) die Ehre der Erfindung dieſer Buchſtabenſchrift, die darum bei den Slaven Cyrilitza heißt. Neuere Forſchungen haben indeſſen zu Tage gefördert, daß die Slowenzen oder Winden im ſüdlichen Deutſchland ſchon vor Cyrill die Schreibkunſt gekannt haben müſſen, und durch Auffindung mehrerer ſehr alter Handſchriften in der münchener Bibliothek iſt dieſes factum nun wohl über jeden Zweifel erhaben.

Kirchenweſen den höhern deutſchen Geiſtlichen untergeordnet. So konnte es denn nun nicht fehlen, daß die bairiſchen Biſchöfe ſowohl beim Könige der Deutſchen als beim Papſte klagbar wurden, daß ihre Sprengel und ihre Rechtſame beeinträchtigt und das Band gelöſt werde, welches die Mähren und die andern benachbarten Slaven an die römiſche Kirche bisher gebunden hätte, und gewiß ſuchte dieſe Partei jene beiden Männer, ihre Lehre und ihr Verfahren bei der päpſtlichen Curie zu verdächtigen. Auf der andern Seite konnte aber doch auch der damalige Papſt Nicolaus, ausgezeichnet durch Geiſt und Charakter wie er war, das ſegensreiche Wirken der beiden Apoſtel, von dem er zuverläſſig Kunde erhalten, auf keine Weiſe hemmen wollen. Auch ſäumte Raſtiſlav wohl nicht, ſich für ſie zu verwenden, den Papſt zu bitten, ſelbige als Biſchöfe in Mähren einzuſetzen. Nicolaus entbietet hierauf die beiden Brüder nach Rom, theils um ihre Glaubensſätze zu prüfen, theils ſich von der Zweckmäßigkeit ihrer Lehrweiſe und ihres apoſtoliſchen Verfahrens zu unterrichten. Wirklich traten ſie auch alsbald in Begleitung ihrer Schüler die Reiſe nach Rom an, nachdem ſie in Mähren bereits 4½ Jahre gewirkt hatten. Bevor ſie indeſſen anlangten, ſtarb Nicolaus. Aber auch der Nachfolger deſſelben, Adrian II., empfing ſie auf ehrende und wohlwollende Art, und nachdem er ſich von ihrer Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit und von ihrem aufopfernden und thätigen Wirken überzeugt hatte, ſtand er nicht an, beide Brüder zu Biſchöfen und ihre Schüler zu Prieſtern zu weihen. Konſtantin nahm bei der Gelegenheit den Namen Cyrillus an, kehrte jedoch nicht wieder zurück; denn er fing an zu kränkeln, entſagte der Biſchofswürde, ward Mönch und ſtarb kurz darauf (868).

So lange weilte auch Methodius in Rom. Jetzt aber, nachdem er ſeinen Bruder zur Erde beſtattet, eilt er nach Mähren zurück, zwar eigentlich nur als ſogenannter episcopus regionarius ohne beſtimmten Sitz, ſpäter jedoch (in den Briefen Johann's VIII.) Biſchof von Moravien und Pannonien genannt, mit Unterordnung zweier Suffragane. Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß die Slaven in Mähren und Pannonien der lateiniſchen Kirche wieder zugeführt und untergeordnet wurden,

und ſpäter haben die Nachfolger Adrian's nicht unterlaſſen, ſich kräftig für des Methodius biſchöfliche Rechte in Pannonien bei König Ludwig und deſſen Sohne Karlmann zu verwenden und ſeine Autorität bei den benachbarten ſlaviſchen Fürſten zu mehren. Auf die ſofortige Abſtellung der Liturgie in der volksthümlichen Sprache drang der Papſt nicht: er mochte eine Auflehnung und Entfremdung der ſlaviſchen Bevölkerung und deren Uebertritt zur griechiſchen Kirche befürchten, weil man zu gern das Evangelium in der verſtändlichen Sprache anhörte. Und ſo gab er hierin nach. Ob aber deſſenungeachtet der ſlaviſche Gottesdienſt allgemein im Lande eingeführt worden, ſteht ſehr zu bezweifeln, da die Mährer ihre erſte und hauptſächlichſte Bekehrung doch deutſchen, alſo römiſch-katholiſchen Prieſtern verdankten, und dieſe den bei ihnen gewohnten Gebrauch nicht blos eingeführt hatten, ſondern auch jetzt noch werden feſtgehalten haben. Es entſtand ſomit ein Kampf zwiſchen dem ſlaviſch-griechiſchen und lateiniſchen Ritus, der ſich zwar ſpäter noch zum Vortheile des letztern geendet hat; aber wie ſehr würden ſich die kirchlichen und mit dieſen die politiſchen Verhältniſſe, wenigſtens der ſüdlichen Slaven, zu den Deutſchen geändert haben, wenn Raſtiſlav's klug angelegte Maaßregeln durchgedrungen wären, wenn die ſlaviſche Sprache beim Gottesdienſte herrſchend, das eigene Alphabet und die Bibelüberſetzung des Cyrillus und Methodius allgemeiner geworden, die Verbindung mit der römiſchen Curie abgebrochen worden wäre! Denn die Rechte der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft wurden von den Deutſchen faſt immer früherhin gemeinſchaftlich und ungetrennt ausgeübt. Und ſo wurde die politiſche Unabhängigkeit Mährens vom deutſchen Reiche niemals förmlich anerkannt und aufgegeben, ſo lange noch eine Spur der kirchlichen Abhängigkeit von der römiſch-katholiſchen Kirche vorhanden war: ſie beſtand höchſtens nur ſo lange und ſo oft, als das Kriegsglück ſeinen Bewohnern günſtig war.

Und das war es bald darauf nicht mehr. Als nehmlich Ludwig im Jahre 864 wieder gegen Raſtiſlaw zu Felde zog, belagerte er ihn in ſeiner Feſte Dovina (Theben), am Einfluſſe der March in die Donau. Raſtiſlav fühlte ſich zu

ſchwach zum Widerſtande, bat um Frieden und erhielt ihn unter dem Gelöbniß von Treue und Ergebenheit. Zwei Jahre nachher ward er indeſſen von des Königs eignem Sohne, der mit ſeinem Vater in Zwietracht lebte, zum Abfall ermuntert, und es brach um 868 der letzte große Kampf zwiſchen ihm und den Deutſchen aus. Allerhand Unglücksfälle, die die letzteren betrafen, gaben zu ſolchem die Aufforderung. Und er ward bald ſo allgemein, daß ſich ſein Schauplatz längs aller Slavenländer bis zu den Obotriten hinauf ausbreitete. So fielen, wahrſcheinlich von Raſtiſlav aufgewiegelt, die Böhmen, die Sorben und die Siusler in Thüringen ein und verheerten das Land. Ludwig war anfangs beſtrebt, den Sturm auf gütlichem Wege zu beſchwichtigen und den Frieden unter jeder Bedingung aufrecht zu erhalten. Zu dem Ende ſandte er ſeine Söhne nach den bedrohten Punkten ſammt den Markgrafen des Landes, den Frieden zu vermitteln und zu befeſtigen. Allein das wollte nicht gelingen, und ſo rüſtete der König drei große Heere: das eine führte Ludwig, der Sohn, gegen die Sorben und kehrte ſiegreich aus dieſem Feldzuge zurück; mit dem zweiten rückte Karlmann nach Mähren gegen den Neffen Raſtiſlav's, den nachmals ſo mächtigen und berühmten Swatopluk oder Zuentibald, an. Mit dem dritten wollte Ludwig ſelbſt den Raſtiſlav angreifen; weil er indeſſen krank wurde, übergab er den Oberbefehl deſſelben ſeinem jüngſten Sohne Karl. Dieſer drang bis zum Sitze Raſtiſlavs, Welehrad geheißen, vor, deſſen Feſtungswerke allen frühern ganz unähnlich waren: ein Beweis von den Fortſchritten der Slaven in der Kriegskunſt. Alles ward auf dem Wege mit Feuer und Schwert verwüſtet. Auch Karlmann rückte heran, dergeſtalt, daß ſich beide Heere im feindlichen Lande die Hände boten (869). Gleichwohl erreichten ſie nicht den Zweck des Feldzuges, nehmlich die Beſiegung und Unterwerfung Raſtiſlavs; denn die Mährer waren mit Hab und Gut entwichen, die Deutſchen litten darum bald Mangel an Lebensmitteln und waren endlich genöthigt, unverrichteter Sache umzukehren, und nicht ohne große Verluſte. Darum ſuchte Ludwig Frieden zu ſchließen, und ſelbiger kam auch zu Stande; aber vortheilhaft für die Deutſchen war er wohl auf keine Weiſe.

So ſtand Raſtiſlaw denn ziemlich unabhängig da, und im Anfange des Jahres 870 auf dem höchſten Gipfel ſeiner Macht. Aber um ſo näher war er ſeinem Falle. Sein Neffe nehmlich, der ſchon genannte Swatopluk, eigennützig und nur ſeinen Vortheil im Augen habend, ergab ſich und ſeinen Theil der mähriſchen Herrſchaft an Karlmann. Ergrimmt über ſolche Treuloſigkeit, ſtellt Raſtiſlaw Leute an, welche den Neffen bei der Mahlzeit überfallen und tödten ſollen. Allein dieſer, gewarnt zur rechten Zeit, entfernt ſich unter irgend einem Vorwande von der Tafel, und nun ſetzt ihm Raſtiſlaw ſelbſt mit einer bewaffneten Mannſchaft nach. Doch Swatopluk überliſtet ihn und nimmt ihn gefangen. Er läßt den Oheim in Feſſeln ſchlagen und überliefert ihn Karlmann, und dieſer ſendet ihn zum Vater nach Regensburg, welcher ihm den Proceß machen, die Augen ausſtechen und in ein Kloſter ſtecken läßt, wo er den Blicken der Welt und damit auch der geſchichtlichen Kunde entſchwunden iſt.

König Ludwig war auf dieſe Weiſe eines mächtigen Feindes bar und los geworden; allein bald ſollte ihm in den Neffen Raſtiſlav's ein noch ſchlimmerer und achtbarerer erſtehen. Die von Karlmann in Mähren eingeſetzte Landesregierung fand den jungen Fürſten nicht fügſam, nicht willig genug und ſeine Treue nicht feſt und beſtändig. Er wurde alſo von Karlmann vorgeladen; bei ſeinem Erſcheinen aber in einen Kerker geworfen, erwartete ihn ein gleiches Schickſal, wie ſein Oheim gehabt. Allein da ſtehen plötzlich die Mährer in Maſſen auf, metzeln nieder oder vertreiben die deutſchen Beſatzungen, erwählen den Slawomir, einen Verwandten ihres Fürſtenhauſes, einen Prieſter, zu ihrem Anführer, und ihre Anſtrengungen werden von plötzlichen Erfolgen gekrönt. Da wird Swatopluk, entweder weil man ihn der ihm vorgeworfenen Verbrechen nicht überführen kann, oder weil man glaubt, die Mährer dadurch beſchwichtigen zu können, von Karlmann in Freiheit geſetzt. Unter dem Scheine treuer und gehorſamer Unterwürfigkeit läßt er ſich vom deutſchen Könige den Oberbefehl über ein großes, gegen Slawomir ausgerüſtetes Heer verleihen. Mit dieſem fällt er in Mähren ein. Die Bewohner ziehen ſich vor ihm zurück. Er rückt bis vor die

Feste Welehrad. Hier läßt er das Heer ein Lager beziehen und geht in die Stadt, angeblich, um sich mit den Mähren über den Frieden zu verständigen. Allein statt dessen stellt er sich an die Spitze seiner Landsleute, überfällt die Deutschen und schlägt sie so total, daß Wenige entrinnen: die meisten blieben, oder geriethen in Gefangenschaft.

Swatopluk begriff wohl, daß dieser so glänzende Sieg doch nicht nachhaltig sein würde, wofern er nicht seine Macht auf jede Weise festigte und verstärkte. Er setzte sich darum in nähere Verbindung mit seinen Nachbarn und Stammgenossen, den Böhmen: er vermählte sich mit einer böhmischen Fürstentochter (einer Schwester des Herzogs Boriwoy?), und dieses eheliche Band begründete wohl hauptsächlich das innige Verhältniß der beiden Fürsten beider Länder, das für Böhmen so höchst erfolgreich geworden ist. Es gedieh zu solchem Grade von Vertraulichkeit nach und nach, daß Boriwoy in dem mächtigen Swatopluk seinen Gönner und Beschützer erkannte und sogar in das Verhältniß freiwilliger Abhängigkeit zu ihm trat. Seitdem vereinigten die Mährer und Böhmen ihre gemeinsamen Kräfte zum gemeinsamen Widerstande gegen die Macht der Deutschen. Dies geschah sofort im Jahre 872. Da sandte nehmlich Ludwig der Deutsche die größten Heere, die er nur zusammenbringen konnte, in mehrern Abtheilungen und zu wiederholten Malen gegen Swatopluk: an dem Kampfe nahmen nun auch die Böhmen Antheil. Ein deutsches Heer drang bis in das Mark des Landes vor, bis zur Moldau, verwüstete Alles, zog sich aber dann wieder zurück, vielleicht aus Furcht vor Swatopluk. Dieser hatte nehmlich inzwischen wiederholt in Mähren über Karlmann gesiegt und besonders den Baiern empfindliche Verluste beigebracht. So konnte er denn im Jahre 873 zur Offensive übergehen. Er setzte über die Donau und trieb die Deutschen dermaaßen in die Enge, daß Karlmann um schleunige Hilfe beim Vater nachsuchen mußte. Ludwig eilte von Metz herbei. Er schloß, gewiß im Gefühle seiner Schwäche, mit den Slaven und ihren verschiedenen Fürsten Frieden unter nur einiger Maaßen erträglichen Bedingungen. Sicherlich war nunmehr auch Böhmen wie Mähren so gut wie unabhängig.

Eine zweite gewichtige Folge der engern Verbindung beider Fürsten war die Taufe des böhmischen Herzogs und seiner Gemahlin Ludmila. Mit und nach diesem Acte ward nehmlich das Christenthum nunmehr auch in Böhmen heimisch, und zwar gleichfalls auf dem Wege der Milde, der Gutwilligkeit, der Ueberzeugung. Kirchen wurden gebaut und das Land in Diöcesen eingetheilt, auch zuverlässig die slavische Liturgie verbreitet. Ob aber dadurch der römisch-katholische Gottesdienst wirklich verdrängt worden ist, ob Methodius, der bei dieser Bekehrung doch gewiß mit im Spiele gewesen, das neue christliche Land und Volk für eine Erweiterung seiner Diöces angesehen und nicht mehr dem regensburger Bischof, welcher Böhmen seit der Taufe jener vierzehn Lechen für sich und seinen Sprengel in Anspruch nahm, gelassen habe, das läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten; es ist aber sehr unwahrscheinlich nach dem, was wir in einem etwas spätern päpstlichen Schreiben an den Swatopluk lesen: „daß in allen mährischen Kirchen das Evangelium, um der höhern Würde willen, zuerst in lateinischer Sprache und dann erst für das des Lateinischen unkundige Volk in der slavischen Uebersetzung wiederholt werden sollte." Hiernach zu urtheilen, wurden beiderlei Ritus neben einander geduldet, und so verblieb denn nun wohl auch der Einfluß der römisch-katholischen Geistlichkeit und das bereits eingeführte Diöcesanverhältniß in seiner bisherigen Geltung.

Zwei Jahre vor dem Tode Ludwig's des Deutschen (874) wollten die Sorbenwenden das Beispiel der Mährer und Böhmen nachahmen und sich auch von der Oberhoheit der Deutschen los machen. Bis daher hatte Thakulf der Mark vorgestanden und die Rebellischen im Zaume erhalten. Jetzt aber war derselbe mit Tode abgegangen. Diesen Moment hielten die Sorben, Siusler und deren Nachbarn für günstig: sie kündigen dem deutschen Könige den Gehorsam auf. Allein Thakulf's Nachfolger, Ratolf, und der Erzbischof von Mainz, Liutbert, dringen schnell über die Saale, verheeren das feindliche Land mit Feuer und mit Rauben und zwingen die Empörer zur frühern Dienstbarkeit.

IV. Theilung des Reiches. Karl der Dicke. Von 876—887.

Das war der letzte Kampf beider Völker unter Ludwig dem Deutschen; dieser König starb im Jahre 876, und nun ging es wieder, nach der damaligen verderblichen Sitte der Fürsten, an ein Theilen des Reiches unter die drei Brüder. Es konnte nicht fehlen: Deutschland mußte wieder darunter leiden; es mußte noch mehr an Macht, an Ansehen, an Kraft verlieren, wenn auch die drei Fürsten unter einander sich heilig versprachen, gegenseitige Treue zu bewahren und in Fällen der Noth Hilfe zu leisten. Daher kam es denn wohl auch, daß es bald darauf (877) die Linonen und die Siusler (in der Gegend von Leipzig und Eilenburg) und deren Nachbarn wagen durften, von Ludwig d. j., dem Sachsen, Thüringen, Franken u. s. w. bei der Theilung zugefallen war, abtrünnig zu werden und ihm den gewohnten Zins zu verweigern. Ludwig sandte indessen sofort einige seiner getreuen Diener ab und brachte sie ohne Krieg auf andere Gedanken, empfing Geschenke und Geiseln von ihnen, und sie kehrten zur frühern Dienstbarkeit zurück. Die furchtbare Niederlage indeß, welche die Deutschen im Jahre 880 von den Dänen an der Niederelbe erlitten, regte wieder die Daleminzier, Böhmen und Sorben und deren übrige Nachbarvölker ringsumher auf: sie erhoben sich, suchten in Thüringen einzudringen, sengten und brennten in den dem Könige treuen Marken. Da ging ihnen aber der damalige Markgraf an der sorbischen Grenze, Poppo, entgegen und schlug sie dermaaßen, daß keiner von so großer Menge übrig blieb (remaneret).

In dem Jahre vorher war es, wo Methodius, der Apostel der Mährer, von neuem vom Papste Johann VIII. nach Rom geladen ward, um sich vom Verdachte des Irrglaubens, der Beeinträchtigung der deutschen Geistlichkeit, des Abweichens von der römisch-katholischen Liturgie und vom Vorwurfe des Gebrauches der slavischen Sprache beim Gottesdienste zu reinigen oder zu rechtfertigen. Denn dessen hatte ihn die Klerisei im salzburgisch-erzbischöflichen Sprengel beschuldigt. Wenn nun gleich Johann VIII. nicht gesonnen war, den in

Rom förmlich und feierlich ordinirten Erzbiſchof von Mähren und Pannonien in ſeiner Würde herabzuſetzen und in ſeinen Rechten zu kränken: ſo wurde er durch jene Vorſtellungen doch um ſo mehr mit Mistrauen gegen ihn erfüllt, als damals beide Kirchen, die lateiniſche und die griechiſche, mit einander in Hader lebten, und Methodius noch immer ſich zur letztern hinzuneigen ſchien. Der Prälat folgte dem Rufe 880, begab ſich wirklich nach Rom, rechtfertigte ſich aber dort ſo vollſtändig, daß ihn der Papſt in ſeiner Würde beſtätigte, ihm die ganze ſlaviſche und deutſche Geiſtlichkeit in Swatopluk's Lande unterwarf und ſelbſt den Gebrauch der ſlaviſchen Sprache billigte, wofern nur auch der lateiniſchen ihr Recht geſchähe. Was hätte Mähren, was hätte Böhmen werden können, wenn beide Länder ſelbſtſtändig auf dieſem Wege fortgeſchritten, ſich ſpäter vielleicht allmählich gänzlich emancipirt hätten von der römiſch-katholiſchen Liturgie und Kirche, ſo wie vom deutſchen Reich! Aber leider! dauerte dieſes Fortſchreiten nicht lange. Methodius ſtarb nehmlich 885, und nun brachen die Parteiungen, welche ſchon bei des Mannes Leben ſo geſchäftig geweſen waren, ohne Rückhalt und ohne Scheu hervor und arteten ſogar in offene Gewalt aus gegen die Freunde und Schüler deſſelben. Wiching, ein Deutſcher, bisheriger Biſchof von Neitra, hatte ſich Swatopluk's Vertrauen zu gewinnen verſtanden und misbrauchte nun den dadurch erhaltenen Einfluß zur Verfolgung der ſlaviſchen Lehrer und Prieſter. Unter dieſen war namentlich der Biſchof Gorazd und der nachmalige Erzbiſchof in Bulgarien, Clemens. Sie und noch Andere wanderten in Folge der Mishandlungen, welche ſie in Mähren, wenn auch ohne Swatopluk's Wiſſen, erfuhren, in die Bulgarei aus. Gemäß dem Bedürfniſſe und der Neigung des Volkes erhielt ſich zwar noch eine lange Zeit hindurch die ſlaviſche Liturgie und der Gebrauch der vaterländiſchen Sprache und der ſlaviſchen Ueberſetzung der bibliſcher Bücher beim Gottesdienſte; nach und nach aber gewann doch das lateiniſche Element wieder die Oberhand und verdrängte das einheimiſche. Für jetzt beſtätigte indeſſen der Papſt, zum großen Aergerniß der bairiſchen höhern Geiſtlichkeit, die Unabhängigkeit der mähriſchen erzbiſchöflichen Diöceſe wieder.

Um diese Zeit hatte Swatopluk den höchsten Gipfel seiner politischen Macht und Größe erstiegen, war Beherrscher eines weiten Reiches *), gegenüber dem welken deutschen Regimente unter Karl dem Dicken, wiewohl dieser seit 880 die Kaiserwürde errungen und seit 882 — mit Ausnahme von Kärnthen, das Arnulf besaß — die ganze große Monarchie Karl's des Großen wieder unter Ein Haupt vereinigt hatte. Aber die geistige und moralische Ohnmacht dieses Fürsten ließ ihn zu keiner thatkräftigen Handlung schreiten, und während der ewigen Familienzwiste der Karolinger und ihrer steten, oft unglücklichen Kriege mit den Normannen und Slaven hatte sich nun im deutschen Reiche bereits jenes verderbliche Lehnswesen mit dem Rechte des erblichen Grundbesitzes und dem Rechte, solches willkührlich zu theilen, jene mächtige Aristokratie weltlicher und geistlicher Großen, die dem Oberhaupte sogar wagen durfte, hindernd entgegen zu treten und seine Maaßregeln zu beschränken, herausgebildet, so daß mit dem Ansehen und der vormaligen souverainen Macht des Kaiser- und Königthums auch die Einheit des Staates verschwinden mußte. Zum Glück bewahrte der gesunde Sinn des Volkes, trotz der Zerrissenheit des Ganzen in mehrere Stämme, das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer Einheit und sicherte vor dem gänzlichen Zerfallen des Staatskörpers, was bei der drohenden Macht Swatopluk's um so gefährlicher gewesen. Und an Reibungen und Conflicten zwischen beiden Partheien fehlte es nicht. So maaßten sich im heutigen Oestreich bereits die Söhne Engelschalk's und Wilhelm's die Grafenwürde erblich an und waren bemüht, den von König Ludwig dort eingesetzten, von dessen Söhnen und Nachfolgern aber nicht unterstützten Grafen Aribo daraus zu verdrängen. Und Aribo — nimmt seine Zuflucht zu Swatopluk. Daraus entsteht ein mehrjähriger Kampf, in welchem jene Grafensöhne unterliegen. Sie wenden sich nun aber an Arnulf, den Herzog von Kärnthen und Pannonien, und bitten um Hilfe. Arnulf hatte bisher im freundlichsten Vernehmen mit Swatopluk gestanden: er hatte

*) Selbst die Slaven an der Elbe bis gen Magdeburg hin sollen ihm zinspflichtig und gehorsam gewesen sein. Ditm. Merseb. IV. p. 196.

ſelbſt ſeinen erſtgebornen Sohn nach dem Slavenfürſten, als deſſen Pathen, taufen laſſen. Allein jetzt erhob ſich Mistrauen, welches bald in offene Feindſchaft überging. Die Bulgaren fielen im Jahre 882 in Swatopluk's Land ein; mehrere Vaſallen Arnulf's nahmen an dem Zuge Theil, und es ergab ſich ſogar ein hinterliſtiger Anſchlag auf Swatopluk's Leben. Da verlangt dieſer von Arnulf die Entfernung der Söhne Engelſchalk's und Wilhelm's und die offene Erklärung, daß er an jenen meuchelmörderiſchen Umtrieben keinen Antheil gehabt. Arnulf aber weigert ſich, dieſen Anforderungen zu genügen. Nun überzieht Swatopluk, von den Böhmen und andern ſlaviſchen Völkerſchaften unterſtützt, Pannonien 883 mit Krieg und verwüſtet ohne großen Widerſtand mit vieler Grauſamkeit die Gegend. Einen gleichen Einfall unternimmt er im Jahre darauf (884) mit ungeheurer Macht. Doch kam es erſt auf dem Rückzuge zu einem Treffen; aber Swatopluk ſiegte, nahm mehrere deutſche Fürſten gefangen, und zwei jener Grafenſöhne fanden ihren Tod in den Wellen der Raab. Auf die Nachricht hiervon eilte zur Schlichtung des Streites Kaiſer Karl herbei und hielt einen Reichstag zu Königſtetten in Oeſtreich. Es kam auch Swatopluk mit ſeinen Großen dahin. Aribo wurde in ſeiner Markgrafſchaft beſtätigt, und Swatopluk erhielt das eroberte Pannonien vom Kaiſer, wahrſcheinlich zu Lehn, und gelobte, fortan mit dem deutſchen Reiche in Frieden zu leben. Hierdurch fühlte ſich freilich Arnulf gekränkt und verkürzt und verſtand ſich erſt 885 dazu, dieſen Vertrag einzugehen und anzuerkennen.

Bald nachher (887) erfolgte des Kaiſers gewaltſame Abſetzung, wobei dem Herzoge Arnulf auch Slaven geholfen haben ſollen, und 888 ſein Tod, und Deutſchland ward — zu ſeinem Glück und auch zum Unglück — zum großen Theile ein Wahlreich. Es traten einzelne Hauptſtämme hier bei wieder ganz beſonders hervor: die Franken, Sachſen, Thüringer, und die eigentlichen Franken ſind nicht mehr der dominirende Theil. Es entſteht im deutſchen Reiche ein ganz neues Verhältniß. Die Gefahr des Zerfallens wird beſeitigt durch Gemeinſinn, durch gemeinſames Zuſammentreten, durch

einmüthige Wahl Arnulf's, unſtreitig des würdigſten der Königskrone unter allen denen, die darauf hätten Anſprüche machen können, obwohl auch er nicht im Stande geweſen iſt, vollkommen die Stürme zu beſchwichtigen, welche das Reich von allen Seiten und faſt unausgeſetzt gefährdeten.

V. Arnulf. Von 888–899.

Arnulf hat auch mit den Slaven ewige Kämpfe gehabt. Kaum hatte er den Thron beſtiegen, ſo mußte er (889) gegen die Obotriten zu Felde ziehen. Er hatte da wenig Glück und kehrte ruhmlos wieder heim. Doch ſandten ſie ſpäter (895) freiwillig Geſandte, welche Geſchenke darbrachten und um Frieden baten. Der König bewilligte ihnen denſelben und entließ ſie. Mittlerweile hatte ſich ein Krieg mit Swatopluk entſponnen. Mit dieſem zwar hatte ſich Arnulf nach jenem oben geſchilderten Kampfe wieder ausgeſöhnt gehabt; es fand 890 ſelbſt eine perſönliche Zuſammenkunft beider Herrſcher ſtatt, und Swatopluk ſoll ſogar von Arnulf mit dem Herzogthume Böhmen belehnt worden ſein *). Allein es müſſen bald darauf wieder Misverhältniſſe eingetreten ſein, die das gute Vernehmen wieder aufhoben. Namentlich ſoll jene Verleihung Böhmens den Grund hiervon getragen haben **). Swatopluk benahm ſich nehmlich ſeit der Zeit nicht ſo, wie es Arnulf erwartet hatte. Da beſchloß der letztere, den ſtolzen Vaſallen zu demüthigen. Nicht zufrieden, ein eignes Heer aus ſeinen Deutſchen zu ſammeln, ſuchte Arnulf dem mähriſchen Fürſten auch im Rücken Feinde zu erwerben. Zuerſt wandte er ſich an Brazlaw, einen ſlaviſchen Fürſten an dem Saweſtrom, ſodann an das neue, ſeit nicht-eben langer Zeit erobernd und mit furchtbarem Ungeſtüm aufgetretene Magyarenvolk und endlich an die Bulgaren. Die Ungarn rückten zuerſt vor von Oſten her; ſie wurden jedoch in waldigen

*) Der hier nicht parteiloſe Palacky läugnete ſolches gegen ausdrückliche Zeugniſſe einer gleichzeitigen Quelle. Seine Gründe ſind nicht ſchlagend.

**) Regino: Nam et Bohemi a fidelitate diutius custodita recesserunt et Zuentibold ex adjectione alterius regni vires non parvas sibi accessisse sentiens, fastu superbiae inflatus, contra Arnolfum rebellavit.

Bergſchluchten von Swatopluk aufgehalten, umringt und eingeſchloſſen gehalten. Während deſſen aber zog Arnulf von Weſten und Brazlaw von Süden heran, und auch der Biſchof von Würzburg, Arnt, ein gewaltiger, im Kampfe mit den Slaven viel erprobter Krieger, führte aus Thüringen ein Heer in das Böhmerland. So vielen Feinden konnte Swatopluk im offenen Felde nicht Widerſtand leiſten: er zog ſich alſo in die feſten Plätze zurück und gab das Blachfeld dem Feinde Preis, der es denn auch vier Wochen hindurch auf das grauſamſte verheerte. Mehr erlangte aber Arnulf nicht; denn Swatopluk gab ſich nicht, und bald hatte er das Glück auf ſeiner Seite. Die Magyaren nehmlich, durch Arnulf's Vordringen wieder frei geworden, kehrten nach Hauſe zurück, und auch Arnulf und Arnt konnten ſich in dem verödeten Lande nicht länger halten. Arnt ward auf dem Rückzuge noch obendrein von den Slaven im Gau Chutici, im Lande der Sorben (zwiſchen den Flüſſen Saale, weiße Elſter und Mulde), überfallen und erſchlagen. Nun ſuchte Arnulf den Mährern auf noch andere Weiſe zu ſchaden und ihre Unterwerfung zu erzwingen. Er ſandte Boten — ſie mußten einen weiten Umweg nehmen, um nicht in Swatopluk's Hände zu gerathen — an den Bulgarenfürſten Wladimir und ließ ihn auffordern, den Mährern nicht ferner mehr den Salzeinkauf in ſeinem Lande zu geſtatten. Aber auch dieſe Maaßregel trug nicht die beabſichtigten Früchte. Da erneuerte Arnulf im folgenden Jahre (893) den Angriff und die Verwüſtung des Landes, allein mit noch ſpärlicherm Erfolge: er wurde mit großem Verluſte zurückgeſchlagen und kam ſelbſteigen auf dem Rückzuge in Gefahr. Swatopluk ſcheint indeſſen dabei die Luſt am Kampfe und ſogar am öffentlichen Leben verloren zu haben; denn er ſoll ſich zurückgezogen haben, ſoll Einſiedler geworden, ja! ſo gänzlich verſchwunden ſein, daß man ſeitdem keine Spur von ihm zu entdecken vermochte. Gewiß iſt es indeſſen wohl, daß er im Jahre 894 geſtorben. Mit ihm brach das mähriſche Reich wieder zuſammen; denn er hatte das Reich nach ſeinem Abgange unter ſeine drei Söhne zu theilen geboten, wenn auch ſo, daß dem älteſten, Moymir, die Oberhoheit über das Ganze verbleiben

ſollte. Aber in Kurzem brach Zwietracht zwiſchen ihnen aus, die wohl Arnulf gefliſſentlich nährte und ſo den Untergang des kaum emporgeblühten Reiches herbeiführte. Auch fielen die Söhne des um dieſelbe Zeit verſtorbenen Herzogs von Böhmen, Boriwoy, Spitichnew und Wratiſlav, vom mähriſchen Reiche ab und begaben ſich wieder in den Schutz des deutſchen Königs (895): eine Handlung, die nicht minder dazu beitrug, die mähriſche Macht zu zertrümmern.

Moymir hatte gleich nach des Vaters Tode mit Arnulf einen Frieden abgeſchloſſen, der aber dem deutſchen Könige wohl unbequem war und zu vortheilhaft für den Herzog der Mährer erſcheinen mochte. Als daher die böhmiſchen Fürſten zu ihm kamen, da er gerade in Regensburg Reichstag hielt, und ihm ihre Unterwerfung darbrachten, nahm er ſie mit Auszeichnung auf, hörte ihre Klagen über die von den Mährern erlittenen Unbillen an und verſprach ihnen ſeinen Beiſtand, wofern Moymir es wagen ſollte, ſie anzugreifen. Zwar führte derſelbe 897 durch eine Geſandtſchaft darüber Beſchwerde, daß der Kaiſer die abtrünnigen Vaſallen — auch die Sorben, ſo ſcheint es, machten Miene, zu Arnulf überzugehen — annehme und ihre Umtriebe fördere; allein es iſt keine Abhilfe erfolgt. Und als die Brüder ihren Bruderzwiſt begannen, nahm ſich Arnulf des jüngern, Swatopluks, gegen den Moymir an, ſandte ihm, als er im Jahre 898 der Uebermacht des letztern zu erliegen ſchien, Hilfe durch die Markgrafen Liutbold und Aribo, welche auch das Land überall, wo ſie hindrangen, mit Feuer und Schwert verheerten. Ein Gleiches thaten ſie im nächſtfolgenden Winter. Ein dritter Feldzug ward 899 unternommen. Hier entſetzte das bairiſche Heer den Swatopluk, welcher von ſeinem Bruder in der einzigen ihm noch gebliebenen Stadt belagert wurde, ſteckte darauf dieſelbe in Brand und führte den Fürſten ſammt ſeinen Anhängern nach Baiern über: zum klaren Beweiſe, daß Moymir, trotz dem, daß ſein Reich ſo geſchmälert, ſeine Macht ſo verringert war, doch den Deutſchen Widerſtand zu leiſten vermochte. Dies bewies er auch in dem kirchlichen Streite im gleichen Jahre. Die nach dem Tode des Methodius von neuem durch den Papſt beſtätigte Unabhängigkeit

und Selbständigkeit der mährischen Metropolitandiöceſe ärgerte nehmlich die Biſchöfe in Baiern und an ihrer Spitze den Erzbiſchof von Salzburg noch immer dergeſtalt, daß ſie jetzt eine heftige Klageſchrift aufgeſetzt und an den Papſt Johann IX. eingeſandt hatten, worin ſie die Rücknahme des Beſchluſſes forderten und ſich ſogar bereit erklärten, falls ihnen ſolches nicht gewährt würde, es mit Waffengewalt durchzuſetzen. Moymir that hiergegen Vorſtellungen, und auf ſein Verlangen ordinirte der Papſt wirklich, jenen Geiſtlichen zum Trotz, wieder für Mähren einen eigenen Erzbiſchof, Namens Johann, und zwei Biſchöfe, Benedict und Daniel, welche eigens deswegen nach Rom gereiſt waren. Indeſſen ſetzte Arnulf bis zu ſeinem Tode (8. December 899) den Krieg gegen Moymir ohne Aufhören fort, aber auch ohne großen Erfolg.

VI. Ludwig das Kind. Von 899—911.

Nur erſt nachdem die Baiern in Verein mit den Böhmen einen neuen Einfall in Mähren gemacht (900) und das Land drei Wochen hindurch verheert hatten, und als die Ungarn wieder drohten, furchtbarer denn je, ſahen ſich beide ſtreitende Partheien veranlaßt, den Frieden zu Regensburg abzuſchließen (901), in welchem ſich Moymir ohne Zweifel dazu verſtand, Vaſall des deutſchen Königs zu werden. Wie die kirchlichen Angelegenheiten entſchieden worden ſind, ob die bairiſche hohe Geiſtlichkeit allen Anſprüchen auf Mähren entſagt habe, läßt ſich nicht nachweiſen. Es erſchienen nun auf dem Theater der Geſchichte die Magyaren als Geißel ſowohl der Slaven als der Deutſchen, und obwohl Moymir ſie zu wiederholten Malen ſcheint von ſich und ſeinem Reiche abgewieſen zu haben (901, 902 (?), 906 (?)), mag er doch im Jahre 907 in der Schlacht bei Preßburg ſeinen Tod, und damit ſeine Herrſchaft und ſein Reich ein Ende gefunden haben. Wenigſtens ſchweigt die Geſchichte ſeitdem von ihm, und ſogar hundert und mehr Jahre lang von Mähren. Es ward zum größten Theile eine Beute des fremden wilden Volkes; nur der weſtliche Bezirk ward mit Böhmen vereinigt.

Aber die Deutſchen fühlten die Zuchtruthe nicht minder.

Zerriſſen wie das Reich war im Innern: durch einzelne Stämme, durch das Lehnsweſen, durch Beamtenariſtokratie, durch Erblichkeit der Aemter und des Grundbeſitzes und das Recht, denſelben zu theilen, und durch Zwietracht mächtiger Familien, regiert von einem Kinde, das nichts gethan und nichts thun konnte, war es den Angriffen der Magyaren baar und blos geſtellt. Nicht allein, daß ſelbige von Südoſten her unſer Vaterland bedrängten und ſich über die bairiſchen Marken ergoſſen: im Jahre 908 eilen ſie den Daleminziern zu Hilfe, deren Hauptſitz im meißniſchen Elbthale und in der Gegend vom heutigen Lommatzſch war, die unbezweifelt früher ſchon durch einen in den Annalen der Geſchichte nicht aufgezeichneten Krieg von einem der Sachſenherzöge vor Heinrich I., als dem derzeitigen Inhaber der Oſtmark, überwunden worden waren und deren Botmäßigkeit dann auf Otto, den Vater Heinrich's, übergegangen ſein mochte, und welche ſich ſeit 902 gegen die ſächſiſche Herrſchaft aufgelehnt hatten aber von Otto zuerſt und dann, als der Krieg ſich in die Länge zog, von Otto's Sohne, dem nachmaligen König Heinrich I., mit einer ſtarken Heeresmacht bekriegt, geſchlagen und mittels dieſes Sieges, ſo wie durch grauſe Verwüſtung ihres Landes mit Feuer und Schwert, zum Gehorſam wieder zurückgebracht worden waren (908). Sie fallen in Mähren ein, verwüſten und verheeren Alles, ſelbſt die heiligen Oerter; alle Kirchen plündern und entheiligen ſie und thun dort den chriſtlichen Anſtalten ungeheuern Schaden *); dann ſtürmen ſie auch in Thüringen ein: ihnen erliegt der dortige Markgraf Burchard; mit ungeheurer Beute beladen, kehren ſie ins Land der Daleminzier zurück. Hier ſieht ein anderer Schwarm die glücklichen Beuteführer und will ſich ebenſo bereichern, und während er fortzieht ins deutſche Land, müſſen unterdeſſen die Slaven dieſe ihre Bundesgenoſſen beherbergen und füttern, die ſie denn ſo auszehren, daß, wie alte Schriftſteller berichten, die Sorben einer Hungersnoth ſich preisgegeben ſehen, zum Theil aus ihrer Heimath wandern und bei den Nachbarn ums liebe Brod dienen müſſen. Der deutſchen Herrſchaft freilich wurden ſie ledig für mehrere

*) Vergl. die Urkunde bei Palacky, Geſchichte Böhmens I. B. S. 271 ff.

Jahre. Im Jahre 909 bricht das fremde Volk auch in Schwaben ein, ohne auf großen Widerſtand zu treffen, und verwüſtet das Land. Im folgenden Jahre kamen ſie wieder, um auch das römiſche Franken heimzuſuchen. Da ſuchte der ſiebenzehnjährige König alles Mögliche aufzubieten, um ihnen zu wehren. Es kommt an der Grenze von Baiern und Franken zur Schlacht, und — die Deutſchen unterliegen wieder (910), und das ganze Land bis zum Rhein hin, und ſogar über dem Rheine, erfährt die ſchmählichſte Verwüſtung. Und im Jahre darauf (911) ſtirbt der junge König, der letzte der Karolinger auf deutſchem Throne, vielleicht zum Glück für ſein Land. Denn im Bewußtſein der traurigen Lage des Reiches ſchaaren ſich die Hauptſtämme zuſammen, die Franken, Sachſen, Alemannen und Baiern, und wählen aus ihrer Mitte den Herzog der Franken, Konrad, einen Verwandten zwar des Karolingiſchen Hauſes, doch gewiß nur in der Hoffnung, daß er das geſunkene Regiment wieder aufrichte und kräftige.

VII. Konrad I. Von 911—919.

Leider erfüllte dieſer die Hoffnung nicht. Statt die ſchon getrennten oder zwieträchtigen Elemente ſeines Reiches zu beſchwichtigen und zu vereinigen und ſich auf dieſe Weiſe mit neuer Stärke zu wappnen, um den auswärtigen Gegnern deſto beſſer Widerſtand leiſten zu können, veruneinigte er ſich namentlich mit den Sachſen und deren jungem Herzoge Heinrich, indem er ihm und ſeinem Vater nicht die ſorbiſche Mark oder das Herzogthum von Thüringen als Beſitzthum zugeſtehen wollte nach dem Tode des Markgrafen Burchard (ſ. oben S. 82), da jener doch unbezweifelt ſchon Inhaber von der Oſtmark und von Nordthüringen war, als welcher er wohl eben die Daleminzier vorher bekriegt und überwunden hatte. Daher hatte Konrad immer im Innern Deutſchlands ſelbſt zu kämpfen: hierauf allein hatte er ſeine Kräfte und die kurze Zeit ſeiner Regierung zu verwenden. Zum Glück, daß die auswärtigen Feinde ruhten, daß Konrad nicht lange lebte (bis 919), und daß er auf ſeinem Sterbebette den Wahlfürſten ſeinen Feind, den Sachſenherzog Heinrich, empfahl

Mit dieſem tritt eine durchaus neue, höchſt glänzende Periode im Kampfe der Deutſchen und Slaven ein, zu der wir nun übergehen wollen, nachdem wir uns noch einmal überſichtlich die Verhältniſſe beider Völker vergegenwärtigt haben, wie ſie ſich bis daher, bis zum Ende der Regierung Konrads, geſtaltet.

Schluß der zweiten Periode.

Die Deutſchen haben in dieſer Periode bedeutenden Aufſchwung gewonnen: ſie ſind zu einer Einheit, zu einem politiſchen Ganzen verſchmolzen worden; über daſſelbe iſt eine weltliche und geiſtliche Beamtenwelt wie ein Netz geworfen, die einem Einzigen, einem unumſchränkten Fürſten gehorcht. Dadurch iſt Eintracht, Ordnung und zugleich Kraft in das Ganze gekommen, das Volk, das Reich und an der Spitze deſſelben der Regent iſt zu Macht, zu Anſehen, zu bedeutendem Einfluſſe, ſelbſt auf auswärtige Völker, gelangt. Die häufigen Kriege im Innern und nach außen hin haben die Tapferkeit und den ritterlichen Sinn der Nation genährt und gefördert und die Kunſt der Kriegführung geſteigert. Das Chriſtenthum und die chriſtlich-katholiſche Kirche iſt über das ganze Land verbreitet worden und damit höhere Bildung, ein noch kräftigerer, tüchtigerer, edlerer Charakter in das Volk hineingekommen. Das Lehnsweſen zwar und die allmählich überhand nehmende Erblichkeit des Beſitzes und der höhern Beamtenſtellen, ſo wie die Einführung des Rechtes, das Oberhaupt der Nation zu wählen, ingleichen das wieder ſo klare Hervortreten der verſchiedenen Volksſtämme und des Getrenntſeins des deutſchen Volkes, wie es in ſeinen Elementen urſprünglich geweſen, mindert die Gewalt des Königs, ſchmälert die vormalige Souverainetät, durch welche das Reich unter Karl dem Großen ſo ſtark war, und macht es je mehr und mehr abhängig von den mächtigen Vaſallen. Aber auf der andern Seite erwacht dadurch beim Volke das Bewußtſein ſeiner Kraft und Trieb und Luſt zur Theilnahme an der Staatsverwaltung, und es zeigt ſich der ideale Wunſch, daß nur der Würdigſte herrſchen ſolle und möge, was in der folgenden Periode ſo herrliche Früchte trägt, wenn auch die Thronfolge ſo ziemlich in der regierenden Familie verblieb. Die

erwähnten Herrscher bedurften doch der Anerkennung Seitens des Volkes, welches, nach den Stämmen in Herzogthümer eingetheilt, berathschagte. Unter dieser Verfassung verlebt Deutschland seine Glanzperiode: es erwehrt sich der Ungarn, erstarkt im Innern, dehnt seine Grenzen aus über Lothringen, Burgund, das Slavenland, welches es obendrein christianisirt, und vorzüglich auch über Italien, wo die Kirche seinen Herrschern die seit dem Aussterben der Karolinger erledigt gebliebene römische Kaiserkrone darbietet. Was das Verhältniß der Deutschen zu den Slaven betrifft, so muß man wahrlich der Erstern Langmuth und Gutmüthigkeit bewundern, mit welcher sie die ewigen Empörungen und feindlichen Einfälle der Letztern mit ansahen, ohne ernste, energische Maaßregeln zu ergreifen und selbigen für immer vorzubeugen. Man muß es Schwäche nennen und Lethargie und Unbeholfenheit, Mangel an Willens- und Thatkraft, aber gewiß nicht von Seiten des Volkes, sondern von Seiten der Regierung, des Staatsoberhauptes; denn das Volk war stark genug und kräftig; es fehlte nur an dem rechten Manne, der es recht zu führen im Stande war.

Die Slaven hingegen sind in ihrer Zerrissenheit und in ihrer gegenseitigen Feindseligkeit verblieben, haben sich weder in Folge der Nachtheile, welche daraus für sie entsprungen, noch durch das Beispiel der Deutschen aufgeregt gefühlt, sich nicht erhoben zum Bewußtsein der Nothwendigkeit nationaler Eintracht und des Gemeinsinnes. Ja! selbst die so herrliche momentane Blüthe und Kraft der heimischen Reiche unter einem Samo, Moymir, Rastislaw, Swatopluk hat sie nicht zur Besinnung und zur Erkenntniß gebracht. Und was hätten sie bei der Tapferkeit und Kraft des Volkes nicht ausrichten können! Von innern durchgreifenden Einrichtungen, von wirklicher Anordnung eines staatlichen Lebens ist noch keine Spur zu entdecken; es fehlte noch zu sehr an kleinern und größern gemeinsamen Wohnplätzen, an Dörfern und Städten. Solches gewährte freilich im Kriege wieder mancherlei Vortheile. Wenn der Feind in ihr Land einfiel, so zogen sie sich zurück, ließen ihre elenden Wohnungen in Stich, und jenet fand nichts, was er einnehmen, wo er sich halten, wovon er sich

nähren konnte: er mußte gewöhnlich unverrichteter Sache wieder zurück; daher eben die Deutschen trotz ihrer häufigen und siegreichen Einfälle nie an Land etwas eroberten. Die Grenzen beider Völker sind noch immer jene Naturgrenzen, wie wir sie beim Auftreten der Slaven in der Geschichte gefunden. An Tapferkeit den Germanen gleich, waren sie es nicht an militairischer Einsicht und an Taktik; daher sie meistentheils in der offenen Feldschlacht den Kürzern zogen. Allmählich fingen sie an, nach dem Beispiele der Deutschen Burgen anzulegen, d. h. einige zusammenliegende Wohnungen mit Erdwällen und Gräben zu bewehren, und sich dahinter zu vertheidigen. Nur in Böhmen und Mähren hatte das Christenthum erfreuliche Fortschritte gemacht und bereits eine Art von Cultur und eine Diöcesanordnung begründet. Wie aber im politischen Leben zu wenig Ordnung, Halt und Gedeihen war: so konnte hier der Einfluß der Kirche nicht so groß sein als unter den benachbarten Germanen, wo Kirche und Staat gemeinsam sich durchdrungen hatten und die eine Anstalt die andere unterstützte. Die übrigen slavischen Länder waren, mit Ausnahme der mekelnburgischen Länder, wo durch die Stiftung des bremischen und des hamburgischen Erzbisthums ein Anfang gemacht worden war*), noch ganz und gar dem Heidenthume preisgegeben und den damit verbundenen Rohheiten. Fast alle Volksstämme, wo nicht allesammt, längs der Grenze waren mehr oder weniger in einer freiwilligen oder gezwungenen Abhängigkeit von den Deutschen, die sie entweder durch ihre wiederholten Neckereien und Raubzüge und durch Niederlagen, die sie sich zugezogen, so wie durch ihre fortwährenden Empörungen verschuldet hatten, oder die die Fürsten eingegangen waren, um gegen einheimische Nebenbuhler und Gegner oder gegen ihre eigenen Unterthanen geschützt zu sein. Dieses Verhältniß gaben sie dem Oberhaupte des deutschen Reiches kund, theils durch

*) Vergl. oben S. 60, und in der Bestätigung des hamburgischen Bischofs Hoger durch Papst Anastasius III. heißt es: nec non etiam in illis partibus Sclavorum, quae sunt a flumine Pene usque ad fluvium Egidore (Eider) soll sein Sprengel sein. Worte, die in den nachmaligen Bestätigungsurkunden gewöhnlich wiederholt worden sind.

eigenes Erſcheinen oder durch Geſandtſchaften an feierlichen Hoftagen und durch Erklärung ihres Gehorſams und ihrer Unterwürfigkeit, theils durch Geſchenke, theils durch jährlichen Tribut, theils durch Stellung von Hilfstruppen im Fall eines Krieges, zu welchem ſie aufgeboten und gefordert wurden, theils dadurch, daß ſie ihre ſtreitigen Angelegenheiten ihm zur Entſcheidung und zur Beilegung anheimſtellten. Außerdem band die chriſtlich gewordenen Slaven, die Mährer und Böhmen, weil ſie von Deutſchland aus bekehrt worden, die Diöceſanverfaſſung an dieſes letztere Land oder wenigſtens doch an Rom, an den Papſt, deſſen Schutzgenoſſe aber, wie Beſchützer, der Kaiſer oder König der Deutſchen war. Die Schwäche des deutſchen Reiches zu Ende dieſer Periode hätte den Wenden leicht Gelegenheit und die Möglichkeit gewähren können, ſich gänzlich frei von der deutſchen Oberherrlichkeit zu machen, wofern ſie hinreichende politiſche Klugheit beſaßen, und verſtanden hätten, ſich unter ein gemeinſames Oberhaupt zuſammenzuſchaaren, einen wohl geordneten Staat einzurichten, der, in ſich ſelbſt kräftig und ſich ſelbſt genug, des auswärtigen Schutzes nicht bedurft, und vermocht hätte etwaige fremde widerrechtliche Anmaaßungen zurückzuweiſen. Allein hierzu waren ſie nicht reif. Daher erfreuten ſie ſich nicht lange dieſer für ſie ſo günſtigen Verhältniſſe: „es war eine Windſtille vor einem Alles vernichtenden Orkane.“

Wir werden nun ſehen, wie auf dieſen Grund hin das Verhältniß beider Nationen ſich ferner bilden ſollte.

C. Periode des Kampfes.

Von dem Regierungsantritte Heinrich's I. bis zum Kreuzzuge gegen die Wenden oder von 919 bis 1147.

Epochen geben ab die Zeiten der sächsischen Kaiser (919—1024) und der fränkischen (salischen) Kaiser (1024—1125). Denn noch hängt der Zustand des gesammten deutschen Volkes und Reiches von den einzigen, unumschränkten Herrschern ab: an sie reihen wir also jetzt wieder die einzelnen Begebenheiten an; nach ihnen, ihrem Willen, ihren Anordnungen gestalten sich dieselben. Die Reihe der deutschen Könige und Kaiser in dieser Periode ist:

I. Heinrich I. 919—936.
II. Otto I. oder der Große 936—973.
III. Otto II. 973—983.
IV. Otto III. 983—1002.
V. Heinrich II. 1002—1022.

} Sächsischen Stammes.

VI. Konrad II. 1022—1039.
VII. Heinrich III. 1039—1056.
VIII. Heinrich IV. 1056—1106.
IX. Heinrich V. 1106—1125.

} Fränkischen Stammes.

X. Lothar der Sachse, 1125—1137.
XI. Konrad III. der Hohenstaufe 1137. Mitten in seine Regierung fällt der Anfang der vierten Periode.

Mächtige Eroberungen der Deutschen in den Ländern der Slaven. — Schwankendes Behaupten derselben.

I. Heinrich I. Von 919—936.

Bei dem Tode Konrad's I. waren die Verhältnisse des deutschen Reiches im höchsten Grade traurig und zerrüttet: die einzelnen Stämme des Volkes ohne gemeinsamen Zusammenhalt, jeder derselben durch Herzöge, die einander gleich waren und zumeist einander gegenüberstanden in Eifersucht und Stolz, regiert und einander entfremdet; im Lande wenig feste Oerter, selbst die Zahl der Städte, Dörfer, Gemeinden waren nicht groß, desgleichen die Zahl der Bewohner

ſehr zuſammengeſchmolzen in Folge der ewigen Kriege und der verheerenden Einfälle der Ungarn; der Heerbann vernachläſſigt oder gänzlich erloſchen; kein Maifeld wurde mehr gehalten und keine gemeinſame Uebung, keine rechte Ausbildung des Militäres, das auch blos aus Dienſtleuten beſtand, die nur im Falle eines Krieges erſt heranzogen, ohne für den Kriegsdienſt gehörig vorbereitet zu ſein. Die vielen innern Kriege und Fehden hatten die Zahl derſelben geſchwächt und einander entzweiet. Die Großen hatten ſich mit ihren Gefolgſchaften ſelbſt auch gegenſeitig aufgerieben, und viele legten ſich bei dem allgemeinen geſetz- oder ordnungsloſen Zuſtande aufs Rauben. Die Reiterei, aus ſchwerbewaffneten, bepanzerten Reitern zuſammengeſetzt, war gewiß nur gering und, wenn auch tapfer im Kampfe, doch unbeholfen in ihren Bewegungen und gegen leichte Reiterei, traf ſie etwa mit ſolcher zuſammen, natürlich im Nachtheil. Die Grenzen nach außen waren gar nicht oder nur ſchlecht bewehrt, und die Nachbarvölker im Norden, Nordoſten und Oſten, die Dänen, Slaven, Ungarn, ſchlimme Nachbarn, die unaufhörliche Einfälle ins Land drohten oder auch machten.

Unter dieſen Verhältniſſen erhielt und übernahm Heinrich I. die Herrſchaft Deutſchlands, und kein Fürſt hat wohl leicht ſeine Aufgabe ſo vollſtändig und ſo glücklich zu löſen verſtanden, als er. Er begreift, was ihm als Herrſcher und dem Reiche Noth thut; er entwickelt eine ungewöhnliche Thätigkeit; er geht bei Ausführung ſeiner Entſchlüſſe und Pläne mit einem außerordentlichen Takte, mit Vorſicht und Umſicht zu Werke, wendet hier Ernſt dort Milde, hier Energie dort Nachgiebigkeit, hier raſches Handeln dort Zaudern an. Er weiß die getrennten Intereſſen zu vereinigen, die intenſive Kraft des Volkes herzuſtellen, ſchafft ſich ein geübtes Heer, eine beſſere Reiterei, mehr *) feſte Plätze, ſich ſelbſt bei den Seinigen Vertrauen, Anſehen, Gehorſam. So kann er es wagen, den

*) Bekanntlich iſt Heinrich mit Unrecht von frühern Hiſtorikern der Städteerbauer genannt worden. Er legte nur Burgen an. Und das iſt auch nicht zu hoch anzuſchlagen. Er gab dieſen Anlagen die gewöhnliche Burgverfaſſung der Dienſtleute. Ein großer Theil derſelben war überdies gewiß nur für die damals zu befürchtenden momentanen Einfälle und

Feinden in- und außerhalb des Reiches die Spitze zu bieten und vermag sie zu überwinden, namentlich die Slaven.

Er ist aber ein Sachse; das Sachsenland zwischen der Elbe, dem Rheine, der Saale ist seine Heimath, sein Bollwerk, sein Stützpunkt, von wo aus er operirt, und zwar mit glänzendem Erfolg. Das Sachsenland und die Sachsen, damals wohl der kräftigste und kernigste Stamm unter den Deutschen, dessen Stärke noch ungeschwächt war, tritt durch ihn nunmehr hervor, überstrahlt die übrigen deutschen Stämme, gibt denselben gleichen Aufschwung und gleiche intensive Kraft und Nationalsinn und bringt Deutschland zu solchem Grade von Macht und Ansehen, daß es Jahrhunderte hindurch das mächtigste Reich Europa's wird. Denn Heinrich und sein Sohn Otto I. erhob natürlich, als Sachse, insbesondere seine Landsleute, die Sachsen, und selten oder kein Mann, der einen Namen hatte, blieb im ganzen Lande, ohne daß ihn das Oberhaupt mit einem vornehmen Amte bekleidet und wohl auch nach andern Gegenden Deutschlands gesendet hätte. Der sächsische Stamm ward seitdem sowohl in Bezug auf die äußere Macht als auf die Stellung Deutschlands in Europa und auf dessen innere Entwickelung der glorreichste, der achtungswertheste *).

Unbezweifelt vereinigte Heinrich in seiner Person als ursprünglicher Herzog von Sachsen auch die Markgrafschaft von Süd- und Nordthüringen (vergl. oben S. 50). Die Slaven also im Nordosten, auf dem rechten Ufer der Elbe, Saale und in Böhmen kamen durch diese Erhebung des ihnen nächsten sächsischen Stammes ganz vornehmlich ins Gedränge. Ihm und den beiden ersten Herrschern aus ihm hat man es zuzuschreiben, daß sich deutsche Macht, deutsche Sprache und deutsches Leben über die Saale, Elbe, Oder nach Böhmen, Mähren, Schlesien hin verbreitet hat. An der Persönlichkeit

Kriege berechnet und mithin blos vorübergehend. Burgen gab es schon vor Heinrich in Deutschland allenthalben und in großer Anzahl. Vergl. Eichhorn's deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. II B. S. 80 f. (der neueste. Aufl.)

*) Thietmar sagt schon S. 30: Henrico et successoribus suis usque huc Saxones elevati et in omnibus sunt honorati.

dieſer Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe iſt daher uns hier Alles gelegen: ſie ſind die Seelen der deßfallſigen Kämpfe. Sie ſollen und werden bei unſrer nächſtfolgenden Darſtellung im Vordergrunde ſtehen. War der Stoff bis daher meiſt trocken und dürftig wegen der geringen Anſtrengungen und Erfolge der Deutſchen gegen die Slaven, ſo wird derſelbe nun, bei der Lebendigkeit und Thätigkeit der Herrſcher, ebenfalls lebendiger, und ſo kann und ſoll nach Möglichkeit denn auch das Bild werden, das wir davon im Folgenden entwerfen werden: belebter, mannichfaltiger, großartiger, intereſſanter.

Zu allererſt waren die mächtigen Vaſallen im Reiche ſelbſt, die Herzöge der übrigen deutſchen Stämme, die ſich, wo nicht höher, doch eben ſo hoch dünkten als Heinrich, zu demüthigen oder ihnen wenigſtens ſo zu imponiren, daß ſie, willig oder ungern, ihn anerkannten, ſeinem Willen ſich fügten, ſich ihm anſchloſſen als dem rechtmäßigen Oberhaupte des Vaterlandes. Solches Reſultat herbeizuführen, war um ſo ſchwieriger, als Heinrich ſelbſt und ſchon früher ſein Vater Otto das böſe Beiſpiel einiger Widerſetzlichkeit gegen den Inhaber der höchſten Gewalt im Reiche gegeben hatte. Allein die hohe Perſönlichkeit Heinrich's, ſeine Klugheit, ſein ſchon ſehr geſteigerter und verbreiteter Ruhm als Feldherr, als Oberhaupt des mächtigen ſächſiſchen Stammes thaten hier das Ihrige. Und dazu kam ſein energiſches Handeln und dann wieder ſeine Milde und Nachgiebigkeit und ſanfte Verſöhnlichkeit zur rechten Stunde, was ihm die Herzen ſelbſt derer gewann, die bis daher ſeine Gegner geweſen waren, und ſie dergeſtalt beſchwichtigte, daß während der ſechszehn Jahre ſeiner Regierung kein innerer Krieg den Frieden des Landes geſtört hat. In Kurzem waren alle Unebenheiten der Art geebnet, und er ſtand da als das gefürchtete und geachtete Haupt, dem alle, ſelbſt die mächtigſten Vaſallen, willig ihren Gehorſam und ihren Beiſtand zollten. Die Herzöge von Schwaben und Baiern z. B. waren nicht zu ſeiner Wahl gekommen. Der erſtere, mit Namen Burkhard, hielt den Zeitpunkt für günſtig, ſein Alemannien zu einem unabhängigen Staate zu erheben, und im Gefühle ſeiner Macht wollte er gegen Heinrich die Waffen entſcheiden laſſen. Dieſer aber führte

mit Schnelligkeit ein so überlegenes Heer aus Ostfranken und Sachsen herbei, daß jener sich zu Friedensunterhandlungen verstand, und Heinrich war so klug, daß er ihm Milde zu Theil werden ließ und so ihn ganz für sich gewann. Der andere Herzog, Arnulf, hatte ebenfalls nichts Geringeres vor, als sich unter Beistand seiner Baiern zum Oberhaupte des Landes, zum Könige zu machen. Heinrich zog gegen ihn, belagerte ihn in Regensburg, that ihm aber so günstige Friedensvorschläge, daß er gern darein einging und das gekrönte Oberhaupt als seinen Lehnsherrn anerkannte. So brachte Heinrich die schon wankenden Provinzen im Süden unsers Vaterlandes zum Reiche zurück und zwar für immer, und er konnte von nun an sicher auf den Beistand und den Gehorsam der beiden Fürsten rechnen, wenn er derselben bedurfte. Und als Herzog Burkhard kurz darauf seinen Tod fand, so ernannte er zum Herzoge in Alemannien einen aus dem fränkischen Hause, und machte so den Anfang, die deutschen Herzogthümer, wie andere Lehen, aus königlicher Macht zu verleihen und dabei die Fürsten verschiedener Stämme zu wechseln: der erste Schritt, die Stämme und fürstlichen Häuser einander zu befreunden und in Eins zu mischen. Außerdem vereinigte Heinrich noch das fünfte Herzogthum, Lothringen mit dem deutschen Reiche, zu welchem es, seiner Sprache nach, gehörte.

Die bisherige Trennung und Kluft der einzelnen Stämme in unserm Vaterlande ward ausgeglichen: man fing an, nicht sich selbst nur zu berücksichtigen, sondern ein Höheres, das gemeinsame Oberhaupt des Staates und somit den Staat selbst, das Vaterland zu achten, dem alle Privatinteressen zu unterstellen wären: Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern, Lothringer wollten nun wieder Deutsche sein. Das Reich, ein so eben noch zu zerfallen drohender Körper, gewann wieder Einheit und damit an Kraft und an Frische.

Diese eine Aufgabe war somit von Heinrich glücklich gelöst; die andere war die Bekämpfung der ihm und seinem Reiche, vornehmlich seinem Sachsenlande feindlichen Ungarn und Slaven. Sein Sachsen lag sehr ungünstig: eingezwängt im Norden und im Osten von drei mächtigen Feinden, den Dänen und Slaven, welchen letztern die Ungarn sich nehmlich als Verbündete

angeſchloſſen, war es mehr als die übrigen Provinzen von zwei Seiten heftig bedroht. Um ſo mehr mußte Heinrich darauf bedacht ſein, gerade dieſes ſein Heimathland zu ſchützen. Der erſte Einfall der Ungarn unter ſeiner Herrſchaft geſchah 919, im erſten Jahre ſeiner Regierung. Allein damals nahmen ſie ihre verheerenden Züge nach dem Rheine zu, bis nach Lothringen, und ſodann nach Italien, wo die Verwirrung der Angelegenheiten bei den fortdauernden Parteikämpfen ihnen vielfache, lange Beſchäftigung gewährte und von dem nördlichen Deutſchland abzog.

Im Jahre 922 begann Heinrich als Kaiſer den erſten Strauß mit den Slaven im heutigen Königreiche Sachſen (einer Nachricht zufolge ſoll er ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung bemüht geweſen ſein, die immer ſo unbändigen Slaven von ſeinen Grenzen abzuwehren). Er eroberte das Land der Daleminzier, ließ daſelbſt einen mit Wald bewachſenen Berg an der Elbe lichten und gründete auf ihm eine Burg, welche von dem dabei fließenden Bache Meißen genannt wurde. Von da aus unterwarf er dann das Volk der Milziener und Lubuſer in der Ober- und Nieder-Lauſitz und zwang ſie zu Zinszahlung. Lange kann indeſſen dieſe Unterwürfigkeit nicht gedauert haben. Es iſt wahrſcheinlich, daß die ſo unterjochten Slaven ſich wieder an die Ungarn wandten und ſelbige herbeiriefen. Sie kamen im Jahre 924, und ihr Auftreten war fürchterlich. „Wie viele Menſchen," ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, Wituchind, „dieſe in jenen Tagen niedergemetzelt, oder wie viele Klöſter ſie verbrannt haben, das erachten wir für beſſer zu verſchweigen, denn unſere Unfälle auch nur mit Worten zu wiederholen." Heinrich konnte damals noch nicht wagen, ſich den feindlichen Schaaren, die zumeiſt oder ganz aus Reiterei, nach Art der Nomaden, werden beſtanden haben, in offener Feldſchlacht entgegenzuſtellen. Der wilden, regelloſen und dabei doch gewandten, ungeſtümen und höchſt gefährlichen Taktik, den zahlloſen Schaaren der Feinde nach Art der Heuſchrecken, fühlte Heinrich weder ſich ſelbſt noch ſein Heer gewachſen: er traute nicht, wie derſelbe Wituchind ſich ausdrückt, ſeinen noch rohen und des offenen Krieges unkundigen Kriegern im Gegenſatze zu einem ſo furchtbaren

Volke, ſondern hielt ſich für ſeine Perſon innerhalb der Stadt Werlaon am Harz (Burgdorf bei Goslar, nach Pertz' Annahme). Da geſchah es, daß von ſeinen Leuten einer der vornehmſten Anführer der Ungarn gefangen eingebracht wurde. Dieſen glücklichen Umſtand benutzte der weiſe Fürſt, ſich und ſein Land des grauſen Raubgeſindels auf eine Reihe von Jahren zu entledigen. Die Ungarn liebten jenen ihren Fürſten dermaaßen, daß ſie für die Freilaſſung deſſelben ungemeſſene Summen Goldes und Silbers boten. Allein der König wies ſolch Anerbieten zurück und verlangte nur Friede. Und den gewährt man ihm endlich auf neun Jahre, unter der Bedingung, daß der Gefangene los, und jährlich Geſchenke in Geld gegeben werden ſollen als eine Art Tribut. Durch dieſe, wenn auch ziemlich ſchmähliche Bedingungen ward doch die Ruhe nach außen hin erkauft, die dem Reiche ſowie dem Oberhaupte deſſelben im gegenwärtigen Momente ſo theuer und ſo nöthig alſo gar nicht zu theuer erkauft ward. So war denn, wenn nicht das ganze deutſche Reich, doch wenigſtens Heinrich's Stammland, Sachſen, geſichert auf einige Zeit, und der weiſe Fürſt bekam Luft, ſich gegen die greulichen Feinde zu wappnen und auf ihre Einfälle ſich vorzubereiten. Jede Art größerer Ortſchaften, ſowohl offene als auch ganz beſonders befeſtigte, waren damals in Sachſen noch immer ſelten: der Landbauer lebte einzeln auf ſeinem Gute inmitten ſeiner Aecker, im Frieden allenfalls wohl ſicher, nicht ſo bei feindlichen Einbrüchen. Der eigentlichen Feſten waren noch zu wenige; ſelbige genügten daher nicht zum Schutze des Landes. Daß aber ſolche dem ſchnell hereinbrechenden, nur im Blachfelde furchtbaren Feinde uneinnehmbar waren und dem Bewohner des flachen Landes Sicherheit des Lebens und der Habe gewährten, hatte die Erfahrung ſchon mehrfach gelehrt. Deßhalb ging denn Heinrich's Beſtreben in dieſen nächſten Jahren der Ruhe und des Friedens dahin, durch Anlegung und Bewehrung neuer Feſten und durch ſtärkere Befeſtigung der bereits vorhandenen das Land zu ſichern. „Es geht über unſer Vermögen," ſagt der ſchon erwähnte gleichzeitige Hiſtoriker, „zu berichten, obwohl es auf keine Weiſe verſchwiegen werden darf, mit welcher Klugheit Hein-

rich bei der Sicherung unſers Vaterlandes zu Werke gegangen iſt.“ Und um dieſe Feſten — es war der Anfang der nachmals unter Heinrich's Nachfolger überall in allen Gauen hervortretenden ſogenannten Burgwarten — zu bemannen, wählte er zuerſt aus den Kriegern vom Lande immer den neunten aus, hieß ihn in den befeſtigten Oertern ſeinen Wohnſitz aufſchlagen, dergeſtalt, daß er daſelbſt ſeinen übrigen acht Genoſſen für den Fall eines Krieges Wohnungen bauen, von ihnen den dritten Theil aller gewonnenen Feldfrüchte in Empfang nehmen und aufbewahren mußte, die übrigen acht aber mit für den neunten Mann ſäeten das Getreide mähten, die Früchte ſammelten und ſolche an den geeigneten Plätzen aufſpeicherten. Damit aber dieſe ſtädtiſchen Ortſchaften Nahrung hätten, befahl er alle öffentlichen Verſammlungen und ſonſtigen Zuſammenkünfte und Gaſtmähler daſelbſt abzuhalten. Während der Anlage derſelben war er aber unabläſſig bemüht, Tag und Nacht, daß die Leute während des Friedens in dem geübt würden, was ſie in der Zeit von Kriegsnöthen gegen die Feinde zu thun hätten, d. h. in Handhabung der Waffen und zu kriegeriſchen Evolutionen.

Es galt indeſſen nicht bloß den Widerſtand gegen die Ungarn ſondern auch die Bekämpfung der Slaven*).

Um die Sorbenwenden auf dem rechten Ufer der Saale im Zaume zu erhalten, die natürlich durch jenen Einfall der Ungarn ſich wieder frei gefühlt, und wahrſcheinlich ebenfalls öfters Raubzüge in das Land des Königs gemacht haben werden, bildete er aus denjenigen Leuten unter ſeinem Volke, die von ſchlechtem Rufe waren und ein unehrliches Gewerbe trieben, z. B. aus Dieben oder Räubern, wenn ſie ſonſt nur tapfer und zum Militärdienſte geſchickt, ein beſonderes Corps. Er ſprach ſie von der Strafe, die ſie verwirkt, frei, verſetzte ſie in die Vorſtadt von Merſeburg, gab ihnen Aecker und Waffen und hieß ihnen, ihre Landsleute zwar zu ſchonen, gegen die Slaven indeſſen, inſoweit ſie es wagen könnten, Räubereien auszuüben. Man nannte dieſe Schaar die „Merſeburger.“ Im Fall eines Krieges mußte ſie mit ausrücken.

Als nun Heinrich ſeine Truppen, d. h. vorzugsweiſe ſeine

*) In expugnando barbaras gentes (d. i. slavicas). Wituchind I. 35.

Sachsen, an militärische Zucht und Manöuvres gewöhnt hatte, da war sein erstes Unternehmen gegen die Slaven auf dem rechten Ufer der Mittelelbe, gegen die nach dem Havelflusse von den Deutschen so genannten Heveller oder Hevelder, gerichtet. Noch war dieses Land vom Prozesse der Weltgeschichte bis daher so gut wie völlig entfernt geblieben; seit Karl's des Großen Zeiten hatte kein deutscher Fürst wieder die Elbe überschritten. Von jetzt an sollte es den Deutschen geöffnet, der Welt bekannter werden. Heinrich hat seinen Nachfolgern den Weg gezeigt. Und wie weit ist nun bis Dato hier das germanische Element vorgedrungen! Welch schöne Monarchie hat sich da gerade erhoben!

Sicherlich hatten diese Slaven sich wieder gegen Heinrich's Unterthanen vergangen, wahrscheinlich wieder räuberische Einfälle in das sächsische Gebiet auf der linken Seite der Elbe gemacht, die Ländereien verheert, Menschen, Vieh und Andres fortgeschleppt*). Und noch hatten sie nicht ihr zerstückeltes, unter einander feindseliges Wesen aufgegeben und sich zu Einem gemeinsamen Körper vereinigt; was daher dem einen Volksstamme geschah, Gutes oder Böses, berührte den andern nicht. An Cultur und Sittigung hatten sie wenig oder nichts gewonnen; ihre staatlichen Einrichtungen waren noch in der Kindheit, das Christenthum ihnen noch völlig fremd, ihr Land noch rauh und wild. Bei feindlichen Einbrüchen verließen sie ihre dürftigen Wohnungen, zogen sich in die Wälder, auf Inseln in Seen und Flüssen, in Sümpfe u. s. w. zurück. An besondere befestigte Plätze war noch wenig zu denken. Und einen Gegner, wie den Heinrich, wissen sie nicht zu beurtheilen und zu fürchten. Daß er, der kluge, rasche, thatkräftige Sachsenherzog zum Könige der Deutschen gewählt ist, wird für sie das größte Unglück. Der Antritt seiner Regierung ist für sie der furchtbarste Wendepunkt in ihren Verhältnissen zum deutschen Reiche. Wen hatten sie demselben entgegenzustellen aus ihrer Mitte? Heinrich setzte im Jahre 927 oder 928 über die Elbe, wahrscheinlich unterhalb Magdeburg. Die Slaven boten ihm nichts entgegen als sich

*) Unsere Quelle sagt: reprimendae Sclavorum saevitiae fortiter insistit (Henricus rex).

ſelbſt und ihre Tapferkeit und einzelne durch das Terrain von Natur befeſtigte Plätze. Er ermüdete ſie aber durch viele Treffen und zwang ſie namentlich, ihre Zuflucht zu nehmen auf eine Inſel, die durch die Havel mitten in ſumpfiger Gegend gebildet wurde und wahrſcheinlich mit einigen Fiſcherwohnungen beſetzt war. Und in dem darauf eintretenden ſehr harten Winter, wo alle Flüſſe zufroren, auch die Havel, kann er das Lager auf das Eis aufſchlagen laſſen, und ſo erobert er die Stadt, d. i. die Burg (denn Burg [castrum] und Stadt [civitas] ſind damals gleichbedeutend*), mit Namen Brennaburg**) oder Brandenburg, durch Hunger, Schwert und Kälte, jene Burg, welche von nun an auf dem rechten Elbufer ein Stützpunkt für die Deutſchen zur Verbreitung ihrer Waffen bis zur Oder hin, und eben darum ein rechter Zankapfel für beide ſtreitende Parteien werden ſollte. Zugleich mit der Burg fiel dem König die ganze Umgegend zu, und überdem ſcheinen ſich nebſt den Hevellern zu eben der Zeit die benachbarten Wilzen, Obotriten und Redarier, alſo alle ſlaviſche Völker bis zur Oſtſee und zum Ausfluß der Oder hin, unterworfen zu haben. Wenigſtens werden dieſe ſeitdem beſtimmt genannt als tributär dem deutſchen Könige. Das können ſie ſehr wohl in Folge jener vielen Treffen und der Eroberung der Brennaburg geworden ſein***). Vielleicht haben aber auch, wie Gieſebrecht vermuthet (Wendiſche Geſchichten I. B. S. 134), andere ſächſiſche Heerhaufen, inzwiſchen der Kaiſer nach Böhmen zog, nach dieſer Seite hin den Krieg fortgeſetzt und dieſes Reſultat gewonnen.

Nachdem ſolchergeſtalt Heinrich ſich die Brandenburg und die ganze Gegend bis zum Ausfluſſe der Oder verſichert, jene wahrſcheinlich mit einer deutſchen Beſatzung verſehen und die Slaven zur Zahlung eines jährlichen Tributes und

*) Darüber iſt man neuerdings völlig einig. Vgl. z. B. Liſch in d. Jahrbb. des Mecklenb. Vereines VI. Jahrg. S. 81.

**) So der Name bei Wituchind a. a. O. nach Pertz, nicht Brannibor, wie ſo viele Hiſtoriker und Landcharten, ſelbſt der Atlas von Spruner zeigen. Man wird hiernach auch die ſlaviſche Etymologie von branny (= Wehr) und bor (= Wald) als mindeſtens ſehr unwahrſcheinlich erkennen.

***) Dieß ſei gegen Waitz erinnert.

zum Verſprechen, das Chriſtenthum anzunehmen, gezwungen, auch ſich wohl des Gehorſams und der Unterwürfigkeit der Fürſten, z. B. des über die Brandenburg und deren Umgegend*), durch Geiſeln, die er mitnahm, verſichert hatte, brach er auf gegen die Daleminzier auf dem linken Ufer der Elbe in der Gegend von Lommatzſch und Meißen bis zur Grenze von Böhmen hin. Gegen dieſe Nation war er, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, ſchon im Jahre 908 (vgl. oben S. 82) zu Felde gezogen und hatte ſie wahrſcheinlich wegen ihrer Räubereien in ſeinen Landen Thüringen und Sachſen oder wegen ihres Abfalles von deutſcher Unterwürfigkeit beſtraft, auch 922 (vgl. oben S. 93). Sie hatten ſich, wohl beide Male, wieder vom deutſchen Joche losgemacht durch die Herbeirufung der Ungarn. Dafür wollte ſie gewiß der König jetzt züchtigen und für künftige Fälle unſchädlich machen: er wollte ſie vielleicht auch darum gänzlich unterworfen haben, und auf dieſer Seite die Elbe zur Grenze ſeines Reiches wählen, damit er den Ungarn künftighin den Einfall in das Sachſenland erſchwerte oder gar verwehrte. Jedenfalls ſollten die daſigen Slaven ſich nicht mehr unterſtehen, die wilden ungariſchen Horden herbeizurufen und den Herbeigerufenen Vorſchub zu leiſten. Heinrich warf ſich alſo auf ſie — man erfährt nicht aus den Quellen, auf welcher Seite der Elbe, durch welche Gegenden er ſeinen Marſch genommen — belagerte ihren feſten Ort Gana**), nahm ſolchen nach einer zwanzigtägigen Belagerung und verfuhr hart gegen die Gefangenen. Die Beute der Stadt wurde den Soldaten Preis gegeben, alle junge wehrhafte Mannſchaft getödtet, Knaben und Mädchen zur Gefangenſchaft (Leibeigenſchaft?) am Leben belaſſen***): ein Zeichen zugleich, daß von nun an der Krieg mit größerer Erbitterung, mit Grauſamkeit und ohne Schonung

*) So hat eben er ſehr wahrſcheinlich den Tugumir mitgenommen, den wir nachmals, zur Zeit Otto's I., eine Rolle werden ſpielen ſehen.

**) So Pertz. Er denkt dabei an Jahna, ein Dorf zwiſchen Meißen und Lommatzſch. Sonſt lieſt man in der betreffenden Stelle gewöhnlich Grona.

***) Captivitati servatae. Dieß die erſte ſichere Spur, daß die Deutſchen die Slaven (oder Sklaven) zu Sklaven gemacht haben. Daher eben der Name Sklave.

gegen die Besiegten geführt wird. Der Sieg wurde für Heinrich um so leichter, als die Daleminzier von ihren rohen Verbündeten, den Ungarn, das letzte Mal furchtbar gelitten, diese sie und ihr Land während ihres Winteraufenthaltes förmlich ausgesogen hatten (s. oben S. 82). Und Heinrich, so heißt es in den Annalen, verpflichtete sie zur Entrichtung eines jährlichen Tributes. Indessen, allem Anscheine nach, hat man sich das nunmehrige Verhältniß der Wenden in jenem Lande zum deutschen Reiche anders und härter zu denken, denn als ein bloßes tributäres Verhältniß. Heinrich hat sehr wahrscheinlich die so langwierigen Erbfeinde seines Hauses und seines Stammes jetzt schon völlig ihrer Selbstständigkeit beraubt und gänzlich zu seinen Unterthanen gemacht, unmittelbar mit dem Sachsenlande, mittelbar also auch mit dem deutschen Reiche vereinigt; denn von nun an geschieht der Sorben und Daleminzier kaum noch Erwähnung in den Annalen der Geschichte. Die Zwingburg Meißen stellte er entweder wieder her oder, falls die obige Nachricht (s. S. 93) falsch sein sollte, legte er nun an, um den Besitz des Landes zu wahren, die Bewohner in Gehorsam zu erhalten und zugleich für seine weiteren Operationen einen Stützpunkt zu haben, wofern die Slaven in jenen Gegenden, z. B. auf dem rechten Elbufer, sich regen und seine Länder beunruhigen, seine Obergewalt abschütteln wollten. Die Burg ward, nach Dietmar's Aussage, von Heinrich mit Besatzungstruppen und andern Einlagen*) bewehrt. Fern gelegen von der bisherigen Grenze Deutschlands, der Saale, mußte sie bewirken, daß auch die dazwischen liegenden Länder in Gehorsam erhalten und nach und nach, wegen ihrer schwachen slavischen Bevölkerung, von Deutschen, zunächst von Thüringern und Sachsen, colonisirt, cultivirt, germanisirt, christianisirt wurden. Uebrigens darf man sich nicht vorstellen, daß dabei die Wenden alle zu Slaven gemacht oder gar völlig ausgerottet worden. Im Gegentheil: die Friedlichen und Gehorsamen unter ihnen blieben zuverlässig im ruhigen Besitze ihrer Ländereien und ihrer sonstigen Habe; auch ihre Sprache ward nicht vertilgt; hat sie doch noch lange, bis ins 13. Jahrhundert hinein, da-

*) Praesidiis et impositionibus caeteris munivit.

ſelbſt fortgedauert. Nur in den neuen von Deutſchen gegründeten Städten und Dörfern mochte das deutſche Element rechten Boden gewinnen und die nachmalige völlige Germaniſirung des Landes begründen. Mit der Vertheidigung jener wohl gelegenen Feſte ward natürlich ein Graf, ein Burggraf, beauftragt, und vom Sachſenlande aus eine Militärſtraße dahin angelegt, wenn wir auch nicht wiſſen, wann oder wo ſolches geſchehen.

Heinrich ſahe ſich veranlaßt, dieſe glänzenden Erfolge noch weiter zu treiben. Aus dem Lande der Sorben und der Daleminzier zog er das Jahr darauf (929) gegen die benachbarten Böhmen. Hier regierte damals der Fürſt oder Herzog Wenzel. Es iſt nicht klar, was den Kaiſer beſtimmte, in die Angelegenheiten dieſes Landes einzuſchreiten. Hatten die Czechen vielleicht den Daleminziern Hülfe geſendet? Oder machinirten ſie nach deren Beſiegung, den deutſchen Herrſcher wieder aus dem Beſitze des neuen Landes zu vertreiben? Genug! Heinrich rückte ſelbſt vor die Hauptſtadt Prag, und Wenzel ward genöthigt zu capituliren und die Entrichtung eines jährlichen Tributes — der 120 Stiere und 500 Mark Silbers, welcher den Böhmen, wie ſie ſpäter ſagten, ſeit Pipin's des Kurzen Zeiten war auferlegt worden (vgl. oben S. 35), und den ſie nachmals, noch zur Zeit Heinrichs III., zahlten? — zu geloben, alſo die Oberlehnsherrſchaft des deutſchen Königs anzuerkennen und ſich als deſſen Vaſallen zu betrachten. Und Wenzel blieb, ſo lange er lebte, demſelben treu und ergeben.

Hier, in Böhmen, wo bereits eine fürſtliche Gewalt exiſtirte, änderte alſo Heinrich nichts im Politiſchen und in der Verfaſſung. Anders in den übrigen eroberten Provinzen, wo keine ſolche Alleinherrſchaft war, an die er ſich hätte halten können, wo eine Menge von kleinern Fürſten oder Knäſen regierte. Hier mußte das Unterthänigkeitsverhältniß ſich mißlicher und ſchwankender ſtellen; hier mußte alſo Heinrich beſondere Veranſtaltungen treffen. Beſonders war dieß der Fall mit den Slaven zwiſchen Elbe und Oder, wo der mächtige Elbſtrom einerſeits den Deutſchen ein mächtiges Hinderniß in den Weg legte, die Eroberungen zu behaupten, andrerſeits

bei den Slaven immerwährend die Hoffnung nährte, das Verhältniß der Unterwürfigkeit aufzulöſen, das fremde Joch abzuſchütteln. Heinrich ordnete alſo von neuem hier Grenzgrafen an mit unumſchränkter militäriſcher Gewalt. Ein gewiſſer Tietmar (Ditmar) erhielt die Nordmark auf der linken Seite der Mittelelbe — ſein Gebiet ſcheint ſich über einen ziemlich bedeutenden Landſtrich zwiſchen Elbe, Bieſe, Milde, Ocker, Bode und Wipper erſtreckt zu haben — und neben ihm commandirte im entfernten Lande der Redarier oder Rhetarier (ſo benannt nach einer ſlaviſchen Burg, Rhetra oder Redra, dem berühmten Sitze des ſlaviſchen Triglaffdienſtes, bei dem jetzigen Dorfe Prillwitz unweit Neuſtrelitz), wohnhaft im heutigen Mecklenburg-Strelitz bis zum Ausfluſſe der Oder hin, Bernhard, der erſte Deutſche, von dem bekannt iſt, daß er auf dem rechten Elbufer eine Markgrafſchaft verwaltet hat. Auch er erhält zum Schutze der Grenze und der Provinz ein beſonderes Corps (praesidium militare). Das Land der Heveller aber und der an ſie ſtoßenden Stodoraner beließ Heinrich zwar den kleinen einheimiſchen Fürſten, jedem ſein Gebiet, verpflichtete ſie aber zu einem jährlichen Tribute, behielt auch einen jungen Prinzen, Namens Tugumir, ſehr wahrſcheinlich als Geiſel und um ihn nach deutſcher Weiſe erziehen zu laſſen und ſo an ſich zu ketten, an ſeinem Hofe. Allein im Uebrigen unterſtellte er ſie und das ganze Gebiet höchſt wahrſcheinlich unmittelbar dem damaligen Verwalter der Oſt-*) oder thüringiſchen Mark, zwiſchen der Saale und Mulde, „dem Beſten der Sachſen, dem Zweiten nach dem Könige," einem gewiſſen Siegfried. Für das neueroberte Land zwiſchen der Elbe und Mulde mag er einen beſonderen Markgrafen ernannt, dem die nach der Burg benannte Markgrafſchaft Meißen zu Theil ward, oder daſſelbe gänzlich mit ſeinem Sachſen verbunden oder auch jenem Siegfried übergeben haben. Das Letzte däucht mir das Wahrſcheinlichſte. Auf die Bekehrung zum Chriſtenthume hielt Heinrich noch nicht ſo ſtreng: er war zufrieden, daß die ſich ihm Unterwerfenden für's Erſte nur das Verſprechen der Annahme, von freien Stücken,

*) D. i. des oſtwärts vom Sachſenlande belegenen Landſtriches zwiſchen den beiden obgenannten Flüſſen.

geben hatten*). Die neue Lehre, die die Entſagung aller bisherigen heidniſchen Verhältniſſe, Gewohnheiten, Glaubens- und Cultusnormen, aller irdiſchen Freuden und Güter predigte, die da den Zehnten hieß an die Kirche, an die Prieſter geben, die den Wenden in einer ihnen fremden, der deutſchen oder lateiniſchen, Sprache nur geboten werden konnte, mußte für ſie eben ſo unpopulär oder noch unpopulärer ſein, als ſelbige es anfänglich für die Deutſchen geweſen war**).

So hatte denn Heinrich eine bedeutende Strecke Landes und eine Menge fremder Völkerſchaften ſeinem Sachſenlande und damit auch dem deutſchen Reiche unterworfen oder zugefügt und, wenn ſchon dieſe Eroberungen noch ſehr precair waren, den Deutſchen wenigſtens die Bahn gebrochen, den Weg gezeigt, wohin und wie ſie ſich und ihre Macht ferner ausbreiten könnten.

Trotz der kräftigen Anordnungen von Seiten Heinrichs aber und trotz dieſes mächtigen Zaumes, welcher ſolchergeſtalt den Slaven angelegt war, hielten ſie doch nicht lange Ruhe. Schon in demſelben Jahre (829) erhoben ſich urplötzlich die entfernteſt wohnenden Redarier zur Empörung, verſammelten eine große Mannſchaft und machten einen Angriff auf die Stadt Walsleben, eroberten ſie und tödteten die Bewohner. Da griffen auch die übrigen benachbarten ſlaviſchen Nationen zu den Waffen. Um ihren Trotz zu brechen, übergibt Heinrich ein Heer benebſt dem Grenzcorps dem Bernhard und geſellt ihm zum Collegen den Thietmar zu, und heißt beide die Stadt Lunkini (Lenzen) auf der rechten Seite der Elbe belagern (alſo im Rücken der Feinde, die auf dem linken Ufer ſtanden). Hier nun ſollten ſie am fünften Tage bei der Nacht überrumpelt werden von den heranrückenden Slaven, welche die Feſte entſetzen wollten. Allein vorher davon benachrichtigt und darum ſorgfältig auf der Hut, griffen ſie den ſehr zahlreichen Feind an und ſchlugen ihn in einer überaus mörderiſchen Schlacht, worin das Schwert der Deutſchen eben ſoviel Slaven fraß als das benachbarte Gewäſſer — in der Nähe

*) Christianitatem ultro promitterent, ſagen die Quellen.

**) Vgl. Jak. Grimm's deutſche Mythologie S. 3 f.

von Lenzen ſind zwei Seen — verſchlang. Der Tag der Schlacht war der 4. September. Lenzen fiel ſofort in die Gewalt der Deutſchen, und die Empörer ſahen ſich genöthigt, der ſächſiſchen Herrſchaft von neuem und andauernder ſich zu unterwerfen. Der ganze Aufſtand koſtete an 200,000 Slaven das Leben, jener Sieg allein an 120,000, wofern die letztere Zahl wenigſtens nicht eine Uebertreibung oder ein Irrthum iſt (vgl. Schaffarik a. a. O. S. 526). Auch für die Sieger war er nicht ohne manchen empfindlichen Verluſt. Wie furchtbar grauſam man von Seiten der Deutſchen dabei verfuhr, lehrt die Nachricht bei Wituchind, daß alle Gefangenen (700?) am Tage nachher geköpft worden ſind, „wie man ihnen verſprochen hatte". Sie wollten alſo lieber nicht mehr leben als in der Gefangenſchaft und Sklaverei der Deutſchen ſchmachten.

Heinrich ehrte bei ihrer Rückkehr aus dem Feldzuge die ſiegreichen Anführer durch Anerkennung ihrer Verdienſte und empfing ſie glorreich.

Dieſer Sieg, ſo erfolgreich und glänzend er auch geweſen, hielt indeſſen nicht die Dänen ab, in Verbindung mit den Obotriten zwei Jahre nachher, im Norden des deutſchen Reiches, wieder Friedensſtörungen zu verſuchen. Heinrich zog 931 perſönlich gegen ſie, unterwarf ſich und ſeiner Herrſchaft namentlich die Obotriten wieder und nöthigte ihnen die Zuſage ab, das Chriſtenthum anzunehmen und ſich die Einrichtungen der römiſch-katholiſchen Kirche im Lande gefallen zu laſſen. So fängt denn Heinrich nun ernſtlicher an, auch die Religion und die Kirche in ſeine Plane und Maaßregeln hereinzuziehen. Aber weiter als dieſes Verſprechen erlangte oder verlangte er auch hier noch nicht. Es iſt bekanntlich, neuern Aufklärungen zufolge, auch eine Fabel, daß er die Marienkirche bei Brandenburg auf dem Harlunger- oder Marienberge ſollte gegründet haben. An eine wirkliche Bekehrung der rohen und wilden Slaven ward mithin damals noch gar nicht gedacht. Welche Glaubensboten hätten es auch wagen ſollen, zu ihnen hinzugehen? Ferner finden wir in keiner unſrer Quellen eine beſtimmte Nachricht, daß der König nach dem Beiſpiele eines Karls des Großen in den unterworfenen Ländern Kirchen, Klöſter, Biſthümer irgendwo

gegründet hätte. Er überlebte ja auch nur wenige Jahre die wirkliche politiſche Unterwerfung der Slaven.

Bald erhielt und nahm Heinrich Gelegenheit an der obern Elbe im heutigen Königreiche Sachſen das Glück ſeiner Waffen ebenfalls zu verſuchen. Die auf dem rechten Elbufer daſelbſt wohnenden Milziener und Lauſitzer hatten wahrſcheinlich wieder mancherlei Unbilden verübt. Da geht er — es war im Jahre 932 — von der Feſte Meißen aus über die Elbe und unterwirft die erſtern ſofort ſeiner Herrſchaft und zwingt ſie zu einem jährlichen Tribute. Dann zog er ins Land der Lauſitzer, vor ihre Feſte Liubuſua (Lebuſa zwiſchen Dahme und Schlieben). Das war damals ein anſehnlicher Ort, der wohl 10,000 Menſchen faſſen konnte. Er lag auf einer Anhöhe, unterwärts, nach Süden zu, eine zweite bedeutend kleinere Feſtung, getrennt von der erſtern nur durch eine Vertiefung. Heinrich griff die größere zuerſt an und nöthigte die Belagerten bald, ſelbige zu verlaſſen und in die kleinere ſich zurückzuziehen. In Kurzem mußte aber auch dieſe übergeben werden, und die Lauſitzer wurden nun gleichfalls, höchſt wahrſcheinlich eben in Folge des gegenwärtigen Sieges, dem deutſchen Reiche zinsbar; denn nachmals bis 949 wird kein Krieg der Deutſchen mit den Lauſitzern erwähnt und in dem genannten Jahre doch der Gau Luſici dem Sprengel des brandenburger Biſchofs zugetheilt. Was Heinrich mit dieſer Gegend, die jetzt zum erſten Male in das Licht der Geſchichte eintritt, gethan, welchem ſeiner Beamten untergeordnet, wie eingerichtet habe, davon erfahren wir leider nichts. Es ſcheint mithin, wie wenn er ſich die Verwaltung und Vertheidigung ſelbſt vorbehalten gehabt hätte.

Auf ſolche Weiſe war das ganze Land auf der rechten Seite der Elbe, längs dem ganzen Stromlaufe dieſes Fluſſes, dem deutſchen Reiche hinzugethan, und der Krieg an den ſlaviſchen Grenzen entſchied ſich mehr und mehr zu Gunſten der Deutſchen. Durch die meiſt perſönliche Theilnahme Heinrichs gewann das Ganze an Lebendigkeit und an Bedeutſamkeit und an Intereſſe, dergeſtalt, daß nun auch weit herrlichere Erfolge von Seiten der Deutſchen erzielt wurden. Dagegen mußte ſich freilich der Haß der Slaven mit jedem

neuen Siege Heinrich's gegen die Sieger und Bedränger steigern. Der jugendlich frische Sinn des Königs brachte in alle Theile seiner Regierung eine Thätigkeit, daß den Slaven wohl hätten die Augen aufgehen, sie das Gefährliche ihrer Lage bedenken und auf geeignete Gegenmittel sinnen sollen. Dessen waren sie aber nicht fähig. Nur zu vereinzelten Empörungen nahmen sie in ihrer Vereinzeltheit und Zerrissenheit ihre Zuflucht, erreichten aber dadurch nicht nur nichts, sondern verloren gewöhnlich noch mehr von dem, was sie bisher gehabt, an Land und Leuten, an Freiheit und Selbstständigkeit.

Jetzt hatte nun Heinrich sein Heer hinlänglich vorgeübt, zu Kampf und Sieg gewöhnt und hinreichend erprobt; er hatte diejenigen seiner Feinde, die ihm am nächsten wohnten, gedemüthigt und zur Unterthänigkeit gezwungen. Jetzt konnte er es also mit den Ungarn aufnehmen. Als sie daher Gesandte schickten nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstandes, um sich noch ferner den Tribut zahlen zu lassen, wurden sie schnöde abgewiesen. Diese Schmach rief sie auf zu einem Rachezuge, im Jahre 933. Sie kamen durch das Land ihrer ehemaligen Verbündeten, der Daleminzier, und forderten selbige auf, an dem Zuge Theil zu nehmen. Indessen diese, im Vertrauen auf den deutschen König und dessen Macht, wagten sogar die fremden Gäste zu verhöhnen. Und die Ungarn nahmen sich nicht die Zeit, solche Unbill zu rächen, forteilend gegen den Hauptfeind. Es ist bekannt, wie sie, nach mehreren Seiten hin ihre Macht zersplitternd, aller Wege von Heinrich geschlagen und fast gänzlich vernichtet worden sind: eine Waffenthat, die Heinrich's Ansehen und Ruhm bei den Slaven noch mehr erhöhen und sie zum Gehorsam antreiben mußte. Indessen hatte er doch auch nachmals mit einem Theile derselben zu kämpfen. Die Ukraner in der Uckermark — Giesebrecht hält sie ohne hinreichenden Grund für Wagrier oder Waarer — hatten im Jahre 934 den Dänen Hülfe gegen Heinrich geleistet: er glaubte sie dafür züchtigen zu müssen, noch dazu da sie sich an den deutschen Gesandten vergriffen. Der König stellte sich selbst an die Spitze eines Heeres, besiegte sie und machte sie sich zinsbar.

Es war die letzte Waffenthat des berühmten Mannes;

denn obwohl er es noch erlebte, daß der Herzog in Böhmen Wenzel durch seinen Bruder Boleslav (28. September 935) ermordet wurde, was ihn zu einem Feldzuge dahin hätte vermögen können: so geschah solcher doch nicht. Boleslav scheint bis zum Tode Heinrich's sich ruhig verhalten und sich nicht von der sächsischen Herrschaft losgesagt zu haben. Heinrich starb den 1. Juli 936 und hinterließ den Ruhm, das deutsche Reich wieder zu einem Ganzen vereinigt, es im Innern gefestigt und gekräftigt, vor allen auswärtigen Feinden gesichert, ihm Achtung und Ehre erworben und es vornehmlich auf Kosten der Slaven bedeutend nach Osten hin vergrößert zu haben: einen Ruhm, den ihm keine Zukunft je wird schmälern können.

Und dieses Reich, diese Herrschaft ging, gemäß der schon seit Karl des Großen Zeiten geltenden Erbfolge, die jetzt wieder zur Geltung gebracht wurde, über auf seinen Sohn,

II. Otto I., von 936—973,

der vollkommen in die Fußtapfen seines Vaters tritt und, durch gleiche Klugheit und gleiche Energie geleitet, dem deutschen Vaterlande noch größere Herrlichkeit vor der Welt gewährt, und zwar ebenfalls hauptsächlich im hartnäckigen und andauernden Kampfe mit den Slaven.

Auch Otto hatte anfänglich viel mit innern Mißverhältnissen zu kämpfen, und zwar mit den nächsten, mit Familienverhältnissen: man wollte ihm Thron und die Wahl streitig machen. Nur durch seinen festen Willen und durch seine Thatkraft beseitigte er leicht und glücklich alle, so wie sie ihm nach und nach entgegentraten. Und es war nothwendig, daß er sich bald und fortwährend Ruhe im Innern des Reiches verschaffte; denn von außen her drohte ihm so mancher Strauß. Was sein Vater gethan und vollbracht hatte, war nur erst eine Grundlage; dem Sohne lag die Aufgabe ob, das Gebäude selbst zu errichten. Die äußeren Feinde waren nur gedemüthigt worden, nicht vernichtet, und warteten nur der günstigen Gelegenheit, um das ihnen aufgelegte Joch abzuwerfen. So war kaum die Nachricht von Heinrich's Tode nach Böhmen erschollen, und daß Otto zur Kaiserwahl nach Aachen abgereist sei,

als Boleslav einem ihm benachbarten Unterfürsten den Krieg ankündigte, darum, daß er den Befehlen des sächsischen Fürsten Gehorsam geleistet hatte. Dieser sandte Boten nach Sachsen und erbat sich Hülfstruppen. Es wird ihm ein gewisser Arsik mit der Merseburger Schaar und mit einer starken Mannschaft aus dem Hessegau geschickt, dem auch ein Heer, aus Thüringern bestehend, beigesellt. Die Deutschen, anfangs schon siegreich, sind nicht vorsichtig, werden von Boleslav geschlagen, ihr Heer gänzlich vernichtet. Eben so fielen in derselben Zeit die Ukraner wieder ab.

Otto, benachrichtigt noch in Aachen von diesen Unfällen, läßt sich dadurch nicht in Bestürzung setzen, sondern, durch göttliche Kraft gleichsam gestärkt, bricht er mit dem ganzen Heere auf, zuerst gegen die Ukraner. Es war in der Mitte des Septembers des Jahres 936. Den speciellen Oberbefehl überträgt er aber einem jungen, edeln, thätigen und klugen Manne, Hermann aus dem Hause Billung, mit welchem er wohl näher befreundet war. Und wahrscheinlich war in der Zeit Bernhard, jener erste Markgraf im Lande der Redarier, mit Tode abgegangen. Wir hören wenigstens nirgends etwas von ihm. Durch diese Wahl fühlten sich theils die übrigen deutschen Fürsten, theils Hermann's älterer Bruder Wichmann zurückgesetzt. Ihr Unwille hierüber steigerte sich, als Hermann im Kampfe gegen die Feinde glücklich war. Einer derselben, Eckhard mit Namen, vermaaß sich größere Thaten zu vollführen oder — nicht leben zu wollen. Aber er, und so viele Genossen sich zu ihm gesellt, büßten die auch wider das Verbot des Königs unternommene That mit dem Leben: sie fielen unter den Streichen der Feinde. Da griff Otto die Slaven an, tödtete eine Menge derselben und zwang sie endlich zum Tribute. Darauf kehrte er durch das Land der Redarier in Frieden nach Sachsen zurück (14. October). Warum er jetzt eben so wenig, wie vorher beim Antritt seines Zuges, Böhmen berücksichtigte und den abtrünnigen Boleslav nicht bestrafte, vermag man sich nicht zu erklären: die Quellen schweigen darüber. Es vertrat ihn aber hier wohl sein Markgraf Siegfried, der der Obhut Sachsens pflegte.

Hermann Billung hatte mit dem Oberbefehle des Heeres von Otto zugleich die Vertheidigung der Grenze gegen die Dänen und nächst derselben die Aufsicht über die den Dänen zunächst wohnenden wendischen Völkerstämme erhalten. Sein markgräflicher Sprengel begriff demnach gewiß das Land von den Mündungen der Eider und Elbe zwischen diesem Strome und der Ostsee bis vielleicht hin an die Peene und Elde, d. h. so weit sich, schon nach der Anordnung Karl's des Großen vom Jahre 786, das Bisthum Verden erstrecken sollte. Dieser Theil des Slavenlandes war auch gemeint, wenn Ludwig der Fromme im Stiftungsbriefe des Erzbisthums Hamburg vom Jahre 834 und der Papst Gregor in seiner Bestätigung vom Jahre darauf, überhaupt von Slaven spricht, die dem neuen Erzbisthume untergeordnet sein sollten. Der ward also jetzt hereingezogen auch in das politische Bereich, so daß längs des ganzen Stromgebietes der Elbe bis zur Ostsee hin nun Grenzgrafen gegen die Slaven geordnet waren und die Wacht hielten.

Eben so fing man an von Seiten der Kaiserlichen Regierung darauf bedacht zu sein, den Heiden das Christenthum predigen zu lassen, sie, die so roh und unbändig, oft so grausam und unmenschlich, so ohne alle Bande der Rechtlichkeit, der Treue, der Gesittung überhaupt waren, durch die neue Lehre zu humanisiren und moralisiren. Daher predigte, wahrscheinlich schon zu der Zeit, wo Otto im Lande der Ukraner den Krieg führte, Bischof Adalward von Verden unter den Wenden, d. h. unter den Obotriten, und das dortige Slavenland erhielt, wie jüngst in Hermann Billung seinen Markgrafen, so nun auch seinen Bischof. Schleswig, die Stadt, nebst dem Lande zwischen der Schley und Eider, ingleichen das wendische Gebiet von den Grenzen der hamburger erzbischöflichen Parochie bis zur Peene machten die neue Diöcese aus. Ihre Kathedrale jedoch ward in Oldenburg erbauet. Als erster Bischof wurde von Otto ein gewisser Marco eingesetzt, ohne bei der Sache auf den hamburger Erzbischof Rücksicht zu nehmen; denn, wie Helmold meldet, dachte er schon damals an die Stiftung eines neuen Erzbisthumes an der Mittelelbe, des magdeburgischen, und jenes neue Bisthum

dieſem neuen Erzbisthume zu unterſtellen. So ſcheint es, wie wenn der Kaiſer darin bereits das erſte Glied erblickt habe derjenigen weiteren kirchlichen Stiftungen unter den Slaven, welche er nachmals ins Werk ſetzte, zu welchen er alſo wohl ſchon damals die Idee hegte, und welche für uns die Regierung Otto's von ſo außerordentlicher Wichtigkeit, von ſo hohem Intereſſe machen. Denn ſo ward ausgeführt, was man ſchon unter Heinrich hätte anfangen ſollen, wenn man es hätte thun können, daß man das Chriſtenthum herbeinahm zur Hilfe, um die ungeſchlachten Wenden zu zügeln, um ſie durch das Netz und die milden Lehren kirchlicher Beamten, neben den weltlichen und neben deren herbem Drucke, zum willigen Gehorſam gegen die geſetzliche Ordnung hin- und anzuleiten. Von dieſem Standpunkte aus erſcheint Otto's Charakter und Regierung überaus hoch und hehr, und auch ſegensreich. Nirgends zeigt ſich ſein Geiſt und ſein Gemüth in ſchönerm Lichte als hier, wo es galt, rohe unbändige Herzen der halb thieriſchen Natur zu entriſſen, ſie zu gewöhnen an Zucht, Ordnung, Geſetzlichkeit, Sittigung, ſie aus dem Zuſtande der Geiſtloſigkeit und des dumpfen thieriſchen Hinbrütens zu allgemeiner menſchlichen Bildung hinzuführen.

Indeſſen leicht und bald zu bewerkſtelligen war das nicht. Wenig Jahre, nachdem jene Beſtimmungen getroffen waren, griffen die Obotriten im Verein mit den ihnen befreundeten Dänen von neuem zu den Waffen, und Otto war genöthigt ſie wieder mit der Schärfe des Schwertes zu bändigen.

Während ſeiner ganzen Regierung war aber jene Angelegenheit eine Hauptangelegenheit ſeines Herzens, ſo wie er denn überhaupt die Verhältniſſe mit den Slaven nie aus dem Auge verlor, obwohl ihn vielerlei innere und andere auswärtige Angelegenheiten, Zwiſtigkeiten mit den Großen des Reiches, ſelbſt mit ſeinen eigenen Brüdern Thankmar und Heinrich vielfach, man möchte ſagen in Einem fort, in Anſpruch genommen haben.

Die Ueberwachung der Grenzen nach den Slaven zu war ebenfalls immer ſein Hauptaugenmerk. Im Gau Serimunt zwiſchen Saale, Elbe, Mulde und Fühne commandirte zur Zeit als Markgraf ein gewiſſer Chriſtian, der auch den ſüdlichſten Theil

von Nordthüringen, vielleicht ſelbſt einen Theil vom Schwabengau verwaltete, neben ihm in Nordthüringen ein gewiſſer Ditmar Siegfried, höher ſtehend als die beiden genannten, war Markgraf der Oſtmark und hatte ſeinen Sitz zu Merſeburg. Ihm war zugleich die Oberaufſicht über die ganze Sorbengrenze, beſonders auch gegen Böhmen hin übertragen, ſomit wohl nicht minder über die ſüdthüringiſche Mark und über Meißen. Vielleicht ſtand auch Thankmar unter ihm, der mit irgend einem Amte an der böhmiſchen Grenze beauftragt war, der ältere, aber nicht ebenbürtige Bruder Otto's.

Siegfried nun ſtarb 937. Da glaubte Thankmar (oder Thammo) die nächſten Anſprüche auf deſſen Poſten zu haben, als ſein und Otto's nächſter Verwandter *) — es fing ſich alſo das verwandtliche Rechtsverhältniß immer mehr an, auch unter den hohen Grenzgrafen oder Markgrafen, geltend zu machen; war es ja doch ſchon früher von den ſächſiſchen Herzögen Otto und Heinrich I. geltend gemacht worden, vergl. oben S. 83 — und maaßt ſich ſogar, noch ehe der Kaiſer ſie ihm gewährt, die Legitimation an. Das mochte dieſen verdrießen, und zugleich war Otto einzig darin, daß er immer diejenigen zu ſeinen Beamten zu wählen verſtand, die ihrer Tüchtigkeit nach am würdigſten waren. Und — er wählte zum Nachfolger Siegfried's, zu einem der ſchwierigſten und wichtigſten Poſten im ganzen Reiche, Gero, einen der klügſten, muthvollſten, tapferſten, umſichtigſten und thatkräftigſten Männer, zwar ſtreng und hart bis zur Grauſamkeit, aber ſeinem Herrn über Alles ergeben, und kirchlich religiös. Der ward alſo Graf im Schwaben- und Nordthüringer-Gau, dem Mittelpunkte der Beaufſichtigung und, im Falle einer Empörung, der Unternehmungen gegen die Slaven von der Mittelelbe bis hin zu den Redariern an der Oder. Und er wird die Seele dieſes heißen Kampfes; jede Schlacht, wird von ihm gerühmt, ſei ein Sieg geweſen. Er wird der eigentliche Begründer der deutſchen Marken auf der rechten Seite des Elbſtromes.

*) Thietmar pag. 20: discordia — — oritur non minima, quae Tammonem — — concitavit eo, quod — — hereditas materna sit ei prorsus ablata.

Seine Ernennung freilich beleidigt von neuem den Thankmar; der empört ſich gegen Otto, in Verbindung mit dem Frankenherzog Eberhard, wird aber bald erſchlagen. Indeſſen gewann doch der Bürgerkrieg noch weitere Ausbreitung, da Heinrich, des Kaiſers jüngſter Bruder, und Gilbert, der Herzog von Lothringen, hineingezogen wurden. Erſt der Tod der beiden Herzöge und Heinrich's freiwillige Unterwerfung endeten dieſe Wirren, nachdem ſie zwei Jahre gedauert.

Solche für ſie ſo günſtigen Verhältniſſe ließen die Slaven nicht unbenutzt vorbeigehen. Sie mochten jetzt gegen die deutſche Herrſchaft um ſo ſchwüriger werden, als Otto anfing — es war in demſelben Jahre (937) — die ihm unterworfenen Wenden als Hörige, als Leibeigene, als Sklaven zu betrachten und nach Gefallen zu verſchenken. Mittelſt der in jenem Jahre ausgeſtellten Stiftungsurkunde des St. Mauritius-Kloſters in Magdeburg ſchenkt er unter Anderm demſelben auch funzehn ſlaviſche Familien in Germersleben und kurz vorher dem Nonnenkloſter in Quedlinburg gleichfalls funfzehn Slaven-Familien in Froſe und eben ſo viele in Kalbe. Gleicher Weiſe verfügt er zu Gunſten des erſtern über den Zehnten der Jagd und des Erwerbes (venationis acquisitionisque decimam) im Gaue Morzanan, Leitzkau und Heveldun (Havelland), alſo in Ländern auf dem rechten Elbufer.

Dies Letztere iſt zugleich ein Beweis, daß nun bereits auch das den deutſchen untergebene Slavenland in Gaue muß eingetheilt geweſen ſein. Eben ſo ward gewiß auch ſchon daran gedacht, das Land durch Burgwarten zu ſchützen und die Bewohner in Gehorſam zu erhalten. Solcher Burgwarten treten bald, um die Jahre 946 u. ff., namentlich viele hervor.

Derlei Maßregeln zu ihrer immer größern Knechtung mochten den Slaven wenig gefallen. Durch Brand, Mord, Verwüſtung ſuchten ſie an den Deutſchen ihr Müthchen fortwährend zu kühlen, beſonders in jener Zeit, wo Otto mit ſeinen Brüdern und Großen zu kämpfen hatte. Bald dachten ſie an noch Schmählicheres. Nehmlich ſie ſahen recht wohl ein, daß Gero in ihren Landen die Säule der ſächſiſch-deutſchen Herrſchaft war. Darum wollten ſie ihn aus dem Wege ſchaffen, erſt mit Liſt. Aber er kam derſelben mit Liſt zuvor.

Er ladet, wie aus der Erzählung bei Wituchind hervorgeht, unter dem Scheine eines friedlichen und fröhlichen Gastmahles slavische Edle oder Fürsten aus dem ihm überwiesenen Gebiete zu sich ein, bewirthet sie köstlich, und als sie des Weines voll und trunken sind, tödtet er an dreißig derselben in einer Nacht. Damit war indessen der Ausbruch der Empörung doch nicht erstickt. Im Gegentheil: die grausame That steigerte die Erbitterung der Wenden; alle erhoben sich wie ein Mann, selbst die Obotriten an der äußersten nördlichen Grenze (940). Gegen diese ward ein sächsisches Heer ausgesandt unter einem gewissen Haiko, das aber sammt dem Anführer ihren Schwertstreichen erliegt. Gero vermag nicht, allen diesen Feinden die Wage zu halten. Da führt der Kaiser selbst eine Armee herzu, bringt ihnen einen Verlust nach dem andern bei und treibt sie in große Bedrängniß. Hier aber zeigte sich der Charakter dieser Slaven doch in vortheilhaftem Lichte. „Nichtsdestoweniger," sagt Wituchind, „haben sie den Krieg dem Frieden vorgezogen, und alles Elend geringer geachtet denn die theure Freiheit." „Es ist nehmlich," fügt er hinzu, „diese Menschenrace hart und ausdauernd in Drangsalen, gewöhnt an die schlechteste Nahrung, und was den Deutschen für eine schwere Last zu gelten pflegt, dünkt den Slaven eine Art von Lust." Es gingen noch viele Tage ins Land, daß die Deutschen so für ihre Herrschaft und für ihren Ruhm, die Slaven für Freiheit und Abwehr der Knechtschaft stritten. Das Glück war sehr wechselnd. Die Sachsen und an ihrer Spitze Otto hatten in der Zeit viel zu leiden: im Innern des Reiches von den Franken und Lothringern, von außen durch die Dänen und die Slaven. Unter solchen Kämpfen ging auch die Brandenburg ihnen wieder verloren, und dadurch ward der Besitz der ganzen Eroberungen auf der rechten Seite der Elbe gefährdet. Denn dieser Platz war damals durchaus ein Hauptstützpunkt der deutschen Macht in diesen Gegenden.

Hier galt es nun, unerschrocken in der Bedrängniß, fest im Vertrauen, rasch im Entschlusse und in der Ausführung zu sein. Und das war Otto. Niemals hat er sich wohl größer und des Namens eines Großen würdiger gezeigt, als in diesen Tagen. Am Schlusse des Jahres stand er siegreich

da über alle seine Feinde. Auch in Gero's Sprengel wurde die Unterwerfung der Slaven wieder herbeigeführt, obwohl auf minder rühmliche Weise: durch Hinterlist und Trug. Im Havellande nehmlich, in der Brandenburg, waltete, seit jener Katastrophe der allgemeinen Empörung, unabhängig von der deutschen Botmäßigkeit ein Fürst, der einzige, welcher von allen jenen ermordeten Fürsten übrig geblieben war. Gero und ebenso Otto wünschten natürlich die Burg wieder zu haben. Sie nahmen zu einer List ihre Zuflucht. Kaiser Heinrich hatte bei seinem Sterben eben jenen Slaven verlassen*), der nach dem bei seinem Volke geltenden Erbfolgerechte einst Herrscher der Heveller oder Havelder werden mußte, jenen Tugumir. Er lebte in Sachsen (am kaiserlichen Hofe?), wahrscheinlich — darauf deutet wenigstens der Ausdruck elapsus in unsrer Quelle — in einer Art von Gefangenschaft, vielleicht eben (vgl. oben S. 98 und 101) als Geisel; er war auch wohl im Christenthume erzogen, wenigstens ist er als Christ gestorben; denn sein Todestag ist in dem Nekrolog eines Klosters (Möllenbek) verzeichnet worden. Dieser Slave wird durch vieles Geld bestochen und durch noch größere Zusagen gewonnen und verspricht, das Land zu verrathen. Also wie wenn er heimlich entschlüpft wäre, kommt er nach der Burg Brandenburg, wird von seinen Landsleuten anerkannt und als ihr rechtmäßiger Herrscher aufgenommen, und in Kurzem erfüllt er sein Versprechen. Denn den bisherigen Fürsten der Heveller, seinen Neffen, ladet er zu sich ein, nimmt ihn hinterlistiger Weise gefangen, tödtet ihn und übergibt die Burg sammt der ganzen Umgegend der Botmäßigkeit des Königs, d. h. er gelobte als künftiger Fürst der Heveller dem Könige Otto Tribut**). Hierauf unterwarfen sich alle slavische Stämme bis zur Oder hin, auf ähnliche Weise, der Zinspflicht gegen den deutschen König. Die Uebergabe einer so wichtigen Feste, wie die Brandenburg damals sein mochte, konnte leicht jeden Gedanken an fernern Widerstand beschwichtigen.

*) A rege Henrico relictus: Worte, die von allen Geschichtschreibern bisher verschieden und dabei doch falsch gedeutet worden sind.

**) Dies lehrt der Ausdruck simili modo bei Wituchind in der darauf folgenden Notiz.

Tugumir ſtarb bald darauf (um 940). Damit ging ſein ganzes Beſitzthum, die Brandenburg nebſt dem nächſtliegenden Havellande, in den vollkommenen Beſitz des deutſchen Königs über. Jetzt war es die Aufgabe, das Eroberte feſter zu behaupten und den Beſitz deſſelben auf die Dauer zu ſichern und, falls ein Krieg mit den Empörern zu führen wäre, ihn auf Koſten der Unterworfenen zu führen. Zu dem Ende erhielt das Land auf beiden Ufern der Mittelelbe, ferner an der Saale und der Ocker — wo es wahrſcheinlich gleiche Grenzen mit dem halberſtädtiſchen Bisthume hatte — die Verfaſſung einer einzigen Mark. Einzelne Theile zwar hatten ihren eigenen Untermarkgrafen. So ſtand z. B. die Gegend zwiſchen dem Harze und der Elbe, nördlich von Magdeburg, unter Chriſtian. Dieſe Untermarkgrafen ſammelten ſich, ſo wie die freien Beſitzer und Vaſallen, unter die Fahnen der Markherzöge, als Gero's, der ſeit 941, alſo gewiß in Folge der glücklichen Unterdrückung jenes Aufſtandes, den wir ſo eben geſchildert, und Hermann's, der ſeit 953 in den Urkunden den Beinamen Marchio, ſeit 946 den Titel Dux ac Marchio führt. Dieſen nehmlich gebührte die oberſte Leitung des Krieges. Die Mittel zur Führung des Krieges ſchafften die bereits unterworfenen Slaven herbei; denn wer aus den Deutſchen zum Kriege aufgeboten ward, mußte aus dem Tribute, welchen jene zahlten, durch Geſchenke oder durch beſtimmte Zahlungen befriedigt werden. Zu letzterem Zwecke ſuchte der König das Land nach Möglichkeit in die Hände deutſcher Beſitzer zu bringen: er verſchenkte Ortſchaften und ganze Landſtriche an die Markgrafen und andere Edle, oder er bereicherte damit geiſtliche Stiftungen. So behielt denn jetzt die Mark nicht mehr die Bedeutung der Grenzlinie ſelbſt, die vertheidigt werden ſollte, ſondern erhielt die des eroberten Landes jenſeit der Grenzlinie. Ueber ſie geboten alſo zunächſt die eigentlichen Markgrafen als Burgherren im Wendenlande ſelbſt; ſie hatten die Hauptburgen als Zwingburgen inne, die beſetzt waren mit deutſchen Kriegern. Ueber ihnen ſtanden die beiden Obermarkgrafen, Hermann im Norden, Gero an der Mittelelbe. Dieſe Markgrafen und Obermarkgrafen befehligten ſodann diejenigen königlichen Soldaten, welche, freie Dienſtleute des Königs, zum Theil von ihm mit Grundſtücken

belehnt, zum Theil beſoldet und für ihren Dienſt durch Geſchenke entſchädigt wurden. Ohne Zweifel mußten ſie immer wegen der andauernden Gefahr, von den Wenden überfallen und getödtet zu werden, auf ihrer Hut und gerüſtet ſein. Zugleich dienten ſie auch wohl den Markgrafen dazu, den Wenden-Tribut zu erheben und, im Falle der Nicht-Entrichtung, die Erhebung zu erzwingen. Dieſe Abgaben waren bei den Slaven wohl ſchon früher gäng und gäbe geweſen und von ihnen ihren einheimiſchen Fürſten gezahlt; nach der Beſitznahme des Landes durch die Deutſchen waren ſie wahrſcheinlich geſteigert worden, damit die Fürſten den Anforderungen derſelben genügen könnten, vornehmlich in Bezug auf die Erhaltung des Heeres im eroberten Lande. Sie beſtanden theils in Geld, theils in Lieferungen von Naturalien (Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Gänſe, Hühner, Schweine, Fiſche u. ſ. w.) und lagen wohl zumeiſt auf den Grundſtücken. Manche floſſen jedoch auch aus den Zehnten des Erwerbes und Verkaufes, wie wir oben geſehen haben bei Gelegenheit der Stiftung des Mauritius-Kloſters in Magdeburg (S. 111), alſo aus einer Art von Handels- und Gewerbſteuer. Die Erhebung und Entrichtung, beſonders wenn ſie geſteigert worden, mag für die Slaven ſehr unangenehm, drückend geweſen ſein, beſonders inſofern ſie den verhaßten Deutſchen zu eigner Sklaverei gezahlt werden mußten.

Ueberdem beſaß der König der Deutſchen neben der Oberherrlichkeit oder dem Rechte, Anordnungen aller Art nach Gutdünken zu treffen, auch ſpeciell die Güter, welche den ſlaviſchen Fürſten gehört hatten, die entweder getödtet worden oder in den Schlachten geblieben waren oder ihm das Land freiwillig, wie Tugumir, übergeben hatten, ferner viele Ländereien und Ortſchaften, über welche er als Grundherr nach Gefallen gebieten konnte, oder das Ganze. Und hiervon zeugt eine zahlreiche Menge von Schenkungs-Diplomen. Man ſieht hieraus, die Deutſchen fingen nunmehr an, ſyſtematiſch mit den den Slaven entriſſenen Ländern zu verfahren, ſie als völlig erobertes Land zu betrachten, über das der Sieger nach Gefallen gebieten könne. Und wie es mit dem Grundbeſitze war, ſo nicht minder mit den Bewohnern. Es iſt nicht bloß möglich, es iſt ſo-

gar sehr wahrscheinlich, daß schon bei den Slaven Leibeigenschaft, Sklaverei geherrscht hat. Solche Leibeigene der abgesetzten, geflüchteten, getödteten ꝛc. slavischen Fürsten gingen natürlich in das Besitzthum der Sieger über, konnten nach Belieben behalten oder verschenkt werden, wie wir das z. B. oben im Lande auf dem linken Elbufer gesehen haben (S. 111). Die Deutschen dagegen, welche sich in den Slavenländern ansiedelten, blieben das, was sie früher gewesen waren. Nicht wenige mochten mit liegenden Gründen begabt werden von Seiten des Kaisers. Sie waren nun römisch-katholische Christen, bedurften des katholischen Gottesdienstes. Zur Ausübung desselben mußte von Seiten des Staatsoberhauptes als des Oberhauptes eines katholisch-christlichen Staates gesorgt werden: also für Kirchen, Kirchendiener und für Einkünfte für beide. Zum Letztern ward gewiß das Tempelgut geschlagen an denjenigen Oertern, wo ein slavisch-heidnischer Cultus gewesen. Zuverlässig verfügte das Oberhaupt des deutschen Reiches ohne Weiteres über solches, wo es konnte, und zwar eben zu Gunsten der katholischen Kirchen und Geistlichen. Außerdem dotirte es selbige aber auch durch mancherlei Schenkungen aus den eroberten Ländern. Ja! dies sogar nicht selten zu Gunsten geistlicher Stiftungen in den eigentlichen deutschen Landen! Ueberdem mußte es den christlichen Deutschen und ihrem Oberhaupte, ingleichen der katholischen Kirche und Geistlichkeit theils aus weltlichen, theils aus moralischen Gründen daran gelegen sein, das Christenthum, die katholische Lehre unter den heidnischen Slaven auszubreiten. Auch dazu wurden nun bald Anstalten getroffen.

Ihrer derartigen systematischen Unterdrückung und der Beschränkung ihrer angebornen Freiheit setzten die Slaven nichts Aehnliches entgegen: sie erwachten nicht zu Ergreifung höherer politischer Maaßregeln; sie verharrten in ihrem Zustande von Rohheit und Uncultur, schon aus Haß gegen die cultivirtern Deutschen. Aber ihre Liebe zur Freiheit, zur Ungezügeltheit, ihr aufstützer Charakter ließ sie noch lange nicht ruhen. Gero namentlich hatte noch viel zu kämpfen, ehe er sie bändigte. Ja! es gab diese ewige Unruhe, dieser ewige Streit

ſelbſt zu einer Verſchwörung unter den Deutſchen Anlaß. Nehmlich die dem Gero zu Hilfe ausgeſchriebenen Soldaten waren in ihrer Zahl bedeutend geſchwächt, der Dienſt der übriggebliebenen daher überaus hart und mühevoll, und die Geſchenke oder Belohnungen aus dem Tribute doch nicht ſo häufig und ſo bedeutend, daß ſie damit zufrieden ſich geſtellt fühlten. Das erzeugte Unzufriedenheit im Heere gegen Gero zunächſt, ſodann ſogar zu einer Verſchwörung gegen den König ſelbſt, weil dieſer ſeinen Markgrafen, wie natürlich, nicht ſinken ließ. Heinrich, des Königs Bruder, war wieder darein verwickelt. Man wollte Otto ermorden und dieſen Bruder auf den Thron erheben. Allein das Complot wurde entdeckt, durch Gefangennehmung, Hinrichtung oder Flucht der Theilnehmer unterdrückt, und Gero und ſein König ſtanden mächtiger da denn zuvor. Zu bemerken iſt übrigens, daß jetzt im Slaviſchen, namentlich in den den Deutſchen unterworfenen Diſtricten ſchon manche der Oerter hervortauchen in Urkunden und den hiſtoriſchen Annalen, die wir ſpäter als Städte kennen lernen. Man vergleiche z. B. die Urkunde über die Stiftung des Bisthums Brandenburg.

Und von nun an war wirklich Ruhe im Slavenlande bis ins dreizehnte Jahr. Die übrigen Angelegenheiten des Reiches nahmen für Otton ſtets eine günſtige Wendung; ſeine Stellung, namentlich den Slaven gegenüber, ward immer gebietender, drohender, gefürchteter, überlegener, ſo daß ſie nicht mehr wagten ſich zu erheben, auch dann nicht, als er in den ihm unterworfenen Ländern derſelben, Einrichtungen traf, weltliche ſowohl wie kirchliche, durch welche er ihren Gehorſam noch mehr zu erzwingen und jeder Empörung vorzubeugen offenbar die Abſicht hegte. Wie Karl der Große nach der Unterwerfung der Sachſen deren Land eintheilte in Bezirke oder Gaue (pagos) „nach der alten Weiſe der Römer", ſo Otto, wahrſcheinlich eben in dieſer Zeit, die eroberten Länder der Slaven. Wenigſtens treten dieſelben nunmehr beſtimmt in den Urkunden zu Tage. Ueber jeden wurden wohl Gaugrafen geſetzt.

Nächſtdem wurden, höchſt wahrſcheinlich in eben der Zeit, wenigſtens kommen ſie nunmehr ebenfalls häufig in Urkunden

vor, überall Burgwarten angelegt als Vertheidigungs-, Zufluchts- und Unterjochungs-Anstalten. Sie waren besetzt mit deutschen Truppen und mit Befehlshabern versehen, in ihnen zugleich Kirchen für die christlichen Bewohner.

In jener dreizehnjährigen Friedenszeit setzte denn Otto endlich auch in den slavischen Provinzen ins Werk, was er gewiß schon lange früher — er war sehr religiös und christlich-katholisch gesinnt — in Gedanken getragen hatte: er machte geeignete Anstalten zur Christianisirung der Slaven zwischen Elbe und Oder, durch welche nicht nur alle diese Gegenden der römisch-katholisch-christlichen Kirche zugebracht worden sind, sondern mittelbar auch mehr dem Germanenthume, dem deutschen Reiche und Volke. Ein sächsischer Analist, bekannt unter dem Namen des Chronographus Saxo, berichtet, daß die Stiftung der Bisthümer Havelberg und Brandenburg, und die Unterordnung derselben unter die Oberaufsicht des Erzbischofs von Mainz, zufolge dessen Anwartschaft auf diese Ehre, bereits im Jahre 939 geschehen oder wenigstens angeordnet worden sei, also gleich nach oder bei der damals von neuem erfolgten Besiegung der Slaven. Zuverlässig sah man in der christlichen Religion und in den deßfallsigen kirchlichen Anstalten eines der wirksamsten Mittel, die rohen, unbändigen Gemüther der Slaven zu bändigen und zu civilisiren. Wenn dessenungeachtet die wirkliche Herrichtung erst später, in den Jahren 946 und 949, erfolgt ist, so liegt, wie Riedel im Codex diplom. Brandenburgicus mit Recht annimmt, gar nichts Glaubwidriges darin. Denn „Beispiele, daß Documente über Handlungen oft lange Zeit, nachdem die vorgenommene Handlung bereits sogar in Wirksamkeit getreten war, ausgestellt worden sind, begegnen uns überhaupt oft im Mittelalter." Otto wählte zum Sitze der beiden Bisthümer die beiden größten Festen an der Mittelelbe und in der Nähe dieses Stromes, einmal weil sie Festungen waren, und die Burggrafen derselben und die Markgrafen des Landes mit ihren Besatzungen und Soldaten die Bischöfe und die übrige Klerisei beschützen konnten und auch sollten, zweitens weil, im Falle eines Aufstandes der Slaven,

ſich ſo die dabei angeſtellten Geiſtlichen leichter hinüber retten konnten nach dem linken Elbufer.

Die Diöceſen der beiden neuen Bisthümer erſtreckten ſich hin bis zur Oder, ſo daß man alſo den untern Lauf dieſes Stromes auf der rechten Seite für die damalige Grenze des deutſchen Reiches bereits annehmen kann. Das havelberger verbreitete ſich über zwölf Gaue. Gegen Morgen bildete die Peene von ihren Quellen bis zu ihrem Eintritt ins Meer, gegen Abend die Elde von ihren Quellen bis zu ihrem Einlauf in die Elbe, gegen Mitternacht das rügiſche Meer, und gegen Mittag die Stremme die äußerſten Grenzen. Seine Lage war alſo mehr langeſtreckt als breit. Es wurde reichlich mit Beſitzungen (Städten, dem Schloſſe Marienburg, und einer Menge von Dörfern) und mit mancherlei Einkünften (dem Zehnten von dem Tribute, welcher von Radewar [dem Lande der Redarier?] und von der untern Markgrafſchaft [aus den vier Gauen Miſeroth, Groswin, Wantzlow und Woltze] einging, und von dem Zehnten aller innerhalb der Grenzen der Diöces belegenen Gaue) begabt.

Das Jahr darauf (947) traf Otto hinſichtlich des oldenburger Bisthums, im Norden von Deutſchland, die Aenderung, daß Schleswig davon getrennt wurde und ſeinen eigenen Sprengel erhielt, jenes auf die Wendengaue der hamburger Parochie bis an die Peene beſchränkt ward, wahrſcheinlich damit die betreffende Kleriſei deſto mehr ſich mit der Bekehrung der Slaven im heutigen Mekelnburg beſchäftigen könnte. Auch dieſes Bisthum erhielt liegende Gründe (Feſtungen oder Burgen, Landgüter, Höfe), Natural- (Getreide, Flachs) und Geldhebungen (von jedem Pfluge der wendiſchen Hakenhufe jährlich zwei Silber-Denare nebſt einem Denar für die Einnahme); Alles aus dem Slavenlande ſelbſt.

Im Jahre 949 ward das brandenburger Bisthum hergeſtellt. Den Sprengel deſſelben machten zehn Gaue aus, von denen zwei dem havelberger wieder genommen wurden. Mit dem einen Ende berührte es auch die Elbe, mit dem entgegengeſetzten die Oder; zur Linken hatte es das havelberger Bisthum, rechts, nach Mittag zu, mochten ſeine

Er ladet, wie aus der Erzählung bei Wituchind hervorgeht, unter dem Scheine eines friedlichen und fröhlichen Gastmahles slavische Edle oder Fürsten aus dem ihm überwiesenen Gebiete zu sich ein, bewirthet sie köstlich, und als sie des Weines voll und trunken sind, tödtet er an dreißig derselben in einer Nacht. Damit war indessen der Ausbruch der Empörung doch nicht erstickt. Im Gegentheil: die grausame That steigerte die Erbitterung der Wenden; alle erhoben sich wie ein Mann, selbst die Obotriten an der äußersten nördlichen Grenze (940). Gegen diese ward ein sächsisches Heer ausgesandt unter einem gewissen Haiko, das aber sammt dem Anführer ihren Schwertstreichen erliegt. Gero vermag nicht, allen diesen Feinden die Wage zu halten. Da führt der Kaiser selbst eine Armee herzu, bringt ihnen einen Verlust nach dem andern bei und treibt sie in große Bedrängniß. Hier aber zeigte sich der Charakter dieser Slaven doch in vortheilhaftem Lichte. „Nichtsdestoweniger," sagt Wituchind, „haben sie den Krieg dem Frieden vorgezogen, und alles Elend geringer geachtet denn die theure Freiheit." „Es ist nehmlich," fügt er hinzu, „diese Menschenrace hart und ausdauernd in Drangsalen, gewöhnt an die schlechteste Nahrung, und was den Deutschen für eine schwere Last zu gelten pflegt, dünkt den Slaven eine Art von Lust." Es gingen noch viele Tage ins Land, daß die Deutschen so für ihre Herrschaft und für ihren Ruhm, die Slaven für Freiheit und Abwehr der Knechtschaft stritten. Das Glück war sehr wechselnd. Die Sachsen und an ihrer Spitze Otto hatten in der Zeit viel zu leiden: im Innern des Reiches von den Franken und Lothringern, von außen durch die Dänen und die Slaven. Unter solchen Kämpfen ging auch die Brandenburg ihnen wieder verloren, und dadurch ward der Besitz der ganzen Eroberungen auf der rechten Seite der Elbe gefährdet. Denn dieser Platz war damals durchaus ein Hauptstützpunkt der deutschen Macht in diesen Gegenden.

Hier galt es nun, unerschrocken in der Bedrängniß, fest im Vertrauen, rasch im Entschlusse und in der Ausführung zu sein. Und das war Otto. Niemals hat er sich wohl größer und des Namens eines Großen würdiger gezeigt, als in diesen Tagen. Am Schlusse des Jahres stand er siegreich

Friede zu Stande gekommen sein. Denn im Jahre 950 finden wir Otto'n bereits im Frühjahre in Sachsen und von da aus einen Feldzug nach Böhmen unternehmen mit einem großen Heere, gegen Boleslav, der nach der deßfallsigen Nachricht König der Böhmen war, und von dem anderwärts gesagt wird, daß er gegen Otto die Waffen ergriffen. Der König der Deutschen drang vor bis in die Nähe von Prag, bis Niemburg an der Elbe, im Osten der Hauptstadt*). Hier hatte sich der Sohn Boleslav's hineingeworfen: er ward da belagert, und schon sollte die Feste mit Sturm genommen werden, da gebot König Otto plötzlichen Einhalt, weil er fürchtete, das Heer möchte während der Plünderung der Stadt in eine Gefahr gerathen von Prag her, durch den listigen alten Boleslav, wie früher schon ein Mal das deutsche Heer unter Arsik (s. oben S. 107). Durch diesen Beweis von Vorsicht und Klugheit, so wie durch die Tapferkeit und zahllose Menge des Heeres ward Boleslav (der Vater) bewogen, die Stadt zu verlassen und sich lieber zu unterwerfen, als einer vollständigen Vernichtung entgegen zu gehen, und — er fand Gnade bei Otto, nachdem er sich in Allem der deutschen Herrschaft unterworfen, d. h. die Oberhoheit des Königs Otto anerkannt und sich ihm zu einem Tribute verpflichtet hatte. Ruhmvoll kehrte dieser nach Sachsen zurück.

Jetzt herrschte Ruhe im Innern des deutschen Reiches: die Großen darin waren theils gedemüthigt, theils Otto'n verbindlich oder verwandt geworden, und von außen her drohte ebenfalls kein Krieg. Gegen die Dänen schützte die wiederhergestellte dänische Mark, gegen die Slaven längs des Stromlaufes der Elbe der Herzog Hermann und Gero, und Boleslav in Böhmen war Vasall des deutschen Königs geworden. Otto behauptete eine imponirende Stellung, und eben so das deutsche Reich, welches er repräsentirte. Um jene noch zu steigern und diesem noch höhern Glanz und größere Bedeutsamkeit zu verleihen, zog er 951 nach Italien mit einem Heere und unterwarf sich Oberitalien: ein Factum, was hier nothwendig auch darum erwähnt werden muß, weil die lange

*) So Böhmer und Pertz. Andere, auch Köpke, nehmen Prag, Polacky, die jetzige Altstadt von Prag an.

unterbrochene, jetzt auf Jahrhunderte wieder angeknüpfte Verbindung mit Italien auf Deutschland höchst wohlthätig wirken mußte, da jenes Land noch immer das Land der hohen Bildung war, woher nicht nur wissenschaftliche Intelligenz und ästhetischer Kunstsinn, sondern auch die Architektonik zur bessern Einrichtung der städtischen Gemeinden und des Staates geschöpft werden konnte und auch wirklich geschöpft worden ist.

Indessen von dem Stern des Glückes ist auch nicht fern der Unstern. In den nächstfolgenden Jahren hatte Otto wieder mehrfältig mit Empörungen im Innern seines Reiches, selbst mit denen seiner eigenen Söhne zu kämpfen und dabei so viel zu thun, daß er seines vollen Muthes, seiner Ausdauer, seiner Energie bedurfte, um hier nicht zu wanken oder zu unterliegen. Es währte dieser trübe Zustand bis 954. Ein Wunder, wenn die unruhigen Slaven diese Verhältnisse nicht benutzt hätten zu Aufständen. Dies thaten denn wenigstens die Ukraner im genannten Jahre. Aber alsbald erschien unter ihnen Gero mit einem Heere, und, unterstützt vom Herzog Konrad von Franken, besiegte er sie, und großer Ruhm und große Beute lohnte die Sieger zu nicht geringer Freude für die Sachsen.

Damit aber hatten die Slaven noch nicht die vollständige Mahnung erhalten, sich ruhig zu verhalten. Nach dem Osterfeste des Jahres 955 brachen sie wiederum an der Unterelbe in Sachsen ein, und zwar dies Mal aufgeregt und angeführt von einem Deutschen, einem vornehmen Sachsen, Namens Wichmann, einem nahen Verwandten des Herzogs Hermann selbst, der sich von dem letztern in seinen Rechten verkürzt glaubte, darüber beim Könige Otto klagbar, aber von demselben eines Andern beschieden, in Haft genommen wurde, dann, der Aufsicht des Grafen Ibo überliefert, Gelegenheit fand, sich diesem Verhältnisse durch die Flucht zu entziehen, und einen Aufstand im Sachsenlande selbst begann; allein, vom Herzog Hermann gezwungen das Land zu verlassen, flüchtete er nebst seinem Bruder Egbert auf das rechte Elbufer ins Land der Wenden. Hier schlossen sich beide an zwei dem deutschen Reiche tributpflichtige Fürsten an, an die Gebrüder Naco und Stoinef, die schon immer den Sachsen feindlich

geſinnt geweſen und wahrſcheinlich im heutigen Pommern ſeßhaft waren; denn dieſes Land ward der Schauplatz des Krieges, als nachmals Otto ſelbſt mit einem Heere herbeieilte. So begann denn abermals ein Kampf. Herzog Hermann rückte wider die Empörer und zwar vor ihre Feſte Suithleiſcranne, wo ſich die Feinde, ſeine Neffen, aufhielten. Ihre Lage muß um Wittſtock zu ſuchen ſein, da, wo die Doſſe und die Rackſtedte zuſammenfließt, und in deren Nähe, an dem Suntzerſee bei Goldbeck, die noch im Jahre 1337 erwähnte Burg Gorony oder Gorn gelegen haben muß, als identiſch mit der Stadt Suithleiſcranne. Und faſt hätte er den Platz genommen. Allein er zog ſich mit einem Male, man weiß nicht aus welcher Urſache, zurück. Dieſer Streifzug geſchah im Anfange der Faſten im genannten Jahre. Nun fielen die Wenden, durch jenen Rückzug Hermann's kühn gemacht, unter Wichmann's Anführung in Sachſen ein. Hermann rückte ihnen mit ſeinem Kriegsvolke entgegen. Indeſſen fand er den Feind ſeiner Macht ſo überlegen, daß er für gerathen hielt, einem Treffen auszuweichen. Da rückten die Wenden vor die Burg der Cocaresmier, wohin ſich viele Sachſen geflüchtet hatten. Hermann rieth den letztern, weil er ihnen keine genügende Hülfe leiſten konnte, ſich mit dem Feinde gütlich auseinanderzuſetzen und ſich zu ergeben. Das geſchah. Aber ein unglücklicher Zufall, ein Fauſtſchlag von einem Sachſen an einem Slaven verübt, gab zur Ermordung aller in Gefangenſchaft gerathenen Männer Veranlaſſung. Frauen und Kinder wurden in Sklaverei geſchleppt. Dieſer Unfall regte die Beſorgniß des Königs auf. Er hatte nur anderweitig ſo viel zu thun, um ſich der Sache mit Ernſt anzunehmen. Und das Jahr darauf (956) geſchah der furchtbare Einfall der Ungarn in Baiern. Um dieſelben zurückzuſchlagen, zog er, aus Sachſen wenigſtens, nur geringe Mannſchaft an ſich, eben weil auf der Seite dort der Krieg mit den Slaven noch immer drohte. Dagegen zog ihm der Herzog Boleſlav mit 1000 Böhmen zu Hilfe und half ihm die große Schlacht auf dem Lechfelde durchkämpfen, durch welche den Ungarn auf immer verleidet wurde, wieder in unſer Deutſchland einzubrechen, obwohl hier nicht unbemerkt bleiben darf, daß, da

dieſes Volk ſich in ſeinem Lande andauernd behauptete und die daſelbſt wohnenden Slaven unterjochte, die am adriatiſchen Meere und in Kärnthen und Krain iſoliren half, es den Deutſchen leicht macht, die dortigen Slaven in Unterwürfigkeit zu erhalten, ſo daß ſelbige für jene von nun an ganz unſchädlich wurden. Wir brauchen daher dieſe Gegenden von jetzt an bei unſerer Darſtellung nicht mehr zu berückſichtigen.

Während ſo gegen die Ungarn der Kampf geſtritten wurde, an dem der Herzog Gero ſelbſt Antheil nahm, war deſſen wahrſcheinlicher Stellvertreter, in der Mark Gero's, Markgraf Dietrich. Und dieſer hatte hier alle Hände voll zu thun, um ſich gegen die Slaven zu behaupten. Das Kriegsglück war ſchwankend. Dietrich zerſtörte ihnen eine Stadt, aber nicht ohne bald darauf eine gehörige Schlappe zu bekommen. Das mochte Otto's Zorn erwecken. Kaum hatte er alſo die Ungarn geſchlagen, ſo rückte er durch Sachſen ins Wendenland. Zuvörderſt ward über die Sachſen, welche mit den Feinden gemeinſchaftliche Sache gemacht, berathen, und zu Recht erkannt, den Wichmann und Egbert für Feinde des Vaterlandes zu erklären, die übrigen aber zu ſchonen, wofern ſie zu den Ihrigen zurückzukehren ſich entſchlöſſen. Bald darauf erſchien auch eine Geſandtſchaft von Seiten der Slaven, welche verſprach, daß man Bundesgenoſſen des Königs werden und nach Gewohnheit jährlichen Tribut zahlen wolle; indeſſen die Herrſchaft über das Land möchten ſie, die ſlaviſchen Fürſten, behalten; nur unter dieſer Bedingung nähmen ſie den Frieden, ſonſt würden ſie fortfahren, für ihre Freiheit zu kämpfen. Der König ertheilte ihnen hierauf folgende Antwort: den Frieden wolle er ihnen keineswegs verſagen; allein er könne ihnen denſelben durchaus nicht gewähren, wofern ſie nicht das verübte Unrecht durch gebührende Ehrerbietung und durch Büßung des Schadens wieder gut machten. Und da ſie hierauf nicht eingehen wollten, durchzog er ihre Länder und verheerte Alles mit Feuer und Schwert. Es waren aber die Abatorenen (Obotriten?), die Vulscer, die Zeirciſpanen, Tolenſaner und Runen (auf der Inſel Rügen), gegen welche der Zug gerichtet war, alſo die beiden Ufer der Peene der Schauplatz des Krieges. Auch hierbei befanden ſich unter

dem deutſchen Heere eine Schaar Böhmen unter Herzog Boleſlav. Man drang bis an den Fluß Raxa (Rakenitz) vor, und hier kam es zu einer blutigen Schlacht. Nur durch die Klugheit Gero's ward der Sieg gewonnen, Stoinef getödtet, das feindliche Lager genommen. Viel Volks blieb oder wurde zu Gefangenen gemacht. Otto nahm noch an dem Leichnam des wendiſchen Fürſten und an deſſen Anhängern grauſame Rache: er ließ deſſen Haupt auf einer Ebene aufſtellen, und um daſſelbe erlitten 700 Gefangene die Todesſtrafe; dem Rathgeber des Stoinef aber wurden die Augen ausgeſtochen und die Zunge ausgeriſſen. Wichmann indeſſen und Egbert entkamen nach Frankreich zum Herzog Hugo.

Nun war ein Jahr lang Friede im deutſchen Lande. In dieſer Zeit geſchah es, daß, wahrſcheinlich durch den Ruf Otto's I. bewogen von Seiten einer großen weltlichen und chriſtlichen Macht, eine Geſandtſchaft zu ihm kam von der Olga, der Mutter des ruſſiſchen Königs Swätoſlav Igorewitſch (945—972), in Anſehung des Chriſtenthums, das unter dem Volke der Ruſſen eingeführt werden ſollte. Man bat ſich vom Kaiſer einen Miſſionär aus. Otto ernannte dazu den trieriſchen Mönch Adalbert, und dieſer ging auch wirklich dahin als ernannter Biſchof des Landes (um 961), kehrte aber nach einjährigem Aufenthalte unverrichteter Sache wieder zurück und unter großen Gefahren, aus jenem Lande von den Einwohnern vertrieben*). So kam denn wenigſtens die erſte Kunde des nördlichſten Landes und Volkes der Slaven nach unſerm deutſchen Vaterlande. Bald mußte aber Otto doch wieder gegen die Wenden ausziehen, und zwar gegen die Redarier. Was er hier ausgerichtet, wird uns nicht gemeldet. Er erhielt hier die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes Ludolf, und dieſe mag ihn vielleicht vermocht haben umzukehren. Aber auch mit dem Feldzuge war noch nicht völlige Ruhe herbeigeführt. Wichmann lebte noch, der unruhige Geiſt, und konnte ſein bisheriges Schickſal nicht verſchmerzen, während

*) Strahl (Geſch. der ruſſiſchen Kirche I, 55 und Geſch. des ruſſiſchen Staates I, 94 f.) meint, hier müſſe eine Verwechslung der Ruſſen mit den Rugiern ſtatt finden. Allein die Zeugniſſe für die Sache ſind doch wohl zu feſt.

Egbert ſich unter Vermittelung des Erzbiſchofs von Köln mit dem Könige verſöhnte. Jener nahm die Gelegenheit wahr, als er Sachſen leer an Mannſchaft wußte, kehrte dahin heimlich zurück, beſuchte Haus und Gattin und begab ſich dann abermals ins — Wendenland. Da zog gegen ihn wieder ein deutſches Heer aus (958), wie es ſcheint unter perſönlicher Anführung Otto's, begleitet von Gero. Das mochte den Wichmann veranlaſſen, eine gütliche Ausgleichung zu ſuchen. Vielleicht hat aber auch Gero mit den Wenden unterhandelt, daß ſie ihn auslieferten. Dieſe gingen darauf ein, unter der Bedingung, daß Wichmann Verzeihung erhielte. Und Gero gab ihnen das eidliche Verſprechen, ſeiner zu ſchonen. Jener kehrte alſo zurück zu den Seinigen nach Sachſen, aber gegen den ſchweren Eid, niemals wieder etwas gegen das Vaterland und gegen den König zu unternehmen. Wider die Wenden mußten indeſſen doch noch zwei Feldzüge unternommen werden; dann erſt ward ihre Beſiegung vollendet.

Aber Wichmann war doch ein zu unruhiger Kopf, als daß er nicht hätte ſeinen Eid brechen und neue Verwickelungen herbeiführen ſollen: hierzu gab ihm folgende Veränderung in den Grenzangelegenheiten des Slavenlandes Anlaß. Otto beabſichtigte nicht lange nachher, die zweite Römerfahrt anzutreten. Es ſtand alſo eine längere Abweſenheit des Königs zu gewärtigen. Ferner war Herzog Gero zu der Zeit durch den Tod ſeines Sohnes (958 oder 959) gebeugt und des Kriegslebens ſatt und verlangte nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Da ward denn eine Anordnung nöthig hinſichtlich der wendiſchen Grenzenländer im Norden. Otto ernannte alſo den Hermann Billung nun zum wirklichen Herzoge von Sachſen, d. h. derſelbe empfing von ihm das Gebiet, das ſonſt zum königlichen Kammergute gehört hatte, die Länder an der untern Elbe, deren Metropole Hamburg war, und die nach vielen Kämpfen den dortigen Nachbarvölkern abgenommen worden waren, alſo Nordſachſen und die Wendenmark (welche der Billunger ſchon längſt verwaltet hatte) als eine Art von Benefiz. Es ſollte dieſes Herzogthum zunächſt ein ducatus limitis ſein, dienen ad faciendam justitiam in his partibus, quae barbaris confines essent terris, d. h. zur

Handhabung des Landfriedens. Indeſſen bildete dabei doch der Heerbann, inſoweit er mit dem Herzogthume verbunden war, den wichtigſten Theil der Rechte des neuen Herzogs. In der Beziehung ſtand er mit dem Markgrafen auf gleicher Stufe. Es war aber das das erſte Beiſpiel, daß eine Grenzgrafſchaft zu einer der höchſten Würden im Reiche erhoben wurde. Ein fruchtbares Beiſpiel für künftige Zeiten! Und vielleicht war die Verleihung ſogar erblich. Hermann's amtliche Gewalt, der Oberbefehl des Heeres, reichte dabei nicht etwa über das ganze Sachſenland, ſondern nur über Oſtfalen. Und hier war er auch nicht der einzige Herzog: Gero und Dietrich fungirten hier gleichfalls als ſolche; indeſſen führten dieſe den Titel nur in der ältern Bedeutung und bloß perſönlich: er ſtarb mit ihnen aus. Dagegen ward derſelbe an jenes niederelbiſche Gebiet für immer geknüpft und fortan ausſchließlich.

Dieſe wiederholte Erhebung Hermann's ſcheint, wie Gieſebrecht mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthet, den Neid ſeines Neffen von neuem rege gemacht zu haben. Vielleicht konnte der es aber auch durchaus nicht verſchmerzen, was ihm war angethan worden. Während alſo Otto in Italien iſt, geht Wichmann aus Sachſen fort zum Könige Harald von Dänemark, muntert dieſen zu einem Kriege mit Otto auf und bietet ihm für den Fall ſeine Unterſtützung an. Allein er wird abgewieſen. Nun kehrt er nach Sachſen zurück und fängt an Straßenraub zu treiben in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Egkard. Mehrere von ihren Genoſſen werden ergriffen und ſofort mit dem Strange hingerichtet. Mit Mühe entgehen die beiden Brüder dieſer Strafe, nachdem auch ſie eingefangen worden. Nehmlich da Gero ſich früher für das Leben Wichmann's verbürgt und eidlich den Slaven verſprochen hatte, ihn nicht zu tödten, und da er ſolches Verſprechen gegenwärtig nicht mehr zu halten vermochte, ſo lieferte er ihn den Slaven wieder aus, d. h. ohne allen Zweifel den Pommern; denn wenn dieſe auch ſpeciell gewöhnlich unter dem Namen Wulzer oder Wulciner auftreten, ſo können es doch, nach der allgemeinen Lage der Verhältniſſe zu urtheilen, keine andern geweſen ſein, als die Pommern, die dieſen ihren allgemeinen Namen bekanntlich von dem Wohnen am Meere (Po Morge

= Meeranwohner) bekommen haben. Von ihnen ward Wichmann, der ein tüchtiger Soldat und Anführer im Kriege war, mit Freuden aufgenommen, indem sie dazumal gerade mit ihren slavischen, nach Osten zu wohnenden Grenznachbarn, den Polen, in Krieg verwickelt waren.

Dieses slavische Volk tritt jetzt also auch in das Licht der Geschichte ein. Benannt ist es ohne Zweifel nach seinen Wohnsitzen in den Niederungen oder Fluß- und Sumpfländern der Warthe, Weichsel u. s. w. Bis daher hatte es ohne alle Beziehung zu Deutschland gestanden. Es war auch ohne alle Berührung mit andern historisch bekanntern Nationen geblieben; daher man von seiner frühern Geschichte nichts Sicheres weiß, sondern nur Sagen hat. Jetzt tritt es mit einem Male auf in den Annalen unter dem Namen Licicariki (Lechen?) mit einem Fürsten an der Spitze, Namens Mesek oder Mesco, der einen ihm im Kriege zur Seite stehenden Bruder hat, beide aus dem Hause Piast. Der Fürst wie seine Unterthanen sind noch Heiden. Seine Macht beschränkt sich zunächst nur auf das Gebiet der Warthe zwischen der mittlern Oder und Weichsel. Der Mittelpunct seiner Herrschaft scheint die Gegend um Gnesen gewesen zu sein, wohin, als auf die Wiege der nachmaligen Monarchie, alle Landessagen hinzeigen. Im Süden hatten diese Polen zu Nachbarn die Chrowaten, im Norden die Preußen und Pommern, und, nach slavischer Weise, waren sie eben jetzt mit den letztern, ihren eigenen Stammgenossen, in Krieg, und diesen, in Besorgniß oder wohl auch schon in Gefahr, von dem mächtigern Nachbarvolke niedergedrückt und unterjocht zu werden, war es sehr erwünscht, einen solchen Mann, wie der oben genannte Wichmann war, zum Anführer zu bekommen, der, muthig, tapfer, listig, verschlagen, ein Kenner der bessern deutschen Taktik, sie zum Sieg führen konnte. Und so geschah es auch. Wichmann schlug die Polen häufig in kleinern Treffen, besiegte zwei Mal in offener Schlacht ihren Fürsten Mesco, tödtete dessen Bruder und ließ die Pommern große Beute machen (962).

Dieß hatte mittelbar zur Folge, daß nun auch der Polenfürst in nähere Berührung mit dem deutschen Reiche und dadurch zugleich zur römisch-katholischen Kirche tritt. Nehmlich

mittler Weile hatte Markgraf Gero mit den Slaven, welche Lusitzi (Lausitzer) genannt wurden, einen harten Strauß zu bestehen. Aber er trug über sie, freilich nicht ohne eigene schwere Verwundung und ohne den Verlust vieler vornehmer Ritter, namentlich eines Neffen, eines gar trefflichen Mannes, einen mächtigen Sieg davon und zwang sie zur äußersten Dienstbarkeit, zu gänzlicher Unterwerfung. Die Herrschaft der Deutschen wurde somit über die slavischen Gegenden Lusici und Selpoli erweitert, d. h. über Gaue, die ebenfalls bis zur Oder und nach Schlesien zu hin reichten, also unfern oder ganz nahe der Grenze des damaligen Polens gelegen waren (963). Die Nähe des siegreichen Gero in Folge dieses Kampfes, der Ruf von der imponirenden Macht und Tapferkeit der Deutschen und ihres Oberhauptes, Otto's, der kurz vorher (962) nun auch zur Verherrlichung des deutschen Namens und seines eigenen zum zweiten Male das römische Kaiserthum erneuert und auf die deutschen Könige übertragen hatte, dabei das gleichzeitige Andrängen der Pommern unter Wichmann hatten, wie sehr glaublich, zur Wirkung, daß Mesco sich und sein Volk, auch ohne Krieg, der kaiserlichen Herrschaft unterwarf*). Seitdem war denn der polnische Fürst ebenfalls ein „Mann" des Kaisers, d. h. er zahlte Tribut, leistete Heerfolge und erschien in Person auf den großen Hoftagen in Deutschland, um dem Oberhaupte der Deutschen seine Unterwürfigkeit darzulegen.

Diese Waffenthat und die wichtigen Erfolge derselben werden als die letzten Thaten Gero's in den Annalen der Geschichte gerühmt. Kurz nachher pilgerte der tapfere Krieger, noch in demselben Jahre (963), nach Rom, legte dort feierlich am Altare seine Waffen nieder, und damit alle seine hohen Aemter, und starb zwei Jahre darauf (965), allgemein von seinen Zeitgenossen betrauert. Für uns aber hier, wo es den Kampf der Deutschen mit den Slaven gilt, ist er auf das Höchste der Bewunderung und des Ruhmes würdig: er spielt in diesem großen Drama eine der ersten Rollen. Seinem kräf-

*) In den Quellen ist nirgends die Rede von einem Kriege. Dieß in Bezug auf Röpell, der an mehrern Stellen seines historischen Werkes über Polen von einer Besiegung Mesco's durch Gero spricht.

tigen Arme, ſeiner Energie, Rüſtigkeit und Tapferkeit verdankt Otto I., verdankt Deutſchland zumeiſt die großen Fortſchritte ihrer Waffen nach Nordoſten zu bis zur Oder, ja! nun, nach Unterwerfung des Mesco, ſelbſt bis jenſeit der Oder, bis zur Warthe und Weichſel hin.

Der Wirkungskreis aber, welchen Gero beſeſſen und durch ſein Genie vollkommen ausgefüllt hatte, däuchte dem Kaiſer ſo groß, daß er ihn zu theilen für gut fand: die Fortdauer ſolcher ausgebreiteten Gewalt hätte ſonſt ein thüringiſches Herzogthum begründet, und das mochte Otto nicht wollen, wenn er gleich an der Unterelbe das ſächſiſche unter Hermann Billung erneuert hatte. Die herzogliche Würde hörte alſo auf. Die ſächſiſche Nordmark erhielt, oder vielmehr behielt — denn er ſcheint ſchon vorher in dieſem Hauptheile der Grenzmark Befehlshaber geweſen zu ſein — der Markgraf und Herzog Dietrich, alſo den Derlingau, einen Theil des Nordthüringgaus, wohin wahrſcheinlich auch Magdeburg gehörte, und alles Land, was nördlich davon lag, Heilanga, Moſidi und Belxa, nebſt den biſchöflichen Sprengeln von Havelberg und Brandenburg. Der Markgraf Ditmar (Thietmar) dagegen bekam als Schutzwehr gegen die Polen die eigentliche Oſtmark, d. h. die jetzigen fürſtlich anhaltiniſchen Länder, einen Theil des Wittenberger Kreiſes und der (ſpätern) Lauſitz; ſein baldiger Nachfolger ward Udo oder Hedo. Was daran ſüdlich und weſtlich grenzte, kam, wie es ſcheint, an die Markgrafen von Merſeburg, Zeitz und Meißen. Die Grenzen der verſchiedenen Theile laſſen ſich nicht genau beſtimmen. Aber die neuen Markgrafſchaften, größtentheils beſondere Territorien, gewährten ihren Markgrafen kaum weniger als herzogliche, d. h. als ſolche Gewalt, welche den wahren Herzögen in den eigentlichen, urſprünglichen deutſchen Herzogthümern, bei den Hauptſtämmen in Deutſchland, zukam.

Der Polenkönig Mesco gab bald darauf Gelegenheit zur Begründung des Chriſtenthums und der römiſch-katholiſchen Kirche in ſeinem Lande. Er ſetzte ſich nehmlich mit dem Böhmenherzoge Boleſlav in Verbindung, nachdem er, zwei Jahre lang, der kaiſerlichen Macht, wie Boleſlav, unterworfen war, und warb um die Hand der Tochter deſſelben, der

Dubrawka. Die Nachbarſchaft beider Länder, die Verwandſchaft ihrer Völker und die gleiche Stellung zum deutſchen Reiche mochte die beiden Fürſten einander genähert haben. Dubrawka ward die Gemahlin des Polenkönigs 965, und ſie, die im Chriſtenthume erzogen und dem Glauben der römiſch-katholiſchen Kirche mit Vorliebe zugethan war, mithin das Heidenthum haßte und vernichtet wünſchte, vermochte ſchon das Jahr darauf ihren Gemahl, die neue Lehre anzunehmen. Boleſlav empfing die Taufe durch einen böhmiſchen Prieſter (966). Damit war dem römiſch-katholiſchen Glauben in Polen die Bahn gebrochen. Ein gewiſſer Jordan, der wahrſcheinlich aus Böhmen mitgekommen war, wurde der erſte Seelſorger der neuen Gemeinde und war nicht ohne Erfolg thätig zur weitern Ausbreitung der chriſtlichen Lehre, da das Volk hier zu Lande nicht ſo hartnäckig Widerſtand leiſtete, theils weil ihm der Fürſt mit dem Beiſpiele voranging, und es dieſen achten und lieben mochte, theils auch und insbeſondere wohl darum, weil ſie ihm von einem ſtammverwandten, befreundeten Volke zukam, auf gütlichem Wege. Im Geheimen freilich erhielten ſich noch lange Zeit hindurch Reſte des Heidenthums und verehrte man die alten Götzen; man verſuchte ſpäter, wie wir nachher ſehen werden, ſogar eine für den Augenblick erfolgreiche Reaction. Dennoch aber iſt die Bekehrung Mesco's ein äußerſt wichtiges Ereigniß auch für die Politik geworden. Sehr bald folgte ihr die erſte kirchliche Organiſation des Landes: in Poſen ward das erſte Bisthum errichtet, und der eifrige Apoſtel Jordan zum erſten Biſchof erkoren (968), nicht ohne Mitwirkung Otto's, der dieſes Bisthum dem in demſelben Jahre geſtifteten neuen Erzbisthume zu Magdeburg einverleibte. Polen zahlte ſeitdem dem Papſte den Peterpfennig zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit. (Vgl. Röpell's Geſch. v. Polen, I. S. 128 f.) So wurden jene ſelbſt ſo fernen Gegenden hereingezogen in den kirchlichen und damit auch noch näher in den politiſchen Verband des deutſchen Reiches.

Während dem hatte Mesco um dieſer ſeiner engen Verbindung mit dem Kaiſer willen einen ziemlich hartnäckigen Angriff zu beſtehen gehabt. Jener Wichmann nehmlich war

im Slavenlande abenteuerlich umhergezogen, lauernd auf eine Gelegenheit, wo er ſeinem ihm verhaßten Oheime Hermann in Sachſen Abbruch thun könnte. Solche fand ſich bald. Zwei ſlaviſche Fürſten in der dieſem Herzoge untergebenen Mark auf der rechten Seite der Elbe waren von ihren Vätern her Erbfeinde gegen einander: Selibur, ein Fürſt der Obotriten, und Miſtui, ein Fürſt der Woarer oder Waringer. Indem ſie ſich nun häufig einander bei Hermann verklagten, wurde zuletzt Selibur des Unrechtes überführt und vom Herzoge zu einer Geldbuße verurtheilt. Darüber erboſt, war er geneigt, die Waffen zu ergreifen. Indeſſen ſah er ein, daß er eine unzureichende Kriegsmacht beſäße. Darum ſchickte er Geſandte an Wichmann und erbat ſich Hülfe. Wahrſcheinlich hatte er von deſſen Siegen über die Polen gehört; auch mochte ihm deſſen Haß gegen Hermann nicht unbekannt ſein. Und dieſer, der nichts lieber ſah, als wo er ſeinem Oheime ſchaden könnte, iſt ſchnell mit ſeinen Genoſſen bei der Hand. Kaum aber iſt Wichmann in der obotritiſchen Stadt des Selibur angekommen, ſo wird dieſelbe von den Deutſchen berennt. Auch rückt ein Heer herbei, geführt vom Herzoge ſelbſt, und hilft die Stadt belagern. Da verläßt Wichmann, wahrſcheinlich weil er einſah, daß hier nichts zu thun wäre, die Stadt unter dem Vorwande, von den Dänen Hülfstruppen herbeizuholen. Nach Kurzem mußte ſich Selibur ergeben. Hermann nahm ihm ſein Land und gab es deſſen Sohne, den er bis daher als Geiſel gehabt. Wichmann's Genoſſen, ſo viele dem Herzoge in die Hände fielen, wurden auf verſchiedene Weiſe mit dem Tode geſtraft, die Stadt den Soldaten preisgegeben zur Plünderung: bei welcher Gelegenheit ſich klar zeigte, wie wenig die Slaven damals ſchon Chriſten waren; denn man fand in der Stadt ein ehernes Götzenbild, was den deutſchen Soldaten ein bemerkenswerthes Schauſpiel gewährte. Hermann kehrte ſiegreich in die Heimath zurück. Wichmann aber, auf die Nachricht von der Uebergabe der Stadt und von der Hinrichtung ſeiner Leute, wendete ſich wieder gen Oſten zu den heidniſch-ſlaviſchen Völkerſchaften und fing an mit ihnen, namentlich mit den Wulcinern und Redariern, zu unterhandeln, wie ſie den Mesco, als den Bundes-

genoſſen des Kaiſers, mit Krieg heimſuchen möchten. Dieſe Aufwiegelungen blieben dem Polenfürſten nicht verborgen, und weil er ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte, um den kriegsgewandten Deutſchen zu widerſtehen, ſo ſandte er zu ſeinem Schwiegervater, Boleſlav, nach Böhmen — der Kaiſer ſelbſt war gerade auf ſeinem dritten Römerzuge begriffen — und bat um Hülfe, und der ſchickte ihm zwei Geſchwader Reiter. Mittelſt derſelben und durch eine Kriegsliſt ward Wichmann geſchlagen und auf der Flucht getödtet (22. September 967). Dem Kaiſer wurden die Waffen des langjährigen Feindes zum Zeugniß, daß er wirklich geblieben, überſandt. Aber auf die immer aufſäßigen Redarier war der Kaiſer ſo erbittert, daß er bald nachher (18. Januar 968) nach Sachſen ſchrieb: man ſolle ſie, weil ſie ſo oft das Wort der Treue gebrochen, ihm und ſeinen Leuten Unbillen zugefügt hätten, gar keinen Frieden und Pardon gönnen, ſie gänzlich vertilgen; er wolle, wenn es nöthig wäre, ſelbſt nach Sachſen kommen. Indeſſen der harte Befehl blieb unausgeführt. Als nehmlich das Schreiben auf dem Herrentag zu Werlo vor den Vornehmen und dem zahlreichen Volke vorgeleſen wurde, glaubte man nicht ſelbigem willfährlich werden zu dürfen; denn man hatte den Slaven ſchon Frieden zugeſtanden. Auch meinte man ſolchen um ſo mehr halten zu müſſen, als eben ein Krieg mit den Dänen drohte. Doch iſt dieſe Milde und dieſe Treue den Deutſchen ſchlecht vergolten worden. Wir werden ſehen, wie gerade die Redarier es ſind, welche beinahe zwei Jahrhunderte lang einen großen Theil der Anſtrengungen und Anordnungen Otto's und der Deutſchen zu nichte machen.

Während deſſen war in Böhmen Boleſlav I. geſtorben (15. Juli 967*), bei aller Grauſamkeit im Ganzen doch ein tüchtiger und ſehr mächtiger Regent, deſſen Reich einen bedeutenden Umfang gehabt hat. Es umfaßte außer Böhmen nicht allein Mähren, ſondern auch die ganze ſogenannte Slowakei in Ungarn zwiſchen der Donau und den Karpathen öſtlich bis an das Matragebirge hin. Von da zog es ſich

*) So Palacky. Damit ſtimmt nicht überein, wenn Röpell den Angriff Wichmann's auf den Polenherzog 968 machen läßt. Ueberhaupt iſt die Chronologie in dieſem Theile der Geſchichte noch ſehr mangelhaft.

nördlich über die Karpathen an den Stryfluſſe bis in die Gegend von Lemberg und dann den Bug hinab bis in die heutige Wojewodſchaft Podlachien. Im Norden aber ging die Grenze von da weſtlich über die Pilica und die obere Warthe an die Oder zwiſchen Breslau und Glogau und über den Bober (etwa bei Bunzlau an das Iſergebirge), ſo daß ſie, außer Ober- und Mittel-Schleſien, auch die ganze ſüdliche Hälfte des heutigen Königreichs Polen umſchloß. Solches erhellt wenigſtens aus der vom Kaiſer Otto ausgeſtellten und vom Papſte Benedictus VI. beſtätigten Stiftungsurkunde des Prager Bisthums. Denn die dort angegebenen Grenzen der Kirche waren doch gewiß auch die Grenzen des Staates. Auf Boleſlav I. folgte ſein Sohn Boleſlav II., zubenannt der Fromme, weil er dem chriſtlichen Glauben ſehr zugethan war und der römiſch-katholiſchen Kirche unter ſeinem Volke beſonderen Vorſchub geleiſtet. Das hat er vornehmlich durch die Errichtung des Bisthums in Böhmen bewährt, das er mit Bewilligung und durch Mitwirkung Otto's I. ins Leben gerufen.

Noch ehe dieſes aber vom Kaiſer gehandhabt wurde, war derſelbe bedacht, eine andere, höhere geiſtliche Stiftung ins Leben treten zu laſſen, um die eroberten oder untergebenen ſlaviſchen Länder auf das Feſteſte an Deutſchland und an die deutſchen Verhältniſſe zu knüpfen. Das war das Erzbisthum in Magdeburg. Denn in jener Zeit, wo die Religion mehr in Aeußerem beſtand, konnte auch durch dieſes Aeußere, durch den Cultus, durch die kirchlichen Einrichtungen des Klerus ein ſolches Band recht wohl hervorgebracht oder noch mehr gefeſtigt werden. Das ſah Otto ganz richtig, und deßhalb war es ſchon lange ſeine Abſicht geweſen, in der Stadt, die er ſo ſehr liebte, deren Emporblühen er auf alle Weiſe zu fördern beſtrebt war, die ſich bereits durch ihre Größe, ihre günſtige Lage, ihren Handel, ihre Bildung auszeichnete, und dazu vornehmlich geeignet erſchien, einen Mittelpunkt für das ganze deutſche und ſlaviſche Land an der Mittelelbe zu beiden Seiten dieſes Stromes abzugeben, auch in kirchlicher Hinſicht zu einem Hauptplatze zu erheben. Bereits auf dem Lechfelde, während der Schlacht mit den Ungarn, hatte er in frommer

Bangigkeit vor dem Ausgange derſelben den Wunſch geäußert, mit dem Kloſter des heiligen Mauritius daſelbſt ein Bisthum zu verbinden, und dem heiligen Laurentius hatte er gelobt, ihm zu Ehren ein Bisthum in Merſeburg zu gründen, wofern ihm der Sieg zu Theil würde. Mehrere vornehme Geiſtliche indeß, denen durch ſolche Einrichtung ihre Rechte geſchmälert wurden, thaten Einrede und legten ihm ſo bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, daß Otto ſich gemüßigt fand, der Zeit zu überlaſſen, was er ſehnlichſt gewünſcht hatte ſobald als möglich verwirklicht zu ſehen. Beſonders war der Biſchof von Halberſtadt, Bernhard, ihm ein heftiger Widerſacher: er verweigerte ſeine Einwilligung, weil Magdeburg in ſeiner Diöces lag. Otto ließ alſo damals die Angelegenheit ruhen; doch vermehrte er ſeitdem ſchon immer den Grundbeſitz der magdeburger Kirche durch reiche Schenkungen. Neue Schritte zur Durchführung ſeines Planes hatte er während ſeiner zweiten Heerfahrt nach Italien gethan: er hatte mit dem Papſte Johann XII. verhandelt, und dieſer auch unter dem 12. Februar 962 eine Bulle ausgehen laſſen, es ſollte bei dem Münſter zu Magdeburg, den der Kaiſer erbaut, ein Erzſtift hergerichtet werden, welches dazu beſtimmt ſein möchte, die neubekehrten Slaven durch ſeine Suffragane zu regieren und die noch nicht bekehrten zum Chriſtenthume herüberzuführen. Zu ihm ſollte auch ein Bisthum gehören, deſſen Mittelpunkt Merſeburg wäre, wo der Kaiſer eine Kathedrale zu bauen gelobt hätte. Dem Kaiſer aber und ſeinen Nachfolgern ſollte das Recht zuſtehen, Zins und Zehnten von allen Heiden, die ſie bereits zu Chriſten gemacht hätten, oder die ſie künftig noch zum chriſtlichen Glauben bringen würden, zu vertheilen und dem magdeburger, merſeburger oder jedem andern beliebigen, künftig noch zu errichtenden Biſchofsſitze zu überweiſen. Nichtsdeſtoweniger kamen durch die darauf erfolgenden päpſtlichen Spaltungen dieſe Verhandlungen ins Stocken. Allein das Kloſter des heiligen Mauritius, das eben Otto zum eigentlichen Mittelpunkte des künftigen Erzbisthumes erkoren hatte, ward von ihm, immer im Hinblick auf die einſtige Durchführung des Planes, fortwährend mit neuen Gütern begabt. Im Jahre 966 war Otto genöthigt,

zum dritten Male nach Italien zu ziehen. Hier brachte er denn die Angelegenheit wiederholt beim Papſte Johann XIII. zur Sprache: er bemerkte, wie er die meiſten Slaven jenſeits der Elbe zu Chriſto bekehrt hätte, und fordre nun das Oberhaupt der Kirche auf, Anſtalten zu treffen, damit ſelbige nicht wieder ins Heidenthum zurückfielen. Die in Rom anweſenden Biſchöfe wurden zu einer heiligen Synode zuſammenberufen. Sie waren bereits vorher von der Sache unterrichtet worden. Sie erſuchten alſo den Kaiſer, bei der Kirche des heiligen Mauritius in Magdeburg doch ja ein Erzbisthum zu gründen. Dieſe Bitte ward nicht von der Hand gewieſen. Indeſſen war die Synode doch der Meinung, daß, weil bei der Sache der Biſchof von Halberſtadt und der Erzbiſchof von Mainz, dem ja auch, ſchon zu Bonifacius' Zeiten, Zuſagen gemacht worden waren, die nun in Betracht kamen, betheiligt aber nicht anweſend wären, beide erſt gehört werden müßten. Die Entſcheidung wurde alſo wieder in die Länge gezogen. Indeſſen erlangte doch der Kaiſer ſchon eine Urkunde, vermittelſt welcher der Papſt die Kirche zu Magdeburg bereits zur Mutterkirche der ſlaviſchen Lande erhob, ihr die Biſchöfe von Brandenburg und Havelberg unterordnete und das Recht verlieh, im Slavenlande an paſſenden Oertern, namentlich zu Merſeburg, Zeitz und Meißen, Biſchofsſitze zu errichten. Und bald half der Tod die noch obwaltenden Hinderniſſe beſeitigen. Der Halberſtädter Biſchof ſtarb zu Anfange des Jahres 968, wenige Wochen früher der bisherige Erzbiſchof in Mainz, Wilhelm, und der Kaiſer ertheilte von Rom den neu Erwählten nicht eher die Inveſtitur, bevor ſie nicht ihre Einwilligung zu ſeinen Anordnungen gegeben hätten. Dem zufolge trat der erſtere den Theil ſeines Sprengels, welcher zwiſchen der Ohre, Elbe, Bode u. ſ. w. lag, an das Kloſter St. Mauritius, einen andern zwiſchen dem Wildbach, dem Salzſee, der Saale, Unſtrut u. ſ. w. an die merſeburger St. Laurentiuskirche ab; der andere aber entband die Biſchöfe von Havelberg und Brandenburg ihrer Verpflichtungen gegen ſeine Kirche und wies ſie der magdeburger zu. Auf einer zweiten Synode zu Ravenna in Italien erklärten dann beide Prälaten 968 ihre Einwilligung feierlichſt zu der beabſichtigten Maaß-

regel, und der Kaiſer entſchädigte den Biſchof von Halberſtadt anderweitig. Darauf gründete er die beiden neuen Bisthümer Merſeburg und Zeitz, trennte von dem brandenburger Sprengel den Gau Luſizi und gründete für die Luſitzer, Milzener und ihre ſlaviſchen Nachbarn jenſeit des Bobers ein eignes Bisthum, zu deſſen Sitz er die Stadt Meißen erkor. Die Grenzen deſſelben wurden weiter geſteckt, als die übrigen Bisthümer im Wendenlande ſie beſaßen. Die Umfriedigung ging von den Quellen der Oder zu denen der Elbe hinüber, von da weſtlich bis zu dem Punkte, wo Böhmen und der an der Elbe belegene Gau Viſani zuſammenſtießen, demnächſt über die Elbe bis zu den Quellen der Mulde, ſodann an beiden Seiten dieſes Fluſſes hinab bis zu deſſen Mündung, ferner die Elbe hinauf bis an den Gau Viſizi, von hier dann, die Gaue Luſizi und Selpoli umfaſſend, zur Feſte Sulpizi und an die Oder, endlich dieſe hinauf bis wieder zu ihren Quellen. Hieraus erkenne man zugleich, wie weit ſich Otto's oder das deutſche Reich hierher, nach dieſen Gegenden hin, erſtreckte. Merkwürdig, daß dieſem neuen Bisthume kein Grundbeſitz zugewieſen ward. Dagegen wurde feſtgeſetzt, daß Alle, welche innerhalb der angegebenen Grenzen wohnten, von jeglichem Ernteſegen an Feldfrüchten und an Vieh, von Geld, Kleidung, von Allem, was zu Nutz und Frommen der Menſchen dient, den Zehnten an die Kirche in Meißen entrichten ſollten. Das neue Erzbisthum aber ſollte alle ſlaviſchen Länder jenſeit der Elbe und Saale umfaſſen. Zum Erzbiſchof ward beſtimmt Adelbert, der jüngſt zum Bekehrer der Ruſſen beſtimmt und auch dahin geſandt worden war, wenn freilich wohl mit ſehr zweifelhaftem Erfolge; allein unwürdig des neuen Amtes wird der Mann gewiß nicht geweſen ſein.

Solches geſchah im Jahre 968, und zu Ende deſſelben war die feierliche Inſtallirung in Magdeburg, bei welcher Gelegenheit auch die Biſchöfe von Meißen, Zeitz und Merſeburg die Weihe empfingen, die Biſchöfe von Brandenburg und Havelberg ihre Unterwerfung, angelobten, und der neue poſener Biſchof ebenfalls den Suffraganen des magdeburger Erzbiſchofs zugeſellt wurde. Denn dies Bisthum lag ja jenſeit

der Elbe und Saale; es schien also unzweifelhaft dazu zu gehören.

So hatte denn der thätige Otto wieder über viele und mächtige Hindernisse obgesiegt, einen seiner Lieblingswünsche von lange her in Erfüllung gesetzt. Alles war in den eroberten Ländern in politischer und kirchlicher Hinsicht geordnet, fest geordnet, und der neue Erzbischof und die ihm untergebenen Bischöfe thaten das Mögliche, um die christliche Lehre unter den noch immer sehr zahlreichen Heiden zu verbreiten. Doch hatten sie dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders wenn die Glaubensboten, was wohl häufig vorkam, der slavischen Sprache nicht mächtig waren und die oft so rüden, ungeschlachten Menschen lehren wollten, lateinische Gebete und Gesänge, worin bisweilen selbst griechische Wörter vorkamen, auswendig herzusagen. Da trat ihnen denn auch wohl die den Slaven so eigene Schalkheit und Frivolität entgegen und machte aus den ihnen unverständlichen fremden Lauten ähnlich klingende slavische, aber ganz etwas Anderes bedeutende, woraus eine Lächerlichkeit, eine Unheiligkeit entstand. So konnte es z. B., wie Thietmar von Merseburg erzählt, geschehen, daß der erste Bischof von Merseburg, Boso, als er die ihm anvertrauten Sorben unterrichtete und, um solches leichter zu bewerkstelligen, in slavischer Schrift Wörter niedergeschrieben hatte und die Leute nun aufforderte, Kyrie eleïson zu singen, sie infamer Weise dieses in Ukrivolsa verwandelten, oder vielmehr in wekri olsa, d. h. in ihrer Sprache: im Gesträuche die Erle, indem sie dabei obendrein behaupteten, Boso habe selbst so gesprochen. Ja! wie traurig es selbst noch im zwölften Jahrhunderte um das Christenthum und um die Kirche im Slavenlande stand, lehrt die Stiftungsurkunde des Klosters Schmölln (Schulpforte) vom Jahre 1130, wo die Slaven wilde Menschen genannt werden, vor denen die Mönche noch immer nicht sicher wären. Wie mag es da erst zu jener Zeit in den Gegenden auf dem rechten Elbufer ausgesehen haben!

Odo oder Udo war, wie schon oben bemerkt wurde, damals der deutsche Markgraf in der Lausitz, sein Nachbar im Osten der Polenherzog Mesco, der dem Markgrafen gleich-

falls untergeordnet war, weil er ein Dienſtmann, ein Vaſall des Kaiſers und dieſem zu Zins verpflichtet. Beide geriethen im Jahre 972 in ernſthaften Streit. Udo zog gegen Mesco zu Felde, und Graf Siegfried dem Erſtern zur Hilfe. Da kam es den 24. Juni zu einer heißen Schlacht, in welcher Cidebur, der Bruder des Polenherzogs, die Deutſchen ſchlug bei einem Orte, welcher Cidini genannt wurde (wahrſcheinlich das heutige Zehden in der Neumark, ſo daß mithin dieſe jetzt zuerſt vorkommt). Odo erlitt bedeutenden Verluſt und rettete ſich ſelbſt nur mit Mühe. Der Kaiſer war damals gerade in Italien. Als er von der Fehde hörte, erließ er an beide Theile den ſtrengen Befehl, ſich bei ſeiner Ungnade ruhig zu verhalten, bis er ſelbſt kommen und die Sache entſcheiden würde. Und um Oſtern des Jahres 973 langte er in Sachſen an und hielt Herrentag in Quedlinburg. Da ward Alles in Frieden abgethan. Auf dieſem Herrentag erſchienen auch ruſſiſche Geſandte, man weiß nicht zu welchem Zwecke oder aus welchem Grunde; es wird bloß berichtet, daß ſie dem Kaiſer reiche Geſchenke gebracht. Aber das Factum iſt bemerkenswerth als der erſte Anfang einer Verbindung, die weiterhin nicht ohne mancherlei Frucht geblieben.

Hierher kam bei der Gelegenheit auch Boleſlav II. aus Böhmen. Der trug dem Kaiſer den Plan vor, ein Bisthum in ſeinem Lande einzurichten. Hiermit war derſelbe ſchon ſeit längerer Zeit umgegangen; indeſſen war die Ausführung bis daher immer geſcheitert an dem Eigenſinn des regensburger Capitels; denn zum regensburger biſchöflichen Sprengel gehörte Böhmen, und ohne deſſen Einwilligung konnte Nichts geſchehen. Da ſtarb der dortige Biſchof Michael 972, und ſein Nachfolger, der heilige Wolfgang, entſchied gegen die Anſicht ſeines Capitels zu Gunſten Boleſlav's. So kam das Prager Bisthum zu Stande, und Otto I. hatte noch die Freude, es nach ſeiner Einrichtung beſtätigen zu können. Die Diöces deſſelben erſtreckte ſich über ganz Böhmen, Mähren, Schleſien, Südpolen und Galizien bis gegen Lemberg hin und über die ganze Slowakei, alſo ſo weit ſich Boleſlav's Gebiet ausdehnte. Es wurden dadurch allerdings die Grenzen des Meißner Bisthums in etwas beſchränkt, dieſem nehm-

lich alles Land am rechten Ufer des Bobers abgenommen. Geſtellt ward das neue Bisthum unter das Erzſtift Mainz, dem es ein Erſatz ſein ſollte für die Verzichtleiſtung auf Havelberg und Brandenburg. Ein ſächſiſcher Mönch, Namens Ditmar, der aber des Böhmiſchen kundig war, wurde der erſte Biſchof, und er hat ſich als ein ſehr thätiges Oberhaupt ſeines Sprengels gezeigt, hat viel zur Befeſtigung und Verbreitung des Chriſtenthums in jenem Lande gewirkt, auch viele neue Kirchen erbaut. Nach damaliger Ordnung erhielt er die Inveſtitur vom Kaiſer.

Das war die letzte Handlung Otto's des Großen: er ſtarb den 7. Mai 973.

Ueberblicken wir nun noch ein Mal, was er in Bezug auf die Angelegenheiten mit den Slaven gethan: ſo müſſen wir erſtaunen ob der glänzenden Reſultate, die während ſeiner 37jährigen Regierung gewonnen worden ſind. Nicht allein daß er die von ſeinem Vater ererbten Eroberungen behauptet hat: er hat ſie erweitert bis zur Oder, längs des Stromlaufes, ja! bis über die Oder, und Mähren, Böhmen nach ſeinem damaligen großen Umfange, Polen (d. h. die heutige Neumark und das Großherzogthum Poſen, ein Theil von Schleſien und ein Theil vom Königreich Polen) und Mekelnburg gehorchten ihm mittelbar: die Fürſten waren ſeine Vaſallen, die übrigen Länder zwiſchen Saale, Elbe und Oder ihm unmittelbar unterworfen. Welche Ausdehnung hatte dadurch ſeine Macht und Herrſchaft und das deutſche Reich gewonnen! Welche Bahn war weiteren Fortſchritten gebrochen! Welcher weite Raum war den Deutſchen zu Colonien, zur Verbreitung ihres Namens, ihrer Sprache, ihrer Bildung und — ihrer Religion und der römiſch-katholiſchen Kirche geöffnet! Welches große Feld ihrem Fleiße, ihrem Anbau, ihrer Betriebſamkeit! Es ſchien, als ſollte und wollte ſich das untergegangene römiſche Weltreich erneuern. Und wie hatte Otto das Eroberte politiſch und kirchlich ſo wohl zu ordnen und einzurichten verſtanden! So, daß ſeine Nachfolger nur brauchten fortzufahren mit gleicher Energie und Umſicht, um wenigſtens zu erhalten, was er ihnen hinterlaſſen hatte. Hat er ſich daher überhaupt den Namen eines Großen verdient, ſo iſt

er deſſelben im Speciellen auch würdig als Beſieger und Bändiger der Slaven, als Verbreiter und Stifter des Chriſtenthumes unter ihnen und der erſten Bildung. Burgen, Städte, Dörfer wurden angelegt, Kirchen gebaut, Schulen, wenigſtens bei den einzelnen Domkirchen, gegründet.

Und die Slaven, wie benahmen ſie ſich hierbei? wie waren ſie geſinnt? Statt den mächtigen Gegner in Ruhe zu laſſen, den zürnenden Sieger durch willigen Gehorſam zu begütigen, damit er nicht noch härtere Maaßregeln gegen ſie ergriffe, reizten ſie ihn vielmehr durch fortwährende Aufſtände, bei denen ſie trotz ihrer perſönlichen Tapferkeit doch meiſtens immer den Kürzern zogen, einmal weil ſie nicht gemeinſam verfuhren nach ihrer gewöhnlichen Eiferſucht gegen einander, ſodann weil ſie der beſſeren Kriegskunſt der Deutſchen nicht gewachſen waren. Somit kann man ſich's erklären, wie ſie immer tiefer in die deutſche Unterthänigkeit und Sklaverei verfielen, warum die Erbitterung von beiden Seiten immer größer ward, wie ſelbſt die härteſten Grauſamkeiten von Seiten der Deutſchen in Anwendung gebracht, und ſogar auch ſchon völlige Vernichtung der Slaven in manchen Gegenden geboten wurde. Bei ihrer Gehäßigkeit, bei ihrer Perfidie und Hinterliſt war an kein friedliches und freundliches Zuſammenwohnen mit ihnen zu denken. Der Deutſche mußte in ihrer Nähe fortwährend auf ſeiner Hut und ſchlagfertig ſein. Nur durch Furcht und äußerſten Druck hielt er die wilden Gemüther nieder. Kein Wunder alſo, wenn das ganze deutſche Slaventhum ein Vulcan war, deſſen Ausbrüchen man zu jeder Zeit entgegenſehen konnte. Nur Hermann's, Gero's und Otto's eiſerner Fauſt und Strenge war ein Niederpreſſen dieſer Rohheit und dieſer Frechheit und Freiheitsliebe möglich geweſen. — Bald werden wir die Scene ſich ändern ſehen. Bis daher war unter den beiden ſächſiſchen Kaiſern die Linie des deutſchen Ruhmes und der deutſchen Macht aufſteigend geweſen; leider wird ſie ſich in Kurzem wieder neigen. Die Schwäche des Kaiſers und des Reiches, ein momentanes Erſtarken des Slavismus in Polen und die noch nicht gehörig beförderte Coloniſirung der eroberten Länder mit deutſchen Anſiedlern, das noch beſtehende Uebergewicht

des slavischen Elementes daselbst bewirkten eine anderthalbhundert Jahre andauernde furchtbare Reaction, in Folge deren die Wenden auf immer hätten wieder gewinnen können, was sie an Heinrich und Otto I. verloren hatten, wofern nicht wieder der alte unselige Geist der gegenseitigen Zwietracht, vornehmlich unter den herrschenden Geschlechtern, der Treulosigkeit, Bestechlichkeit, und andererseits wieder des Sich-Anschließens an die Deutschen sich geltend gemacht. Denn nun waren sie bereits ziemlich mit germanischer Civilisation bekannt geworden: sie hatten Dörfer, Flecken, Städte; sie waren mit der höhern Bau- und Befestigungskunst vertraut: Kirchen und Burgen waren angelegt. Viele Individuen hatten gewiß unter den Heeren der deutschen Fürsten gedient, hatten die geregeltere Kriegskunst, die höhere Taktik kennen lernen, waren umsichtiger, klüger, gewitzigter geworden im Politischen, fühlten sich und ihre Kraft, und mehrere von den Grenzfürsten waren an deutschen Höfen erzogen, standen mit deutschen Fürsten in geselligem Verkehr, selbst wohl in blutsverwandtschaftlichem Verbande, hatten mildere, humanere, Sitten angenommen. Eben so kann der Handel der Deutschen nach den slavischen Ländern gar nicht unbedeutend gewesen sein, da so oft in nachmaligen Urkunden (vergl. von Raumer's Regesta No. 258, 262) davon die Rede ist, und auch der wird wohlthätigen Einfluß geäußert haben. Um so gefährlicher aber war es, wenn die Slaven sich zur Empörung erhoben.

III. Otto II. Von 973—983.

Zehn volle Jahre indeß waren die trefflichen Anstalten Otto's des Großen doch nachhaltig. Und wäre nur Otto II. nicht so jung — er war 18 Jahre alt — zur Regierung gekommen, zur Regierung eines Reiches, dessen innere und äußere Verhältnisse einen Herrscher von Erfahrung, von gereifter Um- und Einsicht, von männlicher Energie, von ernster Mäßigung im Glück und Unglück, also einen zweiten Otto den Großen erheischten, und hätte er sich nicht so kühn in den Kampf gewagt mit den listigen Italienern, Griechen und Arabern, und hätte er nicht so bald und in so hohem

Maaße den bittern Kelch des Thrones wie des Lebens trinken müſſen und daher frühen Ekel an dem irdiſchen Daſein empfunden, und wäre er nicht ſo bald dem Tode erlegen. Er hatte den beſten Willen. Voll jugendlicher Heiterkeit trat er ein in ſeine Stellung, die, wenn je eine, beneidenswerth ſchien. Voller Hochherzigkeit hoffte er nicht nur das überkommene glorreiche Werk ſeiner Ahnen zu erhalten, ſondern auch fortzuſetzen, durch Krieg und Sieg die deutſche Herrſchaft weiter auszubreiten. Und Anfangs war ihm wirklich das Glück günſtig, und Weisheit und Mäßigung und jugendliche Kraft lenkte ſeine Schritte. „Das Bild ſeines großen Vaters ſchwebte ihm bei Allem vor Augen, was er unternahm, und es ſchien, als ſetzte ſich unter ihm nur deſſen glorreiche Regierung fort.“ Die Slaven auf der rechten Seite der Elbe und Saale waren ſtreng beaufſichtigt durch die Markgrafen, welche Otto I. eingeſetzt hatte, und wagten nicht ſich zu rühren. An die Stelle des im März 973 geſtorbenen Hermann Billung war als Herzog von Sachſen und Markgraf der nördlichen Grenze Bernhard I. (Benno) getreten. Neben ihm commandirte an der Mittelelbe in der Markgrafſchaft Nordthüringen ſeit 966 Dietrich, dem die Bewachung der Redarier und Heveller, die Vertheidigung und der Schutz des Havelberger und Brandenburger Bisthums oblag. Seine Mark grenzte ſüdlich an die des Markgrafen Hodo, unter welchem neben einigen Landſchaften auf dem linken Elbufer, namentlich den ſlaviſchen Gauen Nizizi und Scitici, auf dem rechten wahrſcheinlich der Gau Cierviſti (Zerbſt), dann alles tributaire Land bis zur Warthe, alſo der ſpätere wittenberger Kreis, die ſpätere Niederlauſitz, die Neumark und ein Theil Polens ſtanden. Südlich von Hodo's Mark lag die des Thietmar. Er befehligte in den Gegenden der mittlern Saale und Mulde bis zur Elbe hin, alſo die Oſtmark. Nach ſeinem Tode (978?) folgte ihm der junge Gero. Allein wahrſcheinlich ward 978 die Verwaltung der nordthüringiſchen Mark und der Mark gegen die Lauſitz und Polen in *eine* Hand gelegt. Günther war Markgraf (um 974) eines großen Theiles des merſeburger biſchöflichen Sprengels, fiel ſpäter bei dem Kaiſer in Ungnade, und ſein Amtsgebiet kam an Rikdag,

deſſen Gewalt ſich über die Diöceſen von Merſeburg und Meißen erſtreckte, ſo weit ſolche nicht zur Oſtmark gehörten.

In dieſer Zeit hatte wegen des weit vorgerückten ſächſiſch-deutſchen Gebietes die weſtlichſte Mark Thüringens ganz den Charakter einer Mark verloren. Als daher der letzte Markgraf 981 ſtirbt, erlöſcht mit ihm dieſelbe und der Name. Die beiden andern ſüdthüringiſchen Marken werden ſpäteſtens 982 zur (ſpätern) Markgrafſchaft Meißen vereinigt, die gegen die Oberlauſitz und Böhmen gerichtet war. Vor der Hand ſind und bleiben dieſe hohen Grenzbeamten noch immer nur abhängige, vom Kaiſer erſt zu ernennende, deren Amt mit ihrem Tode erloſch oder mit ihrer Abſetzung, und im Allgemeinen noch nicht auf die nächſten Erben überging. Die fürſtlichen Vaſallen in Böhmen und Polen wären gewiß ruhig und gehorſam geblieben, wofern nicht im Schooße des deutſchen Reiches ſelbſt Otto II. ein Feind erſtanden wäre. Der damalige Herzog Heinrich von Baiern, ein unruhiger Kopf, fühlte ſich von der höhern Gewalt im Reiche in mehrfacher Weiſe zurückgeſetzt oder gekränkt. Ueberdies war er älter als der jetzige junge Kaiſer und wollte ſich nicht den Anordnungen eines jüngern Gebieters fügen. Er erhob alſo die Fahne des Aufruhrs (974) und verband ſich zu dem Ende mit Boleſlav II., dem Herzoge von Böhmen, und mit deſſen Schwager, Mesco (oder Miciſlav) von Polen, von denen oben die Rede geweſen iſt (S. 130 f.). Und kaum hätte er ein gewichtigern Bundesgenoſſen finden können. Der erſtere war ein ausgezeichneter Fürſt: gerecht und milde, dabei aber kriegeriſch und tapfer; er liebte nach dem Ausdrucke eines mittelalterlichen Schriftſtellers mehr die Härte des Stahles als den Glanz des Goldes. Und ſein Reich hatte keine geringe Ausdehnung (vergl. oben S. 133 f.). Er war alſo zugleich auch ein mächtiger Fürſt. Und dazu kam ſein nahes verwandtſchaftliches Verhältniß mit dem Polenherzoge. Der Biſchof Abraham von Freiſingen leitete den Plan der Verſchworenen. Otto bekam jedoch Kunde von den Anſchlägen ſeines Vetters, entbot ihn zu einem Reichstage, auf dem er auch erſchien, und ließ ihn feſtnehmen und in ſichern Gewahrſam bringen. Das Jahr darauf (975) rüſtete er einen

Heerzug gegen Böhmen. Er fiel in das feindliche Land und verheerte es weit und breit mit Feuer. Von einem weitern Erfolge ſeiner Waffen wird indeſſen nichts gemeldet. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der böhmiſche Fürſt klein nachgab. Allein im folgenden Jahre (976) gelingt es Heinrich, der Haft zu entkommen und ſich nach Böhmen zu flüchten zu ſeinem frühern Bundesgenoſſen. Alsbald wird er auf der Reichsverſammlung zu Regensburg für einen Feind des Vaterlandes erklärt, gegen Böhmen eine neue Mark im Nordgau geſchaffen und ein Feldzug dahin vorbereitet. Mit einem bedeutenden Heere rückt Otto II. nach Böhmen; ihm folgt mit einer bairiſchen Schaar Herzog Otto. Dieſer erlitt jedoch aus Unbedachtſamkeit eine bedeutende Niederlage, ſo daß faſt ſein ganzes Corps aufgerieben wurde. Auf die Nachricht hiervon kehrte der Kaiſer, weil er fürchtete, umgangen zu werden, eiligſt um, und durch viele andere Ereigniſſe behindert, konnte er erſt wieder im Jahre darauf an einen Feldzug gegen die Böhmen denken, die mittler Weile, wie nicht unwahrſcheinlich, ſogar offenſiv zu Werke gegangen waren und einen Einfall in die thüringiſchen Marken gemacht hatten. Iſt dieß wirklich der Fall geweſen, ſo war ein ſchnelles Vordringen um ſo nothwendiger. Dedi, Sohn des Markgrafen Dietrich, von hohem Adel und im Dienſte des meißniſchen Markgrafen Rikdag, ſeines Verwandten, war zu den Böhmen übergegangen — man weiß nicht, aus welchem Grunde — hatte ſich dort ein Heer gebildet und war damit durch die thüringiſchen Marken bis gen Zeitz vorgedrungen. Der Biſchof Hugo nahm die Flucht, die Stadt gerieth in die Hände der Böhmen und wurde geplündert, und im Uebrigen ſchweiften die feindlichen Schaaren weit und breit umher, Alles verheerend, was in ihre Gewalt fiel. Mit reicher Beute waren ſie nach Böhmen zurückgekehrt. Dedi hatte ſogar ſeine Mutter mit fortgeſchleppt Der Kaiſer ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze eines Heeres rückte mit demſelben raſch vor, durchzog in kurzer Friſt fa das ganze Böhmen, ſeine Straße weit und breit durch Verheerungen bezeichnend. Zu einer Entſcheidung kam es jedoc wieder nicht, da der Baiernherzog, der dem Hauptheere nac Verabredung Hilfstruppen aus Baiern und Schwaben nac

führen ſollte, abgehalten wurde, dies zu vollbringen. Der geächtete Heinrich nehmlich machte ihm in Baiern im Rücken eine Diverſion und warf ſich mit einem ſlaviſchen Corps nach Paſſau hinein. Sofort verließ der Herzog Otto Böhmen und zog gegen die Stadt und belagerte ſie. Dadurch gerieth der Kaiſer, mitten in Feindes Land, in keine geringe Gefahr. „Nur mit Gottes Hülfe", ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller, „entkam er aus Böhmen". Alsbald eilte auch er nach Paſſau: im September war er bereits im Lager vor der Stadt. Heinrich gab ſeine Sache verloren und ergab ſich, und der Kaiſer nahm beider Unterwerfung an, ihre Beſtrafung einem Fürſtenrathe aufſparend. Dieſer wurde im März 978 in Magdeburg abgehalten und Heinrich aus dem deutſchen Lande verbannt. Darauf erſchien am Oſterfeſte zu Quedlinburg vor Otto II. Boleſlav ſelbſt, um ſich mit dem Kaiſer wieder zu verſöhnen. Dieſer mochte wohl einſehen, daß es beſſer wäre, einen ſo mächtigen und tapfern Feind durch Gnade zu gewinnen als mit Waffengewalt zu ſtrafen. Derſelbe wurde alſo ehrenvoll aufgenommen und ſpäter mit reichen Geſchenken nach ſeiner Heimath entlaſſen. Seitdem hielt er bis zum Tode des Kaiſers mit demſelben ein andauernd gutes Vernehmen.

Einer vereinzelten Nachricht zufolge unternahm Otto II. auch im Jahre darauf (979) im Spätſommer einen Feldzug gegen die Slaven, von dem er ſein Heer erſt beim Einbruch der kalten Jahreszeit zurückzog. Das können, da Boleſlav II. bereits mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen, keine andern geweſen ſein als die Polen, wie Gieſebrecht (Kaiſer Otto II. S. 59.) ganz richtig vermuthet. Ihr Herzog oder Fürſt Mesco hatte als Verbündeter von Heinrich von Baiern und von Boleſlav II. von Böhmen alſo wohl ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben während der deßfallſigen Wirren in den Jahren 975—977. Der Markgraf Hodo, als ſein nächſter Gegner, war gegen ihn zu Felde gezogen, allein durch feindliche Liſt beſiegt worden und gezwungen geweſen, die Flucht zu ergreifen. Und als Boleſlaw 978 ſeinen Frieden mit dem Kaiſer ſchloß, trat ſolchem Mesco nicht bei, wie es ſcheint, durch den glücklichen Erfolg ſeiner Waffen ermuthigt. Aus dieſem

Grunde alſo ſah ſich wohl Otto II. genöthigt, in eigener Perſon gegen ihn zu Felde zu ziehen, was er nun eben im genannten Jahre vollbrachte. Welches der Erfolg geweſen, davon ſchweigen die Annalen. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß beide Theile ein gütliches Abkommen trafen, und Markgraf Hodo blieb dem Polenfürſten fortan immer ein gefürchteter Aufſeher, dargeſtalt daß der vor demſelben nicht einmal wagte ſich zu ſetzen oder die Cruſina, einen Halskragen von reichem Pelzwerk, der über dem Panzer zum Schutze getragen wurde und zugleich der auszeichnende Schmuck unabhängiger Fürſten war, anzulegen. Zur Befeſtigung des ſo erlangten Friedens und des beiderſeitigen guten Vernehmens vermählte ſich damals wohl auch Mesco mit der Tochter des Markgrafen Dietrich, einer Nonne aus dem Kloſter Calbe.

Mittler Weile war aber ein furchtbarer Wendepunkt in der Regierungsgeſchichte Otto's II. eingetreten. Bis daher war ſein einziges Tichten und Trachten nur darauf gegangen, ſich die hohe Stellung zu erhalten, die ſein Vater in Deutſchland behauptet hatte, und das war ihm, wenn er auch oft Urſache gehabt hatte, daran zu verzweifeln, dennoch gelungen: „er hatte die Nordgrenze des Reiches gegen die Dänen geſchützt, die Weſtgrenze gegen das Frankenreich gewehrt; die Oſtgrenze war durch Feldzüge gegen die Herzöge der Böhmen und Polen geſichert; nach vielen und blutigen Kämpfen war endlich auch der Aufruhr im Innern beſiegt worden. Deutſchland ſchien auf lange Zeit beruhigt, und ſein Zuſtand befeſtigt. Otto konnte mit Fug und Recht ſagen, er habe das Reich, wie es ihm ſein Vater überantwortet, behauptet, wenn auch der Zuwachs, von dem er in einer Urkunde ſpricht, eben nicht bedeutend geweſen iſt"*). Allein jetzt wandte er ſeine Blicke auf Italien, das ſeine Hilfe und ſeinen hochherzigen Eroberungsſinn in Anſpruch nahm, nach deſſen Beſitz aber auch die Griechen und Araber lüſtern waren. Es ſollte ſich hier ein Kampf entſpinnen zwiſchen den drei mächtigſten Völkern und Staaten der damaligen Welt. Und Otto II. zog hin „mit der Blüthe" ſeiner Nation, „dem Schmucke des

*) Gieſebrecht a. a. O. S. 64.

blonden Deutschlands." An der Heerfahrt nahm selbst der Sohn des Fürsten der Wenden (Winuler) oder der Fürst selbst Antheil mit 1000 Reitern, um sich der Hand einer Verwandtin des Herzogs Bernhard von Sachsen gewürdigt zu sehen. Bekanntlich aber verlor Otto die Schlacht bei Basantello in Calabrien (am 13. Juli 982) gegen die vereinigten Griechen und Araber so gänzlich, daß er das ganze Heer einbüßte, er selbst beinahe das Leben. Nur durch ein Wunder ward er gerettet; aber sein Frohsinn, seine Lust am Leben, seine Gesundheit war dahin.

Dies unglückliche Treffen sollte seine Nachwirkung auch auf Deutschland, auch auf die Slaven, auch auf die ihnen entrissenen und beinahe schon christianisirten und germanisirten Provinzen äußern. Nehmlich wirklich hatte seit jenen großartigen Veranstaltungen Otto's I., von denen oben die Rede gewesen, das Christenthum in diesen Gegenden Eingang gefunden und die betheiligten Erzbischöfe *) und Bischöfe hatten bereits mit Nachdruck und Erfolg gewirkt; von den achtzehn Gauen, in welche das Slavenland getheilt war, hatten sich funfzehn der neuen Lehre zugewendet; überall waren Kirchen errichtet, auch schon eine beträchtliche Menge Mönchs- und Nonnenklöster. Es gab bereits eine große Menge von Geistlichen; es gab Kirchen- und Klösterschätze. Außerdem war eine ziemliche Anzahl von Burgen und Burgwarten angelegt und diese besetzt mit Soldaten. Und dies Alles stand unter der Aufsicht und dem Commando der Markgrafen. Es mußten die Slaven diese Soldaten und ihre Anführer, die Geistlichen und Kirchen u. s. w. durch Abgaben unterhalten. War ihnen das schon an sich lästig und empfindlich, so mußte solches noch mehr stattfinden, wenn die Beamten streng, hart, grausam, habsüchtig waren, wie z. B. Dietrich, dem Markgrafen in Nordthüringen und im Sprengel des havelberger und brandenburger Bisthums, Schuld gegeben wird. Auch die Erhebung des Zinses oder Zehnten durch

*) Die Erzbischöfe von Hamburg und Magdeburg aus dieser Zeit, Adaldag und Adalbert, werden besonders gerühmt als eifrig in ihrem Berufe, namentlich in der Heidenbekehrung. S. die betreffenden Zeugnisse bei L. Giesebrecht in den wendischen Geschichten I. B. S. 256.

die bischöflichen Einnehmer scheint sehr verhaßt gewesen zu sein. Dazu kamen wohl noch sonst manche Reibungen und gegenseitige Kränkungen, als z. B. daß den Sachsen Slaven und Hunde gleichbedeutend waren. Und dieses Schimpfwortes bedienten sich selbst die Vornehmen, die Geistlichen. Als der Obotritenfürst Mistewoi um die Nichte des Herzogs Bernhard anhielt, schickte man ihm einen Hund (dieses Thier sollte das Symbol sein, wofür man den Slavenfürsten hielt), oder der Markgraf Dietrich, wie eine andere Sage erzählte, machte dem Herzoge Vorstellungen deßhalb und äußerte, man würde doch das edle Mädchen nicht einem Hunde geben. Ein Benehmen, das sich freilich für so hochgestellte Leute wenig ziemt selbst nicht gegen Untergebene, Besiegte, Unterdrückte, ja gerade da am Wenigsten. Und daß Markgraf Dietrich von solcher Art gewesen sein muß, geht daraus hervor, was er späterhin für ein Schicksal erfahren. Wie niedrig man aber überhaupt von Seiten der Deutschen gegen die Slaven dachte, lehrt eine ähnliche Geschichte aus eben der Zeit. Einer der damaligen Obotritenfürsten war dem Christenthume zugethan, hatte sich taufen lassen und war in der Taufe, wobei wahrscheinlich der sächsische Herzog Pathenstelle vertreten, eben deßhalb Billug genannt worden. Er verliebte sich in die schöne Schwester des Bischofs Wago und hielt um sie an, und einer der Freunde Wago's soll die Aeußerung gethan haben, es würde Unrecht sein, das liebliche Mädchen an den rohen Mann zu verheirathen. Die Folge von alledem war, daß die römisch-katholische Kirche und mithin auch das Christenthum — denn beide wußte man natürlich damals nicht zu unterscheiden, weil es zwischen beiden noch nicht zum Gegensatz gekommen — ingleichen die deutsche Oberherrschaft im Slavenlande höchst unpopulär war, und man sobald als möglich wünschte, derselben ledig zu werden. Im Jahre 977 waren daher die Luitizier, eine zügellose Nation (effrena gens) in den Quellen genannt, schon wieder zum Heidenthume zurückgefallen. Nur war es damals noch nicht zum offenen Aufruhr gekommen. Als nun die Nachricht einging von der Niederlage des Kaisers und von dem Forteilen der deutschen Fürsten mit ihren Reisigen nach Italien, um ihrem Oberherrn bei-

zuſtehen, da regten ſich zuerſt die Dänen, was den Sachſenherzog Bernhard veranlaßte, auf ſeinem ſchon begonnenen Marſche umzukehren. Aber Alles ließ auch im Lande der Slaven einen Aufſtand vorausſehen. Denn bei der länger ſich hinziehenden Abweſenheit Otto's fingen ſie an, ihren kirchlichen Obern wie den Befehlen des Kaiſers den Gehorſam zu verſagen. Mit Mühe hielt man ſie durch Furcht und Waffengewalt nieder. Dazu geſellten ſich noch Zerwürfniſſe der weltlichen Großen und der hochgeſtellten Geiſtlichen, namentlich die Verwirrungen in den geiſtlichen Stiftern nach dem Tode des Erzbiſchofs von Magdeburg Adalbert (20. Juni 981), die nicht wenig dazu beitrugen, den Namen des Kaiſers in der Achtung der Sachſen und — der Slaven ſinken zu machen und ſein Anſehen zu ſchwächen bei Freund und bei Feind. Man denke nur an die Aufhebung des Bisthums Merſeburg! So konnte es denn geſchehen, erſtens daß ungeſtraft auch im Lande der Obotriten das Heidenthum wieder die Oberhand gewann. Und zwar geſchahe das auf folgende Weiſe: Jener Fürſt Billug, der ſich mit der Schweſter des Biſchofs Wago vermählt, und dem ſelbige auch eine Tochter Hodica geboren hatte, welche der Biſchof ſofort in ſeine Obhut nahm und in das Nonnenkloſter der Burg Mikilinburg (Mekelnburg) — dies iſt das erſte Vorkommen dieſer Burg, nach der bekanntlich die beiden heutigen Großherzogthümer benannt ſind — brachte und daſelbſt erziehen ließ, auch zur Aebtiſſin des Kloſters erklärte, noch ehe ſie zu Jahren gekommen war, hatte außerdem einen (ältern) Sohn, wahrſcheinlich aus einer frühern Ehe, Namens Miziſlav. Dem mochte dieſe zweite Ehe gar nicht anſtehen. Ueberdem haßte er das Chriſtenthum und die Chriſten, fürchtete durch jene Ehe ſeines Vaters das Eindringen ausländiſcher Sitte. Er ſprach daher oft ſeinen Tadel darüber aus, wie der Vater an Geſinnung ein Fremdling geworden, unnütze Aenderungen mache und ſich nicht ſcheue, dem heimiſchen Brauch zu nahe zu treten: erſt vermähle er ſich mit einer Deutſchen, einer Chriſtin, und dann übergebe er ſeine Tochter einem Kloſter und laſſe ſie chriſtlich erziehen. Solche Reden wenden den Sinn des Vaters um: er ſinnt auf die Verſtoßung ſeiner Gattin und auf eine Reaction der Ver-

hältniſſe. Andrerſeits freilich hielt ihn noch Furcht zurück: verſtieß er nehmlich die Schweſter des Biſchofs, lehnte er ſich gegen die Einrichtungen der Kirche und des Staatsoberhauptes auf, ſo war ein Krieg mit den Sachſen unvermeidlich, und deren Schwertes-Schärfe hatte man erfahren. Nun ſcheint auch hier zu Lande die Erhebung des Zehnten an die biſchöfliche Kirche ein Greuel geweſen zu ſein. Solchen Uebelſtand zu heben, erbot ſich Billug gegen ſeinen Schwager, den Biſchof, als dieſer die Mekelnburg beſuchte, jene Abgabe in Grundbeſitz zu verwandeln. Wago ging darauf ein, und zwar um ſo lieber, da der Fürſt äußerte, er habe den Ertrag des Zinſes ſeiner Tochter Hodica zugedacht. Die Uebereinkunft kommt zu Stande: eine Anzahl Dörfer wird dem Biſchof übereignet. Dieſer ſendet Coloniſten — wahrſcheinlich Deutſche — dahin. Einige Zeit nachher werden ſelbige aber durch wiederholte räuberiſche Ueberfälle ausgeplündert. Da unterſucht der Biſchof die Sache und kommt zu dem Argwohn, daß die beiden fürſtlichen Perſonen die Anſtifter ſeien, und giebt ihnen ſolchen zu erkennen. Billug läugnet und verſpricht Abhilfe. Allein kaum iſt der Biſchof fort, ſo gehen die Räubereien wieder los: zu ihnen geſellt ſich überdies noch Brandſtiftung und Bedrohung mit dem Tode, wofern nicht die Anſiedler ſchleunigſt ihre Grundſtücke verließen. In Kurzem war Alles verödet. Nun verhehlte Billug auch nicht länger ſeine eigentliche Geſinnung: er verſtieß öffentlich die Schweſter des Biſchofs, und es trat offene Feindſchaft zwiſchen beiden ein. Die kirchlichen Einrichtungen ſchwankten. Die Wenden widerſetzten ſich dem geiſtlichen und weltlichen Gebote. Herzog Bernhard zwar hielt ſie noch etwas in Schranken, indeſſen doch nur oberflächlich. Nur Furcht ſchreckte ſie noch zurück, den chriſtlichen Glauben völlig abzuwerfen; im Herzen waren ſie ihm ſchon durchaus entfremdet.

Zweitens war ein politiſcher Aufſtand vorauszuſehen, und es bedurfte gerade keiner beſondern Traumgeſichte, wie Graf Siegfried von Stade eines gehabt haben ſoll (vergl. L. Gieſebrecht: wendiſche Geſch. I. S. 264), um einen ſolchen vorherſagen zu können. Er begann unter dem Volke der Luitizier in der Markgrafſchaft des Markgrafen Dietrich. Die ſpecielle

Veranlassung dazu war nach einer Sage, die sich lange im Munde des Volks erhalten hat, ehe sie niedergeschrieben worden ist — weshalb sich nicht alle Umstände als wahr mögen verbürgen lassen; allein Unwahrscheinliches ist ihr gerade nicht anzusehen, wenn auch Liebe, romanhafte oder romantische Liebe, allerdings dabei eine Hauptrolle spielt — jene Geschichte mit dem Mistewoi, von welchem wir oben gemeldet, daß er entweder selbst oder sein Sohn Antheil genommen an dem Feldzuge nach Italien*), und wie man ihn von Seiten des sächsischen Herzogs behandelt habe. Nehmlich als er heimgekehrt war, nachdem er alle seine Reiter im Treffen bei Basantello verloren, glaubte er ein Recht zu haben, um die Hand der Nichte Bernhard's anhalten zu können. Da trat ihm hierbei Markgraf Dietrich entgegen und äußerte schnöde jene Worte, die wir schon oben angeführt: „die Verwandte eines Herzogs dürfe nicht einem Hunde gelassen werden." Kaum hat der Slave solche vernommen, so geht er entrüstet und Rache im Herzen kochend davon, und obwohl ihm Bernhard Boten nachsendet und ihm sagen läßt, er solle zurückkehren und die Jungfrau als Braut heimführen, — der Slave ist taub gegen jeden versöhnlichen Zuspruch und erwiedert: es müsse ja doch die edle Nichte eines Vornehmen nur einem vornehmen Manne, aber nicht einem Hunde zu Theil werden. „Uns Slaven," fügt er erbittert hinzu, „wird schön vergolten für unsere Dienstwilligkeit, dergestalt daß wir für Hunde angesehen werden, nicht für Menschen. Indessen wenn der Hund wird anfangen, wird er tüchtig beißen." Mit diesen Worten kehrt er in seine Heimath zurück, geht zu seinen Stammgenossen im heutigen Mekelnburg-Strelitz, zu den Luitiziern in der Stadt Redra, entbietet dahin alle Fürsten aus dem Osten des Slavenlandes und berichtet ihnen die erlittene Schmach. Jene erwiederten anfangs: „Das hast du verdient: du hast deinen Stammgenossen den Rücken gekehrt und dich zu den Sachsen gehalten, der treulosen, habsüchtigen Nation. Schwöre uns, daß du sie aufgeben willst; dann wollen wir

*) L. Giesebrecht a. a. O. S. 283 ff. will diese Begebenheit in die Zeiten Otto's III. und zwar in's Jahr 996 setzen. Allein seine Gründe haben mich nicht überzeugt.

dir beiſtehen." Und er ſchwur ihnen. Zugleich ſagte er ab das Chriſtenthum. Da erhoben ſich Alle wie Ein Mann. Beſonders thätig bewieſen ſich Mizzodrog, Miſtewoi's Bruder, und ihre Vettern Nacco und Gederich: ſie ſammelten ein mächtiges Heer. Nun läßt Miſtewoi dem Markgrafen Dietrich anſagen: „Miſtewoi, der wendiſche Hund, würde jetzt anfangen zu bellen, daß ſeine (des Markgrafen) ganze Mark und das ganze Sachſenland erſchrecken ſolle." Und Dietrich antwortete in ſeinem Hochmuth: "er fürchte ſich nicht vor eines Bären Brummen, geſchweige denn vor dem Bellen eines Hundes, und wenn ihn ein ſolcher anfallen würde, ſo habe er ſo viele Hundeſchläger, die ſeinem Bellen und Wüthen noch wehren und ſteuern könnten." Durch derlei Reden wurden die Slaven nur noch heftiger erboſt und rüſteten ſich mit großer Macht. Sie ſchworen jetzt ſämmtlich das Chriſtenthum ab, und, getheilt in zwei Heereszüge, eilen ſie der Elbe zu. Was ſie von Deutſchen antreffen, wird niedergemacht. So verheerend, durchſtreifen ſie das Land. Herzog Bernhard ſah das Mißliche ſeiner Lage und achtete es für räthlich, nicht ſofort zu ſchlagen, ſondern erſt die Ankunft von Hilfstruppen abzuwarten. Nicht ſo Dietrich: er vermaaß ſich, in hochmüthigem Selbſtvertrauen, dem Feinde entgegenzugehen und eine Schlacht anzubieten. Er verlor ſie und ſelbſt ſein Lager. Nur mit wenigen Reitern entkam er und floh nach der Brandenburg, hier ein neues Heer zu ſammeln. Es war im Juni des Jahres 983, als die Slaven ſich ſo erhoben hatten. Den 29. dieſes Monats erſchienen ſie vor Havelberg. Die Stadt oder Burg wurde überrumpelt, die Beſatzung niedergemetzelt, die biſchöfliche Kirche zerſtört. Nach Verlauf von drei Tagen (am 2. Juli) erſchien der feindliche Haufe vor der Brandenburg: es war des Morgens um ein Uhr. Zuerſt rettete ſich durch die Flucht der Biſchof (Volkmar), darauf am Tage ſelbſt mit genauer Noth Dietrich und ſeine Soldaten. Der letztere hatte den übrigen Bewohnern der Burg die Weiſung hinterlaſſen, ſich ſtandhaft ſo lange zu vertheidigen, bis er ihnen würde zu Hilfe eilen; wäre es ihnen indeß nicht möglich ſich zu halten, ſo möchten ſie verfahren, wie die Umſtände es erheiſchten. Miſtewoi ſchlug ſein Lager vor der Burg auf

und ſandte einen Abgeordneten hinein, die Bewohner zur Uebergabe aufzufordern; im Weigerungsfalle würde er, eroberte er den Platz, Alles zur Plünderung preis geben. Durch ſolche Drohworte erſchreckt, ergaben ſich die Brandenburger, indem ſie von dieſer Maaßregel eine Milderung ihres Schickſals erwarteten. Allein als die Wenden in die Burg eingetreten, vergaßen ſie aller geleiſteten Zuſage, fielen über die Einwohner her, plünderten die Häuſer, erſchlugen die Männer, verunehrten die Frauen und Mädchen, ergriffen die Geiſtlichen, ſchleppten ſie in die Kirche und erwürgten ſie daſelbſt, zerhieben ihre Leichname in Stücke und warfen ſolche vor die Altäre und vor die Bildniſſe der Heiligen. Die biſchöfliche Kathedrale erfuhr gleiches Schickſal wie die zu Havelberg: auch ſie wurde zerſtört. Ja! man grub den Leichnam des jüngſt verſtorbenen Biſchofs Dodilo wieder aus, um ihn ſeines prieſterlichen Schmuckes zu berauben. Der ganze Kirchenſchatz wurde verſtreuet. Mit ſolcher Vernichtung alles Chriſtlich-Katholiſchen nicht zufrieden, ſtellten ſie nun auch das Heidenthum, den heidniſchen Cultus in der Gegend ebenfalls wieder her, und zwar etwas modificirt, wie es ſcheint, aber glänzender denn zuvor. Es wurde der Triglaff- (Dreihaupt) Dienſt, der ſeinen eigentlichen Sitz unter den Redariern hatte, eingerichtet. Man bauete dem dreiköpfigen Götzen — vielleicht ſo dargeſtellt im Gegenſatze zu dem dreieinigen Gotte der Chriſten — auf dem nahen Hügel bei der Burg einen Tempel, fertigte ein Bild von ihm an und gab ſolches der öffentlichen Verehrung. Alle Städte und Dörfer bis zur Tanger wurden geplündert und den Flammen preisgegeben, alles Deutſche und Chriſtliche ausgerottet.

Kühn gemacht durch dieſe glücklichen Erfolge, dehnten ſich die Slaven ſiegreich auch über die Elbe, auf dem linken Ufer des Stromes aus, fielen in die Altmark ein, die ihnen ja auch früher gehört (vgl. oben S. 40), tödteten die ſächſiſchen Bewohner und trachteten danach, ſich hier von neuem feſtzuſetzen; auch fanden ſie daſelbſt wohl noch aus der frühern Zeit Stammgenoſſen vor. Miſtewoi aber erſchien bald darauf mit ſeinen obotritiſchen Schaaren vor dem Kloſter des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und ſteckte es in

Brand. Dann wandte er ſich nach Weſten und griff Hamburg an, das Herzog Bernhard nicht ſchützen konnte, weil er eben im Felde gegen die Dänen ſtand. Die Stadt wurde geplündert und in Brand geſteckt. In der Altmark hatte ſich ein Heer von 30,000 Slaven verſammelt und ſtand bereit, weiter vorzudringen, wahrſcheinlich zunächſt gegen Magdeburg. Sie zweifelten nicht, ohne irgend einen Widerſtand alles Uebrige mit Hilfe ihrer Götter, unter dem Vortrabe ihrer Hornbläſer, zu verwüſten. Das ganze nördliche Deutſchland war gefährdet, nicht minder daſelbſt die chriſtlich-römiſch-katholiſche Kirche. Da hatten ſich mittler Weile deutſche Fürſten und Biſchöfe unter dem Markgrafen Dietrich mit ihren Gefolgſchaften geſammelt und fühlten ſich ſtark genug, dem Feinde entgegenzugehen. Sie treffen ihn auf dem balſamer Felde: es kommt zur Schlacht, und die Deutſchen ſind ſo glücklich zu ſiegen und die Eingedrungenen über die Elbe zurückzuwerfen, indeſſen nicht etwa mit Ausübung ſolcher Grauſamkeit, daß ſie alle Slaven im Lande, auch die ſchon von früher dort wohnhaften, vertilgt hätten. Es blieben deren genug übrig, ſo daß noch zu den Zeiten des Chroniſten Helmold — zu Anfang des 12. Jahrhunderts — ſich Slaven im Beſitze von liegenden Gründen daſelbſt vorfanden*).

Das ſächſiſche Heer hatte nur geringen Verluſt erlitten, die Feinde dreißigtauſend verloren (wohl übertrieben!). Durch dieſe Niederlage wurden die Luitizier zwar aus dem Lande (auf dem linken Elbufer) vertrieben, aber in ihrem eigenen Lande auf dem rechten nicht wieder zum Gehorſam gebracht; denn die Deutſchen wagten nicht weiter vorzudringen und über die Elbe zu ſetzen. Im Gegentheil ging das Heer, als nach wohlvollbrachter That, am Tage nach der Schlacht auseinander. Wohin die Sieger kamen, wurden ſie natürlich mit den größten Freuden- und Ehrenbezeugungen aufgenommen. Obwohl eigentlich die Sache noch nicht zu Ende war: man hätte den Sieg doch weiter benutzen ſollen. Indeſſen war wenigſtens vor der Hand ein Großes gethan. „Es war ein Sieg von der größten Bedeutung und kann wohl mit

*) Praevalentibus postmodum Slavis Saxones occisi, et terra a Slavis usque ad nostra tempora possessa. I. 88.

jenen berühmten Siegen Heinrich's und Otto's zuſammengeſtellt werden. Wie dieſe Deutſchland vor den Ungarn ſicher ſtellten, ſo rettete dieſe Schlacht daſſelbe von den Slaven. Wären die ſächſiſchen Fürſten überwältigt worden, und hätten die Schaaren der wüthenden Slaven ſich bis in das Herz von Deutſchland ergoſſen, wer vermöchte die Folgen zu ermeſſen! Aber wie viel auch durch dieſen glücklichen Ausgang des Kampfes erreicht ward, — der Verluſt für das deutſche Reich blieb immer doch noch von unermeßlicher Größe. Jahrhunderte vergingen, ehe die Macht und der Ruhm des deutſchen Namens im Slavenlande wieder hergeſtellt werden konnte." Und wie vermochte nicht das Beiſpiel der Luitizier auf die übrigen Slaven zu wirken, und wie hat es auch in der That gewirkt! Wir werden ſehen, wie es nahe daran war, daß Deutſchland nicht nur Alles wieder verlor, was es unter Heinrich I. und Otto dem Großen gewonnen hatte, ſondern von ſeinen eignen Provinzen noch dazu. Und eben ſo war es mit dem Chriſtenthume, mit der Kirche. Mit Einem Schlage waren die Schöpfungen Otto's des Großen, die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, vernichtet; das Erzbisthum Magdeburg hatte faſt die Hälfte ſeines Sprengels verloren; der alte Götzendienſt lebte allmählich mit neuer Friſche wieder auf und zeigte ſelbſt neue und eigenthümliche Entwickelungen, indem er manches Chriſtliche aufnahm, ſowohl im Glauben als im Aeußern*). Von den Luitiziern ausgehend, verbreitete er ſich innerhalb weniger Jahrzehende bald wieder über alle Länder zwiſchen Elbe und Oder. Und — wer ſollte es glauben? aber ein gleichzeitiger Schriftſteller verſichert's — nicht bloß viele Deutſche, ſondern auch viele Chriſten prieſen dieſe beweinenswerthe Kataſtrophe und ſahen ſie nicht ohne Wohlgefallen aus — Schadenfreude und Selbſtſucht.

Die ſlaviſche Nation entfaltete ſich damals zu einem bedeutenden Aufſchwunge von Einheit, von Muth, Kraft und Selbſtſtändigkeit, und wäre derſelbe andauernd und nachhaltig geweſen, hätte er leicht unſerm Vaterlande höchſt gefährlich werden können. Hätten die Slaven nur verſtanden,

*) Der Triglaffstempel bei der Brandenburg, die nachmalige Marienkirche, z. B. war in chriſtlich byzantiniſchem Geſchmacke mit einer Kuppel gebauet.

die edlern Elemente des Germanismus in ſich aufzunehmen und zum Eigenthume zu verarbeiten. Allein wir werden ſehen, wie ſie bald wieder in die alte Individualiſirung, Zerſplitterung und gegenſeitige Uneinigkeit zurückfallen, die ſie von neuem ſchwächt und endlich zum Opfer der Nachbarn werden läßt.

Doch über alles dieſes ſtirbt, um das Maaß von Deutſchlands Drangſalen voll zu machen, Otto II. (am 7. December 983), fern von der Heimath, zu Rom, in der Blüthe ſeiner Jahre an dem Herzensweh, ſeine Aufgabe ſchlecht gelöſt, ſein Reich von ſeiner Höhe geſtürzt zu haben, und am Ueberdruß des wechſelvollen menſchlichen Lebens, er in der Fülle ſeiner Kraft, in der Mitte ſeiner Laufbahn, wo der Jugend das Leben am Süßeſten, das Licht des Himmels am Freundlichſten lacht. Und nichts hilft ihm die fürſtliche Ehre. Man kann nicht ohne Rührung ihn in die Gruft des Todes ſteigen ſehen, aber auch nicht ohne Wehmuth an den ſchnellen Wechſel des Schickſals unſers Vaterlandes denken. Welche Macht, welchen Glanz hatte das deutſche Volk und Reich nur zehn Jahre vorher gehabt, beim Tode Otto's des Großen! Und jetzt, wie hatte ſich der Lauf der Dinge geändert! Der Glanz der frühern Herrlichkeit war bedeutend verblichen; der kaiſerliche Name hatte ſeine Achtung bei den Stammgenoſſen und bei den Fremden verloren.

Hierzu kam nun endlich noch, daß der zum Nachfolger beſtimmte

IV. Otto III., von 983—1002,

ein Kind, kaum drei Jahre alt war, als der Vater ſtarb, folglich eine vormundſchaftliche Regierung eintreten mußte. Iſt eine ſolche überhaupt in fürſtlichen Familien meiſtens von großem Nachtheile für die ihnen untergebenen Länder: ſo war ſie es damals, in Deutſchland um ſo mehr. Denn alsbald mußte ſich auch jenes Streben der vornehmſten Beamten und Stammfürſten nach Unabhängigkeit und nach der vollen Gewalt in ihren Wirkungskreiſen wieder geltend machen, wie es von jeher in Deutſchland Mode geweſen, welches nur durch die Kraft, Energie und Klugheit eines Heinrich I. und eines Otto I. beſchwichtigt und niedergedrückt worden war. Es mußte ſich um ſo mehr geltend machen, als alle Verhältniſſe

eine Auflöſung des deutſchen Reiches, der großen Schöpfung jener großen Herrſcher, fürchten ließen. So regen ſich denn wieder innere Parteiungen; ſie verbünden ſich mit den eiferſüchtigen und gehäſſigen Nachbarn, dem Könige von Frankreich und den nie raſtenden Slaven; ſie drohen Deutſchland wieder in jenen ſchmachvollen Zuſtand zu verſetzen, wo es — es waren die Zeiten der letzten Karolinger und Konrad's I. — ein Spielball innerer Kämpfe und der Angriffspunkt raubſüchtiger Barbaren war.

Und anfangs hatte es auch ganz den Anſchein, daß es ſo kommen würde. Denn der eben freigelaſſene Heinrich, jener Neffe Otto's des Großen, der ſchon zu deſſen Zeiten Unruhen im Reiche angezeddelt hatte (vgl. oben S. 117), glaubte auf die Nachricht von dem Heimgange Otto's II. nun einen zweiten Verſuch machen zu können und zu müſſen, um die ſeines Dafürhaltens ihm gebührende Gewalt zu gewinnen. Er bemächtigt ſich mit Hilfe einiger Mächtigen im Reiche der Vormundſchaft des jungen Kaiſers und, zu größerer Sicherheit ſeiner Sache, der Perſon deſſelben, und als er ſeinen Anhang wachſen ſieht, ſteigt ſein Ehrgeiz immer höher: er wagt es die Hand nach der Krone auszuſtrecken. Er gerirt ſich bereits wie ein König im Lande (984): er beruft die ſächſiſchen Großen zu einer Verſammlung nach Magdeburg und unterhandelt ſchon mit ihnen über die Bedingungen, unter welchen ſie ſich ihm unterwerfen und ihn auf den Thron erheben wollen. Und als er (den 23. März) nach Quedlinburg geht, um das Oſterfeſt dort zu feiern, eilen ſeine Anhänger in froher Hoffnung zu ihm hin, das angefangene Werk zu vollenden. Unter Andern erſchienen auch ſeine alten Freunde und Bundesgenoſſen, die Herzöge von Böhmen und Polen, Mesco und Boleſlav II., die ihm ſchon ein Mal gegen Otto II. Beiſtand geleiſtet (ſ. oben S. 144), und zwar jetzt in Geſellſchaft von Miſtewoi, dem jüngſt zur Empörung aufgeſtandenen Fürſten der Obotriten, und ſchworen, ihn als ihren Herrn und König treulich zu unterſtützen. Natürlich konnten ſie hoffen, durch ſolches Anſchließen auch ihre Abſichten zu erreichen, an Unabhängigkeit und Machtvollkommenheit zu gewinnen. „In der That aber," ſagt mit Recht

Wilmans in den Jahrbüchern des deutſchen Reiches unter Otto III. (S. 17), „iſt es wenig ehrenvoll für Heinrich, mit Hülfe barbariſcher Völker, die von unſrer Nation Sitte, Religion und Geſetz erhalten hatten und noch erhalten ſollten, in Deutſchland Herr werden zu wollen, und ohne Zweifel ein Beweis, daß er ſeinem Anhange und ſeiner Macht nicht allzuſehr zu vertrauen Urſache hatte. Nimmt man hinzu, daß die Slaven gerade in den letzten Zeiten der Regierung Otto's II. erſt den Verſuch gemacht hatten, das ihnen auferlegte Joch der deutſchen Herrſchaft und katholiſchen Kirche abzuſchütteln; daß jener Obotrite Miſtewoi an der Spitze der Empörer geſtanden, die Hamburg verwüſteten und verbrannten; daß Boleſlav Zeitz genommen und den Biſchof Hugo vertrieben hatte: ſo erhellt, daß ein im Bunde mit jenen Völkern, ein im Kampfe der deutſchen Parteien mit ihrer Hilfe errungener Sieg eine Auflöſung Deutſchlands inſofern in ſich ſchloß, als ſeine Exiſtenz auf der Coloniſation und Chriſtianiſirung der ſlaviſchen Länder, auf der Ausbreitung der deutſchen Herrſchaft in den überelbiſchen Gegenden beruhte."

So ließ die traurige Lage des deutſchen Landes und Reiches Alles befürchten. Da erwachte indeß bei Andern das edlere Gefühl des Gemeinſinnes und der Nationalität. Wohl mochte es insbeſondere die ſächſiſchen und thüringiſchen Großen kränken, daß Heinrich mit den Slaven in Verkehr getreten, und ſie fingen an, ſeinen Plänen einen geregeltern Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie ſchickten treue Boten zur Kaiſerin (Großmutter) Adelheid nach Italien, beſchworen ſie, wofern ihr noch das Reich und ihr Enkel am Herzen lägen, eiligſt nach Deutſchland zu kommen und ihnen Hilfe zu leiſten, ihnen, die geſonnen wären, für ihren rechtmäßigen König aufzutreten. Und bald machte ſie ſich auf mit der Mutter des ungen Otto III., Theophano oder Theophania, die ſich gleichfalls in Italien befand.

Inzwiſchen war Heinrich nach ſeinem Baiernlande gezogen, um ſeinen Anhang zu verſtärken. Allein da er merkte, daß ihm andrerſeits ein bedeutender Widerſtand drohte; da er insbeſondere die Sachſen und Franken gegen ſich in Waffen ab. gab er der Nothwendigkeit nach und verſprach den auf

ihn eindringenden Gegnern, den jungen König seiner Mutter und seinen Anhängern auszuliefern. Er zog von Franken aus zu seinem alten Freunde und Bundesgenossen, dem Herzoge Boleslav von Böhmen, von welchem er auch sehr ehrenvoll aufgenommen ward. Dann ließ dieser ihn unter Bedeckung seiner Heereshaufen durch die Gaue Niseni (in der Richtung von Böhmen nach Dresden) und Daleminzi geleiten: welche Gelegenheit die Slaven benutzten, um bei ihrer Rückkehr die Burg Meißen zu erobern, den dortigen Burggrafen Rigdag zu tödten, die Stadt zu befestigen und dahinein eine Besatzung zu legen. Auf die Nachricht hiervon eilte Boleslav selbst herbei. Von der wahrscheinlich noch immer heimlich dem Heidenthume ergeben gewesenen slavischen Einwohnerschaft wird selbst der Bischof Volcold vertrieben. Ein neuer schmerzlicher Verlust für Reich und Kirche. Heinrich ward indessen doch gezwungen, seine Zusage zu halten und den jungen König auszuliefern: es geschah einige Tage vor dem 29. Juni 984. Darauf wurde an demselben Tage der Reichstag zu Rara und nachmals ein anderer zu Quedlinburg gehalten, auf welchem letztern sich unter Andern auch die Oberhäupter der slavischen Nation einfanden, um dem jungen Herrscher ihre Huldigung darzubringen. Mistewoi, der Obotritenfürst, blieb aus; wenigstens wird er nicht als anwesend in den Quellen genannt. Die beiden kaiserlichen Mütter waren nun bestrebt, die Elemente der Zwietracht im deutschen Reiche zu versöhnen: durch Geschenke oder Concessionen gewannen sie entweder die Großen oder befestigten sie in ihrer Anhänglichkeit an das kaiserlich sächsische Haus. Die Feinde aber an den Glenzen wurden zurückgetrieben und durch Wiederherstellung der alten Grenzwehren von der Wiederholung ihrer Einfälle abgeschreckt, verständiger Weise auch wohl das Personal in den Markgrafschaften, wo es nöthig war, abgeändert. Der glänzenden Waffenthat auf dem balsamer Felde und seiner Gegnerschaft gegen Heinrich von Baiern ungeachtet, wird Markgraf Dietrich als Urheber des furchtbaren und für die Deutschen so blutigen Aufstandes, wegen seiner Habsucht und Grausamkeit und wegen seiner dabei bewiesenen Feigheit, seines Amtes entsetzt. Verflucht und verabscheut von Jedermann, als welcher

ſo viel Blutvergießen, den Mord ſo vieler Deutſchen, ſo vieler Prieſter wie Laien, den Verluſt eines ſo beträchtlichen Theiles der ehemals eroberten Länder auf die Deutſchen gehäuft, brachte er die noch übrige kurze Zeit ſeines Lebens — er ſtarb 985 — in Armuth und Elend hin, zufrieden, daß ihm, um nur nicht Hungers ſterben zu müſſen, vom magdeburger Domcapitel eine Präbende verliehen war. An ſeine Stelle kam Lothar von Walbeck*), und unter deſſen Anführung wahrſcheinlich wurden dann in demſelben Jahre von Sachſen aus die Einfälle in das ſlaviſche Gebiet gemacht, von welchen wir Andeutungen bei einigen Annaliſten leſen, und zwar vermuthlich doch in das ihm und ſeiner Mark nahe gelegene Land der Luitizier, die ſich ja nach der letzten Empörung noch nicht wieder begeben hatten. Mesco von Polen half damals den Deutſchen mit einer großen Schaar ſeiner Leute und verwüſtete in Gemeinſchaft mit ihnen das Gebiet ſeiner Stammgenoſſen. Er war damals bereits wieder in das Verhältniß eines Vaſallen zum deutſchen Reiche zurückgekehrt. Sehr wahrſcheinlich hatte ſich ſchon damals zwiſchen ihm und Boleſlav von Böhmen jener Zwiſt angeſponnen, von welchem wir in einigen Annalen Kunde erhalten. Es handelte ſich, wie es ſcheint, um ſtreitige Beſitzungen an der Nordoſtgrenze von Böhmen und Schleſien, im Lande der Chrobaten, die, ſeit 970 ungefähr, der Herrſchaft des Boleſlav unterworfen waren. Die Grenzen nach dem Polniſchen zu mochten unbeſtimmt geweſen ſein, und Mesco machte auf einige Ländereien Anſpruch. Gewiß glaubte er am klügſten zu thun, wenn er ſich bei dem Streite der Hilfe der Deutſchen verſicherte, und dieſe mochten es mit ihm um ſo lieber halten, als Boleſlav, ſeiner abgegebenen Unterwerfung ungeachtet, wohl noch nicht das Land der Milziener und das Bollwerk Meißen wieder ausgeliefert hatte. Darum drang denn im Sommer des 986ſten Jahres der junge König, freilich nicht als anordnender Feldherr, aber doch perſönlich

*) Daß dieſe Entſetzung erſt jetzt geſchehen ſein kann, ſieht man klar aus Thietmar, der Dietrich noch 984 thätig ſein läßt. (Pag. 65. Vergl. v. Raumer's Regesta No. 294.) Es iſt auch das wahrſcheinlich: man wollte jetzt die den Slaven unangenehmen Perſönlichkeiten entfernen und zugleich durch tüchtige Männer erſetzen.

mit einem sächsischen Heere in das Land der Slaven, d. h. der Böhmen ein. Mesco schloß sich ihm mit einem bedeutenden Hilfscorps an (bei welcher Gelegenheit er ihm — die deutschen Chronisten haben das als eine besondere Merkwürdigkeit aufgezeichnet — unter andern Ehrengeschenken auch ein Kameel darbrachte), zum Zeichen seiner dienstlichen Vasallenschaft. Das ganze feindliche Land wurde verwüstet; allein an 46 Burgen oder feste Plätze sollen zerstört worden sein. Weil diese Anzahl für Böhmen in damaliger Zeit zu groß däucht, finden wir es mit L. Giesebrecht (Wendische Geschichten I. S. 268), dem wir überhaupt bei gegenwärtiger Darstellung gefolgt, weil seine Forschungen uns am Bewährtesten erschienen sind, nicht unwahrscheinlich, daß der Feldzug nicht bloß über Böhmen, sondern auch über das Land der Luitizier ergangen ist, der alten, treuen Freunde des Böhmenherzogs und seiner Ahnen von jeher. Damals mag der Polenherzog sich der streitigen Ländereien und vielleicht von den böhmischen Besitzungen selbst Einiges bemächtigt haben, wahrscheinlich der Gegenden auf dem rechten Ufer der Oder.

Das Jahr darauf wurde von Seiten Otto's III. der Feldzug gegen die Slaven, d. h. die Böhmen, wiederholt, und Boleslav gezwungen, sich zu unterwerfen. Nun wurden auch die deutschen Festen an der Elbe wieder hergestellt, unter diesen natürlich vor allen Meißen. Der bisherige Markgraf daselbst war mittler Weile gestorben (985) und ihm Eckard gefolgt, der Schwager des Sachsenherzogs Bernhard, ein tüchtiger, auch im Unglück erprobter Mann. Nun konnte es der vertriebene Bischof Volcold wieder wagen zurückzukehren; er hatte sich inzwischen in Erfurt aufgehalten. Der neue Markgraf aber trat bald mit energischer Thätigkeit auf: nachdem die Böhmen besiegt waren, zwang er auch die Milziener wieder, sich aus ihrer natürlichen Freiheit unter das Joch der deutschen Herrschaft zu bequemen. So war denn doch wieder Eine Markgrafschaft und Ein Bisthum im Slavenlande hergestellt, und zwei Jahre verflossen, ohne daß ein Kriegszug gegen die Slaven brauchte unternommen zu werden, und das deutsche Reich war im Innern und an den Grenzen

äußerlich ſo ruhig, daß die Kaiſerin-Mutter Theophania (gegen das Ende des Jahres 988) nach Italien gehen und auch in dieſem Lande die Rechte ihres Sohnes wahrnehmen konnte. Freilich, die Brandenburg war noch immer nicht wieder gewonnen und eben ſo wenig die Länder dahinter bis zur Oder den Deutſchen wieder unterworfen, die beiden Bisthümer Havelberg und Brandenburg in ihrem Wirkungskreiſe hergeſtellt. Auch dauerte der Krieg zwiſchen den Böhmen und Polen noch fort, und nun fing ſich an der obern und unterſten Elbe gleichfalls, wenn nicht offenbarer Abfall vom Chriſtenthume, wie bei den Luitiziern an der Mittelelbe, doch mindeſtens hartnäckiges Widerſtreben an gegen die Anordnungen und die Zucht der Kirche zu äußern. Bei den Böhmen z. B. herrſchte trotz der Heiligkeit des Wandels mit der ihnen der Biſchof Adalbert voranging, noch immer Vielweiberei; chriſtliche Gefangene wurden an Juden verkauft, die Feier der hohen Feſttage durch heidniſche Gebräuche verunſtaltet; die Geiſtlichkeit lebte in der Ehe. Und als dem ſich Adalbert widerſetzte, entſtand eine ſolche Abneigung gegen ihn, daß er endlich beſchloß, um den Folgen derſelben auszuweichen, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe in Paläſtina zu machen. Auf dem Wege dahin hielt er es aber für gerathener, in den Mönchsſtand zu treten (990). Nun war aber Böhmen ohne höhere Leitung ſeiner kirchlichen Angelegenheiten, und heidniſche Sitte konnte wieder ungeſtört überhand nehmen.

Aehnliches ereignete ſich unter den Wagriern und Obotriten in der Diöceſe des altenburger biſchöflichen Sprengels. Miziſlav oder Miſſizla, der Sohn des oben erwähnten Billug (vgl. S. 150) und nach dieſem im Beſitz der fürſtlichen Würde, hielt ſich öffentlich zwar zu dem Chriſtenthume, heimlich aber verfolgte er es und ſuchte es zu unterdrücken. Seine Schweſter Hodica war mittler Weile erwachſen. Er nahm ſie fort aus dem Kloſter zu Mekelnburg, wo ſie erzogen worden, und vermählte ſie mit einem Wenden Boleſlav. Die übrigen weiblichen Zöglinge des Kloſters gab er theils ſeinen Kriegern zur Ehe, theils ſandte er ſie, man weiß nicht zu welchem Zwecke in das Land der Wilzen oder zu den Ranen, ſo daß das Kloſter ganz verwaiſt war. Erzbiſchof Adaldag ſtarb während

deſſen (988), und ſein Nachfolger Libentius oder Livizo war zwar ein Mann von ſtrengſten klöſterlichen Sitten, übte auch mit Eifer ſein Miſſionsamt unter den Heiden; allein für die Wenden war er eben ſo wenig populär als Adalbert für die Böhmen, ſeine Wirkſamkeit daher ſehr beſchränkt und ohne erhebliche Folgen.

Zu Anfange des Jahres 990 kehrte Theophania aus Italien zurück, und alsbald fing auch der Krieg wieder an in den wendiſchen Marken. Zwei Mal brachen die Sachſen ein in das Land der Obotriten und verwüſteten es, tödteten viele von den Feinden und zwar die angeſehenſten unter dem Volke; andere fanden, wahrſcheinlich bei Gelegenheit eines Treffens, ihren Tod in den Wellen eines Fluſſes. Die Sachſen aber kehrten ſiegreich und in Frieden heim. Nächſtdem ward ein dritter Feldzug in das Land der Luitizier (in der Ober-Lauſitz) unternommen. Die Veranlaſſung hierzu war folgende: der Böhmenherzog Boleſlav hatte dieſelben als ſeine alten Bundesgenoſſen gegen den Fürſten der Polen zu Hilfe gerufen, mit welchem die Feindſchaft alſo von neuem heftig ausgebrochen war; Mesco dagegen nahm den Beiſtand der Kaiſerin Theophania in Anſpruch. Und ſie verweigerte ihm denſelben nicht. Auf ihre Anordnung zog eine Menge Edler und ſelbſt der Erzbiſchof von Magdeburg, Giſiler, an der Spitze eines Heeres von freilich kaum drei Legionen von Magdeburg aus ins Land der Luitizier. Man kam in den Gau Selpoli (an der Oder und dem Bober) und lagerte ſich da neben einem Sumpf, durch den ein langer Damm führte. Einer aus dem deutſchen Heere, der, merkwürdiger Weiſe, in dieſer Gegend ein Landgut beſaß, war allein vorausgezogen, um nach ſeiner Beſitzung zu ſehen: er gerieth in die Hände der Böhmen, die in der Nähe lagerten. Doch entrann er ihnen glücklich und brachte Nachts die Kunde in das Lager, Herzog Boleſlav ſei mit ſeinem Heere, beſtehend aus Böhmen und Luitiziern, ganz in der Nähe. Wahrſcheinlich war derſelbe im Begriff, über die Oder zu ſetzen und ſeinen Gegner im Lande ſelbſt anzugreifen. Das unverhoffte Erſcheinen des deutſchen Heeres änderte nun wohl den Kriegsplan. Beide Heere rückten am folgenden Morgen einander

entgegen (13. Juli). Aber zu einer Schlacht kam es nicht, weil Boleslav seinen Kräften zu wenig trauete. Dagegen nahm der Schlaue und Hinterlistige zu einer Tücke seine Zuflucht. Er trat mit den Führern des Sachsenheeres in Unterhandlung und forderte sie auf, mit ihm zu Mesco zu ziehen und den Streit gütlich beizulegen. Der Vorschlag ward angenommen; die Vornehmsten im sächsischen Heere zogen mit Boleslav, die übrigen dagegen kehrten in sicherer Ruhe daheim. Als nun der Böhme an die Oder kam, als den Grenzfluß der beiderseitigen Gebiete, sandte er Botschaft an den Mesco mit der Nachricht, er habe die Bundesgenossen des Polenfürsten in seiner Gewalt; wolle jener ihm zurückgeben das Land, was er ihm genommen, so wolle er die Deutschen unversehrt ziehen lassen, wo nicht, alle hinopfern. Der polnische Fürst ließ sich aber nicht irren und erwiederte: wenn es der König Otto für gut fände, würde er die Seinigen schon unversehrt zu erhalten wissen oder um ihretwillen Rache nehmen; er aber möchte um deretwillen nichts einbüßen. Boleslav hatte es mit seiner Drohung nicht ernstlich gemeint: die deutschen Unterhändler blieben unangefochten. Aber die Böhmen und Luitizier plünderten das umliegende Land und eroberten eine Stadt auf dem Rückzuge auf böhmischem Gebiete (Nemci, Nimtsch?). Warum? und wie dieß gekommen, ist unklar. Darauf dachte man von Seiten der Sachsen an die Heimkehr. Der Polenherzog wußte, daß dieselben vor den Luitiziern, die er bei sich hatte, ihres Lebens nicht sicher waren: er entließ sie daher eines Tages in der Dämmerung, ermahnte sie aber zur höchsten Eile, und als die Luitizier die Abreise der Sachsen erfuhren, wollten sie ihnen sofort nachjagen; er indessen hielt sie davon zurück zwei Tage lang, dann erneuerte er mit ihnen das Bündniß, und jedes der Völker zog seine eigene Straße. Jetzt wollten die Luitizier denn doch noch ihren Groll kühlen: sie wählten zweihundert aus ihrer Mitte aus, diese sollten dem magdeburger Erzbischof und dem sächsischen Grafen nacheilen. Indessen selbige wurden von einem Dienstmanne des Markgrafen Hodo gewarnt, und durch eine beschleunigte Flucht entkamen sie glücklich ihren Verfolgern. Man sieht wohl: es lag dem

Boleslav Alles daran, nicht mit der Kaiserin und dem deutschen Reiche zu brechen, und jene Drohung an den Mesco war nur ein erdichtetes Vorgeben, um ihn zu einem günstigen Friedensschlusse zu vermögen. Auch zahlte er seinen Zins als Vasall nach wie vor. Vielleicht hat er nun auch mit Polen einen Vertrag geschlossen: wenigstens ist seitdem keine Spur mehr von Feindseligkeiten zwischen ihm und Mesco und von Kriegszügen der Deutschen dahin. Unter diesen Umständen konnte denn auch an eine bessere Ordnung des Kirchenwesens in Böhmen wieder gedacht werden: der Bischof von Prag ward veranlaßt, nach Prag zurückzukehren (992) und von neuem seinem Amte thätig vorzustehen.

Was den Polenfürsten anlangt, so scheint jener Uebertritt der sächsischen Edlen zu den Böhmen in der Treue und der Abhängigkeit desselben von Deutschland nichts geändert zu haben. Als daher nun beschlossen wurde am königlichen Hofe, den Hauptkampf gegen die Slaven in der Nordmark zu richten, die, bereits im achten Jahre nach ihrer Empörung, noch immer nicht wieder bezwungen waren, nahm Mesco wieder in Person thätigen Antheil an dem Zuge.

Dem deutschen Reiche wie der römisch-katholischen Kirche mußte gleich sehr daran gelegen sein, diese Länder von der Elbe bis zur Oder wieder zu erobern: sie waren zumeist der Heerd der bisherigen Slavenempörungen gewesen; von ihnen aus waren die sächsischen Lande fast unausgesetzten Räubereien und Einfällen preis gegeben; viele Große unter den Deutschen hatten Besitzungen daselbst, z. B. Sigbert, ein Bruder des Pfalzgrafen Theodorich in Sachsen in dem Gaue Morazane (Morzahne) zwischen der Elbe, Nuthe, Stremme und Oberihle*), die ihnen natürlich so gut wie verloren waren; das Erzstift Magdeburg hatte eine bedeutende Menge Liegungen und Hebungen auf dem rechten Elbufer eingebüßt; die beiden Bisthümer Brandenburg und Havelberg konnten von ihren Inhabern gar nicht besucht und verwaltet werden: sie hatten nebst ihrem Klerus ihren Aufenthalt wohl zumeist in Magdeburg und mußten einstweilen von dem Erzstift unter-

*) Vgl. Wilmans a. a. O. S. 19.

halten werden; denn an Einkünfte aus ihren Diöceſen war nicht zu denken. Das Kloſter St. Mauritius bedurfte darum der Unterſtützung, und es empfing ſelbige in jener Zeit von Otto III., der ihm unter Anderm auch den dritten Theil alles Zinſes an Gold, Silber, Vieh und ſonſtigen Gegenſtänden, der dem königlichen Fiscus aus ganz Böhmen zufloß, zuwandte, alſo aus einem Slavenlande.

Sehr wahrſcheinlich wurde der Feldzug auf dem Reichstage zu Quedlinburg (Oſtern 991) beſchloſſen und verabredet. Hier erſchien auch Mesco in Perſon, und zuverläſſig verſprach er ſeine Mitwirkung. Als daher Otto gegen Ende des Sommers mit einem großen Heere aus Sachſen ausrückte, verſtärkte Mesco daſſelbe durch polniſches Kriegsvolk. Man hatte es auf die Brandenburg*) abgeſehen. Vor dieſe zog man, belagerte ſie und nahm ſie ein. Am 9. September war ſie im Beſitze des Königs, der von hier aus ſogar eine Urkunde für Minden in der Friſt, wo er ſich hier aufhielt, ausgeſtellt hat. Indeſſen kaum war er wieder abgezogen, als ſie den Deutſchen auch wieder verloren ging, und zwar dieß Mal durch einen gebornen Deutſchen, Namens Kizo. Dieſer, ein Sachſe ſeines Herkommens und ein angeſehener Kriegsmann (miles inclitus), hatte früher unter dem Markgrafen Dietrich**) gedient und war von dieſem nicht ſo behandelt worden, als er glaubte, daß ihm zukommen müßte. Darüber erbittert, geht er zu den geſchworenen Feinden der Deutſchen über, zu den Slaven an der Mittelelbe. Die erproben und

*) In den Hildesheimer Annalen, welche hierfür die Quelle ſind, heißt die Burg Brannanburg.

**) Ich kann mich nicht dazu verſtehen, mit Wilmans und L. Gieſebrecht einen Markgrafen Dietrich II. anzunehmen, da es beim Annal. Saxo ausdrücklich heißt, daß Lothar dem abgeſetzten Dietrich gefolgt ſei. Warum ſollte denn nicht der vom Markgrafen Beleidigte oder Gekränkte die Kränkung dem deutſchen Reiche und deſſen Oberhaupte nachgetragen haben, vornehmlich dann, wenn das letztere den Schritt des Markgrafen billigte? oder wenigſtens nicht wieder gut machte? Es muß ja auch die Erhebung des Kizo zum Anführer der Stodoraner nicht ſofort geſchehen ſein. Es heißt in der Quelle, daß ſie ihn erſt hätten kennen gelernt, erprobt. Das konnte doch nicht in wenig Tagen erfolgen? Auch mochte ſich Kizo, war er zu Dietrich's Zeiten übergegangen, ſich leicht ſchämen oder fürchten, zu den Sachſen zurückzukehren, und mochte erſt ſpät Gelegenheit bekommen, ſeinen Groll gegen ſeine Landsleute auszulaſſen.

lernen seine Gesinnung kennen und übergeben ihm das Commando über einen Theil ihrer Truppen, verhoffend, er werde als geborner Deutscher den Deutschen desto größern Abbruch thun. Wirklich nimmt er auch die Brandenburg ein, macht von hier aus häufige Einfälle in das überelbische Gebiet und richtet daselbst vielen Schaden an. So war denn also der letzte Feldzug in diese Gegenden ohne alle Frucht geblieben. Da sammelt der König ein neues Heer im Jahre darauf (992) und rückt wieder vor die Brandenburg. Er hatte, wie es scheint, dieß Mal vor, einen entscheidenden, den unsichern Verhältnissen in diesem Lande endlich ein Ende machenden Streich auszuführen; denn er kam mit großer Macht: Heinrich von Baiern und Boleslav von Böhmen stießen an der Spitze einer bedeutenden Heeresmacht zu ihm, und auch der Polenfürst Boleslav I., dessen Vater Mesco kurz vorher gestorben war, leistete dem Könige Heeresfolge, wiewohl nicht persönlich, weil ihm ein Krieg mit den Russen drohte. Als nun dieß große Heer vor der Brandenburg erschien, gaben die Wenden gute Worte, versprachen Treue und Unterwerfung; die Fürsten im Gefolge Otto's unterstützten ihre Bitten, und so sah sich der König gemüßigt, ihnen den Frieden zu gewähren, obwohl sie diese Milde nichts weniger denn verdienten. Denn wie gewöhnlich erlogen sie alle ihre Versprechungen*). Wir werden später sehen, was die Folge davon war.

Aus dieser Zeit erhalten wir auch eine Bestätigung dessen, was wir bereits oben (S. 156) zu bemerken Gelegenheit fanden, daß, wenn schon die slavischen Gegenden an der Küste der Ostsee factisch die Oberhoheit des deutschen Königs nicht mehr anerkannten, sie doch das Christenthum nicht so gänzlich ausgerottet hatten, wie es z. B. an der Mittelelbe geschehen war. Nehmlich das Bisthum Aldenburg wurde, obwohl die Obotriten den bisherigen Verwalter desselben, den Bischof Folcquard, vertrieben hatten, im Jahre 992 neu besetzt mit einem gewissen Reginbert. Auch weiset die Bestätigung des hamburger Erzbischofes Livizo vom Jahre 989 darauf hin, daß dessen Sprengel noch immer bis zur Peene sich erstreckte.

*) More solito mentiti sunt per omnia. Eine schlimme Charakteristik des Wendenvolkes!

In dem Sommer deſſelben 992ſten Jahres wurde, wie berichtet wird, von den Sachſen ſpeciell zwei Mal gegen die Wenden geſtritten (am 18. Juni und am 22. Auguſt), mit dem Vermerken, daß in dem erſten der Treffen ein verdener Diakon, in dem zweiten ein Prieſter, beide als Fahnenträger ihren Tod gefunden hätten. Mit Recht ſchließt L. Gieſebrecht (a. a. O. S. 280) daraus, daß die Wahlſtatt hiernach vermuthlich an den Grenzen dieſer Diöceſe geweſen ſei, und die Wenden, mit denen geſtritten worden, keine andern als die Obotriten geweſen ſein können. Sie mochten ſich alſo wahrſcheinlich ſowohl gegen das politiſche wie gegen das geiſtliche Regiment aufgelehnt haben. Gleiche Beziehung hat es unſtreitig, wenn vom Jahre 993 gemeldet wird, daß die Sachſen zu drei Malen gegen die Wenden ausgezogen wären, ohne etwas Erkleckliches auszurichten. Die Wenden ſuchten dagegen Sachſen fortwährend durch häufige Raubzüge heim.

Mittler Weile nehmen die Deutſchen, um die Brandenburg wieder zu gewinnen, zu freundlichen Mitteln ihre Zuflucht, ſuchen den Kizo zu beſchwichtigen und zu begütigen, und wirklich geht er darauf ein, unterwirft ſich und die Seinigen und die Burg dem Könige. Allein kaum hatten die Luitizier von dieſem Treubruch gegen ſie vernommen, da erhoben ſie ſich und griffen mit Heeresmacht die Burg an. Otto III. hielt ſich gerade damals in Magdeburg auf. Auf die Kunde hiervon ſendet er eilends ſeine Edeln, die er eben um ſich hatte, unter Begleitung eines Heereshaufens der bedrängten Burg zu Hilfe. Die Slaven rückten ihnen entgegen und griffen ſie ungeſtüm an. Ein Theil nur konnte ſich zur Brandenburg hindurchſchlagen; die Uebrigen mußten ſich mit Verluſt nach Magdeburg zurückziehen. Darauf wandten ſich die Luitizier von Neuem gegen die Feſte und griffen ſie heftig an. Inzwiſchen aber hatte der König die Vaſallen aus der ganzen Umgegend von Magdeburg aufgeboten und rückte gegen die Brandenburg vor, den Belagerten zum Entſatz. Als nun die Slaven das deutſche Heer ankommen ſehen, gerathen ſie doch in Furcht, brechen ſchleunigſt ihr Lager ab und fliehen. So kann der König ohne Schwertſtreich in die Burg einrücken, begrüßt von den Belagerten

mit dem Gesang des Kyrie eleison. Er läßt die Burg befestigen, legt Kriegsvolk hinein und zieht dann wieder ab. Er hat hierauf sie lange besessen, aber freilich als Belehnender. Kizo war als Burggraf daselbst zurückgelassen. Dergestalt ward Otto wieder Herr der ganzen Gegend um Brandenburg, so daß er im Juli des Jahres zwei Ortschaften auf einer Havelinsel oberwärts der Brandenburg, Postupimi (Potsdam) und Geliti (?), an die Kirche in Quedlinburg, und das Jahr vorher, im October, 21 Dörfer in den beiden Burgwardien Bidriz und Möckern im Gau Morzahne an die Kirche in Memleben verschenken konnte.

Indessen kurz nachher, um die Zeit, da die Dänen das Land an der Elbe und Weser in Schrecken setzten, nahmen alle Wenden, mit Ausnahme der Sorben, die nun doch wohl schon am meisten germanisirt waren, die Gelegenheit wahr, von den Sachsen wieder abzufallen. Das Jahr darauf machten sie unabläßige Einfälle in das Gebiet der Sachsen, das damals schon durch Mißwachs, Hunger und Seuchen litt. Da rüstete sich denn der König ernstlich gegen die Feinde des Reichs; aber erst gegen den Herbst hin vermochte er auszurücken. Sein Ziel waren die Obotriten und einige Landschaften der Welataber, nehmlich die der Wilzen, also speciell der Tolensaner (in der Gegend des heutigen Tollensees) und der Circipaner. Er verwüstete das Land, zerstörte die Städte und Burgen und drang so weit vor, wie keiner seiner Vorgänger. Wir können ihn, zufolge der Nachrichten in den Annalen der damaligen Zeit, auf seinem Wege ziemlich chronologisch verfolgen: am 10. September war er in der Mekelnburg, am 3. October im Gau Tolensani und drei Tage später schon wieder in Havelberg. Von hier zog er wieder nach Sachsen zurück, ohne vielen Verlust zu erleiden, aber auch ohne große Erfolge erzielt zu haben. Mit ihm waren gewesen von den slavischen Vasallen Boleslav von Polen, der sich die Freundschaft des Kaisers um so mehr glaubte erhalten zu müssen, weil ihm ein Krieg mit den Russen drohte, und ein Sohn des Fürsten von Böhmen. Dem letztern war beigesellt Zabulor, der älteste Bruder des heiligen Adalbert, der hier mit dem Polenherzoge einen Freundschaftsbund schloß,

welcher für die ſpäteren Ereigniſſe wohl nicht ohne Folgen geblieben. Erſt als der Winter eintrat, erlitten die Wenden eine Niederlage, aber wie und wo? wird uns nicht weiter gemeldet.

Die Brandenburg ging doch bald (993?) wieder in andere Hände. Kizo, ſo wird erzählt, war einſt nach Quedlinburg gereiſt; darüber verlor er Burg, Frau und Dienſtleute. Einer von ſeinen ihm untergebenen Soldaten, Namens Boliwut, wahrſcheinlich ein Slave, machte den heimlichen Anſchlag, obwohl er abweſend war, und wurde Herr der Feſte. Alles Uebrige erhielt Kizo zurück. Indeſſen ſuchte dieſer verſtohlen in der Gegend Schaden zu thun: darüber ward er mit ſeinen Leuten erſchlagen. Boliwut ſpielte ſeitdem den Uſurpator in der Burg und in der Umgegend. Er hielt es indeſſen mit den Deutſchen und dem Kaiſer*): er war Vaſall des letztern, und als ſolcher Statthalter in der Burg Brandenburg (provisor civitatis), wenn auch ein rauher, ungerechter Mann. Das lehrt ſeine Behandlung der Nonne Mechtild (999), der Tochter des Markgrafen Dietrich, die ihr Kloſter verlaſſen, einen Wenden Pribiſlav geheirathet hatte und bald darauf Witwe geworden war, indem ihr Gemahl getödtet wurde. Die hat er lange Zeit in ſo ſtrengem Gewahrſam gehalten, daß ſie hat weder das Weihnachts- noch ein anderes chriſtliches Feſt durch vorhergegangenes Faſten oder ſonſt wie feiern, und das Knäblein, das ſie während ihrer Gefangenſchaft gebar, nur hat mit Kummer auferziehen können. Dafür ſuchte ſie ihr Bruder Ludolf zu rächen und that den Sachſen vielen Schaden, bis er vom Kaiſer gefangen genommen und wieder dem Mönchsſtande, dem er früher ſich gewidmet gehabt, zurückgegeben wurde. Endlich ward im Anfange des Jahres 996 ein Friede zwiſchen den Sachſen und Wenden vermittelt; allein es mag mehr ein Waffenſtillſtand denn ein Friede genannt werden. Eine völlige Unterwerfung der Bewohner des rechten Ufers der Mittelelbe ſcheint nicht oder nur ſcheinbar erfolgt zu ſein. Aber die Ruhe und der Friede veranlaßte Otto III., nunmehr ſechszehn Jahre alt, darauf zu denken nach

*) Vergl. Wilmans S. 76. Note. L. Gieſebrecht hat die Sache falſch aufgefaßt.

Italien zu ziehen und nicht blos dort die alten Verhältniſſe der Unterthänigkeit aufzufriſchen, ſondern ſich auch die römiſche Kaiſerkrone zu holen. Solches führte er im genannten Jahre aus.

Dieſe Anweſenheit des nunmehrigen Kaiſers ward auch in anderer, für uns hier höchſt bemerkenswerther, Hinſicht wichtig. Er traf mit Adalbert, dem Biſchof von Prag, zuſammen, der, von neuem der Böhmen ſatt und ihrer Rohheit müde, ſein Bisthum abermals verlaſſen hatte, entſchloſſen, nicht wieder dahin zurück zu kehren. Indeſſen ſein Vorgeſetzter, der Erzbiſchof Willigis von Mainz, gab ihm auf, in ſeinen Sprengel zurückzugehen, und die römiſche Synode ſtimmte dem bei. Nur für den Fall, daß die Böhmen fortführen, ſeinen Worten ungehorſam zu ſein, wurde ihm auf ſein Erſuchen die Erlaubniß ertheilt, ſich zu den unbekehrten Heiden zu wenden und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Ein abermals wichtiges Moment für die Entwickelung der ſlaviſchen Zuſtände.

Auf der Rückreiſe nach Deutſchland ſprachen ſich beide, Kaiſer und Biſchof, vornehmlich in Mainz. Und hier bemühte ſich der letztere eifrig, in dem erſtern durch erbauliche Zuſprache einen frommen, heiligen Sinn zu erwecken, oder — feſter zu begründen; denn Otto III. hatte vielleicht ſchon von Natur einen ſolchen Sinn, war ferner erzogen worden von ſeiner bis zum Uebermaaß frommen Mutter und Großmutter. Um ſo leichter konnte dieſe Geſinnung bei ihm überſchlagen in Frömmelei und heilige Kriecherei, wie ſie ſich für einen weltlichen Fürſten nicht geziemt und ſeinem Anſehen und ſeinem Reiche wenig frommt, ihn lächerlich vor der Welt macht oder ihn wenigſtens als ſchwach hinſtellt. So kam es bei Otto III. „Tages und Nachts, wenn die Hofleute ſich entfernten, ſprach Adalbert zu ihm von der Nichtigkeit menſchlicher Größe, der Sterblichkeit des Leibes, der Hinfälligkeit aller zeitlichen Dinge, ermahnte ihn, daß er ſich der Witwen, Waiſen und Armen annehme, daß er Gott fürchte als den gerechten Richter, ihn liebe als den Quell alles Erbarmens und, dem gemäß, daß er die Güter dieſer Welt verachte, das Ewige und Bleibende ſuche.“ Und Otto hörte ihm mit reger Theilnahme zu.

Beide ſchieden darauf nicht ohne Wehmuth von einander. Adalbert, anfangs willens nach Böhmen zu gehen, hielt es doch ſpäter für angemeſſen, nicht geradezu ſich dahin zu begeben, weil die Nation überhaupt gegen ihn und ſeine ganze Familie aufſäſſig war. Er nahm alſo ſeinen Weg zum Herzoge von Polen, Boleſlav I., bei dem auch ſchon ſein älteſter Bruder Sicherheit und Unterſtützung gefunden hatte. Von hier aus ließ er durch polniſche Zwiſchenhändler anfragen, ob die Böhmen ihn wieder als ihren geiſtlichen Oberhirten aufnehmen wollten. Mit Hohn wieſen ſie ihn zurück. Als das Adalbert hörte, war ſein Entſchluß gefaßt: er gehe zu den Heiden. Nur war noch zu überlegen, ob zu den Luitiziern oder zu den Preußen *), zu welchen letztern alſo nun auch unſere Kunde dringt. Er entſchied ſich für die letztern, wohl nicht ohne Rückſicht auf Boleſlav, der von der Chriſtianiſirung der Preußen eine Erweiterung und Sicherung ſeiner Herrſchaft an der untern Weichſel hoffen mochte, während Adalbert von ihm Schutz bei ſeinem Bemühen erwarten konnte. Begleitet von dreißig polniſchen Bewaffneten, fuhr der heilige Mann die Weichſel hinab nach Danzig. Hier empfingen große Haufen von Eingebornen chriſtliche Belehrung und die Taufe; darauf wandte er ſich ins öſtliche Preußen. Dort fand er indeſſen bei Tenkitten (zwiſchen Fiſchhauſen und Pillau) den Märtyrertod. Seine ſieben Gefährten wurden nicht erſchlagen, ſondern nur gebunden fortgeſchleppt: ſie nahmen die Leiche des Biſchofs, das Haupt vom Rumpf getrennt, mit ſich und bewahrten ſie ſorgfältig, weil ſie hofften, von dem Polenherzoge viel Geld dafür zu erhalten. Und dieſe Hoffnung ſchlug nicht fehl. Sobald Boleſlav Kunde bekam von dem Ereigniſſe, ſandte er hin zu den Preußen, kaufte den Leichnam als den eines Heiligen und ließ ihn in der Kirche der heiligen Jungfrau zu Gneſen beiſetzen. So war zwar der erſte Verſuch, die Preußen zu bekehren und in den Verband der römiſch-katholiſchen Kirche zu ziehen, mißglückt, und es dauerte noch über

*) Der Name Porussi von Po-Russi, bei oder neben den Ruſſen, Nachbarn der Ruſſen. S. Voigt's Handbuch d. Geſch. Preußens, I. Th. S. 50, II. Th. Vorrede. Obwohl dagegen Cybulski in den Berlin. Jahrbb. 1843 October No. 66 ff. Bedenken erhoben hat.

zwei Jahrhunderte hinaus, ehe die als Heiden dem Reiche der Piasten gefährlichen Feinde das Heidenthum und damit ihre Unbändigkeit ablegten. Allein man erkennt doch daraus, das die christliche Lehre bereits unter den Polen ziemliche Fortschritte gemacht hatte. Jene Kirche in Gnesen soll bereits im Jahre 965 von dem Herzog Mesco oder Miziſlav I. gegründet worden sein und das Grabmal der Herzogin Dombrowka (gest. 977) enthalten. Es ist dies Vordringen des Christenthumes und der römisch-katholischen Kirche von Osten nach Westen, zur Ostsee hin um so mehr zu beachten, als dadurch nach und nach die für ihre Freiheit und Unabhängigkeit so hartnäckig kämpfenden Luitizier umgarnt wurden und sich endlich später gezwungen sahen, sich zu begeben.

Mittler Weile aber, wo Otto in Italien oder auf der Reise war, hatten sie schon wieder jenen vorjährigen Friedensvertrag gebrochen und durch verstohlene Raubzüge die Grenze von Sachsen beeinträchtigt. Der Kaiser sah sich daher wieder genöthigt, gegen sie aufzubrechen. Vorher begab er sich persönlich nach der Arneburg, die er wohl besonders befestigt haben wollte, nahm sie in Augenschein, befahl ihre Verstärkung und übertrug ihre Vertheidigung auf die nächsten vier Wochen dem Magdeburger Erzbischof. Er selbst reiste dann verschiedentlich umher und betrieb die Rüstungen zu einem großen Heereszuge gegen die Slaven.

Merkwürdig! in der Zeit gab sich Otto besonders gelehrten und wissenschaftlichen Studien hin zu Magdeburg, welche Stadt damals, schon an sich, durch die vielen Personen des hohen erzbischöflichen Klerus, sodann durch die Domschule der Sitz gelehrter Bildung war. Jetzt aber hatte er den eben aus seinem Sprengel vertriebenen wissenschaftlich gebildeten und thätigen Erzbischof von Rheims, den berühmten Gerbert, dahin kommen lassen, um seines Unterrichtes zu genießen. Es kann, es wird diese Anwesenheit des zu damaliger Zeit so ausgezeichneten Mannes nicht blos dem Kaiser, sondern auch der Stadt überhaupt zu Gute gekommen sein, und Magdeburg spielt somit nun nicht allein mehr in politischer Hinsicht, als eine der wichtigsten Festungen und Uebergangspunkte an der Mittelelbe, in unsrer Darstellung eine

bedeutende Rolle: es fängt ſich auch an zu einer culturhiſtoriſch denkwürdigen Stadt zu erheben, und wir werden ſpäter ſehen, welche Früchte das getragen.

Während der Kaiſer ſo noch zögerte, beſchäftigt mit gelehrten Gegenſtänden und mit Vorkehrungen zum Kriege, ſammelten ſich auch die Luitizier zum Kampfe auf dem rechten Elbufer an der Mittelelbe. Sie gedachten da den Deutſchen einen hinterliſtigen Streich zu ſpielen. Erzbiſchof Giſiler (von Magdeburg), in der Arneburg weilend, wurde von ihnen zu Abhaltung eines Landdinges eingeladen. Giſiler zog, keinen Argwohn hegend, von Wenigen begleitet, aus der Burg heraus. Einige der Seinigen gingen ihm voraus. Da meldet ihm plötzlich einer ſeines Gefolges, daß die Feinde aus dem Walde hervorbrächen. Es kommt zwiſchen beiden Theilen zum Streit. Der Erzbiſchof, der zu Wagen iſt, wirft ſich ſogleich auf ein ſchnelles Pferd und entflieht. Von ſeiner Begleitung entrinnen Wenige dem Tode. Die Wenden plündern die Gefallenen, nur das beklagend, daß ihnen der Prälat, der Inhaber der Zwingburg, entkommen. Das geſchah den 2. Juli 996. Giſiler behielt nun die Burg noch beſetzt, wie ihm aufgegeben war, bis zum 4. des Monats. Dann zog er ab. Auf dem Wege begegnete ihm Markgraf Lothar, dem, von dem Tage ab die Feſte zu bewahren, befohlen war. Dieſem übergab er ſie in aller Form (firmiter) und reiſte weiter. Als ſich nun der Markgraf der Burg näherte, ſah er Rauch aus ihr aufſteigen, ſo daß alſo Feuer in ihr angelegt ſein mußte. Aber von wem? Sogleich ſendet Lothar dem Erzbiſchof einen Boten nach und fordert ihn auf, zurückzukehren und Rechenſchaft zu geben oder zu helfen das Feuer zu tilgen. Aber Giſiler kam nicht. Unterdeſſen loderte das Feuer an zwei Stellen ſchon hoch empor: das Löſchen von Seiten des Markgrafen half nichts, und ſo mußte er den Platz den Feinden offen laſſen und kehrte betrübt daheim. Angeklagt beim Kaiſer dieſes Verluſtes wegen reinigte er ſich durch einen Eid.

Jetzt waren die Rüſtungen Otto's zu Ende gebracht. Mit einem zahlreichen Heere drang er in das Land der Stodoraner an der Havel oder in Heveldun ein. Am 20 Auguſt

weilt er in Leizkau; den 8. September ist Gerbert in Magdeburg schon unterrichtet von dem guten Fortgange des Unternehmens und wünscht brieflich dem Kaiser Glück. Indessen was war die Folge von dem Ganzen? Es heißt zwar in den Annalen: Otto habe die Feinde überwunden, ihr Land verheert und sei siegreich nach Magdeburg zurückgekehrt, noch im Laufe des Septembers. Allein es blieb beim Alten: die Wenden hatten sich nur dem Namen nach und für den Augenblick gebeugt. Gleichzeitig thaten die Welataber an der untern Elbe, um sich für den Einfall in das Gebiet der Stodoraner zu rächen, und wahrscheinlich auch um dem Kaiser eine Diversion zu machen, einen Einbruch in das Land der Sachsen, in den Bardengau (das heutige Hannover). Hier aber hatte Otto III. zur Hut Westfalen zurückgelassen. Diese gingen dem Feinde entgegen, lieferten ihm eine glückliche Schlacht, nahmen ihm alle Beute wieder ab und tödteten eine große Zahl.

Nicht lange hernach verließ der Kaiser abermals Sachsen, um an den Rhein und von da nach Italien zu gehen, wo er bis zu Ende des Jahres 999 verblieb. Während seiner Abwesenheit führte seine Base, die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Verwaltung des Reiches, und von ihr wird gerühmt, sie habe nicht durch Krieg, sondern durch die weisen Maßregeln ihres Vaters und Großvaters (Otto's I. und Heinrich's I.) verstanden, die hartnäckigen Fürsten der Heiden so lenksam und so unterwürfig zu machen, daß sie zuerst wieder einmal den Grund zu einem dauerhaftern Frieden mit den Slaven gelegt habe. Und wirklich findet sich in den Annalen nur Ein solcher Krieg an der slavischen Grenze unter Mathildens Reichsverweserschaft erwähnt, ein Feldzug der Sachsen gegen die Slaven, in welchem jene siegreich gewesen seien. Und vielleicht ist nicht einmal dem deßfallsigen Berichterstatter zu trauen. Es scheint auch, wie wenn die Markgrafen alle an der Grenze ihre Schuldigkeit gethan: Herzog Bernhard an der Unterelbe; ihm gehorsamten die Obotriten und gestatteten nicht minder, daß der oldenburger Bischof unter ihnen weilen und fungiren durfte; Lothar in der Nordmark, an der Mittelelbe, obwohl ihm die Luitizier auf dem rechten Elbufer

schwerlich werden überall vollen Gehorsam geleistet haben. Doch finden wir in einer unserer Quellen die bestimmte Andeutung aus dem Jahre 997, daß ein Graf Telto im Planegau (benannt nach einem Flusse, der Plane, der in der Gegend von Belzig entspringt und unweit Brandenburg in die Havel fällt) seine Grafschaft besessen habe, in welcher eine Burgwarte Belitz (Belzig) gelegen, die der Kaiser anstatt des Zehnten aus jener Gegend an St. Mauritius in Magdeburg tauschweise verliehen. Sonach hatte der Kaiser wenigstens über diese Gegend die Obergewalt, und der Graf Telto war im Lehensbesitze derselben. Der lausitzer Mark stand seit dem Tode Hodo's (993) der Markgraf Gero II. und der meißner seit Rigdag's Absterben (985) Eckard vor, der auch Böhmen überwachte. *)

Mit Otto'n ging nun um diese Zeit in Italien jene merkwürdige Veränderung vor, die wir schon im Obigen anzudeuten Gelegenheit fanden (S. 172 f.), daß er nehmlich anfing zu frömmeln, trübsinnig, in sich gekehrt zu werden, den Lebensfreuden der Welt zu entsagen und zu harten Bußübungen und sentimentalen Gebeten seine Zuflucht zu nehmen: ein Wechsel des Charakters, der auch auf die slavisch-nordischen, kirchlichen wie politischen, Verhältnisse nicht ohne Einfluß bleiben sollte. Der Grund davon war folgender. Vom damaligen Papste Gregor V. und Otto III. war der Gegenpapst Johann auf eine grauenhafte Weise, selbst körperlich gemißhandelt worden. Dafür ward der Kaiser von einem italienischen Abte, Namens Nilus, mit harten Worten bezüchtigt, und als Otto durch Geschenke und Gnadenbezeigungen solches wieder gut machen wollte, antwortete ihm der zürnende Abt: „Ich bitte von deinem ganzen Reiche dich um nichts weiter als um das Heil deiner Seele; denn obwohl du Kaiser bist, mußt du doch sterben und von deinen Handlungen Rechenschaft ablegen." Als Otto diese Worte gehört, weinte er bitterlich, beugte sich vor dem Greise, empfing den Segen und schied traurig von ihm. Seitdem dachte der Kaiser an nichts ernstlicher und andauern-

*) Vergl. Thietmar, VII. pag. 235. Thieddegus, pragensis antistes — — — sedem suam a tertio Ottone ad regendum suscepit, de qua — — saepe expulsus, toties a marchione Ekkihardo reducitur.

der, als wie er das sühnen möchte, was er und sein Vater, dem man auch Manches auf die Seele geladen, verschuldet hätten. Zu solchen Gewissensbissen wegen grausamen Verfahrens gegen den Antipapst und andere römische Rebellen, die von den italienischen Mönchen an seinem Hofe wohl absichtlich immer wieder angeregt wurden, gesellten sich bald auch Beweise von Undank der Römer und die Nachricht von einer Verschwörung deutscher Herzöge und Grafen im Vereine mit den Bischöfen. Dies Alles trug dazu bei, die Schwermuth des jungen Kaisers zu steigern.

Da gelangte nach Rom die Nachricht, daß der Bischof Adalbert den Märtyrertod unter den Preußen gestorben und in Gnesen begraben worden wäre. Einer seiner Genossen, Gaudentius, vielleicht auch Benedict, war nach Rom gekommen und hatte die Kunde mitgebracht, und zugleich verbreitete sich der Ruf von Wundern, die an dem Grabe des neuen Heiligen geschähen. Da ergriff den Kaiser eine unwiderstehliche Sehnsucht, hinzuziehen an den Ort, wo sein väterlicher Freund ruhte, auf dessen mahnende Reden er früher mit Andacht und Theilnahme geachtet hatte: über seinem Grabe wollte er beten; dort wollte er ein Erzstift für die östlichen Slaven gründen und somit das Bewußtsein aller der Schuld lösen, welche seine jugendliche Seele niederbeugte. Der nunmehrige Papst Sylvester II. (Gerbert) war ohne Zweifel mit dem Vorhaben einverstanden.

Otto brach zu Ende des Jahres 999 oder gleich zu Anfang des folgenden von Italien auf und erreichte zu Ende Januars Regensburg. Die Reichsverweserin Mathilde war mittler Weile (im Februar 999) gestorben. Dennoch war Ruhe im Reiche, und selbst an den Grenzen der Slaven mag keine ernste Störung des Friedens vorgekommen sein: allenfalls gehört in diese Zeit die Verbrennung des Klosters Hillersleben an der Ohre, welches die Wenden einnahmen, die Nonnen daraus vertrieben und darnach durch Brand zerstörten. Otto nahm seinen Weg über Zeitz und Meißen durch den Gau der Milziener nach Ilva (Eilau am Bober), wo dieser Gau an das polnische Gebiet, an dessen Provinz Diedesisi grenzte. Hier kam ihm Boleslav entgegen, empfing

ihn mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen und geleitete ihn in glänzendem Zuge nach Gneſen. Sobald der Kaiſer die erſehnte Stadt aus der Ferne erblickte, entblößte er ſeine Füße und pilgerte barfuß zu ihr hin und in gläubigem Gebete. Bei der Stadt empfing ihn der Biſchof (Unger) in heiliger Ehrfurcht und führte ihn in die der heiligen Jungfrau gewidmete Kirche. Dort betete der Kaiſer und flehte unter heißen Zähren den Heiligen an um ſeine Fürſprache bei Gott zur Vergebung ſeiner Sünden.

Drei Tage feierte der Polenfürſt die Anweſenheit des kaiſerlichen Gaſtes durch prächtige, eines Königs würdige Feſte. Jeden Tag wurden immer andere und immer koſtbarere Geräthe auf die Tafel geſetzt, und mit reichen Geſchenken der Kaiſer geehrt. Denn als die Feſte zu Ende gingen, ſandte Boleſlav all die goldenen und ſilbernen Schaalen, die Meſſer, Trinkhörner, die koſtbaren Decken und alle ſonſtige Gegenſtände der Pracht und des Schmuckes, die gebraucht worden waren, als Gaſtgeſchenk in des Kaiſers Kammer, und ſein Gefolge ward nach Verhältniß mit eben ſo reichen Gaben bedacht.

Dieſe Zuſammenkunft des Kaiſers und des Polenfürſten, welche, den deutſchen Annaliſten zufolge *), von erſterem rein aus Frömmelei unternommen worden war, hatte in kirchlicher wie in politiſcher Hinſicht für die Zukunft die gewichtigſten Folgen. Einmal wurden bei der Gelegenheit auf einer eigens deshalb zuſammenberufenen Landesſynode die römiſch-katholiſch-kirchlichen Verhältniſſe des Landes erwogen. Polen hatte ſeit 968 ein einziges Bisthum gehabt, das von Poſen (vergl. oben S. 131), und das Chriſtenthum ſo wie die römiſch-katholiſche Kirche hatte ſich über das ganze dermalige Reich verbreitet. Es war auch wohl ſchon die Abtei Meſeritz — ſie kommt beſtimmt beim Jahre 1005 zum erſten Male vor — gegründet, zum Zeichen, daß auch das Mönchthum bereits im Lande feſten Fuß gefaßt hatte. Nun hatte aber Boleſlav ſeit ſeiner Thronbeſteigung die Grenzen ſeines Reiches bedeutend erweitert, theils

*) Die von polniſchen Schriftſtellern unterſtellten, meiſt erlogenen Abſichten und Erfolge ſ. bei Röpell (Geſchichte Polens I. B. S. 111 ff.).

westlich bis nach der Küste der Ostsee hin — Pommern, in den Jahren 995 bis 997, Danzig fällt in seine Hände, und selbst die nächsten Gebiete von Preußen an der Weichsel, z. B. das kulmer Land, scheinen von ihm auf einige Zeit überwältigt worden zu sein — theils nach Osten zu, indem er nicht nur Chrobatien, was sein Vater wenigstens zum Theil schon eingenommen hatte, behauptete, sondern auch wohl noch weiter eroberte, dergestalt, daß er Breslau, daß er Schlesien besaß. Es eröffnet sich mithin uns nun auch über diese Gegenden speciell ein helleres Licht. Schlesien heißt damals Silencia oder Selencia (vergl. pagus Silensis bei Ditmar, pag. 237), hat aber seinen Namen vom kleinen Flüßchen Selense (d. i. der kleinen Lohe) erhalten, das wohl zu irgend einer Zeit die Grenze nach Deutschland zu bildete. Jene Eroberungen durch den christlichen Fürsten konnten nicht allein für diesen als Gewinn gelten, sondern auch für das Christenthum und für die katholische Kirche. Jetzt war es an der Zeit, selbige in den Verband der letztern zu ziehen, sie kirchlich einzurichten. Für die ungeheure Ausdehnung derselben erschien Ein Bischof, Eine Kathedrale nicht genug, und Ein Bisthum zu gering. Der Kaiser stiftete daher für Polen drei neue Bisthümer: in Krakau, in Breslau und für Pommern in (Salz-) Kolberg *), und über allen stehend ein Erzbisthum in Gnesen, zu dessen erstem Verweser er den Gaudentius, den ehemaligen Gefährten des Adalbert, erwählte. Posen blieb mit seinem, bei der Gelegenheit etwas verkleinerten Sprengel unter dem magdeburger Erzstifte. So kamen denn diese slavischen Gegenden in den Verband mit der römisch-katholischen Kirche und folglich auch mit dem deutschen Lande und Volke, mithin kirchlich in die Abhängigkeit von Rom und dadurch vom deutschen Kaiser, wenn und so oft dieser als Protector des Papstthums

*) Bekanntlich hat man früher dieses Factum in Bezug auf Kolberg geläugnet; allein die neuesten Historiker, als L. Giesebrecht, Kannegießer, Barthold und Röpell haben mit allem Rechte solches vertheidigt. Warum sollte nicht Boleslav an die Stiftung eines dortigen Bisthums haben denken können? Es mag nur, wofern es wirklich ins Leben getreten ist, bald wieder erloschen sein, weil die Umstände in Pommern noch nicht günstig genug für das Christenthum waren (vgl. Cod. diplom. Pomeraniae. I. B. S. 24), oder weil Boleslav bald in wichtigere politische Händel verflochten wurde.

ſich gerirte. Auf der andern Seite wurde durch die Errichtung eines Erzbisthumes die Selbſtſtändigkeit und Trennung Polens vom unmittelbaren kirchlichen Verbande mit Deutſchland ausgeſprochen und begründet. Und ſomit griff dieſes religiöſe Moment auch ſchon inſofern hinüber ins Politiſche.

Aber jene Zuſammenkunft hatte zweitens auch einen unmittelbaren Einfluß auf die weltlichen Verhältniſſe. Der Kaiſer des mächtigſten Reiches in Europa macht aus überſpannter Frömmelei eine Reiſe nach dem entfernten Norden, kommt in mönchiſcher Demuth als ein verzweifelnder Sünder zu einem ſeiner Vaſallen, der zwar wohl noch etwas rohen, aber deſto kräftigern Charakters ſein mochte, dem alſo ſolche Selbſterniedrigung und religiöſe Kriecherei des Kaiſers als Charakterſchwäche erſcheinen mußte und der davon wohl einen Schluß auf die Regierung in Deutſchland, auf das ganze Reich machte. Die nächſte Folge davon war, daß ſich Boleſlav zu gut und zu ſtark dünken lernte, um einem ſolchen Reiche und einem ſolchen Oberhaupte ferner als Vaſall zu dienen. Hierzu kam, daß ſich derſelbe durch einen ſolchen Beſuch außerordentlich geehrt fühlte. Und Otto unterließ auch nicht, den Polenfürſten anderweitig gehörig zu honoriren. Der Kaiſer hatte eine beſondere Vorliebe, ja eine gewiſſe Begeiſterung für das antike Römerthum und lebte und webte in dem Gedanken, das ehemalige römiſche Weltreich ſelbſt im Aeußern wieder herzuſtellen. „Hier nun, in Gneſen, an einem Orte, wohin der Fuß keines Römers gekommen, ſtaunend vielleicht über die Macht des Polenherzogs, welche ſich in dem Glanze der Feſte, der Menge des kriegeriſchen Gefolges, das ihm umgab, und in den Siegen zeigte, durch welche er ſo eben nach Norden und Süden ſein Reich erweitert hatte, nannte er jetzt, ſein Verhältniß zu Boleſlav in altrömiſcher Weiſe auffaſſend, den Polen „«des römiſchen Volkes Freund und Bundesgenoſſen»", ſchmückte — wie dieß Alles die polniſchen Chroniſten berichten — deſſen Haupt mit der eignen Krone und verlieh ihm für Polen und für alle von den Barbaren eroberten und noch zu erobernden Lande die kirchlichen Rechte des Reichs"*). „Das Bewußtſein von ſeiner Macht, welches

*) S. Röpell a. a. O. S. 111.

er ſchon hatte, mußte durch dieſes Alles noch lebendiger, thatkräftiger werden," ſelbſt wenn nicht alles Das wahr iſt, was polniſche Schriftſteller davon erzählen. Aber auch der deutſche Thietmar tadelt den Kaiſer, daß er den Slavenfürſten ſo ſtolz gemacht habe. Die Reiſe nach Gneſen hatte demnach allen Anſtrich, höchſt verhängnißvoll für die Zukunft zu werden und — iſt es auch geworden. Boleſlav geleitete zwar Otto III. noch mit großem Gefolge zurück nach Deutſchland, bis Magdeburg, wo beide den Palmſonntag des Jahres 1000 begingen, ſo daß er noch immer als ein treuer Vaſall deſſelben erſchien. Allein bald werden wir ihn ſeine Farbe wechſeln ſehen. So lange indeſſen Otto III. lebte, blieb er dieſem unverbrüchlich treu, und als jener zwei Jahre nachher (im Anfang des Jahres 1002) noch in Italien war, ſandte Boleſlav an ihn das Geſuch, geiſtliche Männer ihm nach Polen zu ſchicken, welche ſein Volk zum Glauben bekehren ſollten. Otto war bereits damit beſchäftigt, ihm drei Miſſionäre zu ſenden: da ſtarb er (am 24. Januar), und zwar in Rom, in einem Alter von noch nicht zwei und zwanzig Jahren, nach einer beinahe zwanzigjährigen Herrſchaft.

Ueberblicken wir nun noch ein Mal die Thätigkeit des jungen und dabei ſo jung verſtorbenen Kaiſers, vornehmlich in Bezug auf unſern Zweck, in Bezug auf die Verhältniſſe der Deutſchen zu den Slaven: ſo erkennen wir allerdings das anfänglich durchaus unerwartete Reſultat, daß er die zu Ende der vorigen Herrſchaft verloren gegangene Herrlichkeit und Weite des Reiches wieder zum großen Theile in Italien hergeſtellt, und nach Polen hinein ſogar ausgedehnt habe. Er hat es nicht daran fehlen laſſen, gegen die Luitizier, Stoboraner, Welataber oder Wilzen zu Felde zu ziehen, ſo oft dieſe durch ihre Treubrüchigkeit, ihren Ungehorſam, ihre Räubereien und Einfälle ins ſächſiſche Gebiet Veranlaſſung gaben, und ſie derb gezüchtigt. Wenn er auf dieſem Flecke gerade dennoch nichts Erkleckliches ausrichtete, wenn er nicht im Stande war, auf die Dauer hier ſeine Oberherrlichkeit wieder geltend zu machen, die Biſchöfe von Havelberg und Brandenburg wieder in ihre Sprengel einzuſetzen und dem Chriſtenthume und der römiſch-katholiſchen Kirche ihre frühere Ausdehnung

zu verſchaffen: ſo war eines Theils wohl ſeine Jugend, das Ungenügende der ergriffenen Maaßregeln, der Mangel an tüchtigen Markgrafen — ein Gero fehlte ihm, — andern Theils die außerordentliche Tapferkeit und Thatkraft der Wenden, ihre Ausdauer, ihr unbändiger Muth, aber auch ihre ſcheinbare Nachgiebigkeit, ihre Treuloſigkeit und ihre Hinterliſt ihm ein unüberwindliches Hinderniß, das er nicht zu beſiegen vermochte, ſo häufige Verſuche und ſo große Anſtrengungen er auch gemacht. Hier bedurfte es einer längern Zeit — erſt nach hundert und etlichen Jahren iſt die Ausführung möglich geworden; hier bedurfte es kräftigerer Charaktere. Seine vielleicht ſchon angeborne, vielleicht ſchon früh durch ſeine Umgebungen in ihm erzeugte und genährte Neigung zu mönchiſcher Frömmelei, zu ascetiſchen Buß- und Betübungen, ſeine demüthige und wehmüthige Anerkennung wirklicher oder vermeintlicher Sünden und in Folge davon ſeine Selbſterniedrigung, ſogar vor ſeinen Untergebenen, lähmte jegliche innere Kraft, und man kann ſich nur wundern, daß er noch ſo viel hat zu leiſten vermocht, als er wirklich geleiſtet. „Doch gab es einen Punkt, wo dieſe myſtiſch-ascetiſche Anſicht von der Welt in ihm praktiſch wurde und mit ſeinen politiſchen Beſtrebungen zuſammenfiel. Wenn er die Erneuerung des römiſchen Reiches in dem Sinne verſtand, das es den ganzen orbis Romanus umfaſſen ſollte, ſo wollte er doch nur über ein chriſtliches Reich herrſchen. Deßhalb beförderte er vor Allem Miſſionen in die heidniſchen Länder. — Und im Allgemeinen kann man nicht anders ſagen, als daß der Impuls, welchen Otto's Religiöſität dem chriſtlichen Sinne ſeiner Zeit auf die Bekehrung der heidniſchen Völker gab, noch lange fortwirkte und die herrlichſten Früchte trug. So weit ſich dieſelbe auf die Gegenden der ſarmatiſchen Tiefebene an der Oſtſee hinauf bis nach Rußland bezog, ſcheint der Bund Otto's mit Boleſlav von Polen von entſcheidender Bedeutung geweſen zu ſein. — Alle Tendenzen der folgenden Jahrhunderte waren angebahnt; vielleicht, hätte Otto's Sinn eine geſundere Anſicht von der Welt und ihren Forderungen gewonnen, dann hätte die Kraft ſeines Geiſtes, die Tiefe ſeines Gemüthes, die Großartigkeit ſeiner Unternehmungen

ihn den ausgezeichnetſten der Fürſten unſres Vaterlandes beigeſellt"*).

Ueberdem war es übel, daß er ſeiner Erziehung nach fern ſtand, entfremdet war ſeinem eigenen Volke. Geboren von einer griechiſchen Mutter, hatte er von Jugend auf griechiſche Bildung genoſſen, und von der ſcheinbaren Höhe derſelben herab verachtete er das Vaterländiſche. Er war ganz und gar dem Boden entrückt, auf dem ſonſt die ihrem Volke in Sprache, Sitte und Recht nahe ſtehenden deutſchen Fürſten zu fußen pflegten. „Wir wollen," ſchreibt er einſtens an Gerbert, „daß Ihr die ſächſiſche Roheit verabſcheut, wohl aber unſere griechiſche feinere Bildung zu dieſem Eifer anſpornt; denn wer nur den Funken griechiſcher Wiſſenſchaft zu wecken verſteht, der wird bei mir einen ſolchen antreffen." Schade, daß er nicht einmal ernſtlich verſucht hat, dieſe antike griechiſche Bildung in unſerm Vaterlande damals gäng und gäbe zu machen und dadurch ſein Volk zu heben. Dem mangelte damals freilich überhaupt der rechte geiſtige wie moraliſche Aufſchwung. Es fing demſelben auch ſchon merklich der nationale Sinn und das nationale Streben an zu ſinken. Die Fürſten und hohen Prälaten fingen an ſich zu fühlen, nach Selbſtſtändigkeit der Macht, nach Erblichkeit ihrer Beſitzthümer zu trachten, und Otto III. war freigebig gegen Weltliche wie gegen Geiſtliche**). Er gab das erſte Beiſpiel, daß er eine den Slaven entriſſene Provinz, mindeſtens zum großen Theile, an einen ſeiner Großen verſchenkte: das war der Markgraf Eckard von Meißen, der bei ihm in beſonderer Gunſt ſtand. Ihm ſoll der Kaiſer ſeine meiſten Lehen, wo nicht, wie man zwar ausdrücklich auch lieſt, die Mark ſelbſt, in Erbeigenthum verwandelt haben. So lange nun Otto noch lebte, bildete er doch noch einen Vereinigungspunkt der getrennten Intereſſen und einen Dämpfer des emporſtrebenden Ehrgeizes und des Ringens nach Selbſtſtändigkeit. Eben ſo war es mit ſeinem Verhältniß zu den ſlaviſchen Fürſten, die ſeine Vaſallen waren, wie der Herzog von Böhmen und Mähren, der Herzog

*) Vgl. Wilmans a. a. O. S. 139 f.

**) Thietmar pag. 94: tempore eo non fuit ullus largior ac per omnia clementior illo.

von Polen: sie blieben ihm treu und unterthänig, aber wohl mehr wegen seiner Gutmüthigkeit und wegen der vielen Gnadenverleihungen, die er ihnen zu Theil werden ließ. Unzuverlässiger waren die Fürsten der Obotriten; doch bequemten sie sich nothgedrungen in das Joch der deutschen Herrschaft und der römisch-katholischen Kirche. Dagegen sind die Slaven an der Mittelelbe, die Welataber (Wilzen) und Luitizier, frei und herrnlos wie sie waren, durchaus nicht zu bändigen gewesen, so oft auch Otto gegen sie zu Felde gezogen und sogar tief in ihr Land eingedrungen war. Diese seit Karl dem Großen meist gewöhnlichen Maaßregeln waren für sie zu schwach, zu wenig nachhaltig, und so kam es denn, daß sie nicht nur bei ihrer Treulosigkeit fortwährend aufstützig wurden, Gehorsam und den Zins dem Kaiser und der Kirche verweigerten, sondern auch noch obendrein so kühn und frech waren, unaufhörliche Einfälle und Raubzüge in das ihnen benachbarte Sachsenland zu machen. Die Deutschen mögen unglaublich dadurch gelitten haben: die ewige Unruhe und Besorgniß, die stete Unsicherheit des Eigenthumes, die häufigen Verluste an Habe und Gut und auch an Menschenleben mußten diesen Zustand höchst widrig machen, und wer sollte es den Deutschen verdenken, wenn sie auch zu harten Maaßregeln griffen? wenn sie die feindlichen Länder rundum verwüsteten, das Leben der Wenden nicht schonten, ganze Familien derselben, welche durch ihre Heimtücke die Freiheit verwirkt, zu Sklaven machten und sogar die einzelnen Glieder derselben zerstreuend verkauften?*) Ihre Langmuth, wenn man solches nicht Schwäche nennen will, war sonder Gleichen. Sie hätten schon jetzt jene energischern Maaßregeln ergreifen, die später ein Heinrich der Löwe, ein Albrecht der Bär, oder diejenigen wiederholen sollen, welche ein Heinrich der I. oder ein Otto der Große früher in Anwendung gebracht hat. Aber was war die Folge dieser ewigen Neckereien und Züchtigungen, dieser ununterbrochenen Feindseligkeiten? Der Nationalhaß ward immer heftiger, die gegenseitige Erbitterung größer.

*) Thietmar pag. 56. Sclavonicae ritu familiae, quae accusata venundando dispergitur.

Unter ſolchen ungünſtigen Umſtänden ward der deutſche Thron ſo unverhofft und darum ſo unvorbereitet erledigt. Können wir Anderes als Schlimmes für Deutſchland erwarten? Und der Mann, welcher zum Oberhaupte gewählt wurde, war nicht der Mann, der die Herrlichkeit des Reiches hätte aufrecht erhalten, geſchweige denn vermehren können. Mehrere Fürſten bewarben ſich, weil Otto III. bei ſeinem Leben keine Anordnungen über die Nachfolge getroffen hatte, um den erledigten Thron, unter ihnen vor allen der Herzog von Baiern, Heinrich, aus ſächſiſch-ludolfingiſchem Geſchlechte, ein naher Verwandter Otto's III., der letzte ſeines Hauſes. Und die meiſten deutſchen Großen und Prälaten fielen ihm zu, weil ihnen das Erbrecht vorgeltend erſchien*).

Heinrich II. Von 1002—1022.

Heinrich iſt weder zu ſeinem noch zu des Vaterlandes Glück zur Regierung gelangt, wohl aber zum Glück der deutſchen Nationalfeinde, der Slaven. Wären nicht ſpäterhin beſſere Zeiten für die Germanen eingetreten, — es wäre Alles verloren gegangen, was ein Heinrich I., ein Otto der Große mit ſo großer Anſtrengung und Glorie errungen und die nachfolgenden beiden Herrſcher mit aller Mühe nothdürftig behauptet hatten. Er war kein energiſcher Charakter, der die Stürme des Reiches im Innern und an den Grenzen hätte auf die Dauer beſchwichtigen und dem deutſchen Volke und Reiche jene Ruhe und jene Einheit verleihen können, die demſelben ſeine angeborne intenſive Kraft geſtählt und ihm und dem Auslande zum Bewußtſein gebracht hätte. Thätigkeit kann man Heinrich II. nicht abſprechen: er zog bald da bald dorthin, wohin es die Umſtände heiſchten, und lag den Staatsgeſchäften und den Kriegen perſönlich mit Eifer ob, darin ſeinen Vorgängern aus ſächſiſchem Hauſe nachſtrebend**). Allein er war nicht intelligent genug, um ſelbige richtig zu erfaſſen, ſeine

*) Die Sachſen riefen auf der Verſammlung zu Werla: Heinricum... jure hereditario regnaturum.

**) Vgl. Thietmar pag. 13: Quicquid in his (Heinrico I. et successoribus suis) laudatur, ab aequivoco ejus — — diligenter servatur et post, ut vereor, finitur.

Anſchläge glücklich durchzuführen und die Sachen ſo beizulegen, daß ſie aufs Strengſte, auf immer geordnet geweſen und geblieben wären. Daher ewige Unruhen im Reiche ſelbſt, ewige Kämpfe an den Grenzen, namentlich in den ſlaviſchen Marken. Somit wird denn auch die Geſchichte dieſes Kaiſers keine großartigen Anſchauungen darbieten, ſondern ſich verflachen in die Darſtellung von ewigen Hin- und Herzügen ohne Nachhaltigkeit und ohne romantiſches Intereſſe.

Nächſt ihm hatte der mächtige und wohlangeſehene Markgraf von Meißen, Eckard, dem nach gemeinſamer Wahl des ganzen betreffenden Volkes in Thüringen auch die herzogliche Würde zu Theil geworden war, ſich um das Königthum in Deutſchland beworben, und durch ſeine vortheilhaften perſönlichen Eigenſchaften — er war tapfer und klug — wäre er deſſelben nicht unwürdig geweſen. Eiferſüchtige Widerſacher jedoch, die Söhne des Grafen Siegfried von Nordheim, überfielen ihn bei Nacht, als er zu Pölde (im Hannöverſchen) weilte, erſchlugen ihn (am 30. April 1002) und befreiten ſo Heinrich II. von einem gefährlichen Gegner.

Dieſer Gegner war aber anderweitig in ſeiner Markgrafſchaft Meißen ein gewaltiger, tüchtiger Verwalter derſelben geweſen und hatte die Slaven in ſeinem Gebiete und die fürſtlichen Vaſallen des Kaiſers in Böhmen und Polen gehörig in Schach gehalten. Kaum iſt daher die Kunde von ſeinem Tode zu Boleſlav nach Polen gedrungen, als dieſer eiligſt ein Heer zuſammenzieht, die ganze Mark des Grafen Gero, ſo weit ſie auf dem rechten Elbufer liegt, das Land der Luitizier, beſetzt, dann ſüdwärts ſich wendet, durch Verrath Bautzen einnimmt mit der ganzen dazu gehörigen Umgegend, dann wieder weſtlich bis zur Elbe vorrückt und Strehla's ſich bemächtigt. Dann berennt er die Burg Meißen und verſteht einen Theil der Bewohner derſelben, wahrſcheinlich doch den ſlaviſchen oder ſlaviſch geſinnten, durch Geld zu gewinnen. Graf Hermann, der Sohn Eckard's und Nachfolger deſſelben, iſt eben abweſend: er iſt verreiſt, um ſeinen gemordeten Vater beſtatten zu helfen. So nehmen denn die unruhigen Beſtochenen eines Tages die Gelegenheit wahr, als der größte Theil der Burgmannſchaft auf Fouragirung ausgezogen, und

dringen unter der Anführung eines Grafen Gunzelin, eines Verwandten Boleslav's, in die Vorstadt, überwältigen dann auch die Feste selbst und gewähren den Belagerten allein freien Abzug. Darauf senden sie Boten an den Polenfürsten und entbieten ihn zu sich und öffnen ihm die Thore. Diesem steht nun das ganze Land bis zur weißen Elster offen, und er nimmt es ein und sichert es durch Besatzungen. So war, für den Augenblick wenigstens, selbst das Gebiet für die Deutschen verloren, was einst Heinrich I. erobert hatte und ihnen bis daher doch noch verblieben gewesen, und bereits schon unter allen slavischen Eroberungen wohl am meisten mit deutschen Ansiedlern besetzt und christianisirt war. Man sieht, es war nahe daran, daß die Slaven ganz wieder die alten Grenzen ihres ehemaligen Gebietes einbekamen. Es war ein wichtiger Moment in der Geschichte beider Völker und in ihrem Weltkampfe unter einander. Es stand die glorreiche bis zur Oder, bis zur Warthe erweiterte Macht, der Ruhm der deutschen Waffen, die Ehre der Nation, das Gebiet und Einkommen des Staatsoberhauptes, vieler vornehmen Beamten, vieler hohen Prälaten und geistlichen Stiftungen theilweise oder im Ganzen auf dem Spiele, und mehr noch denn dieses Alles die lichtvollen und glänzenden Erfolge, welche der Weltkampf zwischen den beiden Nationen in den nachkommenden Perioden zu Wege gebracht. Und Boleslav war ganz der Mann, der von slavischer Seite diesen Umschwung der Dinge bewerkstelligen konnte. Er war muthig, kühn — daher eben sein Beiname, den er in der Geschichte führt, Chrobri, d. i. der Kühne, der Gewaltige, der Großherzige — entschlossen, tapfer, thätig, klug, verschmitzt, politisch schlau; er verstand vortrefflich die Umstände und die Personen zu würdigen und zu nehmen und für seine Zwecke zu benutzen, zu rechter Zeit mit Kraft und dann wieder zu andrer Zeit mit Nachgiebigkeit aufzutreten. Seinem Volke imponirte er nicht bloß als rechtmäßiger Erbe der fürstlichen Gewalt, sondern auch und hauptsächlich durch seine Intelligenz, durch seinen aufstrebenden, Andere mit fortreißenden Geist, durch seine rastlose Thätigkeit, durch seine die Ehre und die Macht der Nation fördernden Handlungen und Thaten. Er lehrte sein Volk sich fühlen.

Daſſelbe war von dem Vorgänger Boleſlav's eingeführt worden aus einem Zuſtande allgemeiner Roheit, iſolirter Beſchränktheit, politiſcher Dunkelheit und Unbedeutenheit in den Verkehr mit dem kirchlich und politiſch gebildeten Abendlande, dem Träger einer erneuerten oder ſich erneuernden Weltcultur. Boleſlav hatte dieſes Verhältniß nicht wieder abgebrochen, ſondern im Gegentheil noch feſter geknüpft: er ſtand wie ſein Vater noch immer als Dienſtmann unter dem deutſchen Könige; er war dem Chriſtenthume, der römiſch-katholiſchen Kirche zugethan; er war durch Familienbande mit deutſchen Fürſten verbunden; er hatte ſich überhaupt der germaniſchen Bildung angeſchloſſen. Im Innern ſeines Reiches, das bereits von den Quellen der Weichſel bis zu deren Einfluß ins Meer, von Krakau bis Danzig, ſich ausdehnte, treten bereits Städte, Burgen u. ſ. w. hervor; es iſt ferner in civiliſtiſcher, kirchlicher, militäriſcher Hinſicht geordnet zu einem fötmlichen Staate. Zur Sebſtſtändigkeit deſſelben fehlt nur, daß er ſich vom deutſchen Vaſallenthum losſagt und den Titel eines Königs oder eines unumſchränkten Herrſchers annimmt. Er iſt mit der militäriſchen Taktik der Deutſchen vertraut geworden durch den langen Verkehr mit denſelben; als Slave und Herr eines ſlaviſchen Volkes dürfte er ſich nur an die Spitze der Slaven gegen Deutſchland hinſtellen, und Alles würde ihm zufallen; er dürfte nur eine Coalition der vereinzelten Stämme zu Stande zu bringen ſuchen, und es würde eine Macht erſtehen, die nicht bloß den unterjochten Stämmen die Freiheit wiederzugeben, ſondern auch den Deutſchen eine imponirende Kraft entgegen zu ſtellen vermöchte, wenn ſie wagen ſollten, die ſie von ihnen trennenden Naturgrenzen zu überſchreiten und ſie mit Beknechtung zu bedrohen.

Den Deutſchen konnten dieſe für ſie ſo ungünſtigen Verhältniſſe nicht unbekannt und unbeachtet bleiben: hierzu waren ſie zu bedrohlich. Als daher Boleſlav jene Länder bis zur weißen Elſter einnahm, thaten ſich die ſächſiſchen Großen zuſammen, um ihm entgegen zu treten. Wohl mochte er einſehen, daß es noch nicht an der Zeit wäre, offen den Kampf zu beginnen: er war alſo klug, ſpielte den Friedfertigen, den durch ihre feindſeligen Maaßregeln Betroffenen. Als ſie da-

her ihm entgegen rückten, ſendet ihnen der Schlaue einen Abgeordneten entgegen, der ihnen betheuern mußte, er habe ſolches unternommen mit Gunſt und Erlaub des Herzogs von Baiern, Heinrich; er wolle in keiner Art den Bewohnern der beſetzten Länder Schaden zufügen, und wofern Heinrich im Reiche je zur Herrſchaft gelangte, würde er deſſen Geboten in Allem willfahren; wo nicht, ſo würde er gern, was ihnen dann beliebte, thun. Die deutſchen Fürſten glaubten den trügeriſchen Worten, mochten auch vielleicht durch Geld gewonnen ſein. So begaben ſie ſich denn zu ihm perſönlich hin wie zu ihrem Herrn, um ihm ihre Huldigung darzubringen, und tauſchten ſo für die ihnen angeborne Ehrenhaftigkeit demüthige Unterwürfigkeit und unwürdige Dienſtbarkeit ein. Vor der Hand blieb demnach der Polenfürſt im Beſitze der Marken.

In der Zeit geſchah es wohl auch — die Nachricht davon ſteht freilich ſehr vereinzelt und hat auch ſonſt manche auffallende Seiten, ſo daß ſie ſchon mehrfach bezweifelt worden iſt*) — daß die Wenden (die Luitizier) ſich wieder auf der linken Seite der Mittelelbe in der ſogenannten Altmark verbreiteten. Ein ſlaviſcher Edler aus der Brandenburg nehmlich, Namens Wilk oder Wulk, d. i. Wolf, war früher auf gut Glück zu den Pommern gegangen und daſelbſt zu hohen fürſtlichen Ehren gelangt; nachmals aber aus dem Lande getrieben, hatte er ſich zu dem Könige der Dänen, d. h. wohl zu einem däniſchen Jarl, in dem den Dänen an der Küſte der Oſtſee unterworfenen Wendenlande, begeben, war von demſelben wohl aufgenommen worden und hatte deſſen Tochter geehlicht. Aber des Jarls Söhne fürchteten durch ihren kriegeriſchen Schwager bei dem etwanigen Abſterben des erſtern aus dem Erbe der Herrſchaft verdrängt zu werden: Wilk wurde alſo von ihnen angegriffen und gezwungen, das Land zu verlaſſen. Nachmals kehrte er aber doch wieder, als ſein Schwiegervater geſtorben war, beſiegte ſeine Schwäger, erſchlug ſie und wurde mit Aller Zuſtimmung Herr des

*) Vgl. Riedel: die Mark Brandenburg I. B. S. 21. Dagegen L. Gieſebrecht: wendiſche Geſch. II. B. S. 7 f. Die Quelle iſt die Vita Viperti cap. I.

Landes. Das Glück lächelte ihm in häufigen Fehden: er erweiterte sein Gebiet, besaß unter andern die Stadt Posduwlc (Wolfsstadt), und als der Zustand des deutschen Reiches nach Otto's III. Tode ihm Gelegenheit gewährte, zog er über die Elbe und gewann durch Krieg das balsamer Land, das er dann nachmals einem seiner Söhne, dem Wigbert, überließ. Es ist wahrscheinlich, daß, in dieser Periode der Unsicherheit, der Bischof von Hildesheim darum von dem Kaiser die Erlaubniß bekam, an der Aller eine Burg zu erbauen „zur Verwahrung und zum Schutze gegen die Einfälle und Verwüstungen der treubrüchigen Slaven." (Vergl. v. Raumer's Reg. No. 421.)

Zu gleicher Zeit regten sich die Wenden an der untern Elbe (die Obotriten und Wagrier). Sie fühlten sich durch die christlichen Amtleute *), mehr als recht war, bedrückt und glaubten das Joch der Knechtschaft abwerfen und sich in Freiheit setzen zu müssen. Ihre Fürsten waren dazumal Mitzidrog und Mistrowoi, unter deren Leitung der Aufstand entbrannte und die Rebellen das ganze Nordalbingien mit Feuer und Schwert verwüsteten. Anfangs scheinen sie gegen die Kirche und das Christenthum nichts beabsichtigt zu haben: wenigstens hatte Mistrowoi während des Krieges seinen Kapellan bei sich. Nachmals aber, weil der Fanatismus der Menge Weltliches und Religiöses vermengte, zogen sie durch das übrige Slavenland, verbrannten alle Kirchen und zerstörten sie bis auf den Grund und ließen auf der rechten Seite der Elbe keine Spur des Christenthums übrig. Die Metropole Hamburg wurde eingenommen und viele Einwohner daselbst aus Haß gegen das Christenthum getödtet. Die Priester im Lande umher nebst den übrigen Kirchendienern mußten unter mancherlei Martern die Seele aushauchen. Am ärgsten verfuhren die Wuthentbrannten in Oldenburg: die Priester wurden hier größtentheils auf der Stelle niedergehauen; sechszig aber, unter ihnen der Propst Oddar, sparten sie zu noch größern Qualen auf: sie schnitten ihnen das Zei-

*) So übersetzt ganz richtig L. Giesebrecht a. a. O. das lateinische: christiani iudices.

chen des Kreuzes auf den Köpfen ein, banden ihnen die Hände auf den Rücken und trieben sie so unter Schlägen und andern Mißhandlungen von Ort zu Ort, bis ihnen der Athem ausging (2. Juni). Aehnliches soll damals in verschiedenen andern Gegenden vorgefallen, und Unzählige den Märtyrertod erlitten haben.

Während dieser Vorgänge an der Mittel- und Niederelbe hatte der Weltkampf um den deutschen Thron sein Ende gefunden: in Merseburg hatten die Edeln und höchsten Prälaten des deutschen Volkes den 24. Juli Herzog Heinrich zum Könige gewählt, gemäß dem Rechte der Verwandtschaft*). Und wer sich dabei auch einfand und ihm die Huldigung als Dienstmann leistete, war Boleslav. Ihm lag besonders daran, im Besitze des Eroberten verbleiben zu dürfen und dazu die königliche Einwilligung zu erlangen. Er bot daher bedeutende Geldsummen für den Besitz der Burg Meißen, die natürlich ihm zur Behauptung seiner Eroberungen den wichtigsten Vorschub leistete, deren Verlust für die Deutschen auch hätte den Verlust der betreffenden Länder herbeiziehen müssen. Schlau genug war der Plan angelegt. Allein von Seiten des Königs ward eine solche Veräußerung, wie sie es auch war, für unvortheilhaft befunden, und Boleslav mit seinem Ansinnen zurückgewiesen. Dagegen erlangte er doch, daß der feste Platz seinem nahen Verwandten (Bruder) Gunzelin übergeben wurde, während er selbst sogar die Gegenden der Luitizier und Milziener herausgeben mußte**). Die erstere scheint der frühere Inhaber, Markgraf Gero II., wieder erhalten zu haben, die letztere blieb, von der dem Markgrafen Gunzelin übertragenen Markgrafschaft Meißen getrennt, einstweilen noch der weitern Verfügung des Königs vorbehalten, die auch im folgenden Jahre (1003) noch nicht erfolgt war, wie man aus dem An-

*) Vgl. Chron. Halberstad. pag. 23. ed. Schatz. Es sagt bezeichnend: Hinricus dux Bawariae, ad quem summa imperii pertinebat ex propinquitate generis regum priorum.

**) In Thietmar V, 10. ist die hierauf beziehliche Stelle dunkel, indem die Beziehung des Pronomens sibi zweifelhaft (vgl. L. Giesebrecht a. a. O.). Der grammatischen Construction nach müßten die Worte heißen: während er selbst das Gebiet der Lausitzer und Milziener wiederbekam. Allein dieser Sinn widerspricht anderweitigen Beziehungen. Sollte nicht sibi für a se stehen? Dann wäre jede Schwierigkeit gehoben.

erbieten des Königs gegen den Polenherzog, nachdem dieſer das Land von neuem beſetzt hatte, erſieht (ſ. nachher).

Allein ſchon in Merſeburg kam es zu ernſten Händeln zwiſchen den Polen und Deutſchen, die jedes gute Verhältniß hinderten und ſtörten. Als Boleſlav unter der Begleitung eines Grafen Heinrich die Stadt verlaſſen wollte, reichlich beſchenkt vom Könige, und mit deſſen Erlaubniß, lief ohne des Königs Befehl und Wiſſen eine bewaffnete Menge zuſammen und ſtürzte ſich auf ihn los. Mit Mühe brachte ihn der Graf zum äußern Thor hinaus, das geſprengt werden mußte. Von den ihm folgenden Soldaten wurden einige durch die ſie überwältigende Menge geplündert, einige aber ſtark verwundet und entrannen nur mit Hülfe des Herzogs Bernhard dem Tode. Dieſe nehmlich zogen ſich, wahrſcheinlich aus Furcht vor dem Pöbel, in die königliche Pfalz bewaffnet, und auf das Geheiß, dieſelbe zu verlaſſen, weigerten ſie ſich. Aus dem Grunde liefen ſie, durch ihre eigene Schuld, Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Boleſlav meinte nun, das Ganze ſei geſchehen in heimlicher böſer Abſicht, rechnete ſolches dem Könige zu und faßte darüber ſchweren Groll. Er empfahl ſich daher Heinrich II., verſprach ihm feſt ſeine Hilfe, wofern er deren jemals bedürfe, und reiſte eilends der Heimath zu. Aber von dem Tage ab, wo er ſeine Unterwürfigkeit beſchworen, begann er auch auf böſe Rathſchläge zu ſinnen und ſelbige nach Möglichkeit in Ausführung zu bringen. Er veranſtaltete eine Unterredung mit Heinrich von Schweinfurt, einem Gegner des Königs, und ſagte demſelben jegliche Unterſtützung zur Ausführung ſeiner Anſchläge zu. Und als er auf dem Wege nach der Stadt Strehla kam, ſteckte er ſelbe ſofort in Brand und führte eine große Menge Einwohner mit ſich hinweg. Zurück aber nach Merſeburg ſchickte er einige Abgeordnete und ſuchte durch dieſelben dem Könige zu entfremden, wen er nur vermochte. Als ſolches bald darauf zu den Ohren Heinrich's gelangte, bat der ſeine Vertrauten inſtändig, daß ſie die geheimen Umtriebe des Polen erkunden und wo möglich deſſen Emiſſäre einzufangen ſuchen ſollten. Den weitern Verlauf der Sache ſelbſt melden uns die Quellen nicht; aber das Traurige ſehen wir Deutſche dar-

aus, daß ſchon damals die deutſche Treue wankte und für Beſtechungen und andere Verlockungen zugänglich ward. Für den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt und für die ganze Partei, welche ſich demſelben angeſchloſſen, war die Verbindung mit Boleſlav von nicht geringem Gewicht; ſie ward es noch mehr, als der Polenfürſt auch die Hand nach dem Beſitze von Böhmen ausſtreckte und ſolches wirklich in ſeine Gewalt bekam.

Hier in dieſem Lande hatte ſeit 999 Herzog Boleſlav Rothhaar geherrſcht, ein Dienſtmann des deutſchen Königs oder Kaiſers. Durch Grauſamkeiten aller Art hatte er ſich bei ſeinen Unterthanen verhaßt gemacht. Im Jahre 1002, im Sommer, kam es zu einer allgemeinen offenen Empörung. Die Böhmen riefen einen Polen, Wladiwoi, herbei zur Uebernahme der Regierung. Boleſlav ſah ſich genöthigt, das Land zu meiden und floh zu Heinrich von Schweinfurt. Dieſer hielt ihn anfangs als einen Gefangenen, darauf entließ er ihn zu Boleſlav dem Polenfürſten, ſeinem Verbündeten. Dem gegenüber ſuchte Wladiwoi ſeine Herrſchaft dadurch zu ſichern, daß er ſich dem deutſchen Könige in die Arme warf, dann als Vaſall den Eid der Treue leiſtete und die Beſtätigung als Herzog von Böhmen erlangte. Indeſſen raffte ihn ſchon im Jahre darauf (1003, zu Anfange) der Tod hinweg, und nun riefen die Böhmen die Gebrüder Boleſlav Rothhaar's, Ulrich und Jaromir, welche ſchon früher vor jenem hatten aus Böhmen weichen müſſen — ſie waren nach Deutſchland geflohen — zum Throne.

Während deſſen kommt Boleſlav, der Polenfürſt, mit einem zahlreichen Heere und führt mit Gewalt den Boleſlav Rothhaar nach Prag zurück. Jaromir muß von neuem flüchten, und die Böhmen ſind gezwungen, ihren alten gehaßten Herrn wieder aufzunehmen und anzuerkennen. Dieſer läßt nun ſeiner Rache freien Lauf. Aber ſolche ungezähmte Grauſamkeit gereichte ihm bald zum Verderben, und zwar eben durch den, welcher ihn nach Böhmen zurückgeführt hatte. Die Böhmen wandten ſich an Boleſlav Chrobri ſelbſt um Hilfe. Und das kam dieſem nicht unerwünſcht. Boleſlav läßt den Böhmenherzog bei einem Gaſtmahle gefangen nehmen, blenden

und nach Polen abführen, eilt dann mit einem Heere nach der Hauptſtadt Böhmens, wird dort freudig empfangen und — nimmt das Land für ſich in Beſitz. Natürlich betrachtet er nun auch die dazwiſchen liegenden Länder, die der Milziener, als ſeine Beute. Das Polenreich ward ein großes, mächtiges Reich, aber für ſeine Jugend zu groß, zu umfangreich, mit zu weit ausgedehnten Grenzen. Und wenn Boleſlav wirklich ein wahrer Karl der Große geweſen wäre: er hätte es nicht gegen ſeine feindlichen Nachbarn genügend vertheidigen können. Nun kam aber hierzu noch der Unwille und der Haß über die ſo ungerechter Weiſe vergrößerte Herrſchaft, ſelbſt bei den Slaven, und machte die geſteigerte Macht ſogar unſicher in ihren Grundfeſten. Und der deutſche König? — Er ſah mit Beſorgniß und mit Verdruß den Zuwachs des Gebietes ſeines Widerſachers. Indeſſen im erſten Augenblicke gebot die Klugheit Nachgiebigkeit und Schonung. Die Feindſchaft zwiſchen ihm und Heinrich von Schweinfurt kam eben zum offenen Ausbruch. Für beide Parteien mußte ein ſo mächtiger Fürſt, wie Boleſlav, der von ſeinem jetzigen Ländergebiete aus eben ſo nahe Franken und Baiern wie Sachſen bedrohte, von größter Wichtigkeit erſcheinen. Es kann daher nicht befremden, wenn ſelbſt der König Heinrich ſeine Geneigtheit ſuchte. Er ſandte Boten an ihn und ließ ihm ſagen: wolle ſich der Polenherzog nicht abgeneigt finden, von ihm, dem Könige und Lehnsherrn, das neuerdings eroberte Land nach altem Brauch als Lehn zu nehmen und ihm zu huldigen und ſich als treuen Dienſtmann zu erweiſen, ſo werde ihm der König willfahren und ihn im Beſitze von Böhmen beſtätigen; im entgegengeſetzten Falle werde er ihn mit den Waffen heimſuchen. In ein ſolches Anerbieten ging der ſich fühlende Boleſlav nicht ein, ſondern ſandte im Gegentheil Hilfstruppen ſeinem Bundesgenoſſen, dem Herzoge von Schweinfurt, und zugleich fiel er in eigner Perſon mit einem Heere in die deutſchen Grenzlande ein.

Seinen alten Verbündeten, den Luitiziern, mißfiel gewiß ebenfalls jene ſo unrechtmäßig geſteigerte Macht: ſie mochte bei ihnen die Beſorgniß erregen, daß Boleſlav auch über ſie herfallen und ihnen ihre Freiheit rauben könnte. Und er war

Christ, sie Heiden. Hatte er sie doch schon von zwei Seiten umstrickt, im Norden wie im Osten. Jetzt nun war er mit dem Könige der Deutschen zerfallen. Das war ihnen wohl ein Grund, sich diesem anzuschließen. Heinrich II. feierte im Jahre 1003 das Osterfest zu Quedlinburg. Dahin sandten sie demnach Botschaft, selbst die Redarier, und die Luitizier überhaupt. Der König nahm sie wohlwollend auf, beschwichtigte sie, die bis dahin aufsässig gewesen, und machte sie aus Feinden zu seinen größten Freunden. Zum Markgrafen der Nordmark erwählte er nach dem Tode Lothar's dessen Sohn Wernher, während Gero II. noch immer der Ostmark und somit auch der Lausitz vorstand. Und so konnte Heinrich seitdem nun wieder in Beider Gebieten Schenkungen machen, z. B. an einen gewissen Volkmar im Gebiete von Zerbst (1003), an das St. Mauritiusstift in Magdeburg die Burgwarte Driezel im Gau Moraziani. Sie entrichteten ihm jährlichen Tribut und stellten Hilfstruppen für den Fall eines Krieges, und unter der deutschen Herrschaft befanden sie sich besser, freier als unter der ihrer eigenen Gebieter. Aus Leibeigenen konnten sie im Soldatendienste, zeichneten sie sich aus, freie Leute werden*); auf besondern Landtagen wurden ihre größern Streitigkeiten geschlichtet, ihre Privatsachen dagegen blieben den besondern Gemeinden überlassen. Der letztern mochten nun freilich, dem Charakter der Nation gemäß, auch in dieser Zeit gar viele sein. Wenigstens wird von zahlreichen glücklichen Fehden berichtet, die jener Wilk, doch nur in seiner Sphäre, nicht mit den Deutschen, bis in sein hohes Alter geführt habe, welche ihn bei dem Volke in so großes Ansehen gebracht, daß man ohne seine Gegenwart sich keines Sieges erfreuen, mit ihr nie glaubte dessen verlustig gehen zu können.

In jener Zeit war es wohl auch, wo der Herzog Bernhard wieder die Obotriten zum Gehorsam zurückführte durch große Verluste, die er ihnen beibrachte. Vermuthlich aber erfolgte das Ende des Aufstandes dieses Volkes erst wirklich mit oder nach dem Tode seines Urhebers, Mistewoi, und der-

*) Die merkwürdige Stelle bei Thietmar VI. S. 152, liefert einen treffenden Beweis: hi milites quondam servi nostrisque iniquitatibus [schlechte (?) politische Maaßregeln] tunc liberi.

ſelbe ſtarb um dieſe Zeit in Wahnſinn. Mit der Herrſchaft der Deutſchen kehrten dann auch die kirchlichen Anſtalten wieder. Der Biſchof von Oldenburg, damals Reginbert, ſcheint ebenfalls dahin zurückgegangen zu ſein. Von einer Wiederherſtellung des havelberger Bisthumes dagegen verlautet nichts, obgleich immer nach dem Abſterben des einen Biſchofs ein anderer gewählt wurde, aber als episcopus in partibus infidelium, als Biſchof, ohne ſeinen Sprengel wirklich verwalten zu können. Das brandenburger taucht nach einigen Jahren erſt wieder auf, wie wir nachher ſehen werden. Das magdeburger Erzſtift wurde für ſeine anderweitigen Verluſte bald reichlich bedacht durch Schenkungen auch im Slavenlande. Es ſchien alſo doch, wie wenn die von Otto dem Großen begründeten kirchlichen wie politiſchen Einrichtungen hier wieder ſollten Raum gewinnen. Nur um die ſüdlichen Marken galt es erſt zu ſtreiten mit den Polen. Ein damals um ſo ſchwieriger Kampf für den deutſchen Fürſten, weil er zu gleicher Zeit mit Feinden im Reiche ſelbſt zu thun hatte.

Heinrich zog zuerſt (1003 im Sommer) gegen den Markgrafen von Schweinfurt und verjagte ihn aus Franken. Der flüchtete nach Böhmen. Während deſſen machte ſein Verbündeter Boleſlav einen Verſuch, dem Könige eine Diverſion zu bereiten, und trachtete Meißen in ſeine Gewalt zu bekommen. Er forderte den Markgrafen Gunzelin, ſeinen Bruder, auf, er ſollte, ſeinem frühern Verſprechen gemäß, ihm die Feſte überliefern. Dieſer indeſſen lehnte den Antrag ab, freilich nicht aus Treue gegen den König, ſondern aus Furcht vor den Kriegsleuten deſſelben, die um ihn und in ſeiner Nähe waren und ihm beim Eingehen in die Umtriebe des Polen Leben und Eigenthum gefährdeten. Boleſlav mußte zufrieden ſein, den lomatzſcher Gau auf dem linken Elbufer zu verwüſten. Um ihn dafür zu beſtrafen und das Land der Milziener ihm wieder zu nehmen, entbot der König noch zu Ende deſſelben Jahres (den 25. December) ſeine Thüringer und Sachſen zu einem Feldzuge für das künftige Jahr nach dem Lande der Milziener. Schon bald nach dem zweiten Februar brach man auf, der König an der Spitze. Derſelbe wollte die Burgen, welche Boleſlav beſetzt hatte, erobern. Aber ein

ſtrenger Winter hemmte die Unternehmung. Man ließ die feſten Plätze bei Seite, verheerte das offene Land unter großem Blutvergießen und unterwarf ſich ſo wenigſtens die Bewohner. Darauf ging Heinrich nach Merſeburg zurück, um für den Sommer eine erfolgreichere Expedition zu unternehmen, nachdem er längs der Elbe Grenzhüter angeſtellt hatte, Sachſen zu bewahren und die Raubzüge des Boleſlav abzuwehren, den Polen ſelbſt aber zu beunruhigen. Mittler Weile unterwarf ſich Heinrich von Schweinfurt aus freien Stücken und gewährte ſolchergeſtalt dem König freiere Hand. Derſelbe zog darauf nach Italien. Aber im Juli war er ſchon wieder im nördlichen Deutſchland und rüſtete ſich von neuem und zwar zu einer Heerfahrt gegen Boleſlav ſelbſt. Zu Merſeburg ſammelte ſich die Armee. Ob der Marſch nach Polen oder nach Böhmen gehen ſollte, ward ſtreng geheim gehalten. Der König that, wie wenn er das Erſtere beabſichtigte: er ließ auf der Mittelelbe alle Schiffe zuſammenbringen. Allein plötzlich wandte er ſich mit dem Heere nach Böhmen. Boleſlav hatte es nicht an Vertheidigungsmaaßregeln fehlen laſſen. Aber die Stimmung im Lande war gegen ihn. Als nun Jaromir und Ulrich vor dem deutſchen Heere herzogen, fielen ihnen die Böhmen zu, öffneten freiwillig die Grenzburgen oder erſchlugen die polniſchen Beſatzungen darin. Dem Könige war der Weg nach der Hauptſtadt angebahnt. Dieſe zu retten eilte Boleſlav herbei. Allein ein Aufſtand der Bewohner ſelbſt zwingt ihn mit ſeinen Soldaten den Ort und dann das Land zu verlaſſen. Als Jaromir, Tags nachdem der Pole Prag verlaſſen, dort ankommt, wird er mit Freuden und Jubel aufgenommen und zum Herzog ausgerufen. Er verhieß Verzeihung für alles Vergangene und gelobte die Rechte des Volkes aufrecht zu halten. Bald langte auch der deutſche König an und hieß gut, was geſchehen. Dann zog er, von Jaromir und deſſen Schaaren als Bundesgenoſſen begleitet, unter großen Beſchwerden in die Landſchaft der Milziener und berannte und belagerte Bautzen an der Spree. Die polniſche Beſatzung ergab ſich aber erſt auf ausdrückliches Geheiß des Boleſlav gegen das Verſprechen freien Abzuges. Der König legte eine deutſche Beſatzung in die

Feſte, verſah, wo es nöthig war, die Grenzgrafen mit Verſtärkungen und zog dann heim mit dem übrigen Heere, das von Anſtrengung und Mangel ziemlich erſchöpft war. Aber es war doch mit einigem glücklichen Erfolge gekämpft worden. Um denſelben zu ſichern und wo möglich zu ſteigern, auch weil der Haß gegen Boleſlav noch keineswegs geſtillt war, erging im Sommer des nächſten Jahres (1005) ein neues Aufgebot durch alle Gaue des Reiches. Leitzkau war der Sammelplatz für das Heer. Den 15. Auguſt brach der König ſelbſt von Magdeburg auf, ordnete die Schaaren und rückte mit ihnen ins Feld. Glücklich gelangte er nach Dobrilugk in der Niederlauſitz. Hier vereinigte des Königs Schwager, der Pfalzgraf Heinrich, und der Herzog Jaromir ſich und ihre Schaaren mit dem königlichen Heere. Der König wollte auf geradem Wege nach dem feindlichen Lande; allein vom Polenherzoge beſtochene Wegweiſer führten das Heer irre, ſo daß es erſt nach einem langwierigen Marſche bei der Spree ankam, wo ein Lager aufgeſchlagen ward. Hier zeigte ſich zuerſt der Feind: es kam zu einem Gefechte, in welchem mehrere treffliche Krieger der Deutſchen fielen. Allein es waren doch nur ſchwache Haufen, die der Feind vorgeſchoben: das eigentliche Heer der Polen unter Boleſlav's eigener Anführung lagerte in der Gegend von Kroſſen an der Oder. Dahin rückte der König vor und kam an den Fluß, nachdem Tages zuvor auch die luitiziſchen Hilfstruppen angelangt waren. Man verſuchte eine Schiffbrücke zu Stande zu bringen. Mittler Weile fand man eine Fuhrt, und die Deutſchen ſetzten hinüber; die Polen zogen ſich zurück, die Deutſchen ihnen nach; den 22. September erreichten die letztern die Abtei Meſeritz und bald darauf gelangte man in die Nähe von Poſen, ohne daß es zu einer Schlacht gekommen wäre. Hier, zwei Meilen von der Stadt, ward Halt gemacht. Das Heer vertheilte ſich um zu fouragiren, wobei es durch die im Hinterhalte lauernden Polen, manchen empfindlichen Verluſt erlitt, die nur kleine, aber für die Deutſche um ſo verderbliche Angriffe wagten. Es war dies das erſte Mal, daß das Land von einem germaniſchen, feindlichen Heere heimgeſucht wurde: ſo weit war noch kein Feldzug gegangen. Aber den Feind ſo

mitten im Lande zu haben und zu ſehen, wie daſſelbe ſo verwüſtet wurde, brach den Trotz Boleſlav's: er bat um Frieden. Auf ſeinen Antrag kam der magdeburger Erzbiſchof Tagino aus dem deutſchen Lager nebſt andern Vertrauten des Königs nach Poſen, den Vertrag zu vermitteln, der endlich unter, für die Deutſchen ehrenvollen Bedingungen zu Stande kam. Selbige ſind zwar in den Quellen nicht geradezu angeführt; doch erhellt aus anderweitigen Andeutungen: Boleſlav trat Böhmen an Jaromir, das Land der Milzener an das deutſche Reich ab und behielt nebſt Polen Chrobatien, Schleſien und Mähren, alſo ein Land, noch immer groß genug, um ſeinen Herrſcher zu einem der mächtigſten der damaligen Zeit zu machen. Und dadurch, daß ihm Mähren überlaſſen wurde, ward die Vertheidigungs- und Angriffslinie zwiſchen dem deutſchen und polniſchen Reiche auch auf dieſes Land ausgedehnt und die Bewachung der Grenze für die Deutſchen um ſo ſchwieriger. Dem jedesmaligen Baiernherzog lag ſolches Amt ſeitdem ob. König Heinrich untergab die neue Provinz (das Milzienerland) dem Markgrafen Hermann von Thüringen, Eckard's Sohne und Boleſkav's Eidam. Er hatte den Ruhm, faſt ſämmtliche Marken Otto's des Großen wieder hergeſtellt zu ſehen. Freudig kehrte das Heer nach der Heimath zurück.

Während der König abweſend geweſen, hatten im Rücken deſſelben Mehrere Unruhen geſtiftet und die öffentliche Sicherheit gefährdet, darunter auch Slaven in der Altmark. Als er daher zurückgekommen, ſuchte er mit aller Macht die gewünſchte Ruhe herzuſtellen und die Urheber der ganzen Nichtswürdigkeit auszurotten. Zu dem Ende ließ er unter Andern auch die vornehmen Slaven Boris und Nieſemeuſchel in Walsleben mit ihren übrigen Anhängern hängen. Außerdem verkehrte er oft mit den Slaven in der Stadt Werben an der Elbe und handhabte mit Kraft ſeine königliche Gewalt. Die Feſte Arneburg, die früher verwüſtet worden, erneuerte er zum Schutze des Landes und ſtellte den Bewohnern wieder zu, was lange von da ungerechter Weiſe ihnen geraubt geweſen war. Zugleich verbot er, gemäß einem Synodalbeſchluſſe der Kirche, unerlaubte Heirathen (mit Slaven? mit Heiden?)

einzugehen und Christen an Heiden zu verkaufen. Das Alles geschah noch im Jahre 1005.

Betrachtet man jenen Frieden, den Heinrich II. mit Boleslav I. von Polen geschlossen hatte, genauer, so kann es Keinem entgehen: er war für beide Theile höchst unbequem und nachtheilig. Es zeigte sich nur zu bald und zu deutlich, daß er in Uebereilung geschlossen worden war. Am unzufriedensten waren die Böhmen, welche allerdings an Mähren viel verloren hatten, und deren alte Freunde, die Luitizier, denen wahrscheinlich der nachbarliche Polenfürst sehr auf dem Nacken saß. Beide sahen daher gern, wenn der Friede rückgängig gemacht würde. Als nun der König im Jahre 1007 Hoflager in Regensburg hielt, kamen Abgeordnete des Jaromir und der Stadt Livilni aus dem Luitizier-Lande unaufgefordert und berichteten, Herzog Boleslav gehe mit mancherlei feindseligen Entwürfen um; sie selbst suche er zur Ausführung derselben mit Schmeichelworten und mit Geld zu verlocken. Sie stellten dem deutschen Könige vor, er werde nie über ihre Lande mit Sicherheit Herr sein können, wofern er noch länger mit Boleslav in Frieden verbliebe. Und allerdings mochte der Polenfürst nichts weniger denn ruhig sich verhalten. „Nach mehrjährigen Anstrengungen und glänzenden Erfolgen sah er sich jetzt alles Gewinnes beraubt: Böhmen war verloren; die Lausitz, die andern von ihm eroberten deutsch-slavischen Grenzmarken hatte er jetzt wahrscheinlich herausgeben müssen; er fand sich den Deutschen gegenüber in seine frühere Lage zurückversetzt. Das konnte ein unternehmender kräftiger Charakter, wie er doch war, unmöglich in Ruhe ertragen. Wir finden, daß er sogleich nach jenem Frieden, wenn auch nicht offen, so doch heimlich, einen neuen Kampf gegen die Deutschen vorzubereiten suchte. Die stammverwandten Nachbarn strebte er an sich ziehen: Versprechungen, Geldspenden sollten die Luitizier und Jaromir, den Böhmenherzog, gewinnen. Es läßt sich annehmen, daß er schon jetzt, wie es später in der That geschah, die allgemein slavischen Interessen gegen die Herrschaft der Deutschen anzuregen gesucht, sich als Verfechter derselben dargestellt haben wird“*). Der Anfang der

*) S. Röpell a. a. O. S. 122 f.

Idee eines Panslavismus, gegenüber den Deutschen! Der König, obwohl er die Falschheit des Gegners kennen mochte, ging vorsichtig, doch nicht sogleich in die Anregungen der Bundesgenossen ein: er hielt mit seinen Fürsten erst Rath, hörte von diesen auch Aeußerungen entgegengesetzter Art. Dann ward indessen beschlossen, des Boleslav eignen Schwiegersohn — der Polenfürst hatte also auch verwandtschaftliche Verhältnisse mit den deutschen Fürsten angeknüpft, natürlich um für sich daraus Nutzen zu ziehen — den Grafen Hermann zu ihm zu senden und ihm den Frieden aufkündigen zu lassen. Boleslav erfuhr vorher von dieser Gesandtschaft und nahm den Grafen nicht eben wohl auf, den er früher zu sich freundlich eingeladen hatte. Nachdem er den Antrag vernommen, entschuldigt er sich des Mehrern und sagt endlich: „Christus, der Zeuge von Allem, mag wissen: Alles, was ich nachmals thun werde, werde ich wider meinen Willen vollführen." Er sammelt darauf ein Heer, rückt mit demselben verwüstend durch das deutsche Slavenland bis in den Gau Morzahne an das Elbufer in der Nähe von Magdeburg und löst die Freundschaft, welche er früher in Christo mit den Bewohnern dieser Stadt eingegangen, durch feindliche Härte. Von da kam er zur Stadt Zerbst. Deren Einwohner schreckt er theils, theils verlockt er sie durch sanftes Zureden. Sie ergeben sich, und — er schleppt sie mit fort und in Fesseln vornehme tapfere Männer aus sächsischem Geblüte, Ludolf, Tadi u. m. A. Die Deutschen hörten von dem Ganzen, kamen aber zu spät und verfolgten zu säumig den Feind, an ihrer Spitze der Erzbischof von Magdeburg. Er wußte dieß Alles zuvor, hatte aber nicht gute Vorkehrungen getroffen. Als sie nun nach Jüterbogk kamen, meinten die Klügsten, es sei nicht gerathen, mit einer so kleinen Schaar die Feinde zu verfolgen, und man kehrte um. Boleslav aber bemächtigt sich von neuem der Gaue Lausitz, Zare (Sorau) und Selpuli und berennt Bautzen, das von Deutschen besetzt war. Die Feste mußte sich ergeben, obwohl die Besatzung sich lange und tapfer wehrte, da keine Hilfe von den säumigen Deutschen ankam, denen dieser Krieg nicht recht genehm sein mochte. Boleslav hatte in den deutschen Slavenländern, um welche

es sich handelte, die Oberhand nach geringen, nur mit Schnelligkeit ausgeführten Anstrengungen. Das geschah Alles im Laufe des Jahres 1007, und — dem Boleslav geschah nichts von Seiten der Deutschen. Der deutsche König hatte nicht für rechte Maaßregeln gesorgt und war anderweitig zu sehr beschäftigt. Dazu kam, daß die Markgrafen an den slavischen Grenzen ihre Schuldigkeit nicht thaten, sondern, in Privatfeindschaften verwickelt, ihre Aemter vernachlässigten. Gunzelin von Meißen lag mit dem Markgrafen (des Milzienerlandes), Hermann seinem Bruder, in Streit: Einer befehdete den Andern; ja! der erstere hielt es jetzt wieder viel mehr mit dem Polenherzog als mit dem Könige. Und Markgraf Wernher an der Mittelelbe, in der Nordmark, lag im Hader mit einem Grafen Dedo, dergestalt, daß er diesen sogar mordete (1009). Hier sah sich denn der König veranlaßt kräftig einzugreifen. Er setzte den Werner ab und ernannte an seine Stelle den Sohn des ehemals (im Jahre 983) abgesetzten Markgrafen Thietmar (Weihnachten des Jahres). Und als er im folgenden Jahre (1010) zu Merseburg einen Reichstag hielt, kam auch das Einverständniß des Markgrafen Gunzelin mit dem Polenherzoge zur Sprache. Die versammelten Fürsten erkannten selbigen für schuldig, empfahlen ihn jedoch der königlichen Gnade. Gunzelin ward seines Amtes für verlustig erklärt und der Haft des Bischofs von Halberstadt übergeben. Die Burg Meißen bekam eine verstärkte Besatzung und als einstweiligen Commandanten einen gewissen Friedrich (von Eilenburg), der bald nachher durch einen Grafen Brun abgelöst wurde. Das Markgrafenthum indessen erhielt keiner von diesen beiden: durch Verwendung der Königin und des Erzbischofs Tagino kam es an den Grafen Hermann von Thüringen, dem früher das Milzienerland zuertheilt worden, den Sohn des frühern Markgrafen aus gleichem Stamme, Eckard's I., der aber, seit Boleslav dasselbe eingenommen, ohne Markgrafschaft war. Hermann machte sich auch sofort — es war im Sommer desselben Jahres — begleitet von einem königlichen Abgeordneten, der ihn in sein neues Amt einführen sollte, auf den Weg nach der Hauptburg seiner Markgrafschaft, nach Meißen. Und es war hohe Zeit, daß

er kam, ſonſt war die Burg verloren. Am Tage vorher war früh Morgens eine große Schaar Polen über die Elbe geſetzt und heimlich vor das Thor der Feſte gerückt. Ihr Verrath war vorbereitet. Zwei Burgwächter in der Vorſtadt (Vethenici) ſpielten die Verräther und dienten als Führer bei dem Unternehmen. Herzog Boleſlav harrte ungeduldig, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend, auf den Erfolg in Bautzen. Allein ſeine Krieger fanden das Thor verſchloſſen und mit Soldaten beſetzt. Sie zogen ſich alſo unverrichteter Sache zurück, ihrem Fürſten zu großem Verdruß: er ſah ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht. Denn Meißen war und blieb in jenen Zeiten für beide ſtreitende Parteien ein äußerſt wichtiger Punkt. Am nächſten Morgen zog Hermann, der neue Markgraf, in die Feſte ein, und das Erſte, was er that, nachdem er allen ſeinen perſönlichen Gegnern Verſöhnung angelobt, war, daß er die beiden verrätheriſchen Vethenici hinrichten ließ: ſie bezahlten ihre Frechheit mit ihrem Blute.

Um die Zeit, mitten in dieſen Kriegsläuften zwiſchen Deutſchen und Polen, geſchah es auch, daß Boleſlav bereits (1009) ſeine Hand nach der königlichen Krone, mithin nach der Unabhängigkeit vom deutſchen Reiche, ausſtreckte. Zwei Mönche, Benedict und Johannes, waren im Jahre 1002 von Rom her nach Polen gekommen, um das Werk der weitern Verbreitung des Chriſtenthumes unter dem polniſchen Volke zu betreiben. Den Erzbiſchof Bruno begleiteten ſie nicht nach Ungarn oder ſpäter nach Preußen, wo dieſer im Jahre 1009 den Märtyrertod erlitt. Nach deſſen Tod hielten ſie ſich nicht mehr für befugt und vermögend genug, die chriſtliche Lehre zu verkündigen, und gingen deßhalb damit um, Jemanden nach Rom zu ſenden, der die päpſtliche Erlaubniß für ſie nachſuchen und ihnen einige Gehülfen zum Miſſionsgeſchäft zubringen ſollte. Als Boleſlav von ihrer Abſicht Kunde erhielt, lag er ihnen dringend an, nicht einen Abgeordneten nach Rom zu ſchicken, ſondern ſelbſt dahin zu gehen, dem Papſte große Geſchenke von ihm zu überbringen, ihm ſelbſt dagegen von jenem die königliche Krone zu verſchaffen. Sie weigerten ſich aber deſſen und — wurden in der Nacht darauf in ihrem Kloſter ermordet

Raubmördern, die ihnen das Reiſegeld rauben wollten.
ward Boleſlav einer großen Hoffnung verluſtig. Das
te allerdings ſeinem Anſehen ein noch größeres Gewicht ver-
en und ſeine Selbſtſtändigkeit vielleicht wahrhaft begründet.
Nachdem der König von Deutſchland die politiſchen Verhält-
e auf die oben bemerkte Weiſe in den Marken geordnet und
das nächſte Frühjahr (1010) einen Feldzug gegen den Polen-
zog angeſagt hatte, nahm er ſich in etwas auch der kirch-
en Verhältniſſe an. Der damalige Biſchof von Branden-
g mochte vielleicht dem neuen Markgrafen der Nordmark
der Macht deſſelben zu wenig zutrauen, und zugleich
er ſich noch immer nicht im Stande, mit Kraft ſeine
künfte (den Zehnten) aus ſeinem Sprengel einzutreiben.
königlichen Vögte mochten ihre Schuldigkeit nicht thun
r durch Härte ihre Untergebenen bedrücken und er-
ern. Heinrich ſah ſich daher veranlaßt, das Bisthum
er ſeinen beſondern Schutz (sub sui mundiburdii defen-
ne) zu nehmen, d. h. zu verſprechen mittelſt einer beſondern
unde, es mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu
theidigen, von ſeinen Feinden zu ſäubern und namentlich
dafür Sorge zu tragen, daß die ihm zugeſtändigen Ein-
fte richtig eingingen. Zu letzterem Ende geſtattete er von
an dem Biſchofe und ſeinen Nachfolgern die Freiheit,
ſollten gleich den Biſchöfen in Sachſen ſich ihre eigenen
gte, im ganzen Bezirke ihres Sprengels, ſo wie es ihnen
ehm ſein würde, wählen und über den Zehnten ihres Bis-
mes frei verfügen können zum Beſten ihrer Kirche. Das
t ohne Zweifel nichts Anderes als: ſie ſollten ſich ſelbſt
den Häuptlingen der Eingebornen in Städten und Dör-
, die ihnen den Zehnten erhöben, auserſehen und dieſen
ür wohl einen Theil als Beſoldung überlaſſen dürfen;
bei gewiß im Hintergrunde der Zweck lag, die Eingebornen
ſt für die Sache zu gewinnen und dadurch wenigſtens
gen Nutzen von den übrigens wohl beinahe ganz verlornen
künften des Bisthumes zu ziehen. Zugleich muß die
ordnung als Beweis dienen, daß die katholiſche Kirche in
enwärtiger Zeit doch wieder einigen Einfluß auf die
nden in dieſen Gegenden gewonnen. An eine wirkliche

Rückkehr des Biſchofs in ſeinen Sprengel iſt indeſſen darum doch noch nicht zu denken geweſen, obwohl der König Burgwarten auf dem rechten Elbufer in Beſitz hat und über ſie zu verfügen im Stande iſt, z. B. über Driezel im Gau Morzahne in Bernhard's Markgrafſchaft (vgl. v. Raumer. Reg. No. 405): dazu war der Aufenthalt im Wendenlande noch zu unſicher, auch in der Brandenburg. Solches zeigte ſich kurz darauf, im Jahre 1011, als die Deutſchen einen neuen Heereszug gegen den Polenfürſten unternehmen.

Er geſchah nach Pfingſten, die Zuſammenkunft der Dienſtmannen zu Belgern an der Elbe in dem Gebiete des Markgrafen von der Oſtmark, Gero's II. Es ſtellte ſich auch der böhmiſche Fürſt Jaromir ein. Da gingen der Herzog Bernhard II. von Sachſen — denn Bernhard I. war zu Anfange des Jahres geſtorben — und der Dompropſt Walther von Magdeburg voraus, um den Boleſlav umzuſtimmen und den Frieden zu vermitteln. Nachdem ſie ſeine Bedingungen vernommen, kehrten ſie zurück. Wahrſcheinlich waren jene nicht annehmbar, denn der Heereszug ging weiter vorwärts. Alles ward auf dem Wege, wenn ſchon in Freundes-Lande, im Gebiete des Markgrafen, verheert, Einiges auch mit Feuer, und der König hinderte oder beſtrafte es nicht. Darauf kam das Heer in die (Ober-) Lauſitz, an deſſen Grenze die Stadt Jerina lag. Hier wurden zwei Brüder, Slaven aus dem Havellande und aus der Burg Brandenburg, aufgefangen, welche zum Boleſlav gegangen waren, um ihn gegen den König aufzuhetzen; man wünſchte alſo daſelbſt nicht den Frieden, vielleicht eben darum, weil jene Maaßregeln wegen der Erhebung des Zehnten den Bewohnern der Landſchaft nicht zuſagten. Beide waren auf der Rückreiſe und geriethen nun ſelbſt offen in die Schlinge, welche ſie heimlich den Deutſchen geſtellt hatten. Ueber Mehreres verhört, wollten ſie nichts von alledem bekennen. Dafür knüpfte man ſie beide auf einem Hügel auf.

Auch dieſer Feldzug ſollte für die Deutſchen erfolglos enden. Der König ward krank und ebenſo der ihm traute Erzbiſchof von Magdeburg. Da gingen die Fürſten zu Rathe, was in Bezug auf die begonnene Heerfahrt gethan

werden ſollte. Endlich fand man es fürs Klügſte, der König ſollte mit einigen Biſchöfen und dem krankern Theile des Heeres zurückkehren, die übrigen bleiben und das feindliche Land, den ſileniſchen und dinedeſiſchen Gau (am Bober und um Nimtſch her gelegen) zu verwüſten. Und ſo geſchah es. Man rückte bis über Glogau vor, wo ſich der Polenherzog aufhielt. Er ließ ſie ruhig vorbeiziehen, indem er von der Witterung Nachtheile für das feindliche Heer erwartete. Allein er täuſchte ſich hierin. Die Deutſchen, obwohl ſie häufig durch Ueberſchwemmungen aufgehalten wurden, fügten den Polen doch weit umher großen Schaden zu. Dann, als Alles in der Umgegend verwüſtet war, kehrten die Böhmen in ihr Land, das übrige Heer durch das Gebit der Milzicner zurück an die Elbe und von da nach Merſeburg, wo König Heinrich verweilte. Außer Beute hatte man nichts gewonnen und außer Verwüſtungen im feindlichen Lande nichts ausgerichtet. Boleſlav aber ſtand ſo mächtig da, daß die damals gegen den König aufrühreriſchen Baiern Geſandte mit Geſchenken an ihn abſchickten, um ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen und gemeinſchaftlich Heinrich II. entgegen zu arbeiten. Dieſe Geſandten wurden bei ihrem Durchzug durch Böhmen von Jaromir aufgefangen und niedergemetzelt.

Heinrich war unterdeſſen von ſeiner Krankheit geneſen und wollte wenigſtens den Beſitz der Lauſitz (Nieder-Lauſitz) ſich und ſeinem Markgrafen (Gero II.) geſichert wiſſen. Er beſchloß daher die Feſtung Lebuſe wieder aufzubauen, welche Heinrich I. zerſtört hatte (vgl. oben S. 104). Zu Ende des Januars im Jahre 1011 ging etliche Kriegsmannſchaft dahin ab; in vierzehn Tagen war das Werk vollbracht, man ließ 1000 Mann als Beſatzung zurück — für einen ſo geräumigen Platz viel zu wenig — und zog dann wieder heim. Viele Vertraute des Königs hatten das ganze Unternehmen widerrathen: es werde kein Frucht tragen, ſondern vielmehr den Deutſchen Unheil bringen. Der Ort war viel ſo fern von der Elbe belegen; man konnte ihm nicht ſchnell genug zu Hilfe eilen, wenn er von dem Feinde belagert wurde; es war ein verlorner Poſten. Was jene geahnet, iſt im nächſten Jahre in Erfüllung gegangen.

In eben dem (1012.) Jahre geschah in Böhmen eine Revolution. Der Herzog Jaromir daselbst war zwar, so scheint es, ein redlicher und gutmüthiger Mann, jedoch von geringen Geistesgaben und schwach von Charakter. Kein Wunder, wenn unter diesen Verhältnissen sein begabterer und leidenschaftlicher Bruder, Ulrich oder Othelrich, lieber zu herrschen wünschte und eine Empörung anzeddelte. Am Charfreitag brach solche los. Ulrich bemächtigte sich der obersten Gewalt und nöthigte Jaromir, aus dem Lande zu fliehen und bei seinem bisherigen Feinde, dem Polenherzoge, Sicherheit zu suchen. Denn beim Könige war er wegen jener an den bairischen Gesandten verübten Gewaltthat in Ungnade gefallen, man weiß nicht, inwiefern? da ihm doch dieselben zur Hinrichtung überlassen worden waren. Und als er sich später an denselben wandte und um Gnade flehte, ward er mit der Verbannung aus seinem Reiche und mit gefänglicher Haft bestraft, im Jahre 1013 sogar seinem Bruder ausgeliefert, der ihn in eine Burg steckte. Sicherlich hat sich hierbei König Heinrich eine große Unredlichkeit zu Schulden kommen lassen *) und ein Beispiel seines schwachen Charakters gegeben.

Im Sommer 1012 (auf dem 24. Juli) ward wieder eine Heerfahrt gegen Boleslav angesetzt. Mittler Weile hatte sich dieser näher der Grenze begeben, nach Sciciani, rechts der schwarzen Elster, und zu Friedensunterhandlungen bereit erklärt. Darauf ging der eben gewählte Erzbischof Walther von Magdeburg — Tagino war den 9. Juli gestorben — zu ihm, wurde auch ehrenvoll aufgenommen und nach einem Aufenthalt von zwei Nächten reichlich beschenkt entlassen, allein ohne etwas ausgerichtet zu haben. Wollte Boleslav die Deutschen bloß hinhalten? Es versammelte sich daher das deutsche Heer an dem bestimmten Tage, und zwar bei Zribens (Schrenz bei Halle?), und zog von da hinauf nach Belgern. Allein nach wenig Tagen achteten die Fürsten es für gerathener, den Zug nicht weiter auszudehnen,

*) Thietmar, p. 186: in immensa caede Bavariorum — — trucidatione sibi commissorum et non aliqua regis infidelitate talem promeruit ultionem [Jaromir].

ſondern die Mark tüchtig mit Grenzpoſten zu verſtärken. So löſte ſich das Heer auf. Wenige Tage nachher (am 18. Auguſt) trat in Folge heftiger Regengüſſe der Elbſtrom über ſeine Ufer. Als Boleſlav ſolches vernahm und erkannte, daß nun die Deutſchen von der linken Seite her dem rechten Ufer keine Hilfe leiſten konnten, brach er auf und zog vor die Feſte Lebuſa. Die Beſatzung war zu ſchwach, um Widerſtand leiſten zu können: am 20. Auguſt wird die Feſte genommen unter großem Blutvergießen der Deutſchen, geplündert und angezündet, worauf der feindliche Haufe ſiegreich mit ſeinem Oberhaupte fröhlich heimkehrte mit ungemeiner Beute. So war denn wieder nichts gewonnen, ſondern im Gegentheil verloren worden.

Im Herbſte des Jahres wurde der Friede von Seiten der Slaven auch an der Mittelelbe in der Altmark geſtört, ſo daß der König nach der Arneburg ging, dort die Slaven zuſammenkommen ließ, mit ihnen Vieles verhandelte und die Ruhe wieder feſtigte. Nicht minder hatte er zu Anfange des folgenden (1013) Jahres den Schmerz, mehrere Große ſeines Reiches mit dem feindlichen Polenherzoge in geheimen Verbindungen zu ſehen: es waren dies der abgeſetzte Markgraf Werner und Eckard, ein Bruder des Markgrafen Hermann von Meißen, alſo gerade ſolche Männer, die dem Slaventhume hätten recht abhold ſein ſollen. Es ward ruchbar, daß ſie ohne Erlaubniß zu Boleſlav reiſten, dort für Heinrich Nachtheiliges ſprächen, heimlich auch von da oftmals Botſchaft empfingen. Dies erregte Verdacht: ſie wurden vorgefordert vor die Fürſtenverſammlung, und als ſie nicht erſchienen, ſondern alle ihre Mittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, zuſammenrafften, um ſich der höchſten Autorität zu widerſetzen, wurden ſie geächtet. Nachmals haben ſie jedoch ihre Unterwerfung dem Könige erklärt und Gnade gefunden. Aber man ſieht, in welchem traurigen entſittlichten Zuſtande damals die Großen unſers Volkes waren; wie wenig ſie das nationale Intereſſe ſuchten, indem ſie ſogar mit dem größten und gefährlichſten Feinde des Reiches conſpirirten.

Solche trübe Erfahrungen mußten dem Könige den Frieden unter jeder Bedingung wünſchenswerth machen. Aber

auch Boleslav sehnte sich darnach, weil er von der entgegengesetzten Seite seines Reiches, von Rußland her in Anspruch genommen wurde und es ersprieslich finden mußte, selbst durch Deutsche verstärkt zu werden zu dem bevorstehenden Feldzuge dahin, dem ersten feindlichen Zusammentreffen der Polen und Russen.

Nehmlich schon Boleslav's Vater, Mesco, war durch seine Eroberung von Chrobatien zuverlässig der Nachbar des russischen Reiches geworden. Dasselbe stand seit 980 unter der Herrschaft Wladimir's I. (Swätoslawitsch), und schon im Jahre 991 hatten seine Waffen zum ersten Male die Polen bedroht gehabt. Ob es schon damals zu einem Kriege gekommen, oder ob und in welcher Art der Streit beigelegt worden sei, darüber sagt uns die Ueberlieferung nichts. Wladimir's Sohn indeß, Swätopolk, — eigentlich nur Adoptivsohn, aber der männliche Sprößling der älteſten Linie des regierenden Hauses und darum eben auch der rechtmäßige Erbe der Krone, wenn einst Wladimir mit Tode abgehen würde — war mit Boleslav sogar in nähere Familienverhältnisse getreten, indem er dessen Tochter geehlicht hatte. Und gerade diese Verbindung war es, welche den bisherigen Frieden zwischen den beiden verwandten Völkern störte. Nehmlich mit der christlich-römisch-katholischen Prinzessin war auch Reinbern, der Bischof des von Boleslav zu Kolberg gegründeten Bisthumes, zu den Russen, nach deren damaliger Hauptstadt Kiew, gekommen. Diese waren bereits der griechischen Kirche oder dem Heidenthume noch zugethan. Es ist wahrscheinlich, daß Reinbern und die polnische Prinzessin von dem Standpunkte ihrer Kirche aus dem russischen Volke ziemlich fremd bleiben mochten und auch den Swätopolk an sich zogen. So mochten denn diese drei dem Herrscher der Russen verdächtigt, und namentlich Swätopolk ihm hingestellt werden als der, welcher sich gegen ihn auf Anrathen des Boleslav heimlicher Weise auflehnen wolle. Die Folge davon war, daß er alle drei einkerkern ließ. Als Boleslav davon in Kenntniß gesetzt wurde, entbrannte er in Zorn und eilte — es war zu Anfang des Jahres 1013 — den Frieden mit dem Könige Heinrich II. abzuschließen. Nachdem er schon im Januar neue Friedensvor-

ſchläge hatte machen laſſen, ſandte er etliche Wochen darauf ſeinen eigenen Sohn Mesco oder Miecyſlav. Dieſer traf den 2. Februar mit dem Könige in Magdeburg zuſammen, überbrachte koſtbare Geſchenke, leiſtete den Eid der Unterwerfung als Dienſtmann und ward mit reichen Ehrengaben wieder entlaſſen und freundlich gebeten, wiederzukommen. Bald darauf (den 15. Mai) erſchien Boleſlav ſelbſt, nachdem man von deutſcher Seite für ſeine Sicherheit Geiſeln geſtellt hatte. Aufs prächtigſte zu Merſeburg empfangen, wo gerade Herrentag war, wurde er des Königs Dienſtmann (miles), ſchwur als ſolcher den Eid der Treue in die Hände des Königs und ſchritt demſelben voran in die Kirche als Waffenträger: ſo ſehr demüthigte er ſich. Dafür ward er mit den Landſchaften belehnt, nach deren Beſitz er ſo lange geſtrebt und die er bereits erobert hatte, d. h. mit den Gauen der Lauſitz (Oberlauſitz) Zara (Sorau) und Selpoli, nebſt dem der Milziener; denn dieſe ſind nachweislich ſeitdem wirklich in der Gewalt des Polenfürſten.

Nach Abſchluß des Friedens eilte Boleſlav fort nach Oſten mit ſeinen eigenen Truppen, mit deutſchen Söldnern und mit Petſchenegen gegen die Ruſſen, verwüſtete ihr Land und ließ nicht ab, ſoweit er konnte, Rache zu üben für die ſeiner Tochter und ſeinem Eidam angethane Schmach. Der weitere Verlauf und der Ausgang des Feldzuges wird uns nicht gemeldet; es muß nur wahrſcheinlich gefunden werden aus dem, was nachmals erfolgt iſt, daß ein verſöhnlicher Friede zu Stande gekommen. Im Herbſte deſſelben Jahres, 1013, muß Boleſlav wieder zurückgeweſen ſein; denn König Heinrich, der zu der Zeit eine Römerfahrt unternehmen wollte, bot unter den übrigen Dienſtmannen auch den Polenfürſten auf. Dieſer aber blieb aus und zeigte ſich jetzt wieder lügenhaft in ſeinen Verſprechungen nach gewohnter Weiſe *). Und dem Papſte ließ er durch den Briefboten ſagen, um ſich zu entſchuldigen, weil er ihm den gewohnten Zins (den Petri-Pfenning, vergl. oben S. 131) nicht gezahlt, es wäre ſolches

*) Thietmar, VI. pag. 192. Bolizlavus antea invitatus nil aspiravit et in bene promissis more solito mendax apparuit.

ihm nicht möglich wegen der heimlichen Intriguen des Königs. Sodann ließ er insgeheim durch hingesandte Boten die Stimmung der Italiener über Heinrich erforschen und alle diejenigen, welche er vermochte, von demselben abwendig machen. „So groß," sagt ironisch Thietmar, der uns hierüber des Weitern berichtet, „war bei dem Polenfürsten die Furcht gegen Gott, und zu dem Zwecke suchte er die Vermittelung der Frommen, und in solcher Glorie zeigte sich die feste Treue des hehren Dienstmannes, und so gar kümmerten ihn die fürchterlichen Eidschwüre!"

Als nun Heinrich von seiner Römerfahrt — er hatte sich bei der Gelegenheit zum Kaiser krönen lassen — zurückgekehrt war und in Magdeburg einen allgemeinen Herrentag hielt, macht er seine Treuen mit dem Benehmen des Polenherzogs bekannt und fordert sie allesammt auf, daß derselbe von ihnen zur Rechtfertigung oder zur Genugthuung geladen werden sollte. Sie stimmten ihm bei. Mit dem Auftrage wird Hermann, Markgraf in Meißen und Schwiegersohn des Boleslav, begabt, der auch zu ihm hinreist und von da zurückkehrt, begleitet von einem Abgeordneten desselben, Namens Stoignew, den Frieden zu vermitteln. Allein dieser, gewohnt immer zu lügen, war von seinem Landsherrn zum Kaiser eher gesandt worden, die Angelegenheiten noch mehr zu verwirren, als, wie er vorgegeben, den Streit zu schlichten. Der Kaiser gab ihm öffentliche Audienz und öffentlichen Bescheid. Stoignew meldete indessen seinem Herrn ganz Anderes, als der Kaiser ihm aufgetragen. Daher wird er mit dem obengenannten Markgrafen, der den Frieden zu vermitteln wünschte, von neuem an den Kaiser abgesandt, auf Befehl des schändlichen Polenfürsten, und dort vor dem Kaiser und dessen Fürsten der Fälschung und der größten Verwickelung der Verhältnisse überführt. Darauf wird Boleslav wieder vorgeladen, sich zu rechtfertigen oder seinen Ungehorsam wieder gut zu machen. Allein er weigert sich, vor dem Kaiser selbst zu erscheinen und verlangt, daß solches vor den Fürsten desselben geschehe (d. h. wohl vor den an ihn etwa abgeordneten Markgrafen u. dgl.).

Inzwischen hatte er, „tausend Ränken voll", wie Thiet-

mar von ihm ganz richtig ſagt, ſeinen Sohn Mesco an den Böhmenherzog Othalrich geſandt und ſelbigen heimtückiſcher Weiſe zu einem Bündniſſe einladen und ihm zu dem Ende vorſtellen laſſen, ſie wollten doch eingedenk der gegenſeitigen Blutsverwandtſchaft mit einander Friede ſchließen und gemeinſam allen ihren Feinden, am meiſten dem Kaiſer Widerſtand leiſten. Eine ſolche unermüdlich thätige politiſche Schlauheit muß man einerſeits bewundern, andererſeits kann man nur, gegenüber der deutſchen Redlichkeit und Treue, dieſe ewige Bundbrüchigkeit und geheime Niederträchtigkeit verabſcheuen. Wer kann aber verkennen, worauf alle dieſe Intriguen hinzielten? „Ein Bund zwiſchen Polen und Böhmen, welchem dann ohne Zweifel auch ſämmtliche jetzt unterdrückte, aber noch immer nach Freiheit ſich ſehnende Slavenſtämme zwiſchen Elbe und Oder leicht zugefallen wären, hätte den Deutſchen, bei dem Zuſtande des Reichs, höchſt furchtbar werden, die vordere Slavenwelt von dem Uebergewicht dieſer vollkommen befreien können. In dieſem Gedanken, welchen Boleſlav, wenn gleich zunächſt ſeinen eigenſten Intereſſen im Auge habend, doch auch in jener allgemeinen Bedeutung faßte, tritt das Großartig-Umfaſſende ſeines Geiſtes, wie die Gefährlichkeit ſeiner Haltung und Stellung zu und für Deutſchland deutlich hervor" *). Der Böhme aber, ſei es aus geiſtiger Unfähigkeit, den großartigen Plan Boleſlav's zu erfaſſen, oder weil er dem Fuchſe nicht traute — wahrhaftige Rathgeber meinten, das Ganze ſei angelegt, um den Böhmenherzog zu verderben — ließ ſich nicht auf dieſe Anträge ein; im Gegentheil, er ließ den polniſchen Prinzen ergreifen, die vornehmſten von deſſen Genoſſen tödten und die übrigen derſelben ſammt dem Prinzen nach Böhmen tiefer hineinbringen und in Gewahrſam ſetzen. Als der Kaiſer davon hörte, ſchickte er an Othalrich einen Geſandten, daß er ihm ſeinen Dienſtmann ausliefern und, wofern ihm etwas an der kaiſerlichen Gnade läge, denſelben auf keine Weiſe tödten ſollte. Wahrſcheinlich hatte Boleſlav ſich für das Leben ſeines Soh-

*) Treffende Bemerkung Röpell's a. a. O. S. 129, welche uns die damaligen Verhältniſſe anſchaulich und wahr vor Augen ſtellt.

nes beim Kaiser sofort verwendet, und dieser war schwach genug, die Gelegenheit zur Demüthigung des Polenfürsten nicht zu benutzen und keine harten Maaßregeln eintreten zu lassen; vielmehr fuhr er fort, trotz der vielfach gemachten Erfahrungen vom Gegentheil, dem Hinterlistigen Vertrauen zu beweisen und sich so der Täuschung und dem Hintergangenwerden preis zu geben. Heinrich war nicht der Mann dazu, der mit seinem schlichten deutschen, redlich-schwachen Charakter einem Boleslav hätte die Spitze bieten können, und leider hätte er dadurch, wofern nicht der Zufall die Verhältnisse günstig gestaltet, dem deutschen Reiche und Volke beinahe eine unheilbare Wunde geschlagen. Auch war er kurzsichtig genug, um nicht zu erkennen, daß diejenigen seiner Vertrauten, welche immer für Boleslav sprachen, von diesem bestochen waren. Othalrich ließ dem Kaiser erwiedern: er könne und wolle in allen Stücken durchaus seinen Befehlen Gehorsam leisten; vor Kurzem habe ihn aber der allmächtige Gott aus dem Rachen des Löwen errettet und nun dessen Junges, was derselbe Löwe ihm zum Verderben zugesandt, in die Hände geliefert. Wofern er nun dieses frei ließe, würde er immer an Vater und Sohn sicherliche Feinde haben; wofern er es aber in Gewahrsam behielte, könne er hoffen, einigen Nutzen dadurch zu erreichen. Sein Herr, der Kaiser, möge also zusehen, was ihm beliebe und was dem Böhmenherzoge fromme: das Alles werde er treugehorsamst vollführen. Aber als der Gesandte mit dieser Botschaft zurückgekehrt, wurde alsbald ein anderer abgeschickt, der den Herzog ersuchen sollte, dem Kaiser den Gefangenen zu übermachen, oder wohl gar ihm solches befohlen, mit der Zusage von Seiten des Kaisers, daß alle Besorgniß des Herzogs leer sei, und ein günstiger Friede auf die Dauer werde abgeschlossen werden. So lieferte denn Othalrich den Gefangenen wider seinen Willen aus, brachte ihn wohl sogar persönlich nach Merseburg — wenigstens ist gewiß, daß Othalrich auf diesem Herrentag erschien — und der Kaiser schenkte ihm dafür seine hohe Gnade. Als Boleslav von der Errettung seines Sohnes hört, ist er über die Maaßen darüber erfreut, sendet Boten an Heinrich, die ihm den schuldigen Dank sagen, aber auch zugleich bitten,

daß er dem Vater den Sohn zu seiner (des Vaters) Ehre, seinen Feinden zum Aerger zurückschicken möchte; er sollte in der Folge die Erkenntlichkeit beider in Wahrheit erfahren. Der Kaiser antwortete ihm darauf, solches könne nicht geschehen, versprach ihm aber, wofern er in Person nach Merseburg kommen würde, unter allgemeiner Zuziehung der Fürsten seinen Wünschen willfahren zu wollen. Als Boleslav solches hörte, nahm er es nicht wohl auf und war immer darauf bedacht und durch häufige Gesandtschaften bestrebt, wie er seinen Sohn wieder in seine Gewalt bekommen könnte. Er ließ es dabei nicht an Bestechungen fehlen, und ein Theil der sächsischen Großen war leider dafür zugänglich. Als nun der Kaiser abermals nach Merseburg kam, fragte er alle die Edeln, was er hinsichtlich jener Angelegenheit thun solle. Der Erzbischof Gero von Magdeburg (seit zwei Jahren mit diesem Posten bekleidet) gab zuerst seine Meinung, und zwar dahin ab: als es Zeit gewesen sei und mit Ehren habe geschehen können, habe er gerathen, den Mesco zu entsenden; damals hätte man ihn nicht gehört; jetzt sei ihnen das Herz des Boleslav entfremdet wegen des langen Zurückhaltens und wegen der langen Haft seines Sohnes, und er fürchte, wenn man diesen zurückschicke, ohne sich Geiseln oder andere Sicherheit geben zu lassen, daß in Zukunft beide nicht treue Dienstpflicht leisten möchten. Die Mehrzahl in der Versammlung stimmte ihm bei; nur die Bestochenen meinten, dies könne mit Ehren nicht wohl geschehen. Und das Geld siegte über den klugen Rath. Die Freunde Boleslav's verbürgten sich mit Allem, was sie hatten, und der Kaiser war — so schwach, ihnen den Mesco zu übergeben. Sie brachten darauf ihn wieder zum Vater, ermahnten auch beide, eingedenk Christi und ihres Eides zu sein und dem Kaiser nicht ferner Schaden zuzufügen, noch zu dulden, daß seine Bundesgenossen hintergangen würden. Diese ließen es an sofortigen schmeichelhaften Erwiederungen nicht fehlen; allein durch die That haben sie dieselben keineswegs bewährt. Vater und Sohn weigerten sich beharrlich, vor dem Kaiser zu erscheinen, und sahen es obendrein noch als keine geringe Kränkung an, daß der junge Fürst erst so spät in seine Heimath entsandt worden. Als

daher Heinrich eine Gesandtschaft an den Polenherzog abschickte, um diejenigen Gegenden zurückzufordern, die derselbe den Deutschen entrissen hatte, gab er nach gewohnter Weise eine hochfahrende Antwort: „er werde nicht nur behaupten, was er inne hätte, sondern dem Kaiser auch noch das Seine nehmen," so daß sich der Kaiser veranlaßt fand, alsbald einen Heereszug gegen ihn zu rüsten, „um seine Widerspänstigkeit zu besiegen." Man machte dazu folgenden Plan: der Kaiser wollte mit dem Hauptheere durch das Land der Lausitzer vorrücken, nordwärts von ihm Herzog Bernhard II. von Sachsen nebst einer Anzahl sächsischer Prälaten und Grafen, ingleichen nebst den heidnischen, den Deutschen Dienst leistenden Luitiziern; im Süden des Hauptheeres sollten Herzog Othalrich von Böhmen und Markgraf Heinrich von Baiern, als Inhaber der Ostmark oder Oestreichs, von Böhmen und Baiern aus nach der Oder zu operiren. Dann sollten die drei Kriegshaufen auf drei verschiedenen Punkten über diesen Fluß gehen und sich vereinigen, um endlich wohl gemeinschaftlich den Feind anzugreifen und zu bekämpfen. Denjenigen, welche es mit dem Boleslav gehalten, gab der Kaiser seine Ungnade zu erkennen *).

Am 8. Juli versammelte sich das kaiserliche Heer bei dem Orte Sclancisvorde (Kunzwerda? an der Elbe), setzte über die Elbe und drang in die (Ober-) Lausitz ein. Die polnische Besatzung der Feste Ciani (?) rückte aus und ihm entgegen, ward aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Darauf gelangte der Kaiser bei Krossen an die Oder. Hier lagerte Mesco am rechten Ufer mit einer Schaar; Herzog Boleslav in eigener Person hütete in einem befestigten Lager einen andern Uebergangspunkt, weiter unten an derselben Oder. Der Kaiser versuchte zuerst den Weg der Güte: er sandte die sächsischen Fürsten, welche sich für Mesco jüngsthin verbürgt hatten, an denselben ab, ließ ihn an seine Zusagen erinnern und zugleich ihm vorstellen, er möchte doch nicht Anlaß geben, daß ihnen um seinetwillen ihre Güter genommen würden. Allein der Prinz gab die eben so charakteristische

*) Vergl. Thietmar, S. 210: accusatus eo, quod Bolizlavo nimis familiaris hactenus fuisset.

als würdige Antwort: er erkenne es sehr wohl an, daß er durch die kaiserliche Gnade der Gewalt seines Feindes entrissen worden sei, und daß er ihnen Treue gelobt. Er würde ihnen selbige in Allem erfüllen, wofern er frei wäre; jetzt aber, das wüßten sie ja selbst, stände er unter der Gewalt seines Vaters, und weil dieser das nicht wollte und seine eben gegenwärtigen Soldaten ihm solches nicht erlaubten zu thun, müsse er das wider seinen Willen unterlassen. Sein Vaterland, welches sie mit Krieg heimsuchten, wolle er, wenn er könne, bis zur Ankunft seines Vaters vertheidigen und dann erst der Gunst des Kaisers und ihrer Liebe sich zuwenden. Als die Fürsten dies angehört, wandten sie um und brachten dem Kaiser die Antwort. Das deutsche Heer setzte also am 3. August über die Oder und schlug die Polenschaar, welche solches hindern wollte, mit großem Verluste an Mannschaft und Beute. Heinrich blieb eine Zeitlang jenseit der Oder, harrend der Ankunft der beiden andern Heerhaufen.

Inzwischen hatte auch Herzog Bernhard mit seinen Mannen und Luitiziern die Oder erreicht und jenseit derselben den Boleslav betroffen, der dort in eigener Person seine Soldaten commandirte und überall das Ufer befestigt hatte. Dieser, obwol er von der Schlappe hörte, die das Heer unter seinem Sohne erlitten, und gern demselben zu Hilfe geeilt wäre, wagte es dennoch nicht, weil er den lauernden Feinden den Uebergang über den Fluß geöffnet hätte. Wohin nun die Deutschen Miene machten mit ihren Schiffen zu landen, dahin folgte er selbst spornstreichs mit den Seinigen. Endlich aber zogen die Deutschen eines Tages (bei günstigem Winde) die Segel und schifften unausgesetzt den ganzen Tag lang, so daß der Feind ihnen nicht folgen konnte. Da erreichen sie sicher das erwünschte jenseitige Gestade und zünden die nächsten Oerter an. Als der Polenfürst das aus der Ferne sieht, flieht er nach gewohnter Weise und läßt die Deutschen wider seinen Willen Schaden anrichten. Herzog Bernhard aber, da er mit den Seinigen dem Kaiser, wie ihm vorher befohlen war, nicht zu Hilfe hatte kommen können, sendet heimlich Boten und läßt ihm den Ausgang der Unternehmung und die nothwendige Ursache seiner Verab-

säumung wissen, verwüstet die Umgegend ringsumher und kehrt in die Heimath zurück, sonderbar genug, nachdem er doch eigentlich nichts Erkleckliches ausgerichtet. Nicht minder blieben die Böhmen und Baiern zurück. Othalrich zog vor einer polnischen Stadt (in Schlesien wahrscheinlich), Namens Businc, nahm sie ein, brannte sie nieder und kehrte so als Sieger heim, ohne den Kaiser aufgesucht zu haben. Er hatte wenigstens durch seine Nähe seinen Diensteifer bezeugt. Der Markgraf Heinrich aber, der mit seinen Baiern hörte, daß die Soldaten des Boleslav ganz in seiner Nähe Beute gemacht hätten, jagt ihnen alsbald nach, tödtet ihnen 800 Mann und nimmt ihnen allen Raub wieder ab.

Bei so bewandten Umständen konnte der Kaiser nicht gut weiter vordringen; aber bevor er von jenem Allem Kunde bekam, blieb er doch wenigstens, obwohl in großer Besorgniß, in den Gegenden, wo er einmal war; dann jedoch mußte er bei der geringen Anzahl seiner Truppen ernstlich darauf bedacht sein, sich und die Seinigen durch einen sichern Rückzug zu retten. Er wählte eine andere Straße, als die er gekommen war. Als Boleslav hiervon Kunde bekam, besetzte er mit starker Truppenzahl die Ufer der Oder. Allein da er gewahr wurde, daß der Feind schon abgezogen war — die Deutschen hatten sich bereits nach dem Gau Diadesisi (auf der linken Seite der Oder) gewendet — schickte er eine große Schaar Fußvolks voraus mit dem Befehle, wofern sich ihr eine Gelegenheit darböte, zu versuchen, wenigstens einen Theil des feindlichen Heeres zu verderben. Zugleich sendete er an den Kaiser, um denselben hinterlistig aufzuhalten, auch wohl um die Umstände des Feindes zu erkunden, seinen Abt, Namens Tuni, und erheuchelte Friedensgesinnungen. Dieser aber wurde alsbald als Kundschafter erkannt und zurückbehalten, bis das kaiserliche Heer mittelst in der Nacht geschlagener Brücken einen im Wege vorliegenden Sumpf passirt war. Dann erst erhielt der Mönch, seinem Anzuge nach, aber ein schlauer Fuchs seinem Charakter nach und deßwegen bei seinem Herrn gar sehr beliebt, die Erlaubniß, zum Boleslav zurückzukehren. Dieser Vorsichtsmaaßregel ungeachtet wurde — es war am 1. September — die Nachhut

von feindlichen Truppen angegriffen und erlitt nach hartnäckiger Vertheidigung eine schwere Niederlage: zweihundert der trefflichsten Krieger kamen um, mit ihnen sogar der Markgraf (der Ostmark und der Lausitz) Gero II.; andere Wenige wurden gefangen, eine geringe Anzahl, unter dieser der Erzbischof von Magdeburg Gero und der Graf Bernhard, entkam mit großer Mühe, aber verwundet. Sie hinterbringen dem Kaiser die traurige Botschaft. Als er sie hört, will er zurück, um die Leichen der Gefallenen zu beerdigen; allein durch den Rath vieler seiner Vertrauten zurückgehalten, unterläßt er es, sendet aber wenigstens einen Abgeordneten, den Bischof von Meißen, an den Polenherzog ab und läßt sich den Leichnam seines Markgrafen ausbitten. Und dieser gewährt die Bitte, erlaubt das Begraben der Gefallenen und läßt den todten Markgrafen verabfolgen. Derselbe ward nach Meißen gebracht.

Inzwischen kam der Kaiser mit seiner Schaar nach der Stadt Strehla, und weil er wußte, daß ihm Mesco mit seinem Heere auf dem Fuße nachsetzte, heißt er den Markgrafen Hermann von Meißen eiligst zur Vertheidigung der Feste seiner Markgrafschaft abgehen, während er selbst gerades Weges nach Merseburg zurückzieht. Und es war die höchste Noth, daß Hermann nach Meißen kam. Hätte er nicht alle möglichen und die größten Anstrengungen gemacht: die Feste wäre verloren gewesen. Mesco nehmlich war von seinem heimtückischen Vater zu diesem Ende gehörig vorher instruirt worden. Als er daher merkte, daß die Deutschen getrennt abgezogen waren und hinter sich keine Besatzung daselbst zurückgelassen hatten, so ging er am 13. September über die Elbe, unweit der Stadt, mit sieben Legionen unmittelbar bei Tagesanbruch und gab einigen Soldaten den Befehl, die Umgegend zu verwüsten, andern, die Stadt anzugreifen. Die letztere wurde darauf von ihren Vertheidigern verlassen, die sich in die Burg zurückzogen. Darüber freuen sich die Feinde und dringen in die verlassene Vorburg, plündern und zünden sie an, stecken auch die obere Burg an zwei Stellen in Brand und greifen selbige unermüdlich an. Der Graf Hermann sieht, daß seinen so wenigen Leuten schon die Kräfte

anfangen zu mangeln. Da wirft er sich auf die Knie nieder und bittet den Heiland und den heiligen Donat um Fürbitte und fordert die Frauen auf, Hilfe zu leisten. Sie treten an die Verschanzungen, reichen den Männern Steine, löschen das angelegte Feuer, weil ihnen das Wasser fehlt, mit Meth und schwächen so des Feindes Wuth und Kühnheit. Mesco sieht dem ganzen Kampfe von einem nahe gelegenen Berg zu und erwartet mit Ungeduld die Ankunft seiner Soldaten vom Lande her. Nachdem diese Alles bis zum Flüßchen Jahne verwüstet und, wo sie Feuer habhaft wurden, verbrannt hatten, kehrten sie spät auf ihren müden Pferden nach der Stadt zurück, und dort würden sie übernachtet haben, um am andern Morgen unter ihrem Anführer die Burg anzugreifen, wofern sie nicht gesehen, daß die Elbe gestiegen wäre. Aus diesem Grunde ging das ermattete Heer sofort zurück über den Fluß, und — Meißen war gerettet. Denn der Kaiser sandte, sobald er von der Noth des Markgrafen hörte, Verstärkung ihm zu, so viel er in der Eile aufbringen konnte. Die Vorburg ward wieder aufgebaut, in vierzehn Tagen das Werk vollendet (Anfang Octobers).

So war denn wieder ein vergeblicher und sogar wieder ein recht unglücklicher Feldzug gethan. Die Verhältnisse Boleslav's waren viel günstiger denn zuvor, die des deutschen Reiches höchst traurig. Zum Glück für das letztere verhielt sich jener, trotz seiner Ueberlegenheit, im ungestörten Besitze seiner gemachten Eroberungen ruhig, selbst dadurch nicht zu weitern Fortschritten aufgereizt, daß der Kaiser gleich darauf nach den westlichen Theilen seines Reiches, nach Burgund, aufbrach und dort einen großen Theil des Sommers verweilte. Die Kaiserin hatte inzwischen in den östlichen Gegenden die Vertheidigung des Landes mit den Fürsten zu berathen. Boleslav begnügte sich, seine Grenzen zu befestigen; er war froh, daß der letzte Kampf den Ausgang genommen; er hatte ihn nicht erwartet. Denn Viele, die mit seinen damaligen Verhältnissen bekannt gewesen, haben wahrhaft versichert, wofern der Kaiser gegen ihn mit einer gehörig starken Armee, in geschlossenen Gliedern (turmatim), gezogen wäre, so hätte er durch Furcht ihn gezwungen, Alles zurückzuerstatten, was den Deutschen gehörte, und ihn bereitwillig zur

fernern Vaſallenſchaft und Treue befinden können, wenn man ihm nur den Frieden zugeſtanden. Ein erneuter Angriff von ſeiner Seite auf Deutſchland aber hätte für daſſelbe in der Zeit um ſo ſchlimmer werden können, als gerade damals wieder Streitigkeiten unter einigen Großen an der Grenze ſtattfanden, zwiſchen Markgraf Bernhard I. (von der Nordmark ſeit 1010) und dem Erzbiſchofe von Magdeburg, Gero. Glücklicher Weiſe wurden ſie bald geſchlichtet (1107, zu Anfang des Jahres).

Kurz nachher wandte dann Heinrich II. den polniſchen Angelegenheiten wieder ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit zu. An die Stelle des gebliebenen Markgrafen Gero I. war deſſen Sohn Thietmar II. in der Verwaltung der Oſtmark und der Lauſitz getreten. Boleſlav machte mit einem Male ſelbſt Friedensvorſchläge: ihn vermochten wohl hierzu die Verhältniſſe jenſeit der entgegengeſetzten Grenzen ſeines Reiches, in Rußland. Hier war es zwei Jahre vorher (1015) zwiſchen Jaroſlav, dem Fürſten von Nowgorod, und Swätopolk, dem Fürſten von Kiew nach dem Tode Wladimir's I., dem Schwiegerſohne des Boleſlav, zu einem Kriege gekommen, in welchem der erſtere den letztern beſiegte (1016) und ihn aus ſeinem Reiche jagte. Swätopolk mußte zu ſeinem Schwiegervater nach Polen flüchten. Sehr wahrſcheinlich dachte nun der Polenherzog darauf, denſelben mit gewaffneter Hand wieder zurückzugeleiten. Darum zuverläſſig dieſe gewiß nicht ernſtlich gemeinten Friedensvorſchläge. Jene Verhältniſſe in Rußland wurden für Boleſlav darum um ſo bedenklicher, als im Laufe des Jahres der König der Ruſſen mit Kaiſer Heinrich in geſandtſchaftliche Verbindungen trat und ihm verſprach, den Polenherzog anzugreifen*). Der Kaiſer billigt das Anſuchen von Seiten Boleſlav's und läßt ihm ſagen, ſeine Edeln wären bei ihm zuſammengekommen, und wenn er ihm etwas Annehmliches gewähren wolle, ſo würde er es gern mit deren Rath annehmen. Es gingen nun Geſandten zwiſchen Polen und Deutſchland hin und her: ein Waffenſtillſtand wird geſchloſſen; Boleſlav bittet um eine Zuſammenkunft und Unter-

*) Thietmar pag. 239. Caesar — — tunc primo comperit Ruszorum regem, ut sibi per internuntium promisit suum, Bolizlavum petiisse.

redung; die Erzbischöfe Erkinbald von Mainz, Gero von Magdeburg, der Bischof Arnulf von Halberstadt nebst mehrern Grafen begeben sich an die Mulde und verweilen daselbst vierzehn Tage lang, nachdem sie den polnischen Fürsten ersucht haben durch Unterhändler, an die Elbe zu kommen zu dem von ihm so lange ersehnten Gespräch. Er hielt sich damals zu Sciciani auf (in der Lausitz). Als er aber die Aufforderung vernahm, antwortete er, er wage durchaus nicht, aus Furcht vor seinen Feinden, dahin zu kommen. Und die deutschen Boten sprachen: Wie? wenn unsere Fürsten an die schwarze Elster kommen, was willst du dann thun? Darauf erwiederte jener: Auch diese Brücke hier mag ich nicht überschreiten. Da kehrten die Boten heim und theilten das Alles ihren Herren mit, und diese kamen unwillig wegen der verächtlichen Behandlung durch Boleslav, der sie getäuscht, zurück und regten durch ihre Berichte den Zorn des Kaisers auf. Darauf wird über einen neuen Kriegszug verhandelt, und jeder treue Diener ermahnt, sich zu demselben vorzubereiten, und vom Kaiser geboten, daß fortan keine Botschaft mehr zwischen den Fürsten und dem Feinde des Reiches gewechselt werde: wer dieß wagte noch ferner zu thun, sollte in Anklagestand versetzt werden.

Der Kampf begann dieß Mal in Mähren. Dort waren die Baiern eingefallen und hatten den Bewohnern großen Schaden gethan. Zu ihrem Unglücke waren sie nicht auf ihrer Hut. Es sammelten sich also des Boleslav's Soldaten, umringten sie und hieben sie nieder, und rächten so nicht zum geringen Theil die angethane Schmach. Zu Anfang des Juli (6.) traf der Kaiser in Magdeburg ein, um persönlich wieder das Heer anzuführen. Den 8. Juli ging er über die Elbe mit Gattin und Heer und kam nach Leizkau, das früher ein Hof des Bischofs Wigo von Brandenburg, damals aber der Wohnplatz unzähliger wilder Thiere war — ein Zeichen, daß die Deutschen hier wenig noch oder gar nicht mehr gehauset hatten — blieb daselbst zwei Tage im Lager und erwartete die Nachzügler. Dann sandte er seine Gemahlin und mehrere andere seiner Hofleute zurück, und rückte in geschlossenen Reihen (turmatim) vor. An dem Tage kehrte

der ehemalige Herzog von Baiern, Heinrich von Lützelburg, der zum Boleslav gesandt worden war, um mit demselben den Frieden abzuschließen, mit Gesandten von diesem zurück. Der Kaiser ließ sich von ihm die Friedensbedingungen vortragen und schickte ihn dann nochmals ab zum Polenfürsten. Er richtete aber nichts aus und kehrte unverrichteter Sache wieder.

Während dessen war auch Othalrich aus Böhmen aufgebrochen, um dem Kaiser seine Dienstmannen zuzuführen. Diese Gelegenheit nahm Mesco wahr, da das Land in Abwesenheit seines Herzogs weniger denn gewöhnlichen Widerstand leisten konnte, und machte mit zehn Legionen einen Einfall, plünderte dasselbe zwei Tage lang und kehrte mit einer unzähligen Menge Gefangener zur großen Freude seines Vaters zurück. Der Kaiser aber gelangte bedächtig mit seinem Heere, zu welchem auf dem Marsche die Böhmen und Luitizier (aus dem Norden bei den Obotriten) gestoßen waren und Alles auf dem Wege verwüstend, am 9. August nach Glogau, wo Boleslav mit seiner Armee ihn erwartete. Heinrich verbot seinen Soldaten, sich auf keine Weise mit dem sie durch Necken herausfordernden Feind in den Kampf einzulassen, weil Bogenschützen im Versteck lagen und nur auf diesen günstigen Augenblick lauerten. Er zog darauf vor die Feste Nimtsch im Gau Schlesien (pagus Silensis, hier zum ersten Male vorkommend) und fing an dieselbe zu belagern. Aber die Polen hielten sich so tapfer, daß sie alle Stürme abschlugen. Darüber brachen Krankheiten im kaiserlichen Heere aus: Heinrich sah sich genöthigt (Anfang Septembers), die Belagerung aufzuheben und über Meißen nach Sachsen zurückzugehen, wieder mit dem leidigen Gedanken und Gefühle, nichts ausgerichtet, und mit der Besorgniß, den Feind noch mehr erbittert und gereizt zu haben, seine Angriffe auf die Grenzen des deutschen Reiches zu wiederholen und seine Eroberungen zu erweitern. Von Mähren aus war bereits nach dem verbündeten Böhmen ein Einbruch von Seiten der Polen geschehen. Zum Glück hatte sich Heinrich von Oestreich auf sie geworfen, auf dem Rückzuge eingeholt und großentheils vernichtet. Aber den Rückzug des Hauptheeres der Deutschen aus Schlesien hatte Boleslav von Breslau aus abgewartet und Streif-

schaaren ausgesandt, die dasselbe unaufhörlich beunruhigten und bis zur Elbe hin, im Rücken des Kaisers, Schrecken verbreiteten. Bereits am 15. August hatten sich bewaffnete Haufen bei Belgern gezeigt und diese Feste eine Zeit lang, wenn auch ohne Erfolg, belagert. Die nach Böhmen gesandte Schaar polnischen Fußvolkes hatte zwar auch kein Glück. Dagegen gelang einem andern Schwarme ein Einfall in das Land zwischen Elbe und Mulde. In raschem Streifzuge am 19. September machte er mehr als tausend Gefangene, brannte Alles nieder, wohin er kam, und kehrte glücklich wieder heim. Auch der Zug des russischen Fürsten nach Polen hinein, der mittler Weile erfolgt war, hatte keinen günstigen Ausgang gehabt: man hatte eine feindliche Stadt belagert, aber fruchtlos.

Ohne eine eigentliche Schlacht ging Boleslav aus dem Kampfe als Sieger hervor. Wenn er dessenungeachtet jetzt den Frieden suchte, so mußte das besondere Veranlassung haben: er wollte einen großen Heereszug nach dem südlichen Rußland unternehmen und – konnte gegenwärtig von den Deutschen höchst günstige Bedingungen erwarten. Schon im October fand sich in Merseburg beim Kaiser ein polnischer Abgeordneter ein, der ihm Vorschläge machte hinsichtlich der Auswechselung der Gefangenen. Er fragte zugleich an, ob ein etwaiger Friedensunterhändler würde angenommen werden. Der Kaiser gab günstigen Bescheid: die Unterhandlungen begannen, und am 30. Januar des Jahres 1018 wurde auf Heinrich's Geheiß und auf des Polenherzogs dringendes Verlangen in Bautzen der Friede feierlichst abgeschlossen und beschworen. Die Bedingungen waren freilich nicht für die Deutschen so günstig, wie sie sich geziemt hätten, sondern wie sie nur zu erreichen waren. Es blieben also gewiß die eroberten Gaue fortan in dem Besitze des Polenherzogs, und er sorgte durch Einsetzung von Commandanten in Burgen und Städten in den eroberten Ländern, an der Grenze, namentlich an der Elbe, auf dem rechten Ufer, für Aufrechthaltung seiner Macht daselbst*).

Boleslav hatte nun im Westen freie Hand, um desto kräftiger in Osten aufzutreten. Im Sommer desselben Jahres

*) Vgl. Dlugoss. II. beim Jahre 1030.

brach er mit seinem Heere, in welchem unter Andern auch dreihundert Deutsche dienten, gegen Kiew auf und erreichte am 22. Juli die Ufer des Bug. Eine spöttische Verhöhnung des Boleslav wegen seines dicken Bauches von Seiten eines Russen gab Veranlassung zu einer Schlacht, in welcher die Russen völlig geschlagen wurden, und Jaroslav, der Gegenkönig von Swätopolk, konnte sich nur mit vier Männnern nach Nowgorod retten. Boleslav rückte ohne Aufenthalt bis zur Hauptstadt Kiew vor und zog dort den 14. August in Begleitung seines Eidams ein. Er erbeutete eine große Menge Schätze. Von diesen sandte er sogar eine Anzahl als Ehrengeschenke an den deutschen Kaiser mit der Versicherung seiner Ergebenheit. Seinen Eidam aber setzte er von neuem zum Herrn in Kiew ein. Sein Heer legte er rings um in die Städte des eroberten Landes. Es mochte ganz den Anschein haben, als ob er über dasselbe eine Oberherrschaft gewinnen wollte, und Swätopolk mußte sich durch solche Anmaaßungen in seiner fürstlichen Stellung bald beschränkt und beleidigt fühlen. Das gab ihm Veranlassung zum heimlichen Befehle, alle Polen zu ermorden, — eine Art sicilianischer Vesper. Boleslav sah sich gezwungen, Kiew und das Land zu räumen. Der oberherrlichen Gewalt über dasselbe ging er also verlustig; doch bemächtigte er sich auf dem Rückmarsche jener tscherwenischen Städte, die Wladimir einst erobert hatte. Insofern erweiterte er also doch die Grenzen seines bisherigen Reiches in etwas.

Er stand jetzt auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. „Es ist nicht zu verkennen, wie großartig die Stellung war, welche Boleslav in wenigen Jahren sich und seinem Volke errungen hatte. Von dem Uebergewichte der Deutschen hatte er sich befreit, die Böhmen auf ihr eignes Land zurückgeworfen, Preußen und Pommern siegreich bekämpft und wirklich auch dem Vorrücken der russischen Macht nach Westen zu Schranken gesetzt. Vom Dniepr im Osten bis zur Elbe im Westen, von den Küsten der Ostsee bis zu den Bergen der Karpathen war er jetzt unbestritten der mächtigste Herr, die Polen das vorherrschende Volk. Mit vollem Rechte nannte ihn die Nachwelt Chrobri.“ „Es hatte sich zugleich gezeigt,

daß die polniſchen Stämme, zu einem politiſchen Ganzen vereint, unter der Führung eines kräftigen Fürſten den Deutſchen einen ganz andern Widerſtand entgegenzuſetzen vermochten, als die vielfach getheilten vordern Slaven an der Elbe und Oder. Unterſtützt von der Entlegenheit und der Natur der Grenzlandſchaften, von der Lage der innern Verhältniſſe Deutſchlands und der ihm gegenüberſtehenden Perſönlichkeit Kaiſer Heinrich's II., hatte Boleſlav, kühn emporſtrebend, „dem Reiche" gegenüber eine ganz andere Stellung als ſein Vater errungen und behauptet. Die ſiegreiche Ausbreitung der deutſchen Herrſchaft nach Oſten — von ſo raſchen, gewaltigen Erfolgen zur Zeit der erſten Kaiſer aus ſächſiſchem Stamme — war durch ihn und ſein Volk zuerſt gehemmt — ja gewiſſermaaßen zurückgedrängt worden"*). Seit dem bauzner Frieden war er ſo gut wie kein Dienſtmann oder Vaſall mehr von Deutſchland. Es fehlte ihm zur vollſtändigen Anerkennung ſeiner Selbſtſtändigkeit nur die Krönung und der Königstitel, und wir werden in Kurzem ſehen, wie er beides erringt.

Zu bemerken iſt übrigens, daß, während Boleſlav dem Chriſtenthume anhängt und der päpſtlichen römiſch-katholiſchen Kirche mit voller Seele, wie es ſcheint, zugethan iſt, und als ſolcher das Heidenthum in ſeinem ganzen Reiche mochte ausgerottet haben, der Kaiſer Heinrich, mönchiſch geſinnt wie er war, es duldete, daß die Luitizier, die in ſeinem Heere im Jahre 1017 dienten, ſich als Heiden frank und frei geriren durften, d. h. das Bild ihrer heidniſchen Göttin als Panier mit ſich führten. Ja, als auf dem Rückmarſche einer der Soldaten des Markgrafen Hermann von Meißen daſſelbe mit einem Stein zerwarf, und ſich die Diener des Heiligthumes darüber bitter beim Kaiſer beſchwerten, zahlte er ihnen zwölf Talente als Buße für die Kränkung. Und wie ſehr müſſen dieſe Luitizier dem Heidenthume noch ergeben geweſen ſein, da, als ſie auf jenem Rückzuge bei Wurzen über die Mulde ſetzen wollten und bei der Gelegenheit das Bild einer andern Göttin mit ihrer Begleitung von funfzig edeln Kriegern in dem aus-

*) Röpell a. a. O. S. 149 f. u. 135.

getretenen Strome verloren, ſie darüber als über ein ſchlimmes Zeichen außer ſich waren und bei ihrer Rückkunft nach Hauſe den feſten Vorſatz hegten, ſich vom Dienſte des Kaiſers loszuſagen. Sie beriefen eine Landesgemeinde ein, und ihre Vorgeſetzten nur brachten ſie davon ab*). Der deutſche Kaiſer ließ mithin bei ſeinen Kämpfen mit Boleſlav das Chriſtenthum und die katholiſche Kirche ganz bei Seite und hatte bloß die weltliche Politik im Auge, ſo gar verſchieden von ſeinen Vorgängern aus dem ſächſiſchen Hauſe.

Unter dieſen Verhältniſſen läßt es ſich auch erklären, warum das Chriſtenthum unter jenen heidniſchen Völkern ſo wenig Fortgang in der Zeit hatte. Wir wiſſen**), daß damals ein gewiſſer Günther von Magdeburg ausgegangen iſt, um die Luitizier zu bekehren: er war der Sohn Eckard's I., des geweſenen Markgrafen von Meißen, hatte ſich dem Predigerſtande, dem Mönchthume gewidmet, war Einſiedler im Böhmer Walde geworden. Als ſolcher ward er getrieben vom Geiſte des Propagandismus. Allein er ſcheint mit ſeinem Unternehmen wenig Erfolg gehabt zu haben; wenigſtens findet ſich keine beſtimmte Nachricht davon, und ſpäter lebte derſelbe, wie vor, als Eremit in Böhmen.

Merkwürdig, daß in der Zeit, in welche die Kriege Heinrich's II. mit Boleſlav fallen, die Wenden an der Unterelbe und Oſtſee ſich ruhig verhalten haben. War es Herzog Bernhard II., deſſen gewaltige Hand ſie fürchteten? Und hatte derſelbe, während er z. B. den Kaiſer im Kriege gegen Boleſlav unterſtützte (vgl. oben S. 216 ff.), ſo gute Anordnungen getroffen, daß die Obotriten und Wagrier im Zaume gehalten wurden? Nun, nachdem der Streit mit Boleſlav beendigt und es unpolitiſch war ſich zu regen, fingen ſie an ſich zu erheben. Und ſonderbar genug! nicht die Deutſchen ſelbſt waren es, die jene bekämpften: die Luitizier fielen in das Land der Obotriten ein, und nicht gegen das Volk war der Angriff gerichtet, ſondern nur gegen ſeinen Fürſten Miſtiſlav, weil er das Jahr vorher bei dem Feldzuge gegen den Polenherzog

*) Die äußerſt bemerkenswerthe Stelle ſ. bei Thietmar pag. 239.

**) Aus Thietmar pag. 231 f.

nicht ſein Contingent zum Dienſte für den Kaiſer geſtellt hatte. Sie waren alſo dadurch wahrſcheinlich beſchwerter geweſen. Und nun wiegelten ſie zugleich das Volk ſelbſt auf, gaben ihm Gelegenheit, ſich zu erheben. So regte ſich denn wieder unter den Slaven der alte verderbliche Geiſt der innern Zwietracht. Es war mithin zugleich ein Streit der Nation gegen ihren Fürſten, der auf der einen Seite mehr ſeinem, auf der andern mehr dem deutſchen und dem kirchlichen Intereſſe huldigen mochte, folglich auch eine Empörung gegen Kaiſer und Kirche. Im Februar (1018) begann die Bewegung. Die Luitizier verwüſteten den größten Theil der Lande ihres Gegners, nöthigten deſſen Gemahlin und Schwiegertochter zur Flucht, ihn ſelbſt aber ſammt einer Schaar auserleſener Truppen, ſich in die Feſte Schwerin zurückzuziehen. Darauf verlockten ſie*) das Volk zum Abfall von ihrem Fürſten, weil daſſelbe dem Chriſtenthume und ſeinem (chriſtlich geſinnten?) Herrſcher auffäſſig war. Mit Mühe entrann Miſtiſlav aus ſeinem Reiche. Nun wandten ſich Obotriten und Wagrier, nach dem Beiſpiele der Luitizier, wieder dem Heidenthume zu und begannen eine wüthende Reaction: alle Kirchen im Lande wurden durch Feuer oder auf andere Art verheert, die Crucifixe abgehauen und verſtümmelt, der Götzendienſt wieder hergeſtellt.

Der Kaiſer ſeufzte ſchwer, als er die Vorgänge erfuhr, verſchob aber die zu ergreifenden Maaßregeln bis zum nächſten Oſterfeſte, damit durch vorſichtige Ueberlegung beſtimmt werde, was zu thun. Indeſſen Oſtern kam, und — der Herrentag kam nicht zu Stande; denn Heinrich war auf andern Punkten ſeines Reiches auch den übrigen größten Theil des Jahres beſchäftigt. Die Angelegenheiten im vaſallenmäßigen Wendenlande blieben alſo das ganze 1018te Jahr hindurch unberückſichtigt. Mittler Weile kam es auch zu Misverſtändniſſen und Mishelligkeiten zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge von Sachſen und andern Großen in dieſem Theile des deutſchen Reiches. Als Heinrich II. zum Oſterfeſte des nächſten Jahres nach Sachſen, nach Merſeburg kam, war bereits die

*) Thietmar. VIII. pag. 249, malesuasa suimet calliditate.

Empörung vieler Fürſten offenkundig. Herzog Bernhard's Bruder, Thietmar, und des Kaiſers eigene Vettern begannen den Aufſtand; ſie wurden indeſſen bald überwunden und nach kurzer Haft begnadigt. Darauf erhob ſich der Sachſenherzog ſelbſt, ſammelte ein Heer, ward aber in die Schalksburg (Hausberge an der Weſer) geworfen und hier belagert. Da vermittelten einige hohe Prälaten und die Kaiſerin ſelbſt den Frieden (1020).

Jetzt wurden die deutſcher Seits lange unangefochten gebliebenen Wenden aufs Korn genommen. Die Sache war leicht, da mittler Weile die Dänen, muthmaßlich einer Aufforderung des Hamburger Erzbiſchofs zufolge, gegen die Obotriten zu Felde gezogen waren und ſie (1020) beſiegt hatten. Herzog Bernhard zwang ſie wieder zur Unterwürfigkeit und Dienſtpflicht. Ob ſie auch den Miſtiſlav haben wieder aufnehmen müſſen, iſt ungewiß; einige Jahre ſpäter aber, zwiſchen 1024—29, finden wir im Beſitze des obotritiſchen Fürſtenthumes den Uto oder Pribignev, den Sohn des Miſtiwoi, und den Sederich als Fürſten der Wagrier, an weſſen letztern Stelle dann bald nachher zwei Fürſten, Anatrog und Garus, genannt werden. Vermuthlich hatten ſich die Polaber in der Zeit von den Wagriern getrennt und gehorchten in Folge deſſen einem eignen Fürſten. Alle verhielten ſich ſeitdem wieder ruhig und dem deutſchen Reiche unterthänig und dienſt- und tributpflichtig; das Kirchenthum ward wieder hergerichtet. Erzbiſchof Unwan von Hamburg und der Sachſenherzog Bernhard kamen häufig in dieſe Metropole, verweilten daſelbſt zu halben Jahren und verkehrten viel mit den wendiſchen Fürſten. Nun konnte auch der aldenburger Biſchof — er hieß Bernhard dazumal — ſeine Diöceſe wieder beſuchen und ſich's angelegen ſein laſſen, das Kirchenweſen wieder einzurichten. Die Einkünfte zwar waren zerſtreut und zerſtoben und konnten trotz aller Bemühungen von Seiten des Biſchofs nicht wieder hergeſtellt werden, obgleich er mehrmals den Sachſenherzog darum anging. Selbſt als Kaiſer Heinrich ſich der Sache annahm und zu Werben einen Landtag der Wenden hielt, und alle Fürſten derſelben ſich einſtellten und Frieden und Unterwerfung ſowie die Rückgabe der geiſtlichen

Güter und den gesammten Zins an die bischöfliche Kirche gelobten, ward's doch nicht besser. Der Zusage wurde nachmals nicht gedacht, und Herzog Bernhard konnte und mochte wohl auch nicht mit Strenge auf die Erfüllung dringen, bei der Schwürigkeit der Nation gegen die Deutschen und gegen die ihr von selbigen auferlegten Abgaben. So ging denn der Bischof zu seinem Amtsgenossen nach Hildesheim, der ihn bis zu seinem Tode und nach diesem den Nachfolger Reinold verpflegte. Erst Unwan's Nachfolger, Erzbischof Libentius II., hat wieder einen deßfallsigen Bischof für Aldenburg ordinirt, der wieder seinen Sitz inmitten des Sprengels nehmen konnte. Doch war auch zu dessen Zeiten von den wendischen Fürsten im Lande nur einer, Uto, äußerlich Christ; die übrigen huldigten offen dem Heidenthume.

Die Luitizier waren nach jenem Kriege mit dem Obotritenfürsten gleichfalls ruhig und in friedlichem Vernehmen mit den Deutschen. Ihr Markgraf war Bernhard II. aus dem Hause Haldensleben. Sein Einfluß mag nicht sehr bedeutend gewesen sein. Noch weniger mag das kirchliche Regiment gegolten haben. Von den derzeitigen havelberger Bischöfen lesen wir auch nicht Eine Nachricht, daß sie in ihrem Sprengel hätten weilen können; in Bezug auf Brandenburg erfahren wir, daß die bischöfliche Domkirche wieder vorhanden gewesen, indem der posener Bischof, Timotheus, 1020 gestorben, daselbst beigesetzt, auch der Bischof Ezilo von Brandenburg selbst dort beerdigt worden sei*).

Von da ab war im Slavenlande bis zum Tode Heinrich's II. Ruhe. Das Verdienst des Kaisers dürfte das nicht gewesen sein; denn er war mit dem Alter nicht etwa energischer geworden. Im Gegentheil nahm gegen das Ende seines Lebens, wahrscheinlich in Folge der ewigen Mishelligkeiten innerhalb und außerhalb des Reiches und der mühevollen und ihm doch nicht lohnenden Regierungsgeschäfte seine Gleichgültigkeit gegen die Herrlichkeit des Thrones und am irdischen Leben, und damit seine mönchische Gesinnung und kirchlich-religiöse Demuth und die Schwäche seines

*) Von Raumer's Reg. No. 460 und 466.

Charakters zu. Wäre er doch ſogar gern ſelbſt Mönch geworden und in die Stille eines Kloſters (zu Verdun) gegangen, wofern nicht der Abt daſelbſt, als Abt des Kloſters, ihm nach ſeiner Aufnahme hinwiederum geboten hätte, ſofort zurückzukehren zur Regierung des Reiches und, feſthaltend an der Gerechtigkeit, für die Wohlfahrt des Landes mit Furcht und Zittern das zu thun, was er nur vermöchte. Heinrich ſtarb den 13. Juli 1024, nicht älter als 52 Jahre, aber zu ſpät für des Reiches Wohlfahrt und Anſehen. Wir wollen nicht leugnen, daß er thätig geweſen iſt: wir finden ihn ewig unterweges; er zieht im Reiche umher oder nach Italien, hierhin und dorthin; ſein eifriges Beſtreben iſt, Zwiſte auszugleichen, Ruhe herzuſtellen, auch wohl Kriegsfahrten zu unternehmen; allein er ſetzt nichts mit Ernſt und auf die Dauer durch: ſeine Maaßregeln bleiben nur halbe Maaßregeln, und ſtatt daß ſie zum Gelingen hinführen ſollten, ſchlagen ſie gewöhnlich um ins Gegentheil. Das iſt namentlich von ſeinen Feldzügen gegen die Polen zu ſagen. Was ein Heinrich I., ein Otto I. Großes und Herrliches aufgebaut hatte, iſt durch ihn meiſtentheils verloren gegangen. Wie am Körper — er war auf einem Fuße lahm — war er auch am Geiſte ſchwach. Es iſt daher ſehr natürlich, daß er während ſeines Lebens wenig gegolten hat, und daß auch ſein Hinſcheiden darum wenig beachtet worden. Nach ſeinem Tode iſt er weder von denen, die mit ihm gelebt hatten, noch von der Nachwelt hoch geſtellt worden. Nur die Geiſtlichen, die er im Leben reichlich bedacht mit Schenkungen, Vergabungen, Verleihungen an Rechten, Gütern, Einkünften, Ehren, haben ihn im Leben gefeiert und nach dem Tode nicht herabgeſetzt. Im Gegentheil, die Kirche hat ihm ihre Dankbarkeit noch dadurch bewährt, daß ſie ihn, 122 Jahre ſpäter, ihren Heiligen beigeſellt.

Die fränkiſchen Kaiſer.

Die Verhältniſſe des deutſchen Reiches zu den Slaven geſtalten ſich im Ganzen nicht günſtiger.

VI. Konrad II. Von 1024—1039.

Mit Heinrich II. war das ludolfingiſche Geſchlecht ausgeſtorben. So mußte denn eine völlig neue Kaiſerwahl ſtattfinden. Aber ſeit der Kur Heinrich's I. hatten ſich die Verhältniſſe vielfach geändert: der weltlichen Fürſten waren mehr geworden, z. B. Markgrafen; neben ihnen hatten ſich die vornehmen Prälaten, Aebte, Biſchöfe, Erzbiſchöfe zu gleicher Macht emporgeſchwungen: ſie nahmen dieſes Mal mit Theil. In der achten Woche nach dem Hinſcheiden Heinrich's II. kamen die Wahlfähigen, ſo viele ſich deren zu der Zeit zu ſein dünkten — denn an eine geſetzte und beſtimmte Zahl unter beſtimmten Abzeichen ward damals noch nicht gedacht — an den Ufern des Rheines zwiſchen den Städten Mainz und Worms zuſammen: die Lager der oberrheiniſchen Franken, der Ripuarier und der Lothringer waren auf der linken Seite des Stromes; auf der rechten dagegen ſtanden die Alemannen, Baiern, Oſtfranken und die Sachſen, letztere, wie ausdrücklich gemeldet wird, mit ihren Nachbarn, den Slaven. Es fragt ſich, welche ſind unter dieſem letztern Namen ſpeciell zu verſtehen? Denn alle können und werden es nicht geweſen ſein, mit denen die Deutſchen in politiſchem Verkehr ſtanden. Es können dieß nur die Böhmen, es kann dieß nur der Eine Slavenfürſt, der Böhmenherzog Othalrich geweſen ſein. „Da nach der von den böhmiſchen Herzögen ſeit 1002 angenommenen Politik derſelbe den übrigen deutſchen Fürſten in Allem beinahe gleich geachtet wurde, ſo nahm er auch an der Wahl des Nachfolgers im Reiche, des fränkiſchen Konrad, Theil und brach ſo der nachmaligen kurfürſtlichen Würde der Fürſten Böhmens die erſte Bahn"*). Es iſt Schade, daß wir

*) S. Palacky's Geſchichte von Böhmen I. B. S. 268, und L. Gieſebrecht's wend. Geſchichten II. B. S. 61 f. Dem vortrefflichen Eichhorn ſcheint dieſe Nachricht für ſein gediegenes Werk: „Deutſche Reichs- und Rechtsgeſchichte" doch entgangen zu ſein. Er hat ſie auch in der neueſten Auflage nicht erwähnt.

nicht Specielleres über dieſes Verhältniß erfahren. Aber freilich ſolches war damals überhaupt wohl noch nicht feſt markirt.

Konrad, der Franke, ward alſo König. Er verdankte, ſollen wir der halberſtädtiſchen Chronik trauen, die Krone ſeiner nähern Verwandtſchaft mit dem ausgeſtorbenen ſächſiſchen Hauſe. Er kam erſt etliche Monate nach ſeiner Erhebung in ſeine öſtlichen Länder: den erſten Winter brachte er in Sachſen zu. Während deſſen verhandelte er auch „mit den Heiden, welche an Sachſen grenzten," d. h. mit den Wenden. Der König forderte Tribut, und er empfing von ihnen, was dem Fiscus gebührte.

Der Polenfürſt dagegen erſchien nicht: er ging ernſtlich damit um, zu ſeiner wirklichen großen, ſelbſtſtändigen Macht nun auch den gebührenden Namen ſich zu geben. Schon zu Heinrich's II. letzten Zeiten hatte er verſucht, deßhalb mit dem Papſte in Verkehr zu treten: er hatte einen Geſandten abgeſchickt nach Rom, um vom päpſtlichen Stuhle, als der damaligen höchſten irdiſchen Behörde, Krone und den Namen eines Königs zu erhalten. Kaiſer Heinrich, mit dieſen Plänen und geheimen Umtrieben nicht unbekannt, ließ aber alle Wege nach Italien bewachen. So ward der Bote gefangen, obwohl nachmals wieder wunderbarlich befreit. Jetzt nun, glaubt er ſich auch über dieſe Förmlichkeit hinweg ſetzen zu können und läßt ſich, in der erſten Hälfte des Jahres 1025, feierlich krönen. Aber nur kurze Zeit ſollte er ſich dieſer Würde erfreuen: er ſtarb bereits am 17. Juni deſſelben Jahres. Und weil durch ihn die Verhältniſſe der Deutſchen zu den Slaven offenbar in ein neues Stadium getreten, ſo mag uns dieſer Todesfall Gelegenheit geben, ſelbige hier im Allgemeinen uns in Einem Bilde zu vergegenwärtigen.

Noch waren es nur wenig Jahre über ein halbes Jahrhundert, ſeitdem die Polen mit den Deutſchen in politiſche und kirchliche Beziehung getreten waren (ſeit 963 und 965, vgl. oben S. 128 ff.), und ſchon war das Reich durch die Politik und Regierungskunſt der beiden letzten Herrſcher aus piaſtiſchem Geſchlechte, durch Mesco und Boleſlav Chrobri, ſo groß und in ſich geordnet und feſt und mächtig geworden, daß es dem ältern, längſt geordneten und gekräftigten deutſchen, ſich

entgegenstellen und Trotz bieten konnte, ja! sich unabhängig zu machen wußte. Man sieht, was ein tüchtiger Herrscher selbst mit einem rohen Volke ausrichten kann, wofern er nur die rechten Mittel anwendet. Das Reich breitete sich aus von der Küste der Ostsee bis nach Ungarn und Süd-Rußland hin, also in der ganzen Ausdehnung der Wohnsitze der Slaven nach Nord-Osten zu. Es bildete somit ein mächtiges Bollwerk der großen Nation gegen die westlichen Völker und Reiche, namentlich gegen die Deutschen. Es schien berufen zum Zurückdrängen und zur Abwehr des Germanenthums, das sich mit Macht auf Kosten der Slaven schon ausgebreitet hatte und noch mehr auszubreiten drohte. Die Nation war zahlreich und tapfer. Große Ströme, wie die Elbe und die Oder, und die damals noch ziemlich uncultivirten dazwischenliegenden Vorländer der Obotriten, Pommern, Luitizier, Stodoraner, Milziener u. s. w. bildeten natürliche Bollwerke, und die daselbst wohnenden Völkerschaften waren geborne Feinde der Deutschen und sprach- und stammverwandt den Polen, folglich, wofern sie nicht dem Charakter der innern Zwietracht und der gegenseitigen Eifersucht huldigten, natürliche Bundesgenossen derselben. Eben so war es mit den Böhmen, deren Land bekanntlich durch eine natürliche Mauer von Gebirgen ringsumschlossen ist. Zudem war das polnische Reich im Innern politisch, militärisch und kirchlich geordnet: Alles gehorchte Einem Herrscher; alle Hilfsquellen flossen ihm zu; von ihm ging die Einheit des Ganzen aus, und Boleslav hatte durch Energie, Klugheit, Schlauheit und durch glückliche Erfolge seiner Heerfahrten sich bei seinen Unterthanen in einen solchen geistigen und moralischen Respect gesetzt, daß ihm Alles gern und willig gehorsamte. Seine große Persönlichkeit hatte freilich zumeist das Alles zu Wege gebracht; sie war der Mittelpunkt des Ganzen, der Halt des Reiches. Polen hatte sich wunderbar schnell zu einer respectabeln Macht entwickelt und erhoben, die für Deutschland bereits höchst gefährlich geworden war und, wofern ein dem Boleslav gleicher Herrscher an die Spitze gelangte, noch gefährlicher zu werden drohte. Die Provinz der Milziener und Dalemincier und ein Theil der Nieder-Lausitz, schon von den Deutschen früher

erobert, waren in die Hände des Polenfürſten gefallen; über Böhmen war er eine Reihe von Jahren bereits Herrſcher geweſen; Mähren war in ſeinen Händen, und welch precärer Beſitz ſchien immer noch das meißner Land und die Vaſallenſchaft der Luitizier in der heutigen Mittelmark, der Obotriten und Wagrier zu ſein! Auch hatte ſich das deutſche Element in allen dieſen Gegenden nur erſt ſehr ſparſam ausgebreitet oder angefangen auszubreiten: deutſche Beamte, Soldaten, Geiſtliche und Mönche, Ackerbauer, Jäger, Kaufleute hatten ſich wohl daſelbſt ſchon mehrfach niedergelaſſen*); allein die häufigen Aufſtände der Slaven, die öftern Niedermetzelungen der Deutſchen, der ſchwankende Beſitz und Zuſtand dieſer Länder ließen das germaniſche Element noch andauernd ſchwach bleiben. Vorherrſchend oder überwiegend dürfte es nach beinahe hundert Jahren des Kampfes allein erſt in den Gegenden zwiſchen Saale und Mulde geworden ſein. Die Markgrafen, Biſchöfe, Erzbiſchöfe, der Herzog von Sachſen waren in jenen Slavenländern Herren entweder nur dem Namen nach oder in ihres Sprengels Grenzen ſo verkürzt, daß ſie es nur theilweiſe waren. Was wird nun geſchehen? Iſt Boleſlav's Geiſt auf ſeinen Nachfolger fortgeerbt? Wird derſelbe das polniſche Königreich in ſeiner für Deutſchland ſo bedrohlichen Großartigkeit aufrecht erhalten? vielleicht ſogar verſtärken? Oder wird der alte Hader und die innere Zwietracht hier wieder unheilvoll über dem Himmel des Slaventhumes ſchweben und wieder vernichten, was der große Ahne aufgebaut? Und was wird Konrad II. thun? Wie wird er auftreten in Bezug auf die ſlaviſchen Verhältniſſe? Hat er genug Lebendigkeit des Geiſtes, Thätigkeit, Energie und Kraft, um das ſchwache Gebäude des Germanenreiches zu ſtützen? um es aufrecht zu erhalten, oder wohl gar wieder herzuſtellen, wie es unter einem Otto I. war?

An Konrad II. werden von ſeinem zeitgemäßen Biographen Wippo ſein Geiſt, ſein Scharfſinn, ſein Witz und ſein klarer Blick nicht weniger hoch geprieſen, als ſeine edle Geſinnung, ſein Wohlwollen, ſeine Thätigkeit. Sein Muth

*) Ueber Böhmen in der Beziehung vgl. Palacky I. S. 267.

und seine Tapferkeit waren ebenfalls unbestritten: sie hatten sich mehrfach in kriegerischen Kämpfen bewährt.

Boleslav hatte bei seinem Tode nicht gehörig für die Befestignng und Fortdauer seines Thrones durch gehörige Bestimmung der Erbfolge gesorgt. Das war zum Unheil des Reiches, zum Glück für die Deutschen. Er hinterließ mindestens — die Nachrichten darüber sind schwankend — zwei Söhne, die ihm in der Herrschaft folgen konnten: Bezprim oder Otto und Mieceslav oder Mesco (Meschko). Der letztere, der jüngere zwar*), der sich aber schon bei des Vaters Lebzeiten als einen tüchtigen Krieger in den Kämpfen mit Böhmen und dem deutschen Reiche bewährt hatte, riß mit ähnlicher Gewaltthat, wie einst sein Vater, die Zügel der Regierung an sich und damit auch den königlichen Titel. Bezprim mußte aus dem Lande fliehen und wandte sich erst, wie unsere Quellen sagen, nach Rußland, dann höchst wahrscheinlich — er war der Sohn des Boleslav von einer Ungarin — nach Ungarn, zu seinem Oheim, dem damaligen Könige des Landes, Stephan, oder vielleicht umgekehrt, zuerst nach Ungarn und später nach Rußland, wie aus dem Folgenden zu erhellen scheint. Die Schriftsteller haben wohl die erste Flucht zu bemerken unterlassen. Sei es nun, daß Stephan in der That sich des Neffen annahm, oder daß die Angelegenheit ihm nur zum Vorwande diente, seine Herrschaft auf Kosten des benachbarten Polens zu erweitern, — noch vor dem Jahre 1029 hatten die Ungarn die sogenannte Slowakei und einen Theil von Mähren erobert. So ging denn schon eine Partie des großen schönen Reiches verloren.

Bald sollte auch der entgegengesetzte Theil im Norden verloren gehen. König Konrad war mittelbar die Ursache. Er sah wohl ein, daß er gegen Polen eines mächtigen Bundesgenossen bedurfte. Ein solcher fand sich ihm in dem derzeitigen Könige von Dänemark und England, Knud dem Großen. Unter Vermittelung des Hamburger Erzbischofs traten beide in genaue

*) L. Giesebracht a. a. O. S. 63 nennt Bezprim den jüngern, ich weiß nicht, auf welche Auctorität hin, da Röpell über dieses Verhältniß schweigt. Allein aus Thietmar (S. 99) erhellt ja ganz klar, daß Mesco der jüngere Sohn, und Stiefbruder noch dazu des Bezprim gewesen ist.

Verbindung. Der deutſche König überließ dem däniſchen die Stadt Schleswig nebſt der Mark jenſeit der Eider, die von da ab däniſches Gebiet wurde. Von dem, was König Knud dagegen gethan, findet ſich keine ganz beſtimmte Nachricht; es läßt ſich aber aus Folgendem abnehmen. Es wird im Allgemeinen von ihm gemeldet: Slavien und Samland ſeien durch ihn unterworfen. Eine andere, beſtimmtere Nachricht gibt an, er habe die Ruanen, Pommern, Slaven, Ermländer und Samländer, lauter heidniſche Völker, ſich zinspflichtig gemacht. Bei der Gelegenheit ging auch wohl das zuſammenerobberte Reich des Fürſten Wulk (vgl. oben S. 190 f.) zu Grunde, deſſen Sohn nun in das Balſamer Land flüchtete, das ihm als Erbtheil zugefallen.

Alle dieſe Angaben ermangeln zwar einer ſichern Zeitbeſtimmung in den Quellen; indeſſen hat L. Gieſebrecht (a. a. O. S. 65) mit Recht bemerkt: Pommern kann nicht vor dem Jahre 1025, dem Todesjahre Boleſlav's, erobert worden ſein: dieſer hat zuverläſſig bis an ſein Ende den Beſitz behauptet; es wird ſolches alſo gewiß in der Zeit geſchehen ſein, die hierzu am günſtigſten in der Zeit, wo Boleſlav geſtorben war, und Mesco am andern Ende ſeines Reiches mit den Ungarn zu kämpfen hatte. Unbezweifelt ging mit dieſer Eroberung auch das Bisthum Kolberg zu Grunde, weßhalb daſſelbe eben gar nicht wieder erwähnt wird, ſondern ſpurlos ſo bald wieder verſchwand. Konrad hat politiſch klug gehandelt und ſeinem Gegner in Polen und deſſen Macht durch Hingabe einer ohnehin precären Beſitzung großen Nachtheil zugefügt.

Dieſe Verhältniſſe befreiten nehmlich Deutſchland und den deutſchen König für den Augenblick von aller Beſorgniß vor dem Fürſten der Polen. Ja! wenn Konrad damals eine Heerfahrt gegen denſelben unternommen hätte, wer weiß, ob er nicht die Schmach ſeiner nächſten Vorgänger ausgetilgt und die Grenzen des Reiches, dem er vorſtand, wieder auf ihren frühern Umfang zurückgebracht hätte. Er hatte aber ſeinen Sinn nach Süden gerichtet: Burgund nahm ſelbigen in Anſpruch; Italien lockte und die Kaiſerkrone. Dahin ging alſo Konrad vorerſt und ward Kaiſer 1027 am 26. März und kehrte als ſolcher im Juni nach Deutſchland zurück.

In demſelben oder zu Anfange des folgenden 1028ſten Jahres fielen die Burg- und Städte-Commandanten, welche Boleſlav an den Grenzen des Reiches, vornehmlich an der Elbe auf dem rechten Ufer des Stromes, eingeſetzt hatte, von Mesco ab wegen der Feigheit des Königs und wegen ihrer Verwandtſchaft mit den Deutſchen, indem ſie ſich gegenſeitig durch Ehen verbunden hatten. Sie wollten weder zu den Herrentagen des Königs kommen, noch den eingenommenen Zins an die königliche Kaſſe zahlen, und ſpielten die eigenmächtigen Herren*). Dieſe wollte Mesco beſtrafen. Er drang in das Land der Luitizier, in die öſtlichen Gegenden Sachſens, in die Oſtmark ein: Brand und Plünderung ward geübt und eine zahlloſe Schaar Männer, Weiber und Kinder elend umgebracht. Als daher Kaiſer Konrad in der Mitte des Jahres 1028 einige Monate in Sachſen zubrachte, erſchien eine Geſandtſchaft der Luitizier, bat um Beiſtand gegen den despotiſchen König der Polen und gelobte dagegen von Seiten ihrer Nation Unterwürfigkeit und treuen Dienſt. Das Geſuch fand Gehör, und der Kaiſer beſchloß eine Heerfahrt gegen die Polen. Er berief ſeine Schaaren auf das künftige Jahr. Sie ſammelten ſich im Sommer (?)**) 1029 abermals bei Leizkau. Mit ihnen zog Konrad wieder nach Südoſt. Allein wie ſchon früher ſo oft, ſo legte auch dießmal die natürliche Beſchaffenheit der zu durchziehenden Gegenden, vielleicht nicht minder Verrath von Seiten des Feindes, vielfache Hinderniſſe in den Weg. Der Marſch ging durch ungebahnte Wälder, Sümpfe, Wüſteneien, und endlich kam man nicht dahin, wohin der Kaiſer gewollt, ſondern in die Gegend der Feſte Bauzen. Konrad beſchloß, auf den Rath von Einigen ſeiner Vertrauten, ſie zu belagern. Es fiel im Kampfe von beiden Seiten gar viel Volks; die Polen wehrten ſich tapfer; der Kaiſer fing an, an dem Siege zu verzweifeln, und — kehrte um, das Weitere auf das nächſte Jahr verſchiebend: ſein Muth und Glück hatten ſich nicht ſonderlich bewährt.

*) Vgl. Dlugoß II. zum J. 1030; vgl. Kadlubek S. 13 und oben S. 224.

**) Vgl. Stenzel's Geſch. Deutſchlands unter den fränkiſchen Königen II. Th. S. 192.

Mit deſto günſtigerm Erfolge waren die Unternehmungen der Böhmen gekrönt, die, wahrſcheinlich in derſelben Zeit und dann ſicherlich in Uebereinkunft mit dem Kaiſer, von einer andern Seite gegen den Polenkönig gethan wurden. Bretiſlav, der junge muthige und kühne Sohn Herzog Othalrich's, fiel mit Heeresmacht in Mähren ein und vertrieb einerſeits die Polen aus dem ihnen bis jetzt noch gebliebenen Theile, andrerſeits die Ungarn aus dem vor Kurzem erſt (verg. S. 236) eroberten Gebiete. Ganz Mähren kam damals wieder an Böhmen. In einem Sturme nahm der junge Held das ganze Land und trieb die feindlichen Schaaren vor ſich her, erſt die Polen, dann die Ungarn, und zwang beide zum Friedensſchluſſe und zur Feſtſtellung der neuen Grenzen. Ihm ſelbſt ward der Titel eines Herzog von Meißen zu Theil und die Befriedigung, die ganze dem ungariſchen Heere abgenommene Beute zur Wiederherſtellung und Wiederdotirung jener Kirchen zu weihen, die einſt 120 Jahre vorher von den Ungarn geplündert und verwüſtet worden waren (vergl. oben S. 82). Zugleich befeſtigte er die ſchon vorhandenen Städte und Burgen, führte ſelbſt auch neue auf, wie z. B. Troppau an der Oppa, das er mit ſtarken Mauern ſchützte, und ſetzte eigne Grafen zur Bewachung wie der ungariſchen ſo auch der polniſchen Grenzen ein.

In der Zeit ſtarb der Markgraf Thietmar von der Oſtmark und der Lauſitz. Auf die Nachricht hiervon nahm König Mesco heimlich eine Schaar ſchlechter Geſellen, unter ihnen auch den Siegfried, einen Deutſchen, einen Sohn des 997 verſtorbenen Markgrafen Hodo, der bei ſeines Vaters Lebzeiten Mönch im Kloſter Nienburg an der Saale geweſen, nachmals, als jener geſtorben, von da entlaufen und wahrſcheinlich ein Abenteurer war, der jetzt glaubte bei der Unbeſtimmtheit der Verhältniſſe gewinnen zu können. Mit dieſem und Andern ſeines Gelichters fiel der Polenkönig im Januar des Jahres 1030 in das Land zwiſchen Elbe und Saale ein, verwüſtete und verbrannte mehr denn hundert Dörfer, ſchonte auch die Altäre nicht und nahm 9000 Chriſten gefangen, darunter den Brandenburger Biſchof Livizo, den er noch obendrein wie einen gemeinen Sklaven behandelte.

Nirgens fand er Widerstand, bis endlich ein Graf Dietrich mit einer Schaar zusammengeraffter Kriegsleute über die Verheerer des Landes herfiel, mehrere von ihnen tödtete und die übrigen verjagte. Den Kaiser hinderte damals die leider zum dritten Male erneuerte Empörung seines Sohnes selbst Rache zu nehmen. Doch verlegte er wenigstens den Sitz des Bisthums von Zeitz nach Naumburg, um dasselbe gegen die feindlichen Ueberfälle mehr zu schützen. So weit war es also schon gekommen. Inzwischen wäre es doch ein günstiger Zeitpunkt gewesen, den Polenfürsten anzugreifen. Denn bereits drang auf der östlichen Seite seines Reiches Jaroslav, Fürst von Kiew, vor, auf das nachbarliche Reich los und eroberte Beides diesseit des Bugflusses, um im Jahre darauf, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Mistislav, den Polen auch die von Boleslav früher (vergl. oben S. 225) eroberten tscherwenischen Städte wieder abzunehmen, wahrscheinlich aufgereizt durch den Bruder Mesco's, Bezprim.

Dieser hielt sich nehmlich damals in Rußland auf. Von dort begann er in gleichem Jahre auch mit dem deutschen Kaiser Verbindungen anzuknüpfen und ihn um Hilfe zur Rückkehr in seine Heimath anzusprechen. Man kam überein, der Prinz solle seinerseits Mannschaften sammeln und den Mesco auf der östlichen Seite angreifen, während das deutsche Heer von der westlichen anrückte. Um des Krieges mit Ungarn (1030) und um anderer Reichsgeschäfte willen vermag Konrad nicht eher als im Herbste 1031 die Heerfahrt herzurichten. Die sächsische Kriegsmacht war zwar nur schwach; dennoch aber sah sich der Polenkönig, von zwei Seiten angegriffen, nach langem Widerstande genöthigt, einen nachtheiligen Frieden einzugehen, dem zufolge er nicht nur alle Beute zurückerstattete, welche er die Jahre vorher aus Sachsen gemacht, sondern auch die Landschaft Lusizi (Oberlausitz) nebst den Städten wieder herauszugeben und den Frieden mit einem Eide zu bekräftigen. Jetzt, wenn nicht schon früher, erhielt auch Bischof Livizo seine Freiheit wieder. „Die Macht der Polen, von so rascher Erhebung unter Boleslav Chrobri, war fast nach allen Seiten im Sinken." Es sollte noch ärger kommen. Mesco vermochte nicht sich gegen seinen Bruder

zu behaupte der wahrſcheinlich unbekümmert um jenes Abkommen mit dem Kaiſer, die errungenen Vortheile noch weiter verfolgen mochte. Kaum war ein Monat nach dem Frieden verfloſſen, ſo ſah ſich Mesco gezwungen, aus ſeinem Lande zu entfliehen, verrathen und verlaſſen, ſelbſt von ſeiner eigenen Gemahlin: er entwich zu ſeinem bisherigen Feinde Ulrich, dem Herzoge von Böhmen; der war doch ſein Stammgenoſſe. Was hätte unter dieſen Verhältniſſen Konrad für ſich und für ſein deutſches Reich und Volk thun können, wäre er nicht blos politiſch rechtlich, ſondern auch politiſch klug geweſen! Wie hätte er alles früherhin Eroberte und dann wieder Verlorne wieder gewinnen können! Lag ihm und ſeinen Großen nichts an dem bis daher noch immer preiſen Beſitz der öden Gegenden zwiſchen Elbe und Oder? Aber an die Zukunft konnte er doch denken und die Grenzen des Reiches wenigſtens mehr ſichern gegen die Unbilden des unruhigen Nachbarvolkes? Vor der Hand ſorgte er wenigſtens dafür, daß die Oſtmark nach dem Tode Thietmar's (v. oben S. 239) wieder beſetzt wurde. Er übertrug ſie dem Grafen Dietrich — wahrſcheinlich demſelben, der im Jahre 1029 den Verheerungen der Polen Einhalt gethan hatte — aus dem Hauſe Bucizi, da unterdeſſen auch Thietmar's Sohn Odo geſtorben war, ohne Erben zu hinterlaſſen (1030). Dietrich bekam zuverläſſig jetzt neben der eigentlichen und urſprünglichen Oſtmark gleichfalls das wiedergenommene Land, alſo die Ober- und Unter-Lauſitz. Der Rückgabe des milzeniſchen Landes wird zwar nicht ausdrücklich gedacht; es iſt aber wohl anzunehmen, daß daſſelbe nebſt der Hauptfeſte Bauzen in den abgetretenen Landen mit inbegriffen war.

Inzwiſchen dieſer Begebenheiten, zur Zeit des hamburger Erzbiſchofes Libentius II. (alſo zwiſchen 1029 und 1032), begannen ſich im Norden die Obotriten wieder zu regen und — einen höchſt gefährlichen Aufſtand zu verſuchen. Der Fürſt derſelben, Uto, hatte ſeinen Sohn, um ihn im Chriſtenthume erziehen zu laſſen, der Schule des Kloſters St. Michael bei Lüneburg übergeben. Vorſtand dieſes Kloſters war damals ein gewiſſer Godſchalk, und ſo ward auch der obotritiſche Prinz geheißen. Während deſſen, daß derſelbe dort verweilt,

wird sein Vater meuchlings von einem sä[illegible] Ueberläufer erschlagen. Auf die Nachricht hiervon en[illegible]ht der junge Prinz aus dem Kloster, setzt über die Elbe zu seinen heidnisch gesinnten Landsleuten, sagt das Christenthum ab und sammelt eine Schaar Räuber um sich. Mit diesen durchstreift er ganz Nordalbingen mordend und verwüstend. Viele tausend Sachsen fanden den Tod. In Kurzem aber ward er des Räuberhandwerkes satt, und als er einst durch Feld und Haide des nordalbingischen Sachsens schweifte und auf einen Sachsen traf, und dieser ihm, ohne daß er ihn kannte, die Strafe Gottes für seine Greuelthaten vorhielt, da erwiederte er: „Ich bin es selbst, von dem du redest. Aber es thut mir leid, daß ich so groß Unrecht wider den Herrn und seine Christen begangen: mich verlangt nach Versöhnung. Wenn du also wieder zu deinen Landsleuten kommst, so sage ihnen, sie sollten heimlich vertraute Männer senden, mit mir über Bündniß und Frieden zu unterhandeln. Geschieht solches, so will ich ihnen die ganze Räuberschaar, zu der ich mich mehr aus Noth denn freiwillig halte, in die Hände spielen.“ Zugleich bestimmte er dem Sachsen Zeit und Ort, wann und wo er zu treffen. Der Auftrag ward angebracht; die sächsischen Fürsten achteten indessen nicht darauf: sie vermutheten dahinter eine Kriegslist. Wenige Tage darauf gerieth Godschalk in die Gefangenschaft der Deutschen: er wurde als Oberhaupt einer Räuberhorde in Fesseln gelegt. Herzog Bernhard indessen war der Meinung, derselbe könne später ihm noch nützlich werden. Darum verständigte er sich mit ihm, ließ ihn frei und entsandte ihn in Ehren und beschenkt. Der junge Prinz begab sich darauf zu dem Dänen-Könige Knut: demselben diente er mehrere Jahre auf verschiedenen Kriegszügen in England und im Norden mit Ruhm. Mittler Weile herrschte über die Obotriten Ratibor, der, neben Anatrog und Gneus, fortan genau den Frieden mit Deutschland bewahrte, obgleich dem Sachsenherzog zu hartem Zins verpflichtet. Das Christenthum machte in der Zeit wenig oder gar keine Fortschritte, obwohl Ratibor sich zu den Christen hielt, ein Bischof im Lande waltete und der Erzbischof sich selbst eifrigst mühte um die Bekehrung der Heiden.

Die polniſchen Angelegenheiten ſollten bald noch verwickelter und für Deutſchland nur um ſo günſtiger ſich geſtalten. Herzog Othalrich oder Ulrich in Böhmen war beim Kaiſer, man weiß nicht weßhalb, in Ungnade gefallen. Um ſich wieder in Gunſt zu ſetzen, erbot er ſich, den Mesco auszuliefern. Konrad verwarf den Antrag. Andrerſeits aber wurde von ihm Bezprim als Herzog von Polen anerkannt, als er die Krone nebſt den übrigen königlichen Inſignien ſeiner Vorgänger überſandte und dadurch ſeine Unterwürfigkeit und ſein fortaniges Vaſallenverhältniß zum deutſchen Reiche bekundete. So war denn all die Größe und Herrlichkeit wieder dahin, die vormals ein Boleſlav Chrobri geſchaffen und ſeinem Nachfolger hinterlaſſen hatte. Polen war wieder zurückgekehrt zu der ehemaligen Reichsabhängigkeit (1031).

Damit war aber die Ruhe des unglücklichen Reiches nicht andauernd befeſtigt. Schon im nächſtfolgenden Jahre wurde Bezprim von einem ſeiner Diener gemeuchelmordet. Da eilt nun Mesco nach Polen zurück und nimmt den Thron ein. Doch er fühlt ſich nicht ſtark genug, die frühere Selbſtſtändigkeit gegen das deutſche Reich einzunehmen, und ſchon rückt der Kaiſer mit einem Heere heran. Da ſendet jener eilig Boten an Konrad mit der Bitte, derſelbe möge nur eine Zeit beſtimmen, in welcher er vor ihm zu erſcheinen und Genugthuung zu leiſten hätte. Unter Vermittlung der Kaiſerin und der deutſchen Großen gab Konrad nach. Mesco erſchien den 7. Juli perſönlich in Merſeburg auf dem Hoftage, ward unerwartet gnädig aufgenommen und ſtellte ſich und ſein Geſchick völlig in die Gewalt und den Willen des Kaiſers. Doch erhielt er nicht ganz Polen zurück, wie es unter ſeinem Vater geweſen; vielmehr theilte der Kaiſer das Ganze in zwei, oder nach einer andern Nachricht gar in drei Theile: davon erhielt Mesco den einen, den zweiten deſſen Vetter Dietrich, d. h. höchſt wahrſcheinlich der Markgraf, der die Oſtmark und die Lauſitz bereits inne hatte. Der Empfänger des letzten Dritthells iſt in den Quellen nirgends namhaft gemacht. „Allem Anſehen nach war es Eckihard, der einige Jahre vorher, zwiſchen 1029 und 1032, ſeinem Bruder Hermann in den Markgrafſchaften Thüringen und Meißen gefolgt war: zu ſeinem An-

theil muß das Land der Milziener gehört haben, sei es nun erst oder schon im Frieden des vorigen Jahres von Polen abgelöst. Gewiß war es früher ein Theil der meißner Mark, eben so vierzig Jahre nach seiner Wiedererwerbung (1071) für das deutsche Reich. Es ist kein anderer gelegener Zeitpunkt nachzuweisen, da das alte Recht könnte hergestellt sein" *).

Am Schlusse des Jahres 1032 oder zu Anfang des 1033sten entspannen sich wieder ein Mal hitzige Zwistigkeiten zwischen den Sachsen und den ihnen gegenüber wohnenden Luitizien an der Mittelelbe. Es geschahen Mordthaten, Brandstiftungen, Raubzüge von beiden Seiten, und endlich wurde von den Heiden ein Graf Luidiger mit 42 Kriegern bei der Burg Werben getödtet (1033). So sah sich denn der Kaiser im Sommer des nächstfolgenden Jahres genöthigt (1034), persönlich in die Altmark zu kommen, um den Häkeleien ein Ende zu machen. Er suchte zu ergründen, welche Partei die schuldige wäre. Keine wollte es sein. Da schlugen die Luitizier einen Zweikampf vor zur Entscheidung der Sache. Die Sachsen gingen darauf ein; jede Nation wählte ihren Kämpfer, und — der sächsische blieb. Da geriethen die Slaven in solche Wuth, daß, wäre nicht Konrad persönlich zugegen gewesen, sie augenblicklich auf die Sachsen losgestürzt wären. Um ihren fernern Einfällen zu wehren, festigte er die Burg Werben, bemannte sie und verpflichtete die sächsischen Fürsten durch Eid und seinen kaiserlichen Befehl, einmüthig den Heiden Widerstand zu leisten. Darauf ging er nach Franken ab. Befehlshaber der Besatzung in Werben war ein gewisser Dedo, vermuthlich der Sohn des vom Kaiser sehr begünstigten Markgrafen der Ostmark, Dietrich. Dieser, der Markgraf, wurde den 19. November 1034 von Dienstleuten Ekkehard's, seit 1031 Markgrafen der meißner Mark, in seinem Hause überfallen und gemordet, und sein Sohn Dedo ward der Nachfolger desselben. Das mag der Grund gewesen sein, warum er sich von der Burg Werben eine Zeit lang entfernt hielt. Diesen Umstand benutzten die Luitizier, nahmen um die Fastenzeit des Jahres 1035 die Feste ein, führten die

*) L. Giesebrecht's Wendische Gesch. II. B. S. 72 f.

Beſatzung gefangen fort und tödteten viele Perſonen derſelben. Solches vertrug Konrad nicht. Von Bamberg aus, wo er Pfingſten feierte, läßt er das erſte Aufgebot ergehen zur Heerfahrt gegen die Luitizier und rückt dann mit einer ſtarken Armee an die Elbe. Die Feinde wehren ihm den Uebergang. Da ſendet er unvermerkt einen Theil ſeiner Krieger an einer andern Stelle durch eine Fuhrt hinüber. Die Feinden werden geſchlagen, der Kaiſer dringt ungehindert nach, verheert das Land, ſengt und brennt, und den Feinden bleibt nur eine Zuflucht in unzugängliche Oerter übrig. Auch da greift er ſie an. Oft ſtand er mit ſeinen Soldaten bis an die Schenkel im Moraſte, ſtritt ſelbſt und ermunterte zum Kampf. War nun der Sieg errungen, ſo ging es ans Niedermetzeln der Ueberwundenen. Zu der gewöhnlichen ſoldatiſchen Wuth geſellte ſich auch noch Bigotterie und Fanatismus. Die Luitizier ſollten einſtmals in ihrem Haſſe gegen die Deutſchen und das Chriſtenthum ein hölzernes Crucifix angeſpieen, ihm Backenſtreiche gegeben, zuletzt die Augen ausgeriſſen und Hände und Füße abgehauen haben. Da ließ — traurig genug! — Konrad zur Rache hierfür eine große Schaar luitiziſcher Gefangenen vor einem Chriſtusbilde in gleicher Art verſtümmeln und durch verſchiedene martervolle Todesarten hinmorden. Und es ermangelte nicht ein gelehrter Lobhudler jener Zeit, dieſe ſcheußliche That in einem Gedichte zum Ruhme des Feldzuges beſonders hervorzuheben.

Damit war aber der unbändige Sinn der Luitizier noch nicht völlig gebrochen. Erſt als Konrad im darauf folgenden Jahre (im Sommer) noch ein Mal mit einem Heere gegen ſie heranzog, ſtellten ſie zum Zeichen ihrer nunmehrigen und fortanigen Unterwürfigkeit Geiſeln, zahlten eine große Summe Geldes und mußten ſich dazu verſtehen, von nun an einen erhöhten jährlichen Tribut zu entrichten.

Während der Kaiſer in dieſem luitiziſchen Feldzuge zu Werben weilte — eben wohl im Jahre 1033 — ſtellte ſich vor ihm der böhmiſche Fürſt Othalrich, der noch immer in kaiſerlicher Ungnade ſtand, mehrere Male von Konrad ſchon vorgeladen worden war, nie aber dem Befehle gehorſamet hatte. Der Kaiſer läßt ihn gefangen nehmen und in die

Haft, wie es scheint, nach Regensburg abführen. Unterdessen verwalten der Bruder Jaromir und der Sohn Bretislav das Land bis Ostern 1034 (den 14. April), wo Othalrich auf Fürbitte der Kaiserin die Freiheit wieder erhielt, zwar unter der Bedingung, mit dem Bruder die Regierung zu theilen und demselben die Hälfte des Landes zu überlassen. Der Böhmenherzog ging darauf ein. Doch kaum war er heimgekehrt, so brach er auch schon wieder alle Zusagen: er bemächtigt sich der alleinigen Regierung, vertreibt den Sohn aus Mähren, blendet den Bruder und versetzt sich und sein Land in offene Feindseligkeit zum Kaiser. Bretislav flüchtet zu dem nachbarlichen Herzog von Baiern, Heinrich, dem Sohne Konrad's, damals noch einem jungen Prinzen (in puerilibus annis), und dieser, dem ohne Zweifel die Sicherung der dortigen Grenzen am Slavenlande oblag, rückte mit einem Heere nach Böhmen und stellte das frühere Vernehmen zwischen Vater und Sohn wieder her. Jaromir aber, der des Augenlichtes beraubt, blieb fortan still auf seiner Burg zu Lysa. In diesem Verhältnisse verblieben die böhmischen Zustände bis zum Jahre 1037, wo Othalrich des Todes verblich (den 9. November). Da eilte Jaromir nach Prag und erklärte, unter dem Beifalle des Volkes, seinen Neffen Bretislav zum Herrn des Landes. Und Bretislav hat sich dieser Auszeichnung und dieses Vertrauens würdig gemacht. Er verdient den Namen eines Wiederherstellers Böhmens, mit welchem ihn der neueste Geschichtschreiber Böhmens, Palacky, geehrt hat. „Er erweiterte durch die Wiedererwerbung Mährens das böhmische Staatsgebiet zu demjenigen Umfange, der seitdem nicht mehr geschmälert worden ist und folglich auch die Sanction aller Jahrhunderte für sich hat; er stellte die nie ganz aufgegebenen Ansprüche Böhmens auf Schlesien wieder her; er ordnete die Nachfolgeordnung im Reiche und schaffte damit das verderbliche Paragium ab; er errang, dem deutschen Reiche gegenüber, wieder dieselbe Stufe der Selbstständigkeit, die sein Großvater behauptet hatte, und nahm endlich auch auf die innere Gesetzgebung einen wohlthätigen Einfluß" *).

*) S. Palacky a. a. O. S. 277.

Ganz entgegengesetzt gestalteten sich die Dinge in Polen. Hier ward die Zerrüttung immer toller, immer wüster. Mesco hielt sich nicht an die vom Kaiser ihm vorgeschriebene Theilung des Reiches: er bemächtigte sich mit Gewalt des Ganzen (1032). Andrerseits bewies er sich als Beförderer der christlich-römisch-katholischen Kirche; denn für Cujavien stiftete er ein neues Bisthum, dessen Mittelpunkt Crusvice oder Kruschwitz am Goplersee war, dessen erster Bischof Venantius im Jahre 1033 sein Amt angetreten haben soll. Einen Aufstand der Pommern, die sich bei dem Zerfallen des Reiches von der Obergewalt welche die Polen seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts über sie errungen hatten, los zu machen suchten, unterdrückt er mit Gewalt und mit Hilfe von drei tapfern ungarischen Fürstensöhnen, welche zu ihm geflohen waren und dem Feldzuge gegen die Pommern sich anschlossen. Die Pommern mußten fortan den bisherigen Tribut zahlen. Mesco überließ denselben, als er den ältesten jener ungarischen Prinzen, Bela, mit der Hand seiner Tochter belohnte, dem Eidam zu standesmäßiger Unterhaltung*). Das war die letzte Waffenthat des Mesco: er starb den 15. März 1034 mit Hinterlassung des eben nicht rühmlichen Andenkens, durch seine kraftlose Persönlichkeit so wie durch seine Liebe zum Genuß das Königreich Polen von derjenigen Höhe seiner Macht und seiner Herrlichkeit herabgeholfen zu haben, zu welcher Boleslav es kurz vorher erhoben hatte. Er hinterließ einen unmündigen Sohn Kasimir, für den die Witwe Richenza oder Richeza die vormundschaftliche Regierung übernahm. Ein wahres Unglück für Polen. Diese Richenza war eine Deutsche von Geburt, die Schwester des Kaisers Otto III. Als solche und als Frau mochte sie nicht im Stande sein, die Zügel der Regierung über das fremde Volk, ohne Anstoß zu geben, gehörig zu leiten: sie schloß sich an ihre deutschen Landsleute an, welche entweder in ihrem Gefolge, oder, Dienste suchend, an ihren Hof gekommen waren. Diese zog sie unkluger Weise an sich heran, um die Herrschaft sich und ihrem Sohne zu sichern, stellte die vornehmsten Polen

*) Vergl. Röpell a. a. O. S. 170 f. L. Giesebrecht in seinen Wendischen Geschichten hat dieses Factum übersehen.

zurück und beleidigte dadurch dieſe und die ganze Nation. Es währte nicht lange, ſo mußten, nach deutſchen Berichten, beide zugleich (1035), jedoch wie polniſche Schriftſteller melden, erſt die Mutter, dann ſpäter (noch vor 1038) auch der Sohn das Land verlaſſen, vertrieben von den aufſäſſigen Großen. Da brach denn auch die ganze von Boleſlav Chrobri gegründete Ordnung der innern Verhältniſſe zuſammen: alle Fugen und alle Banden gingen auseinander. „In ſchrankenloſer Willkür erhoben ſich die mächtigern Geſchlechter, verſagten die ſchwächern von ihrem Beſitze oder machten ſie ſich zinsbar, geriethen dann unter einander in zahlreiche Fehden, und geboten, ſo weit ihre Macht reichte. Dagegen ſtanden wieder die Kmeten, die Leibeigenen auf: von der Erinnerung an die Freiheit belebt, durch den gegenwärtigen Druck gereizt oder zur Verzweiflung getrieben, rotteten ſie ſich in helle Haufen zuſammen, erſchlugen oder knechteten die Herren und nahmen deren Weiber und Güter für ſich ſelbſt in Beſitz. Zugleich erfolgte ein faſt allgemeiner Abfall vom chriſtlichen Glauben. Die alten Götter mochten in der Stille noch von Vielen verehrt werden, das Chriſtenthum nur durch Boleſlav's kräftige Herrſchaft durchgeführt und aufrecht erhalten ſein. Jetzt, als dieſe Gewalt verſchwunden war, kein Fürſt ſich der Kirche annahm, traten die Anhänger des Heidenthums hervor und fanden bei der Nation einen, wie es ſcheint, weitverbreiteten Anklang. Die Laſt des Zehnten und anderer kirchlichen Abgaben, die Strenge, mit welcher Fürſt und Geiſtlichkeit die Haltung der den Sitten des Volkes fremden chriſtlichen Gebote zu erzwingen geſucht hatten, reizte zur Abwerfung auch dieſes Drucks, während die Güter und Reichthümer, welche die Geiſtlichkeit bereits beſaß, als eine lockende Beute erſchienen, und überhaupt Gewaltthat von Jedem geübt ward, der die Macht dazu hatte. Die Kirche konnte ſich bei dem allgemeinen Umſturz der ganzen geſellſchaftlichen Ordnung gegen dieſen Angriff allein nicht halten: Biſchöfe und Geiſtliche wurden vertrieben, erſchlagen oder geſteinigt, Klöſter und Gotteshäuſer verbrannt, die Kirchenſchätze geplündert. Man ſieht, alle bisher unterdrückte Elemente des frühern Volkslebens ſuchten von neuem zur Herrſchaft zu

kommen: die alte Volksfreiheit im Gegensatz zur fürstlichen Gewalt, die Kmeten gegen die Szlachten [Magnaten], das Heidenthum gegen das Christenthum" *). Es war ein Kriegszustand Aller gegen Alle, eine totale innere Zerrüttung jeglicher Verhältnisse.

Da kann man sich denn nicht wundern, wenn die feindselig gesinnten und politisch klugen Nachbarn diesen trostlosen Zustand benutzten. Der russische Großfürst von Kiew, Jaroslav, drang bis nach Massovien vor; die Tributzahlung der Pommern hörte auf; viele benachbarte wendische Fürsten und Völker bemächtigten sich der festen Plätze und Städte, die an ihren Grenzen lagen, und zerstörten sie, so daß die polnische Herrschaft unter diesem Volke gänzlich vernichtet war. Kein auswärtiger Fürst benutzte aber solches Verhältniß besser als der rasche, thätige Bretislav von Böhmen. Schon 1038 ließ er ein allgemeines Aufgebot durch ganz Böhmen und Mähren ergehen, unter harten Drohungen für jeden, der zurückbleiben würde. Mit dem Heere zog er nach Krakau hin, welches schon Boleslav Chrobri zu seinem Hauptsitze erkoren hatte. Wie ein Sturmwind, heißt es in den geschichtlichen Quellen für diese Zeit, brauste er einher, unwiderstehlich, allzerstörend. Es beugten sich vor ihm die festen Burgen und Städte. Krakau ward erobert, die reichen, von Boleslav dort aufgehäuften Schätze erbeutet, die Stadt durch Feuer und Flammen zerstört. Das herrenlose Volk, von innern Zwistigkeiten zerrissen und erschöpft, konnte keinen Widerstand leisten.

Das geschah im Jahre 1038; im Jahre darauf rückte er gegen Breslau, eroberte und verheerte es. Dann kam er vor die feste Burg Gdecz, derern Bewohner ihm mit einer goldenen Ruthe zum Zeichen ihrer Ergebung entgegen zogen und um friedliche Uebersiedlung nach Böhmen baten, die er ihnen auch gewährte. Nun ging es auf Gnesen los, und obwohl die Stadt durch Natur und Kunst befestigt war, wurde sie doch ohne Schwierigkeit eingenommen. Die reichen Schätze der dortigen Kirchen an Gold und Edelsteinen wurden

*) Röpell a. a. O. S. 175 f.

erbeutet und dieſe und der Leichnam des heiligen Adalbert im Triumphzuge nach Prag geführt (am 24. Auguſt).

Wer nichts that, um dieſe günſtigen Verhältniſſe zu benutzen, waren die ſaumſeligen Deutſchen, war der politiſch etwas beſchränkte Konrad. Oder hielt er im vorliegenden Falle das eben für die rechte Politik, die Feinde des Reiches ſich ſelbſt durch Kriege ſchwächen zu laſſen? Freilich war er auch anderweitig durch die Angelegenheiten im Oſten und Süden beſchäftigt. Indeſſen hätte er ſeinen Markgrafen gemeſſene Befehle ertheilen können. Aber er ließ die Dinge hier gewähren, wie ſie kamen, und griff nicht ein in ihr Rad. Vielleicht war es das Gefühl von Kränklichkeit, die ihn zuletzt beſchlich, und die ſeinen baldigen Tod (den 4. Juni 1039) im 16. Jahre ſeiner Regierung herbeiführte. Auf jeden Fall hat er den nordiſchen Angelegenheiten, ſo ſcheint es wenigſtens, nicht die Aufmerkſamkeit zugewendet, die ſie verdienten, wenn wir auch mit Stenzel nicht in Abrede ſtellen wollen, daß er ſonſt ein ganz tüchtiger Kaiſer geweſen iſt, im Innern des Reiches auf Ruhe und ſtrenge Gerechtigkeit gehalten hat. Wenn dennoch in den Verhältniſſen des deutſchen Volkes zu den Slaven im Oſten Unglaubliches geſchehen, wenn das zur Anfange der Regierung Konrad's mächtig drohende Polenthum zuſammengefallen, die Oberherrlichkeit Deutſchlands wieder bis zur Weichſel hin anerkannt, die ehemaligen Grenzen der Markgrafſchaften dorthin wieder hergeſtellt waren: ſo verdankten das deutſche Reich und Konrad dies doch zumeiſt nur dem Glücksfalle, den unſeligen Conjuncturen im feindlichen Gebiete.

VII. Heinrich III. Von 1039—1056.

An Konrad's Stelle trat ſein ſchon früh bei des Vaters Lebzeiten zum deutſchen Könige und ſeinem Nachfolger erwählte Heinrich III. in einem Alter von 22 Jahren. Er war von Natur ausgeſtattet mit guten, großen Eigenſchaften: er war einſichtsvoll, ſcharf denkend, raſch im Handeln; und dabei war er durch Erziehung wohl gebildet. Zu den Re-

*) A. a. O. I. B. S. 72 ff.

gierungsgeſchäften im Frieden und im Kriege war ihm ſchon in jungen Jahren von ſeinem Vater praktiſche Anleitung gewährt worden. Und er war es, der ſofort die ſlaviſchen Verhältniſſe ins Auge faßte und mit Ernſt dahin ſtrebte, ſeine und des Reiches Oberhoheit daſelbſt geltend zu machen. Mesco's Witwe Richenza wandte ſich mit ihren Klagen über ihr und ihres Sohnes Schickſal an den König; ihre Brüder gehörten in Deutſchland mit zu den Trägern der höchſten Würden: der eine war Erzbiſchof in Köln, der andere Pfalzgraf in Schwaben und ſpäter Herzog daſelbſt; beide ſtanden beim Könige in hoher Gunſt. Auch ſie werden für die Sache geſprochen haben. Kaſimir war bereits in Deutſchland eingetroffen. Zudem fühlte ſich Heinrich III. gewiß durch des Böhmenherzogs, ſeines Dienſtmannes, Kriegszüge, ohne ſeine Zuſtimmung, beleidigt. Auch mochte es nicht an Beſchwerden über ſelbigen, ſowohl von Seiten der Polen als von Seiten der römiſch-katholiſchen Kirche, mangeln, daß derſelbe die Heiligthümer in Polen geplündert, die Leiche des heiligen Adalbert fortgeſchleppt habe, jenes Heiligen, um deſſentwillen einſt Otto III. nach Gneſen gewallfahrtet war. Kaum hatte alſo Heinrich die königliche Gewalt in Händen, ſo ließ er ſogleich — wahrſcheinlich im Herbſte deſſelben Jahres (1039) — einen Feldzug nach Böhmen anſagen und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres. Auf ſo ſchnellen Wechſel der Verhältniſſe war Bretiſlav nicht gefaßt und gerüſtet genug: er mußte daher den Frieden um jeden Preis zu erhalten ſuchen. Daher ſandte er dem anrückenden Könige ſeinen Erſtgebornen, den neunjährigen Spitihnew, entgegen als Bürgſchaft, daß er ſelbſt kommen und ſich jeglichen Bedingungen unterwerfen wolle. Und der König ließ ſich beſchwichtigen und kehrte um, nach andern Theilen ſeines Reiches durch andere Angelegenheiten hingerufen und den, freilich falſchen, Verſicherungen des Böhmenherzogs zu viel trauend. Er mochte noch keine Erfahrung der Art gemacht haben. Oder: bei den weitern ſpeciellen Verhandlungen über den Frieden dünkten den Bretiſlav die vorgeſchriebenen Bedingungen zu hart. Er zeigte ſich nehmlich zwar bereitwillig, den bisherigen Tribut von 120 Stieren und 500 Mark Silbers jährlich an den König

fort zu zahlen und sich nie gegen das Reich feindselig zu beweisen; allein als man von ihm auch im folgenden Jahre die eroberten polnischen Länder und die aus Polen geraubten Schätze zurückforderte, da weigerte er sich dessen als außerhalb der obschwebenden Rechtsfrage liegend, rüstete sich mit aller Macht, verbündete sich mit dem damaligen Könige von Ungarn, Peter, der seinerseits auch schon Feindseligkeiten gegen Heinrich III. eröffnet hatte.

Der deutsche König sah sich also gezwungen, eine zweite Heerfahrt herzurichten. Am 15. August des Jahres 1040 standen zwei deutsche Heere an den Grenzen Böhmens bereit, in das Land einzubrechen, das eine, stärkere, unter des Königs eigener Anführung über den Böhmerwald, das andere unter den Befehlen des Mainzer Erzbischofs und des Markgrafen Eckihard von Meißen über das Erzgebirge. Die Sache ging aber schlecht: Heinrich erlitt eine vollständige Niederlage, und auch dem zweiten Heere setzte der tapfere Bretislav so großen Widerstand entgegen, daß man von Seiten der Deutschen es gerathen hielt, sich zurückzuziehen und das Land zu räumen.

Es war der erste Krieg, den Heinrich III. als König von Deutschland unternommen hatte. Der unglückliche Ausgang machte auf sein Herz einen um so heftigern Eindruck, je zahlreicher und schmerzlicher die Verluste waren, welche selbst die vornehmsten Familien im Vaterlande bei der Niederlage zu beklagen hatten. Dieses wehmüthige und bekümmernde Gefühl konnte der hochherzige Fürst nicht ertragen: er entschloß sich, seine ganze Macht aufzubieten, um die erlittene Schmach zu tilgen und sein und des Reiches Ansehen wieder herzustellen. Um indessen doch wenigstens die Gefangenen so schnell wie möglich zu erlösen, gab er dem Böhmenherzog seinen Sohn wieder zurück. Dieser junge hoffnungsvolle Prinz scheint am deutschen Hofe nicht mit jener Rücksicht behandelt worden zu sein, die seinem Stande und seiner künftigen Stellung gebührte; denn sein Gefühl war mächtig gereizt, und ein unauslöschlicher Haß gegen die Deutschen wurde fortan die vorherrschende Leidenschaft seines Lebens *). Das Jahre darauf (1041) standen in derselben Jahreszeit wieder

*) Vergl. Palacky a. a. O. S. 284 f.

zwei deutſche Heere ſchlagfertig an den Grenzen Böhmens, zahlreicher und ſtärker denn im Jahre vorher. Die Hauptarmee unter Heinrich's Anführung drang ohne Verluſt in das Innere des Landes ein, während im Norden ſächſiſches Gold dem dortigen Heere der Deutſchen den Eingang eröffnete. Beide Armeen kamen ziemlich zu derſelben Zeit vor Prag an, und ſo gerieth der Herzog von Böhmen und ſeine Hauptſtadt in die größte Gefahr. Vielleicht hätte er es aufs Aeußerſte kommen laſſen bei ſeinem Muthe und ſeiner Tapferkeit. Allein ſeine Gemahlin, eine geborne Deutſche, deren Bruder ſich im deutſchen Heere befand, mochte dem Frieden geneigt ſein und ihren Gemahl auch für denſelben ſtimmen, beſonders da ſie ihm verſprechen mochte, möglichſt günſtige Bedingungen ihm zu verſchaffen. Und ſo vermittelte ſie den Frieden. Nach mehrtägigen Unterhandlungen kam man zu dem Schluß, daß Bretiſlav auf Polen ſelbſt Verzicht leiſtete, die Oberherrlichkeit des deutſchen Königs von neuem anerkannte und ſich zur fernern Entrichtung des hergebrachten Tributes verſtand. Ueberdieß gelobte er, zum nächſten Fürſtentage in Regensburg perſönlich zu erſcheinen und den rückſtändigen Tribut der letzten drei Jahre dort mit Einem Male zu erlegen. Breslau mit deſſen Gebiete behielt er noch bis auf Weiteres. Und Heinrich war mit dieſem Erfolge dermaaßen zufrieden, daß er keine weitern Forderungen auflegte. In Bezug auf die Plünderung der heiligen Stätten in Polen nahm ſich die Kirche der Sache an: der römiſche Hof lud den Herzog und den Biſchof von Prag vor ſich unter der Drohung des Kirchenbannes, wofern ſie nicht erſchienen. Bretiſlav aber ſchickte dahin eine Geſandtſchaft mit großen Geſchenken ab und entſchuldigte das Geſchehene, ſo gut er konnte. Die Unterhandlungen zogen ſich in die Länge, mehrere Jahre hindurch, da man zugleich um die Erhebung des prager Bisthumes zu einem Erzbisthume angeſucht hatte, bis endlich, unter Beſeitigung dieſes letztern Geſuches, dem Herzoge aufgegeben wurde, zur Sühne für jene Frevel ein Stift zu bauen und zu dotiren. Das geſchah: es entſtand die noch heut zu Tage beſtehende Collegiat-Kirche zu Alt-Bunzlau. Damit war das Ganze beigelegt, und ſeitdem genoß Böhmen und Mähren noch

während der ganzen Regierung Bretiſlav's — er ſtarb am 10. Januar 1055 — eines ungeſtörten Friedens. Der Herzog bewies dem deutſchen Reiche gegenüber ſtets den ſchuldigen Gehorſam und Heinrich III. öfter, wenn derſelbe ſich in der Nähe Böhmens aufhielt, perſönliche Huldigung, und wurde ſtets an deſſen Hofe mit Ehren und Auszeichnung empfangen.

Inzwiſchen hatten ſich auch die Verhältniſſe in Polen zu Gunſten des deutſchen Königs geſtaltet. Er hatte den Kaſimir mit einer Hilfsſchaar von 600 Mann im Jahre 1039, während er ſelbſt gegen die Böhmen auszog, nach Polen geſandt zum Verſuch, die väterliche Herrſchaft wieder zu erlangen, und derſelbe fand bei ſeinem Erſcheinen an der polniſchen Grenze bei einem Theile der Nation, der der Anarchie müde ſein mochte, Theilnahme und günſtige Aufnahme. Mit Hilfe deſſelben gewann er allmählich das Reich, und ſelbſt Maſovien, und wahrſcheinlich auch Pommern, kehrte unter polniſche Botmäßigkeit zurück. Von Deutſchland aus aber, mit Unterſtützung Heinrich's III. war ſeine Reſtitution erfolgt; was Wunder alſo, wenn er es fortan mit dieſem hielt und ſich ihm ſtets als treuen Dienſtmann bewies! Wir wiſſen nur von einer momentanen Störung dieſes Verhältniſſes im Jahre 1050, wo der König ſich veranlaßt ſah, eine Heerfahrt nach Polen zu rüſten, weil der Fürſt einen Abfall bezweckte (rebellionem moliebatur) und den Böhmenherzog in dem Beſitze Schleſiens bedrohte. Sie unterblieb indeſſen, theils weil Heinrich erkrankte, theils weil der Polenfürſt ſelbſt perſönlich vor dem Könige erſchien, ſich rechtfertigte und den Frieden ſuchte. Zuverläſſig war es dem letztern noch unmöglich, kräftig nach außen hin aufzutreten: ſo war er gezwungen, ſich an Deutſchland anzuſchließen, als des deutſchen Königs treuer Dienſtmann zu verharren. Daher dauerte es bis 1054, daß Bretiſlav Breslau und andere Städte an Polen zurückgab, und zwar nur gegen das Verſprechen, daß dafür alljährlich an Böhmen ein jährlicher Tribut an Gelde entrichtet werde. Kaſimir bezweckte auch wohl, die innern Angelegenheiten ſeines Reiches, ſowohl die weltlichen als die kirchlichen, die ſo ſehr in Zerrüttung gekommen waren, wieder herzuſtellen. Indeſſen ob

und wie weit ihm das gelungen, darüber fehlt es uns an Zeugniſſen: wir leſen bloß im Allgemeinen, daß er die Kirche begünſtigt und namentlich die Klöſter vermehrt habe. Dennoch ſcheint die Reorganiſation der geiſtlichen Angelegenheiten ſehr langſam erfolgt zu ſein; denn noch im Jahre 1075 klagt Gregor VII. in einem Schreiben an Boleſlav, den Sohn Kaſimir's, über deren troſtloſen Zuſtand in Polen. Indeſſen wußte ſich doch Kaſimir trotz der ſchwankenden innern Verhältniſſe bis an ſeinen Tod zu behaupten: „er hat die fürſtliche Gewalt und das Chriſtenthum (d. h. die römiſch-katholiſche Kirche) von neuem als Hauptmomente des polniſchen Volkslebens befeſtigt"*), und Polen richtete ſich, unter deutſcher Oberhoheit, allmählich von ſeiner plötzlichen Erniedrigung wieder auf.

Der Zuſtand der ſlaviſchen Vorländer zwiſchen Oder, Elbe und Saale war unter Heinrich III. folgender: Meißen mit Thüringen vereint ſtand noch immer unter dem Markgrafen Eckihard II. bis 1046, wo derſelbe kinderlos ſtarb, und der Kaiſer es, nebſt den übrigen Beſitzthümern des Verſtorbenen, an Wilhelm, einen Sohn des Grafen Wilhelm von Weimar (von Orlamünde), verlieh; die Oſtmark ward vom Markgrafen Dedo verwaltet: zu ihr gehörte das Luſitzer Land (die Ober- und Nieder-Lauſitz, zum größten Theil wenigſtens). Beide Marken ſcheinen in der ganzen Zeit beruhigt geweſen zu ſein: wir finden in unſern hiſtoriſchen Nachrichten keine Spur von etwaiger Störung des Friedens. So wird denn hier auch das kirchliche, das gebildetere geſellige Leben, der beſſere Culturzuſtand ſeinen, wenn auch ſtillen und langſamen Fortgang gehabt haben und die betreffenden Länder allmählich ihrer Germaniſirung entgegen gereift ſein.

Anders waren die Verhältniſſe in der Nordmark und in dem ſlaviſchen Diſtricte des Herzogs von Sachſen. Ueber jene war geſetzt Wilhelm (ſeit etwa 1044) aus dem Hauſe Haldensleben (ſt. den 10. Septbr. 1056). Wir leſen nicht, daß derſelbe über ſeine Mark viele Gewalt hätte ausüben können, ſowohl in weltlichen wie in kirchlichen Dingen.

*) Röpell a. a. O. S. 187.

Die Luitizier in diesen Gegenden scheinen dem deutschen Reiche und dem Christenthume damals wieder völlig entfremdet gewesen zu sein: die Burg Brandenburg muß irgendwann wieder in die Hände der Wenden gefallen sein; denn sie wird nachmals erst von neuem erobert zu Heinrich's IV. Zeiten, und der damalige Bischof von Brandenburg, Dankwart, hatte notorisch seinen Aufenthalt nicht im Wendenlande, war ohne Kathedrale, ohne Sprengel und lebte bei dem magdeburger Erzbischof, der für ihn sorgte. Um demselben einige Unterstützung zu gewähren, gab ihm der König im Jahre 1051 die Stadt Uhrsleben (jetzt ein Dorf zwischen Magdeburg und Braunschweig) mit allen daraus eingehenden Einkünften. Darnach kann noch weniger angenommen werden, daß der havelberger Bischof damals in seiner Diöceſe habe weilen können. Der Klerus hatte hier gar keine Gewalt und gar keinen Einfluß. Von auswärts her geschah in dieser Zeit ein, wiewohl vergeblicher, Missionsversuch. Aus dem böhmer Waldgebirge, von wo früher der Eremit Günther einst ausgewandert war (vgl. oben S. 227), sollen jetzt abermals zwei Mönche — ihre Namen sind unbekannt — ausgezogen und nach Redra zu den Redrariern gewandert sein und dort die christliche Lehre verkündet, aber auch den Märtyrertod, den sie gesucht, gefunden haben. Streifzüge, welche Wigbert, jener jüngste Sohn Wilk's, von dem wir oben gesprochen, vom Balsamerlande aus in der Altmark nach dem jenseits der Elbe gelegenen Posduwlc und dessen Umgegend wider die Feinde seiner Familie unternommen haben soll, brachten nur Beute zu Wege, begründeten keine Herrschaft und endeten mit dem Tode des Urhebers.

Seltsam, obwohl nicht unerklärlich ist, daß jetzt unter den slavischen Stämmen der Luitizier sogar ein heidnisch-germanischer sich geltend macht, und die deßfallsige Nachricht*) läßt sich nicht wohl bezweifeln. Es waren Deutsche, die den Wodan, den Thor, die Freia und andere Götter ihres Stammvolkes anbeteten. Unbezweifelt waren sie, seitdem die Deutschen mit den transalbinischen Wenden in Verkehr gekommen,

*) Sie findet sich bei Ordericus Vitalis IV. p. 513. Vgl. L. Giesebrecht's Wendische Gesch. II. B. S. 97 f.

dahin eingewandert und bei der allgemeinen Erhebung derſelben gegen das Chriſtenthum oder vielmehr gegen die römiſch-katholiſche Kirche gezwungen geweſen, jenem zu entſagen und ihrem urſprünglichen heidniſchen Glauben wieder zuzufallen, um nicht von den Luitiziern gleich den chriſtlichen Prieſtern hingeſchlachtet zu werden. Anfangs hatten ſie wohl ziemlich das Loos der Unterworfenen, der Gepreßten, der Unfreien getheilt. Nachmals aber mögen ſie zu einer ſelbſtſtändigen Nation erwachſen ſein, und ſie erſcheint ſo in der angeführten Quelle als die, welche auf der See und zu Lande gegen Dänen und Sachſen Krieg führt. Dem Chriſtenthume war ſie eben ſo feind als die ſlaviſchen Luitizier, und beide haben mit gleicher Tapferkeit wider Deutſche und Dänen geſtritten. Seit Konrad's II. Zeiten fielen ſie im Jahre 1045 zum erſten Male wieder in Sachſen ein. König Heinrich III. zog noch im Herbſte gegen ſie aus: ſie wurden geworfen, baten um Frieden und verſprachen die Fortentrichtung des herkömmlichen Zinſes. Ihre Kraft weiter noch zu brechen, verfehlte in jener Zeit auch der Däne nicht. Der König Sveina ſchloß unter Vermittelung des Erzbiſchofes Adalbert von Hamburg einen Freundſchaftsbund mit Heinrich III., vielleicht nachdem dieſer eben jenen Feldzug gegen die Luitizier gethan hatte, und beſtellte, nach Art der Deutſchen, einen Markgrafen gegen ſie an der Grenze. Jene germaniſchen Luitizier beſiegte der König Sveina ſelbſt mehrere Male und unterwarf ſie ſeiner Herrſchaft. Ueberdem geriethen aber auch die luitiziſchen Stämme ſelbſt unter einander in blutige Fehde: die Chizziner, Circipaner, Tholoſaner und Redarier. Es handelte ſich bei ihnen, welchen von ihnen der Vorrang gebühre. Die ſolchen zuvörderſt beanſpruchten, ſollen die Redarier geweſen ſein, in deren Lande bekanntlich das wendiſche Heiligthum des Götzen Radegaſt war, das ſeiner Orakelſprüche halber von allen Wendenvölkern beſchickt oder beſucht wurde, und dem alle jährlich ihre Opfer darbrachten. Indeſſen hatten auch die Circipaner in ihrem Lande einen hochheiligen Tempel: ſie glaubten nicht nachzuſtehen; ſie weigerten ſich jeder ihnen zugemutheten Dienſtbarkeit und beſchloſſen, mit Waffengewalt ihre Unabhängigkeit geltend zu machen. Ihnen ſchloſſen ſich, nach einer Angabe,

die Chizziner an; nach einer andern standen die Circipaner allein den drei übrigen Stämmen gegenüber, und sie siegten in drei Treffen. Da wandten sich ihre gegnerischen Stammgenossen um Beistand nach außen: an den Dänenkönig Sveina, an den Herzog Bernhard und an Godschalk, den Obotriten, und erhielten auf sieben Monate ein großes Heer. Allein selbst dieser Macht widerstanden die Tapfern. Endlich aber wurden doch die Verluste von ihrer Seite zu groß, so daß sie den fremden Fürsten Geld boten. Dafür ward ihnen der Friede gewährt (zwischen 1046—59), und vielleicht auch noch mit Auflegung anderer Bedingungen. Wenigstens finden wir nach diesem Kriege die Chizziner und Circipaner gleich den westlichern Wendenvölkern unter der Herrschaft des Obotriten Godschalk. Da waren sie denn nun auch gezwungen, sich die kirchlichen Einrichtungen des römischen Katholicismus gefallen zu lassen, und ihr Land füllte sich mit Kirchen und Priestern. Des christlichen Godschalk Macht wuchs dadurch bedeutend, und so ist es wohl möglich, daß nunmehr in der That der Sprengel des Erzbischofs von Hamburg bis zur Peene ging, wie die Bestätigungsurkunde des Papstes Victor II. vom Jahre 1055 solches besagt; aber jene Macht erreichte damit auch ihre größte Ausdehnung. Wir werden sehen, wie sie nur zu bald wieder zusammensinkt. Die noch immer dem Heidenthume zu- und dem deutschen Reiche abgeneigten Luitizier standen ihm bitter grollend zur Seite. Und trotz der mehrseitigen Beeinträchtigungen, welche so ihre Nationalkraft erlitt, behielten sie doch andauernd den Muth, sich bei vorkommenden Gelegenheiten gegen die deutsche Herrschaft aufzulehnen. Es war im Jahre 1055, als gerade der Kaiser Heinrich in Italien war, da brachen sie wieder — man kennt die Veranlassung nicht näher — aus ihren Grenzen hervor in das Sächsische. Das ihnen entgegenrückende Kriegsvolk ward geschlagen, viele Deutsche gefangen oder getödtet. Da bot Heinrich nach seiner Rückkunft im darauf folgenden Sommer seine Dienstmannen auf zu seiner Heerfahrt gegen die Luitizier. Die Anführung des nicht schwachen Heeres übertrug er dem Markgrafen der Nordmark, Wilhelm, und einem Grafen, Dietrich von Katelenburg. Sie setzten über die Elbe in der

Gegend von Havelberg. Dort aber bei der Feſte Pritzlava, wo die Havel in die Elbe mündet, und die beiden Flüſſe einen Winkel bilden, wurden ſie angegriffen (10. Septbr. 1056) und total geſchlagen. Viele kamen durchs Schwert, Viele im Waſſer um, unter ihnen der Markgraf ſelbſt. Heinrich ward von der Trauerpoſt über dieſes Unglück ſo betroffen, daß er erkrankte und — bald darauf ſtarb (am 5. October).

Ganz anders, d. h. viel günſtiger für das Deutſchthum und für die Kirche, hatten ſich mittler Weile die Angelegenheiten weiter hinauf im Norden, unter den Obotriten geſtaltet. Hier war zur Fürſtenwürde, wie wir oben geſehen (S. 242), Ratibor gelangt, ein Chriſt und ein treuer Dienſtmann der Deutſchen, der viel unter den Heiden galt und deſſen Macht wohl über die Grenzen ſeines Volkes hinausreichte. Er gerieth aber mit den Dänen in Krieg, ward beſiegt und in einer Schlacht erſchlagen, und eben ſo erging es ſeinen acht Söhnen, als ſie ein Heer aufgebracht hatten, des Vaters Niederlage und Tod zu rächen; ſie fielen alleſammt an der Skotborgara den 28. September 1043 im Kampfe mit König Magnus. In deſſen Heere befand ſich auch jener Godſchalk, der aus fürſtlich obotritiſchem Geblüte entſproſſen, eine Zeitlang den Räuber geſpielt, gefangen genommen worden, dann los gelaſſen zu den Dänen übergegangen war (vgl. oben S. 242). Dieſer begibt ſich nach jener Schlacht nach ſeinem Heimathlande. Dort findet er ſein väterliches Erbe in fremden Händen. Man weigert ſich es ihm herauszugeben. Er gebraucht Gewalt und erwirbt ſich, was ihm gehört, dazu ſogar die fürſtliche Würde. Er überwältigt darauf die benachbarten Wendenvölker: die Wagrier, Polabinger, Lingonen und Warnaber; alle ehren ihn wie ihren König, bieten ihm Frieden und Unterwerfung und zahlen ihm Tribut. Niemand iſt dort in jenen Gegenden mächtiger denn er. Und Godſchalk iſt auch politiſch klug: er ſucht ſich dieſe neue Stellung zu ſichern, indem er dem Sachſenherzoge, ſeinem Uebergeordneten, durch reichlichen Zins die Habſucht ſtillt und dadurch ſein Dienſtverhältniß zum deutſchen Reiche an den Tag legt. Zugleich beweiſt er als Chriſt einen mächtigen Eifer für die Kirche, deren er ja auch zu ſeiner Anerkennung bedurfte: er ſchützte

den Klerus; er förderte die Bekehrung seiner Unterthanen; täglich wurde deren eine Menge getauft. Das Land war voll Kirchen, die Kirchen voll Priester, und immer wurden deren noch mehr ins Land berufen. Bereits entstanden in manchen Städten Brüderschaften frommer Männer: in der Stadt Mekelnburg (Mikilinburg) allein sollen drei Congregationen der Art sich gebildet gehabt haben. So verbreitete sich das Christenthum unter den Obotriten, Wagriern, Polabingern, Lingonen und Warnabern ziemlich stark in kurzer Zeit, zur großen Freude der dort fungirenden Prälaten, aber auch zum großen Schmerz und Aerger der benachbarten Luitizier und der Anhänger des Heidenthumes im Heimathlande, und wir werden den Godschalk in Folge dessen bald stürzen sehen.

Aber im Ganzen muß man doch sagen, daß während Heinrich's III. Regierung die Verhältnisse in den slavischen Landen für Deutschland höchst günstig und ehrenvoll waren: die Fürsten Godschalk bei den Obotriten, Kasimir in Polen, Bretislav in Böhmen erkannten des Kaisers Oberherrlichkeit an und zahlten Tribut; die meißner, die Ostmark hatten ihre ehemaligen weiten Grenzen wieder erhalten und verharrten in Frieden; nur die Luitizier an der Mittelelbe wagten noch immer von Zeit zu Zeit das Joch abzuschütteln, das ihnen deutscher Seits auferlegt war, sich loszusagen von der Oberherrlichkeit und der Entrichtung des angelobten jährlichen Zinses. Das macht: Heinrich III. war unermüdet thätig gewesen während seiner siebenzehnjährigen Regierung, war mit nicht geringer Anstrengung die Gaue seines ausgedehnten Reiches fortwährend durchzogen, hatte mit eben so vieler Klugheit als Energie die Ruhe überall herzustellen und aufrecht zu erhalten gesucht und dadurch die intensive Kraft Deutschlands ungemein gehoben und selbiges in Achtung auch bei den auswärtigen Nationen gebracht. Selbst Ungarn fing in der Zeit an, die Oberherrlichkeit des deutschen Kaisers anzuerkennen. Freilich kränkte oder beleidigte er mit manchen Maaßregeln, die er ergriff, manche Große, vornehmlich in Sachsen, und ganz insbesondere den Herzog daselbst aus dem Billungischen Hause, dessen große Macht er zu schmälern gesonnen war. War es doch schon so weit gekommen (1048), daß der

Graf Thietmar, der Bruder des ſächſiſchen Herzogs Bernhard, einen Mordanfall auf den Kaiſer gemacht, dabei aber freilich ſein Leben eingebüßt hatte. Dieß aber hat nicht ihm, ſondern erſt ſeinem Sohne und dem deutſchen Reiche zum Nachtheile gereicht.

VIII. Heinrich IV. Von 1056 bis 1106.

Man kennt aus der allgemeinen Geſchichte der Deutſchen die traurige Lage unſers Vaterlandes während der 50jährigen wechſelvollen Regierung dieſes Fürſten. Im Innern durch Parteiungen, durch politiſche und kirchliche Fehden faſt ununterbrochen zerſpalten und zerriſſen, gerieth es beinahe an den Rand des Verderbens; daß es nicht in daſſelbe wirklich verfiel, zeugt nur von ſeiner großen, unerſchütterlichen intenſiven Kraft. Natürlich mußte dieſer andauernde verzweifelte innere Zuſtand eine ſehr merkliche Rückwirkung auf die auswärtigen, und daher auch auf die Verhältniſſe in und mit den Slavenländern äußern: es mußte, wie das Oberhaupt deſſelben, an Achtung verlieren. Wir wollen nun ſehen, wie das auf die ſlaviſchen Völker gewirkt hat und auf ihr Verhältniß zum deutſchen Reiche.

Es fehlte, um das Maaß des Mislichen gleich anfangs recht zu füllen, ſelbſt nicht an Mishelligkeiten unter den Markgrafen. So hatte Heinrich III. noch kurz vor ſeinem Tode die durch den im Treffen bei der Burg Pritzlava gebliebenen Wilhelm (vgl. oben S. 299) erledigte Nordmark dem Grafen Udo von Stade übertragen. Nun lebte aber noch ein nicht ebenbürtiger Halbbruder Wilhelm's, Namens Otto, ein kühner, rüſtiger Mann, der ſich ſeit ſeinen Knabenjahren außerhalb ſeiner Heimath, in Böhmen aufgehalten hatte, jetzt aber dahin zurückkam, um ſein anſcheinend ihm zukommendes Erbtheil in Beſitz zu nehmen. So feſt hatte ſich damals ſchon die Vorſtellung von der Erblichkeit auch der markgräflichen Würde eingewurzelt. Und die ſächſiſchen Fürſten, an welche er ſich deßhalb wandte, zeigten ſich ihm und ſeinem Verlangen nicht abgeneigt; denn ſie haßten das Geſchlecht der Salier als eine ausheimiſche Familie, die Franken als ein ausheimiſches Volk. Der junge König Heinrich IV. — er war erſt ſechs Jahre

alt — sollte bei der Gelegenheit ermordet werden. Und das Alles geschah, während der Krieg noch immer mit den Luitiziern fortdauerte. Zum Glück fiel das Jahr darauf (1057) Otto im Zweikampfe. Udo von Stade blieb also Markgraf, und als dieser noch in demselben Jahre starb, folgte ihm ohne Widerspruch sein Sohn Udo II. Die Sachsen aber wandten ihre Waffen, statt gegen den König, gegen die Luitizier: ein Heer wurde zusammengebracht; es griff die Feinde an und errang bessere Lorbeeren als das Jahr vorher: man zwang jene zur Wiederunterwerfung, zur Stellung von Geiseln und zur Entrichtung des jährlichen Tributes.

Seitdem ist mehrere Jahre hindurch bei den Geschichtsschreibern jener Zeit von keinem Kriege gegen die Wenden die Rede. Aber ein um so furchtbarerer Aufruhr erhob sich im eigenen Lande derselben. Die Urheber waren wiederum, wie aus allen Umständen ersichtlich, die Luitizier, mögen es nun diejenigen gewesen sein, die dem Obotritenfürsten Godschalk untergeben waren, oder die freien außerhalb seines Gebietes. Sie waren dem Fürsten feind als dem eifrigen Beförderer des Christenthumes und des römisch-katholischen Kirchensystemes, und die Nationen, welche er beherrschte, auf ihn und den Sachsenherzog — Ordulf war dieß zu der Zeit; denn Bernhard II. war 1059 gestorben — aufs Höchste erbittert, weil beide die weltlichen und kirchlichen Abgaben, die auf ihnen lasteten, mit Härte eintrieben. Am 7. Juni des Jahres 1066 befand sich Godschalk in Lenzen; dahin hatte er sich nebst einem Priester, Eppo, begeben, um die dortigen noch immer heidnischen Luitizier zum Christenthume zu bekehren. Diese aber fielen über ihn und den Priester her, schlugen den erstern todt und opferten den letztern auf dem Altare (wahrscheinlich ihres Götzen). Außerdem fanden daselbst noch viele Andere ihren Tod. Sechs Wochen später, am 15. Juli, erging ein gleiches Blutvergießen über Ratzeburg, wo ein Benedictinerkloster sich befand. Acht und zwanzig Mönche außer ihrem Abte erlitten hier durch Steinigung außerhalb der Feste den Tod. Zuletzt zogen die Wüthenden vor die Feste Mekelnburg, nahmen sie ein und daselbst den dortigen Bischof Johannes und die Gemahlin Godschalk's, Sigrid, gefangen. Die letztere ließ

man frei nebſt ihren Frauen; der erſtere aber wurde zuvor auf ſein Bekenntniß zu Chriſto mit Knitteln geſchlagen, dann zum Spott durch die Städte des Landes geführt, endlich nach Redra gebracht, und da er durchaus unerſchütterlich im Glauben verharrte, hieben ſie ihm Hände und Füße ab und warfen den Rumpf auf die Straße, den Kopf aber ſteckten ſie auf eine Stange und opferten ſelbigen ihrem Gotte Radegaſt. Mit dem Chriſtenthume war es im Obotritenlande wieder aus; der heidniſche Cultus ward überall wieder hergeſtellt. Alle, welche im chriſtlichen Glauben verharrt, waren getödtet.

Für den Urheber des Aufſtandes galt der Schwager Godſchalks, Pluſſo. Derſelbe wäre nun wohl der Fürſt der Obotriten geworden; allein da er nach ſeiner Heimath zurückkehrte, ward er ſelbſt getödtet. Nun war dem Erbrechte nach zur Herrſchaft der Nächſte Godſchalk's älteſter Sohn, Buthue oder Bitti; allein da man ſeine Rache fürchtete, ſo ward er übergangen und ſein jüngerer Bruder, Heinrich, und Cruco gewählt, der Sohn eines gewiſſen Grin. Jener floh zu den Dänen und ſuchte Hilfe bei dem Sachſenherzoge, dem ſein Vater ſich immer ſo treu und ergeben gezeigt hatte. Seine Bitte fand Gehör, und Herzog Ordulf ſtritt oft mit den Wenden, wohl zwölf Jahre lang, aber immer vergebens: er hat nie einen Sieg über ſie erfechten können und wurde ſo oft von den Heiden überwunden, daß er den Seinigen endlich gar zum Spotte deßhalb ward. Mehr Glück ſcheint ſein Sohn Magnus gehabt zu haben, der alljährlich ein Mal gegen die Feinde ins Feld zu ziehen pflegte. Warum von Seiten der Deutſchen ſo wenig ausgerichtet wurde, lag zum Theil daran, daß zwiſchen dem geiſtlichen Oberhaupte in dieſen Gegenden, dem Erzbiſchofe von Hamburg, und dem Herzoge von Sachſen ernſtliche Mißhelligkeiten obwalteten, die ſogar in offenbare Fehde übergingen (1066).

Im Jahre 1067 — vielleicht im Winter von 1067 und 1068 — machte auf ſeine eigene Hand, wie es ſcheint, der Biſchof Burchard von Halberſtadt einen Feldzug gegen jene Luitizier, die ſo furchtbar gegen die Kirche gewüthet, wahrſcheinlich mit dem Vorſatze, ſie dafür zu züchtigen. Er drang tief in ihr Land ein, verheerte es mit Feuer und Schwert, rückte

bis nach Redra vor, erbeutete das heilige Pferd, was man dort als Gott verehrte, und zog wieder heim, auf demselben reitend. Weil aber auch mit dieser Expedition noch nichts ausgerichtet war, unternahm der nunmehr neunzehnjährige König selbst gleich nach Weihnachten, zu Anfange des Jahres 1069, einen Feldzug gegen die Luitizier. Er drang in ihr Land, die Flüsse waren zugefroren und erleichterten ihm das Vordringen; er verwüstete die Gegend, richtete unter den Bewohnern großes Blutvergießen an, zerstörte ihre Burgen, ihre heidnischen Tempel und Götzenbilder, und führte viele Gefangene weg. So große Verluste sollen das Volk zur Unterwerfung vermocht haben: sie bewirkten auch die Wiedereinsetzung des Fürsten Buthue, aber wahrscheinlich nur in einem Theil der väterlichen Lande, und selbst da war seine Herrschaft fortwährend gefährdet; denn die Obotriten waren seit der letzten Empörung entschlossen, lieber zu sterben, als fernerhin noch den Sachsen Tribut zu zahlen. Es galt ihnen daher Buthue, als der Schützling und Freund der Sachsen, für einen Verräther der Freiheit.

Inmitten dieser Begebenheiten hatte Heinrich IV. bereits angefangen, seine Politik gegen die sächsischen Fürsten, zu denen auch die Markgrafen der eroberten slavischen Länder gehörten, zu entwickeln. Sie hatten ihm schon als Kind nach dem Leben getrachtet; sie haßten ihn, er haßte sie; er wollte ihre Macht brechen, sie vertheidigten aber mit aller Kraft ihre althergebrachten Rechte. Zu dem kam der gewaltige Streit der kirchlichen und der königlichen Obergewalt, des Papstes (Gregor's VII.) und des Oberhauptes in Deutschland, über die Investitur, an welchem auch die Prälaten im nördlichen Germanien gegen den König Theil nahmen, und, in Folge des mächtigen Rückhaltes beim Oberhaupte der Kirche, die großen Ansprüche und Anmaaßungen des Klerus den weltlichen Fürsten gegenüber. Das Alles gab Veranlassung, einmal, daß die sächsischen Fürsten und Prälaten so sehr in die vaterländischen Mißhelligkeiten hineingezogen wurden, daß weder sie noch der König selbst die Unterwerfung und Christianisirung der Slaven in den Grenzländern scharf im Auge haben könnten; daß die beiden streitenden Parteien, der König wie die Sachsen, sogar sich nicht

ſcheuten, wechſelsweiſe um die Gunſt derer zu buhlen, die nun ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten von den Deutſchen feindlich bekämpft wurden und ſo häufig ſchon, wenn auch nur momentan, zur Unterwerfung gebracht worden waren; zweitens, daß die Slaven wieder Oberwaſſer zu haben vermeinten und keck mit alten oder neuen Anforderungen hervortraten, ſelbige auch in mehrfacher Beziehung effectuirt erhielten.

Heinrich IV. hatte es vor Allem darauf abgeſehen, die Staatsämter, vornehmlich im Lande der Sachſen, mit ſeinen Getreuen und Günſtlingen zu beſetzen. Er wollte die Aufſäſſigen nicht bloß ſtrafen; er wollte auch für die Zukunft jedem Widerſtande wehren. Der bejahrteſte unter den Markgrafen, Dedo (in der Oſtmark und Lauſitz), fühlte ſich durch ſolche Politik zuerſt gekränkt. Markgraf Wilhelm von Meißen und Thüringen war 1062 geſtorben; wenige Jahre ſpäter (1067) ſtarb auch ſein Nachfolger Otto und zwar ohne männliche Nachkommen. Otto's Lande wurden von Heinrich als erbliches Beſitzthum einem Grafen Ekbert von Braunſchweig übergeben. Dagegen machte nun Dedo Anſprüche auf gewiſſe Lehen, deren Erbe ſeine Gemahlin Adela, einſtige Witwe Otto's, ihm zugebracht hätte. Da ihm nicht gewillfahret wurde, empörte er ſich, unter Theilnahme der Thüringer, deren Markgraf Ekbert I. eben auch geſtorben (1068), und über die nun deſſen unmündiger Sohn Ekbert II., vielleicht unter Dedo's Vormundſchaft, gebot. Heinrich indeſſen unterdrückte den Aufſtand durch einen ſchnellen Feldzug (1069).

Aber kaum war dieß geſchehen, ſo fingen die Billunger im Herzogthume Sachſen an ſich zu regen; denn ihr geſchworner Feind, der Biſchof Adalbert von Bremen, war, vielleicht eben darum weil er dieß war, wieder vom Könige zu Gnaden angenommen worden und zu ſeinem frühern Einfluſſe gelangt. Wohl nicht ohne Einflüſterung dieſes Erzbiſchofs entſetzte Heinrich den Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, ſeiner Würde. Und dieſer — ging nach Sachſen zu ſeinem Freunde Magnus, und beide begannen den Aufruhr (1070). Noch war damals Herzog Ordulf am Leben; er ſtarb aber im Jahre darauf (am 20. März 1071), und nun übernahm Magnus das Herzogthum zufolge des Erbrechtes

seines Hauses. Natürlich ward jetzt das Unternehmen gegen Heinrich um so energischer betrieben. Ein anderer Umstand dagegen schwächte wieder diese Kraft. Gleich nach seiner Erhebung zum Herzoge ward Magnus von dem Obotritenfürsten Buthue aufgefordert, nachdrücklich gegen seine abgefallenen Landsleute und Unterthanen aufzutreten, und er fand sich dazu bereitwillig. Cruco indessen und sein Anhang kam dem zuvor: sie verjagten ihn aus dem Lande und zerstörten seine Feste. Da eilte der Vertriebene nach Lüneburg zu seinem Schutzherrn, berichtete ihm seine Lage und mahnte ihn, eiligst Gegenmaaßregeln zu treffen, damit die Feinde nicht auch über die Grenzen vordrängen und Nordalbingien verwüsteten. Alsbald versprach der Herzog, da er selbst für den Augenblick behindert wäre auf dem Kampfplatze zu erscheinen, seine Bardengauer, Stormarn, Holsteiner und Dithmarsen aufzubieten. Und wirklich empfing Buthue die Tapfersten aus dem Bardengau, etwa 600 oder mehr, ging mit ihnen über die Elbe, in das Land der Wagrier, besetzte die Feste Plön, war aber nicht vorsichtig genug gegen die Hinterlist der Feinde und kam mit allen Deutschen um (8. August 1071). Mittler Weile war der Aufstand jener beiden Fürsten auch völlig mislungen: sie hatten sich schon früher dem König zu Gefangenen ergeben müssen (den 14. Juni). So konnten denn die Billunger nicht daran denken, die Wenden wieder zum Gehorsam zurückzubringen: die Obotriten waren frei vom Joche der Sachsen, und Cruco's Herrschaft gesichert. Und bald waren sie muthig genug, die Grenze ihres Landes zu überschreiten und Nordalbingien mit Feuer und Schwert zu verheeren, selbst die Feste Hamburg zu Anfang des Jahres 1072 von Grund aus zu verwüsten und sich das ganze Land zinspflichtig zu machen. Also kehrten sich hier im Norden die Verhältnisse um.

Sie sollten für die Deutschen bald noch verwickelter werden. Der günstige Erfolg des Kampfes Heinrich's gegen Magnus, des letztern Gefangennehmung, verlockte den jungen König zu noch weiter greifenden Entwürfen: Sachsen sollte seiner Freiheiten beraubt und unmittelbares Eigenthum des königlichen Fiscus werden. Um solches desto besser ins Werk setzen zu

können, knüpfte Heinrich mit dem damaligen Könige der Dänen, Sveina Aſtridſon, Verbindungen an und verſprach ihm die Grafſchaft Stade, das Stammgut des Markgrafen Udo, wofern er ihm dazu behülflich ſein wolle. Nun entließ er zwar (den 27. Mai 1072) Otto von Nordheim ſeiner Haft; allein Magnus blieb in Gewahrſam; denn es ward ihm zur Bedingung ſeiner Befreiung gemacht, daß er auf ſein Land und die herzogliche Würde Verzicht leiſten ſolle. Darein wollte er durchaus nicht willigen. Und die ſächſiſchen Fürſten erſahen hieraus überhaupt die Politik ihres Königs gegen ſie und beſchloſſen, mit Gewalt der Waffen ihr entgegen zu treten. Sie ſchritten zu förmlicher Empörung, und „zu den Theilnehmern, ja! zu den vornehmſten Führern des Aufſtandes gehörten die ſämmtlichen Markgrafen des Wendenlandes: Graf Hermann der Billunger war gekränkt durch die Gefangenſchaft ſeines Neffen, Markgraf Udo durch die beabſichtigte Vertheidigung ſeines Erblandes; den Dedo trieb ſeine Gemahlin und der Verluſt an ſeinen Gütern, den er nicht lange vorher erlitten; Markgraf Ekbert, noch im Knabenalter, folgte dem allgemeinen Zuge. Sogar die Biſchöfe der wendiſchen Marken nahmen an der Parteiung Theil"*).

Bevor wir näher in die Schilderung dieſer Verhältniſſe eingehen, müſſen wir noch einen Blick werfen auf die beiden vorzüglichſten monarchiſchen Staaten der mit Deutſchland in Berührung ſtehenden Slaven, auf Böhmen und Polen. Ueber dieſelben behauptete der deutſche König in der Zeit noch immer die Oberhoheit. Als daher die Fürſten beider Länder zu damaliger Zeit, im erſtern Wratiſlav II. (ſeit 1061), im zweiten Boleſlav II. (ſeit 1057) in Feindſchaft und offenen Krieg geriethen (1071), rief er (im Herbſte deſſelben Jahres) beide nach Meißen, warf ihnen hart ihre gegenſeitigen Feindſeligkeiten ihm gegenüber vor und gebot ihnen ſelbige einzuſtellen, unter der Drohung, den als ſeinen Feind zu betrachten, der zuerſt wieder den Gegner angriffe. Boleſlav ließ demgemäß auf einige Zeit vom Kriege gegen die Böhmen ab und ſuchte ſich dafür und für den Abfall der Pommern durch einen Feldzug gegen Oſten zu entſchädigen. Als er aber damit fertig

*) L. Gieſebrecht a. a. O. S. 117.

war, begann er doch von neuem Krieg mit dem Böhmenherzog. Er war ein kriegslustiger, tapferer, kühner — daher sein Beiname Smialy, d. i. der Kühne — unerschrockener, thatendurstiger Herr, der gern sein Reich wieder so groß gemacht hätte, wie es unter seinem gleichnamigen Vorgänger gewesen. König Heinrich sah sich dadurch veranlaßt, gegen ihn ein Heer aufzubieten (den 22. August 1073). Alsbald standen 60,000 Sachsen unter den Waffen, aber, sich fühlend, nicht um gegen die Polen zu marschiren, sondern den König zu gewissen Concessionen zu zwingen. Eine der hauptsächlichsten war, er solle ihnen die Heerfahrt nach Polen erlassen. Sie müßten Tag und Nacht gerüstet stehen wider ihre immerwährenden Widersacher, die Luitizier, und wofern sie nur ein wenig in ihrer Wachsamkeit nachließen, ergössen sich jene sofort über die Grenze und verheerten Alles durch Feuer und Schwert. Kaum hätten sie genug Mannschaft, um diese Angriffe zurückzuweisen. Es wäre mithin ganz thöricht, wenn sie auswärtige, entfernte Völker bekriegen sollten, während sie selbst ohne Aufhören durch Kriege ganz in der Nähe und so zu sagen im Vaterlande selbst heimgesucht würden. Heinrich ließ sich aber auf nichts ein und entfloh aus Sachsen. Nur den Herzog Magnus gab er frei, weil ihm der Graf Hermann drohte, eine Schaar königlicher Soldaten, die er in Gefangenschaft hielt, über die Klinge springen zu lassen. Jetzt, im Verein mit ihrem Herzoge, rückten die sächsischen Fürsten vor die Burgen, die Heinrich in ihrem Lande angelegt und mit starken Besatzungen versehen hatte, und zerstörten sie. Heinrich war unvermögend, ein anderweitiges Kriegsheer zusammenzubringen; denn die meisten Fürsten im Reiche hielten es mit seinen Gegnern. Er sprach den Dänenkönig um Hilfe an; allein bei dessen Volke herrschte gleiche Stimmung, und derselbe mußte es aufgeben, Unterstützung seinem Bundesgenossen zu senden. Da griff Heinrich zu der schmachvollsten Politik, zu welcher er hätte greifen können: er wandte sich an die Wenden, schickte Abgeordnete an die Luitizier, die bis daher dem sächsischen Volke die erbittertsten Feinde gewesen waren, und versprach ihnen eine Unsumme Geldes, wofern sie jetzt die Sachsen angriffen. Heinrich's Gegner bekamen

Kunde von dieſem ſchlechten Streiche. Nun beſchickten ſie ihrerſeits auch die Luitizier und verhießen ihnen eine noch größere Geldſumme, wofern ſie in der Zeit alle Fehde unterließen. Widrigenfalls, fügten ſie hinzu, wären ſie aber auch mächtig genug, um es mit beiden Feinden aufzunehmen.

In ſolchem traurigen inneren Zwieſpalte kam den Deutſchen zu Statten, gereichte ihnen zum Glück der teufliſche Geiſt der innern Zwietracht, welcher von jeher die Slaven beſeſſen. Das zwiefache Anerbieten machte die Luitizier zwieträchtig: die eine Partei war für den Antrag des Königs, die andere für den der Sachſen. Sie geriethen deßhalb ſo in Hader, daß ein wildes Gemetzel entſtand, und Tauſende dabei umgekommen ſein ſollen. Und der Streit und das Gemetzel ſoll nachher noch manchen Tag gedauert und noch manches Leben gekoſtet haben. Aber ſie wurden dadurch unfähig zu aller auswärtigen Kriegführung. Das kam den Sachſen wohl gelegen. Als Heinrich wider ſie im Anfang des Jahres 1074 mit Heeresmacht anrückte, konnten ſie getroſt ihm entgegengehen, obwohl alle Flüſſe und Sümpfe feſt zugefroren waren und die Wenden ungehindert in das Sachſenland hätten eindringen können. So erlangten die Sachſen den Frieden von Gerſtungen (den 2. Februar 1074), und mit ihm die Gewährung aller ihrer Anforderungen.

Indeſſen noch in demſelben Jahre brach der Streit zwiſchen dem Könige und dem Sachſenvolke von neuem aus, und Heinrich, obwohl er dieſes Mal nicht mehr ſo viele Gegner zählte, wiederholte dennoch jenes unfürſtliche und undeutſche Manoeuvre: er verſuchte von neuem die Luitizier für ſich zu gewinnen; er verſprach ihnen, Alles, was ſie vom ſächſiſchen Gebiete nehmen und mit dem ihrigen vereinigen könnten, ſolle ihnen gehören. Sie erwiederten aber, — die gegen den Bund mit dem Könige geweſen, müſſen alſo mittler Weile obgeſiegt haben — ſie hätten die Sachſen in vielen Kriegsläuften kennen gelernt; ſie hätten ſelten oder nie aus den Kämpfen mit ihnen Nutzen gezogen; ihnen genüge ihr Land und ſie wären zufrieden, wenn ſie nur im Stande wären, die eigenen Grenzen zu ſchützen. Worte, die eine genaue Abwägung der Verhältniſſe vorausſetzen laſſen.

Gelang es dem Könige auf der Seite nicht, so gelang es ihm bald auf einer andern. Im Jahre darauf (1075) knüpfte er einen Bund mit dem Böhmenherzoge Wratislav, der ihm denn auch, fast der einzige unter allen Fürsten jener Zeit, treu geblieben ist bis an seinen Tod (den 14. Januar 1094). Und ohne diese mächtige, bei allem Unbestand Heinrich's, selbst in den Tagen der höchsten Gefahr, treu ausharrende Hilfe wäre der unglückliche Fürst dem so häufigen Verrath seiner weltlichen und geistlichen Vasallen wohl unwiederbringlich verfallen gewesen. Auch hat König Heinrich dem Wratislav sich für solche Treue dankbar zu erweisen gesucht (freilich wieder auf Kosten des deutschen Reiches): bald sollte die Mark Meißen, bald die Ostmark, bald die Mark Oestreich den Preis seiner vielen Opfer bieten, und da dieß nur sehr unvollständig eingehalten werden konnte, so schmückte er endlich sein Haupt mit einer Krone (den 15. Juni 1086) und entband ihn sammt seinen Nachfolgern der alten Tributpflicht*). So geschickt, so klug wußte der Böhme die politischen Conjuncturen im mächtigen Nachbarlande zu seinem Vortheile auszubeuten! Zum Glück für Deutschland erhob auch hier zu Lande die Hydra der Zwietracht bald wieder ihr Haupt im Innern des königlichen Hauses und schwächte die Macht desselben und machte es unfähig, Großes und Nachhaltiges zu unternehmen und auszuführen. Die Ursache davon war, daß Bretislav II. schon bei seinen Lebzeiten (1096) bemüht war, das von seinem Großvater gegebene pragmatische Gesetz über die Erbfolge zu umgehen. Nach diesem nehmlich mußte sein Neffe Ulrich, weil er dem Könige an Jahren der nächste war, ihm auf dem Throne folgen. Bretislav indessen war darauf bedacht, diese Würde auf seinen Bruder Boriwoi (II.) zu vererben, und um diese seine Bestimmung zu bekräftigen, gab er die kaum errungene Selbstständigkeit des Reiches wieder hin und trug im Jahre 1099 beim Kaiser darauf an, derselbe möchte dem Boriwoi schon im Voraus mit der herzoglichen Fahne belehnen und den anwesenden Böhmen anbefehlen, daß selbige nach seinem Tode nur diesen

*) Palacky a. a. O. S. 313 f.

zu ihrem Herzoge wählen ſollten. „Dieſen Wunſch erfüllte Heinrich gerne, da er ihn zum Herrn und Richter in einer Sache machte, welche bis dahin außerhalb des Kreiſes ſeiner Macht und ſeiner Competenz gelegen war"*). Die Folge ſolcher unbilligen und ungerechten Anordnung war der baldige Mord Bretiſlav's II. (1100 am 22. December) und ein mehrjähriger Krieg Boriwoi's II., der nun wirklich als König eingetreten, mit ſeinen Verwandten und mit Polen, bei welcher Gelegenheit ſich Kaiſer Heinrich IV. wieder nicht von der vortheilhafteſten Seite zeigte. Nehmlich jener Ulrich nahm (1101) ſeine Zuflucht ebenfalls zum Oberhaupte des deutſchen Reiches, obwohl er wiſſen mochte, daß von dieſem bereits Boriwoi mit Böhmen belehnt worden war, und bot Geld. Das nahm der Kaiſer an und belehnte nun ſeinerſeits auch den Ulrich mit der herzoglichen oder königlichen Würde, überließ ihm aber die Sorge, ſich ſelbſt im Lande Anerkennung zu verſchaffen. Das lief ſchlecht ab: Ulrich mußte ſeine Anſprüche aufgeben. Boriwoi aber blieb in dem abhängigen Verhältniſſe zum Oberhaupte des deutſchen Reiches, — in welchem er Heinrich IV. auch Truppen ſtellte für deſſen Kampf mit dem eigenen Sohne, Heinrich V. — bis an das Ende ſeiner Regierung, die bis über den Heimgang des erſtern hinausreicht. Wir werden das Weitere alſo unter der Herrſchaft Heinrich's V. kennen lernen.

Was Polen in dieſer Zeit anbetrifft, ſo war die Politik ſeiner Herrſcher in Bezug auf Deutſchland folgender Maaßen beſchaffen, nachdem Heinrich, wie wir oben (S. 267) geſehen, dem Fürſten der Polen, Boleſlav II., nebſt dem böhmiſchen im Jahre 1071 aufgegeben hatte, ſich ruhig und gegenſeitig friedlich zu verhalten: Boleſlav kehrte ſich wenig an die Mahnung des deutſchen Königs; die Feindſeligkeiten hatten nach wie vor ihren wenn auch bisweilen unterbrochenen Fortgang. Und als nun wenige Jahre darauf (ſeit 1075) Wratiſlav II. von Böhmen mit Heinrich IV. in jenes beſonders enge Bündniß trat, von welchem oben (S. 270) die Rede geweſen, ſo mochte ſelbiges für den Polenfürſten gerade Ver-

*) Palacky S. 345.

anlaſſung werden, einerſeits den Sachſen Hilfe gegen Heinrich zu verſprechen*), andrerſeits die Böhmen andauernd zu bekämpfen. Das Einzelne iſt freilich hiervon unbekannt; indeſſen wiſſen wir aus einem ruſſiſchen Annaliſten, daß die großfürſtlichen Prinzen, Wlodomir und Oleg, im Jahre 1076, alſo in der Zeit, wo Wratiſlav von Böhmen an den Kriegen des deutſchen Königs Theil nahm, dem Polenfürſten gegen die Böhmen Hilfstruppen zugeführt haben. Sie drangen weit mit ihren Schaaren vor, ſtanden vier Monate lang in Schleſien, kamen bis nach Glogau und bis an die böhmiſchen Wälder. Es geſchah ſolches wahrſcheinlich in Folge einer beſondern Uebereinkunft nach einem vorhergegangenen Zwiſte im Jahre 1073, bei welchem leicht die derzeitigen Oberhäupter des deutſchen Reiches und der römiſch-katholiſchen Kirche, wären ſie politiſch klüger geweſen, die Oberherrlichkeit auch über Rußland hätten erlangen können. Nehmlich der damalige Großfürſt von Kiew, Iſäſlav, war durch den Aufſtand ſeiner beiden Brüder gezwungen worden, ſeine Hauptſtadt und ſein Land zum zweiten Male zu verlaſſen. Beladen mit großen Schätzen, wandte er ſich zunächſt nach Polen. Boleſlav nahm ihm einen Theil ſeiner Schätze, hieß ihn ſelbſt aber ſeine Wege gehen. Und er ging zu Heinrich IV. Dieſen traf er in Mainz und bat ihn um Hilfe, und Heinrich, vielleicht durch Iſäſlav's Verſprechen, daß er ihm ſein Großfürſtenthum zu Lehen antragen wolle, wofern derſelbe ihm wieder zu deſſen Beſitzthume verhelfen würde, und durch Geſchenke bewogen, vielleicht auch im Feuer jugendlicher Hitze und ritterliches Sinnes, erbarmte ſich des Exulanten und ſchickte einen außerordentlichen Abgeordneten, den Propſt Burchard, nachmaligen Erzbiſchof von Trier, der mit dem ruſſiſchen Fürſten verwandt war, nach Kiew zu Swätoſlav, dem Uſurpator des Thrones, um den Bruderzwiſt gütlich beizulegen oder mit Waffengewalt zu drohen. Der Großfürſt empfing mit Auszeichnung die deutſche Geſandtſchaft; was er aber mit ihr verhandelt, was ſie bei ihm ausgerichtet, davon erfahren wir nichts. Swätoſlav

*) Lambert. Schaffnab. p. 165. Hiernach erſchienen im Jahre 1075 bei den Sachſen auch Polenorum nuntii, suam — operam, socias manus — pollicentes.

entließ sie wieder mit großen Geschenken und mit so reichen Gaben an Heinrich, daß die gleichzeitigen deutschen Annalisten berichten, nie so viel Gold und Silber und reiche Stoffe gesehen zu haben. Diese Geschenke sowohl wie die Unruhen und vielfachen Händel, in welche der deutsche Monarch damals verwickelt war, bewirkten, daß Isäslav der gehofften Unterstützung verlustig ging. So wandte er sich denn an Gregor VII. und erbat sich dessen Beistand, unter dem Versprechen, des Papstes geistliche und weltliche Herrschaft über Rußland für immer anzuerkennen, falls Gregor ihn in seinen Schutz nehmen und sowohl Boleslav II. in Polen als die übrige abendländische Christenheit vermögen würde, ihm zum Besitze seines Großfürstenthums wieder zu verhelfen. Gregor VII. schickte nun zwei Gesandte an Isäslav und Boleslav, und forderte in einem eignen Schreiben den letztern unter Anderm auch dazu auf, die geraubten Schätze dem Flüchtling wieder auszuliefern. Solche Vermittelung hatte aber keinen günstigen Erfolg für Isäslav, und Rußland blieb frei wie von der Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Kaisers, so von der der römisch-katholischen Kirche*). Und jene beiden Gegner Isäslav's unterstützten darauf nach nicht langer Frist den polnischen Fürsten gegen Böhmen. Mit Isäslav kam dessen ungeachtet bald ein Vergleich zu Stande.

Nachmals hat sich Boleslav II., nicht unähnlich seinem großen Ahnen gleiches Namens, noch vielfach versucht in Kriegen mit Böhmen, Ungarn und Rußland, und die Pommern, die wieder ein Mal in sein Gebiet eingefallen waren, wenn auch nicht unterjocht, doch wenigstens zurückgewiesen. Und als er sich nun fühlen gelernt hatte und dabei im deutschen Nachbarlande die innere Zwietracht sah und sich vor jedem Angriffe von dieser Seite sicher halten konnte: da nahm er den Plan wieder auf, den schon Boleslav I. Chrobri, und zwar zuerst, aufgenommen und durchgeführt hatte, sich loszusagen von aller Vasallenschaft gegen das deutsche Reich, den seit vielen Jahren entrichteten Tribut zu verweigern und sich, zum Zeugniß dafür, die königliche Krone aufzusetzen. Er voll-

*) S. Strahl's Gesch. des russ. Staates I. S. 179 vergl. mit Röpell S. 196.

führte das Letztere „in demselben Zeitmomente, in welchem Heinrich, nach unglücklichem Kampfe mit den Sachsen, von fast allen Fürsten des Reiches verlassen, wie ein Flüchtling über die Alpen ging, um in Italien selbst die Versöhnung mit dem Haupte der Kirche zu suchen, setzte sich am Weihnachtsfeste des Jahres 1076 das Diadem auf und ließ sich von den 15 Bischöfen seines Landes zum Könige weihen. Wohl erkannten die deutschen Fürsten die Bedeutung dieser That für das Reich, als die Kunde von ihr bald darauf nach Deutschland kam. Heftig davon bewegt, zürnten sie einander, daß sie durch eigne Zwietracht und innere Kämpfe die Macht der „„Barbaren"" so weit vermehrten; aber schon hatten sich die gegenseitigen Verhältnisse der Fürsten zum Kaiser und beider zur Kirche dahin entwickelt, daß an eine Versöhnung für die nächste Zukunft nicht zu denken war, also auch jede Aussicht auf eine Demüthigung des kräftigen Polenkönigs entfernt lag"*). Zu welcher Schmach war damals unser Deutschland in so wenig Jahren herabgesunken durch die Charakterlosigkeit und niedere Gesinnung seines damaligen Oberhauptes! Alle gesetzliche Ordnung aber, alle Einigkeit hatte ja beinahe aufgehört und damit alle intensive Kraft und alle Achtung bei den auswärtigen Fürsten. Wenn es nicht noch mehr im Nordosten verlor, davon war nur die Ursache, daß zum Glück jene Slaven fortwährend versunken blieben in ihrem Hange zu innern Zwisten, zu Empörungen, Aufständen u. s. w. Aus demselben Grunde kam es denn auch, daß jene gefahrdrohende Politik des Polenkönigs Boleslav's II. ebenfalls keinen Nachtheil brachte. Denn drei Jahre nachher erlaubte er sich, den Bischof Stanislaus von Krakau vom heiligen Altare hinwegzureißen und selbsteigen mit dem Schwerte niederzustoßen. Diese Gewaltthat brachte ihn um das Reich. Es erhob sich eine Empörung: er mußte aus seinem Lande weichen und fand außerhalb desselben einen baldigen Tod. Und Wladislav Hermann, sein Nachfolger, eine ruhigere, an Charakter schwächere Natur, verfolgte nicht weiter die politischen Richtungen seines Vorgängers: er ließ

*) S. Röpell S. 197 f.

Königstitel fallen; er trat mit Böhmen in friedlichen
ehr; er ſchloß ſich in der großen kirchlichen Frage der
an den Papſt Clemens II. und damit der kaiſerlichen
ei an, und ſetzte ſich einige Jahre darauf (1068?) ſogar
heinrich IV. in nähere verwandtſchaftliche Verbindung: er
thete deſſen Schweſter. „Wie weit eine Theilnahme Bla-
w's an den damaligen deutſchen Verhältniſſen hierdurch
rigeführt ward, wiſſen wir freilich nicht; aber das Still-
ſchweigen der deutſchen Annaliſten in dieſer Beziehung läßt
vermuthen, daß, wenn eine ſolche irgendwie ſtatt fand,
ur höchſt gering und ohne bedeutende Folgen geweſen
kann"*). „Von einer Leiſtung jener alten Verpflichtun-
iſt nirgends ausdrücklich die Rede, und Heinrich IV.
te um ſo mehr mit einer ganz allgemeinen unbeſtimm-
Anerkennung ſeiner kaiſerlichen Oberhoheit ſich begnügen,
enger er einerſeits in der Lage war, den Polenfürſten
trengerer Abhängigkeit zurückführen zu können, andrer-
aber auch alle Urſache hatte, eine Verbindung der Polen
den Sachſen und der ganzen ihm gegenüber ſtehenden
tei zu fürchten. In dieſer Art dauerte das Verhältniß als
vollkommen unbeſtimmtes fort. Die Deutſchen hielten
alten Anſprüche in der Erinnerung feſt, die Polen be-
nerten ſich nicht um ſie, da jene ſie nicht mit den Waffen
nd zu machen verſuchten."

Von den anderweitigen politiſchen Unternehmungen und
ten der Polen in dieſer Zeit intereſſirt uns hier nur noch
Verhältniß zu den Pommern, was zwar nicht während
Regierung Heinrich's IV. zum Abſchluß kommt, aber doch
Künftige, auf dieſen Abſchluß vorbereitet, nehmlich darauf,
die Pommern der Herrſchaft der Polen verfallen, und damit
Chriſtenthum und der römiſch-katholiſchen Kirche, ſo daß
lſo wenigſtens von Seiten der letztern mit dem übrigen
ıdlande immer ſchon in Zuſammenhang, in eine Gemeinſchaft
nmenfloſſen, der nur noch die politiſche mangelte, die
durch die polniſchen Kriege und die polniſche Herrſchaft
)em Zeitraume vorbereitet ward, während die Dänen

* Röpell S. 208 f. und 247.

die Pommern von der Seeseite her durch Angriffe und Ueberfälle mürbe machten.

Unter den slavisch-deutschen Markgrafschaften waren eines Jahres keine mehr in Gefahr, dem Reiche entfremdet zu werden, als die lausitzer (1075) und die meißner (1076), zwischen Böhmen und der Oder im Winkel und gleichsam eingekeilt gelegen. In seinem Kampfe nehmlich mit den Sachsen wollte Heinrich den Böhmenherzog für seine treue Hilfe belohnen, die derselbe ihm, gemäß ihrer gegenseitigen Uebereinkunft, seit dem Jahre 1074 geleistet. Als daher der bisherige Markgraf Dedo starb, verlieh der König sofort dessen Mark, die Lausitz, an Wratislav II., ohne auf den Sohn jenes, Heinrich (von Eilenburg), Rücksicht zu nehmen. Und als im Jahre darauf Heinrich IV., von den Sachsen gedrängt, erst nach Böhmen eilte, um den dortigen Herzog an sich zu ziehen, und dann mit diesem vereint in die meißner Mark, und dort Alles mit Feuer und Schwert verwüstete, und nun die Sachsen, auf die Nachricht hiervon, herbeizogen, um das ihnen schon verwandt gewordene Land zu retten, da retirirte schleunigst der König nach Böhmen und von da nach Deutschland, vergabte aber bei seinem Abzuge nun auch die meißner Mark, deren derzeitiger Inhaber, Eckbert II., ein Gegner des Kaisers war, an den Böhmenherzog, und dieser gab sofort, was er empfangen, theilweise an einen seiner Dienstleute. Dies war Wigbert, ein Sohn desjenigen Wigbert, der das Balsamerland in der Altmark besessen hatte. Der Markgraf der Nordmark, Udo von Stade, hatte dem Jünglinge, als er herangewachsen, den Rittergürtel und als Lehen die Feste Tangermünde ertheilt, Wigbert aber dieselben sammt seinem väterlichen Erbe gegen Groitsch an der weißen Elster und gegen einige auf der Grenze der Nordmark belegene Beneficien vertauscht. Mit den Nachbarn seiner neuen Besitzungen in Streit gerathen, hatte er indessen, von ihnen belagert und bestürmt, seine Burg verlassen und war in die Dienste des Böhmenherzogs getreten. Dort hatte er sich als einen muthigen und treuen Krieger bewährt. Dafür verlieh ihm jetzt Wratislav II. die beiden zur Mark Meißen gehörigen Gaue Niseni und Budusin (um Dresden und Bautzen).

in er blieb nicht lange im Besitz derselben. Markgraf
ert II., obwohl damals noch kaum im Jünglingsalter,
te von Sachsen her an, nahm Meißen und alle Festen
es Landes wieder ein (1076) und belegte sie mit seinen
Daten. Später versöhnte er sich wieder mit dem König
verblieb im ungestörten Besitze seiner Markgrafschaft,
ohl er noch öfter Heinrich's Partei verließ und mit Ab-
ung bedroht ward. Das war besonders im Jahre 1087
Fall. Das Jahr vorher hatte Eckbert sogar einen An-
ag auf Heinrich's Leben gemacht. Da hatte der König zu
chmar ein Fürstengericht versammelt gehabt, das dem Eck-
alle seine Lande abgesprochen, dieser aber offenen Krieg
efangen. Nun beschloß auch Wratislav von Böhmen sei-
eits seine Ansprüche auf Meißen wieder geltend zu machen.
rückte im Sommer des genannten Jahres in das Land,
hte große Beute und viele Gefangene; aber sonst blieb
Zug ohne sonderlichen Erfolg. Eckbert dagegen näherte
wieder dem Könige, begann Unterhandlungen, ging nach
sfeld, wo damals das Oberhaupt des Reiches weilte, lei-
Abbitte, erneuerte den Eid der Treue und versprach auch
übrigen abgefallenen Fürsten zur Eintracht und zur Unter-
figkeit zurückzubringen, wogegen er die Aufhebung des
n ihn gesprochenen Urtheils und Wiedereinsetzung in alle
Ehren und Würden erlangte. Bald aber wieder wan-
geworden, verwirkt er von neuem des Kaisers Gunst
den Besitz seiner Marken. Meißen wird nun dem Mark-
en Heinrich von der Lausitz zu Theil, jenem Sohne des
o, der anfangs, d. h. gleich nach seines Vaters Tode, in
Gewalt des Königs gewesen war, dann aber sich selbst
ssolirt, an den Kriegen der Sachsen gegen das Ober-
pt des Reiches Theil genommen, zuletzt sich aber mit dem-
n versöhnt, sein väterliches Erbgut, die Mark Lausitz
er erhalten und jetzt eben sich vor Allen gegen seinen
wager Eckbert II. erklärt hatte. Zwar hielt der Böhmen-
g das Land noch immer besetzt und war eben wieder
einem Heere dorthin gezogen, um eine gewisse Zwing-
wieder herzustellen; seine Ansprüche scheinen indessen
h gütliches Uebereinkommen beseitigt worden zu sein

Und als Eckbert von neuem Anſtalten machte, die lauſitzer Markgrafen aus der meißner Mark zu vertreiben, ward er in einer einſamen Mühle erſchlagen, und die meißner Mark verbleibt dem Heinrich von Eilenburg bis 1103, bis zu deſſen Tode, wo der Beſitz beider Markgrafſchaften auf deſſen Sohn, Heinrich II., überging. So waren denn dieſe Lande doch für Deutſchland gerettet: unter böhmiſcher Oberherrſchaft hätte leicht wieder das ſlaviſche Element die Oberhand gewinnen und das deutſche, wenn auch nicht ganz unterdrücken, doch wenigſtens bedeutend ſchmälern können. Aber an eine Erweiterung der betreffenden Markgrafſchaften auf Koſten der Slaven war unter ſolchen Umſtänden gar nicht zu denken, auch nicht als Heinrich von Eilenburg ſtarb (1103), kurz nachdem derſelbe ſich mit Gertrud, der Schweſter ſeines vormaligen Widerſachers, Eckbert, vermählt hatte. Da nehmlich begann Thimo, der Vaterbruder des Verſtorbenen, die vacanten Markgrafſchaften zu beanſpruchen, und Kaiſer Heinrich belehnte ihn wirklich damit, weil ja jener keine männliche Nachkommenſchaft hinterlaſſen. Thimo fiel indeſſen kurz nachher bei Belagerung einer Burg, und die Markgräfin Gertrud erklärte ſchwanger zu ſein und gebar wirklich einen Sohn, Heinrich II., dem folglich nach dem beſtehenden Erbrechte die Marken gehörten, und die Mutter behauptete auch, entſchloſſenen Sinnes und reich begütert wie ſie war, ihrem minderjährigen Sohne das Erbe, ſo lange ſie lebte, ſo daß er wirklich noch in den Beſitz deſſelben kam, trotz mancher ſchändlichen Gegenmaaßregeln und Rancunen, die die Söhne Thimo's anwendeten, um ihm ſolches abzuſchneiden.

Rühriger zeigt ſich anfangs nach außen hin in der Zeit Udo III., Markgraf der Nordmark (ſeit 1087). Es war die Brandenburg damals, wahrſcheinlich in Folge der Unruhen im deutſchen Reiche, in der Gewalt der heidniſch-ſlaviſchen, damals mit heidniſchen Sachſen vermiſchten Luitizier. Udo vereinigt ſich mit mehrern andern Sachſen, fällt in deren Land ein (1100) und ſiegt über ſie ehrenvoll, belagert auch vier Monate lang die Burg Brandenburg und nimmt ſie. Welche weitere und ob nachhaltige Folgen dieſe Eroberung gehabt habe, iſt nicht bekannt; nicht unwahrſcheinlich wurde

aber oder blieb die Feste selbst und die Umgegend einem inländischen Fürsten, Namens Brumito, von dem wir in städtisch-brandenburgischen Nachrichten lesen. Bald nachher gerieth indessen der Markgraf mit mehreren sächsischen Fürsten auch in Fehde, und statt die Feinde zu bekämpfen, verheerten beide Theile ihr eignes Heimathland, und die Brandenburg sammt ihrem Gebiete und ihrem Fürsten mag wieder sich selbst überlassen geblieben, d. h. frei geworden sein. Nicht minder entwickelte sich damals in Havelberg eine, zwar kleine, fürstliche Herrschaft aus einer slavischen Familie, so daß wir hiernach annehmen dürfen — was auch durch die nachmaligen, weiterhin erst klar hervortretenden Verhältnisse in diesem Theile des Slavenlandes zwischen Elbe und Oder hervorgeht — daß sich in der Zeit überall im Wendenlande kleine Reiche und kleine Fürstenthümer gebildet haben.

Mittler Weile war an der untern Elbe im Lande der Obotriten der Fürst Cruco gealtert und ging seinem Ende entgegen. Das nahm Godschalk's Sohn Heinrich in der Fremde (in Dänemark) wahr und machte sich auf, sein väterliches Erbe wieder an sich zu bringen. Allein der obotritische Fürst wehrte ihm den Eintritt ins Land. Da sammelte Heinrich eine Anzahl Schiffe, bemannte sie mit Dänen und Wenden, überfiel die Stadt Aldenburg und die ganze Meeresküste des Landes und machte große Beute. Nach zwei- oder dreimaliger Wiederholung solcher Raubzüge ward er so gefürchtet, daß Cruco mit ihm in Unterhandlungen trat, ihm die Heimkehr gestattete und das Besitzthum einiger Dörfer verlieh; dies Alles aber that er nur, um sich desselben bei schicklicher Gelegenheit zu entledigen. Allein durch die Hilfe der Gemahlin Cruco's fiel der Untergang auf diesen selbst zurück: er ward getödtet, seine Witwe vermählte sich mit Heinrich, und dieser wurde nun Herrscher der Obotriten. Darauf reiste der zum Herzog von Sachsen, Magnus, seinem Verwandten, wurde wohl aufgenommen und leistete — das eidliche Versprechen treuer Unterthänigkeit, gab also sich und das Land der Obotriten wieder hin an die Deutschen. Ja! er that aus Gunst für die letztern noch mehr: er rief die Sachsen in

Nordalbingien, die zerstreut in den Burgen wohnten, und denen Cruco so übel mitgespielt, die Häuser und Landgüter zerstört und verwüstet hatte, zusammen und ging mit ihnen einen sie beruhigenden Vertrag ein. Sie unterwarfen sich ihm willfährig als ihrem Befreier und erklärten, mit ihm zu leben und zu sterben.

Von den Wenden dagegen forderte Heinrich von neuem Tribut für sich und für den Sachsenherzog. Das brachte alle wendische Völkerschaften in der Gegend wieder in Empörung: in Kurzem rückten sie mit Heeresmacht heran. Heinrich rief den Herzog zur Unterstützung, und dieser eilte mit seinen Tapfersten herbei, rückte in das Polaberland bis auf die Ebene von Smilowe, woselbst es zu einer blutigen Schlacht kam, in welcher die Sachsen, nach großen Anstrengungen, zuletzt den Sieg davon trugen (1106?)*). Die nächste Folge davon war die Einnahme von 14 wendischen Burgen, und — der Aufstand war unterdrückt. Alle östlichen Wendenvölker, welche der hamburger erzbischöfliche Sprengel umfaßte: die Polaber, Lingonen, Obotriten, im Gegensatz der Wagrier, von denen die Reaction unter Heinrich ausgegangen war, wurden nun Heinrich und damit auch dem Sachsenherzoge tributbar. Die nordalbingischen Sachsen erhielten bald einen eigenen Grafen, so daß dem Heinrich nur die Wenden untergeben blieben.

Heinrich IV. starb am 7. August des Jahres 1106, viel zu spät für die innere Ruhe und Macht des deutschen Reiches. Alle Bande der weltlichen und kirchlichen Ordnung und des Gehorsams schienen gelöst, und — mit und unter seinem Sohne und Nachfolger wurde es leider nicht besser, auch nicht besser in Bezug auf die slavischen Verhältnisse.

X. Heinrich V. Von 1106—1125.

Heinrich V. folgte ohne Widerrede seinem Vater Heinrich IV. War er ja doch schon bei dessen Lebzeiten zum Könige der Deut-

*) Die Jahreszahl ist sehr schwer, wo nicht unmöglich zu bestimmen. Vgl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 187, der sich indessen für das J. 1093 entschieden hat.

schen gewählt worden! Hatte er ja doch selbst dem Vater in der letzten Zeit die Herrschaft streitig machen können! Heinrich V. besaß ursprünglich und eigentlich alle Eigenschaften, die lang gestörten Ordnungen des Reiches und der Kirche wieder herzustellen, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und die öffentliche Ruhe zu festigen: er war scharfsinnig; er war klug; er war tapfer; er war energisch. Allein es fehlte ihm dabei die feste sittliche Haltung. Der Verräther seines Vaters, welcher, um den Sohn wenigstens, das nicht verdient hatte, war ohne allen Sinn für Gerechtigkeit, nur von verzehrender Herrschsucht beseelt und gleichgültig über jedes Mittel, sie zu befriedigen, ohne daß er, wie jener, durch die liebenswürdigen Eigenschaften des Mitleidens und Wohlwollens die Gemüther hätte versöhnen können. Die königliche Gewalt war in dem dreißigjährigen Sturme fast in Trümmer zerfallen, Güter und Einkünfte verschenkt, genommen, jedenfalls entfremdet, die Großen an Bürgerkrieg und Verrath gewöhnt und trotzig. Ohne Hausmacht, war der König nichts. Daher zuvörderst das Streben Heinrich's V., das königliche Ansehen im Reiche wieder herzustellen, die königlichen Einkünfte, welche unter der vorigen Regierung verloren gegangen waren, zu erneuern, oder wohl gar durch Einführung einer allgemeinen Reichssteuer, die bisher ganz unbekannt gewesen, zu steigern, das Reichsgut zu mehren, sich der Kronen so vieler Länder als möglich zu bemächtigen, gegen die Fürsten die alten Vorrechte des Regimentes zu behaupten, und in keinem Falle das Recht der Belehnung der Bischöfe und Aebte gegen die Päpste aufzugeben. Darin zeigte er Größe; darin zeigte er Charakter. Hätte er aber nur sein Ziel mit Mäßigung und Gerechtigkeit verfolgt! Gewiß würde er dahin gelangt sein, wenn er diese Tugenden dabei beobachtet. War er doch energisch genug, trotz der vielen Empörungen im Innern des Reiches, für sich den Investiturstreit mit den Päpsten sehr vortheilhaft zu enden! Ließ er doch nicht ab, die Rechte der Krone und des Reiches mit Kraft und mit Nachdruck aufrecht zu erhalten im Innern sowohl wie nach außen. Aber schlau wie er war, benutzte er diese Schlauheit, oft auf Kosten der Moralität und der Gerechtigkeit und Billigkeit, seine

Pläne durchzuführen: er erschien charakterlos, falsch, dem nicht zu trauen, wetterwendisch, den Mantel nach dem Winde hängend. So suchte er z. B. im Jahre 1111 durch Verleihung mancher Vorrechte und Freiheiten an diejenigen Städte, die seinem Vater bis zum Tode treu geblieben, das Andenken an denselben zu ehren, an den, den er selbst so schändlich behandelt, das eigne Verfahren vergessen zu machen und die Zuneigung jener Oerter zu gewinnen, um seine herrschsüchtigen Absichten, mit denen er damals umging, gegen die deutschen Fürsten ausführen zu können. Diese Handlungsweise, dieses Streben, seine Macht, durch jedes, selbst durch erheuchelte Mittel und Maaßregeln auszudehnen, mußte bald auffällig werden, bei den Großen des Reichs Misfallen erregen und ihn in Kurzem in die heftigsten Fehden mit diesen verwickeln. Es kam daher zuletzt mit ihm eben so wie mit seinem Vater: beide Theile zerfielen gänzlich mit einander; es entstand von neuem ein heilloser Hader, eine unselige Verwirrung im Reiche, unter welcher sich alle öffentliche Ordnung auflöste, Kirche und Staat unendlich litten*). Und leider! war auch für Heinrich V. Italien ein unheilvolles Abzugsland seiner geistigen Kraft und Aufmerksamkeit, seiner Politik und seiner Macht.

Unter solchen Umständen konnte das Verhältniß des deutschen Reiches und Volkes zu den benachbarten Slaven nur ein schwankendes, das der Nebenordnung, nicht eines der Ueberordnung sein, wofern die letztern ihre Zeit begriffen und — benutzten. Wir wollen sehen! Fangen wir von den Obotriten an!

In demselben Jahre (1106), wo Heinrich IV., starb auch der Sachsenherzog Magnus, und mit ihm endete der männliche Stamm des Billungischen Hauses. Es hat 170 Jahre im Frieden und Krieg mit mehrerem und minderem Erfolge die Wendenmark an der untern Elbe gehütet und dem spätern Siege der Kirche wie der deutschen Nationalität vorgearbeitet, ohne ihn selbst zu erlangen. Und das Erbgut der Fa-

*) Man vgl. hierüber Stenzel in dem schon oft angeführten Werke an verschiedenen Stellen.

milie ward getheilt, da der Herzog zwei Töchter hinterließ, von denen die ältere mit dem Herzoge von Baiern Heinrich, aus dem Hause der Welfen, die jüngere mit dem Grafen Otto von Ballenstädt aus dem Hause Aschersleben (Ascarien oder Ascanien) vermählt war, das Herzogthum aber vom neuen Könige der Deutschen dem Grafen Lothar von Supplingenburg, (benannt nach einer Burg zwischen Helmstädt und Königslutter), der zwischen der Ocker und Elbe stattliche Allodialgüter besaß, verliehen. Anfangs hatte derselbe Ruhe gegen die Wenden. Erst mehrere Jahre nachher, im Jahre 1110, geschah wieder ein Mal ein Einfall derselben in Nordalbingien. Eigentlich war es wohl weiter nichts als eine Schaar Räuber, die nur das Land plünderte, Vieh und Menschen fortschleppte, manche der letztern auch tödtete und mit der Beute sich fort auf den Rückzug machte. Auf die Nachricht davon zog der Graf Godfried von Hamburg aus, ihr nach; allein er fiel in einen Hinterhalt der Feinde und verlor das Leben. Später kam der Herzog Lothar mit einem vollständigen Heere an, drang ins feindliche Land ein und verwüstete es, nahm auch mehrere der festeren und wohlhabenderen festen Städte ein und zog sodann als Sieger heim. Die erledigte Grafschaft Nordalbingien vergabte er an Adolf von Schauenburg.

Wohl im Jahre darauf*), also 1111, kam, vielleicht auf Antrieb des damals gegen den Obotritenfürsten Heinrich feindlich gesinnten Dänenkönigs Niels, eine Flotte der Ranen oder Rügier in die Mündung der Trave und den Fluß herauf bis zur Burg des obotritischen Häuptlings, bis nach Lübeck, das von ihnen berannt wurde. Als sich Heinrich so umlagert sieht und nicht hoffen kann, durch eigne Macht sich zu befreien, macht er sich mit zwei Begleitern heimlich bei nächtlicher Weile auf, entweicht aus der Feste und kommt glücklich nach Holstein. Hier stellt er dem Grafen die nahe Gefahr für seine Lande vor und erreicht sofortige Hilfe. Die Sachsen rückten, von ihm geführt, heimlich bis in die Nähe der Burg. Er gab den Seinigen in derselben ein bestimmtes

*) Nach Giesebrecht's Vermuthung a. a. O. S. 193 u. ff.

Zeichen seiner Ankunft, und mittelst einer Kriegslist gewinnt er einen vollständigen Sieg über die Feinde am ersten August, dermaaßen, daß man diesen Tag noch lange im Lande als wiederkehrendes Fest feierte.

Kurz nachher brach zwischen König Heinrich V. einerseits und dem Markgrafen Rudolf von der Nordmark aus dem Hause Stade, und dem sächsischen Herzog Lothar andrerseits jene Fehde über den Besitz der Grafschaft Stade aus, die den erstern so erzürnte, daß er in demselben Jahre (1111) um Weihnachten auf dem Reichstage zu Goslar die Sache zur Sprache brachte, und ein Fürstengericht beiden Gegnern ihre Aemter absprach. Das Herzogthum sollte dem Grafen Otto von Ballenstädt, jenem Schwiegersohne des letzten Billungers (s. oben S. 323), die Nordmark dem Grafen Helprich von Plötzke zu Theil werden. Das Urtheil in Ausführung zu bringen mit Gewalt der Waffen, rückte der Kaiser vor Salzwedel und belagerte die Feste (im Juni 1112). Aber auch Lothar und Rudolf ergriffen die Waffen.

Diesen günstigen Zeitpunkt benutzten wohl die jenseit der Elbe wohnenden Slaven, und so mag es damals, im Sommer desselben Jahres, geschehen sein, was Helmold, ohne die Zeit anzugeben, berichtet: die Brizaner (in der Priegnitz um Havelberg her) und die Stodoraner (um die Brandenburg) erhoben sich zur Empörung. Als davon der Obotritenfürst — er nannte sich von da ab König der Slaven und Nordalbinger — hört, befürchtet er, nicht ohne Grund, das ganze östliche Wendenland möchte dem Beispiele der beiden benachbarten Völkerschaften folgen und sich empören gegen ihn selbst und gegen die Herrschaft der Deutschen, und so beschließt er, ihnen flugs entgegen zu treten. Mit einem Heere aus Obotriten und Nordalbingern zieht er unter großer Gefahr nach Havelberg und berennt die Feste und belagert sie. Aber es zog sich die Belagerung in die Länge. Während derselben machte der Sohn Heinrich's Mistevoi (Mistue), einen glücklichen Streifzug in das Land der Lingonen und kehrte mit Gefangenen — unter ihnen war der Fürst der Lingonen selbst — und mit sonstiger reicher Beute zurück. Während dessen ward die Fehde jenseit der Elbe glücklich beseitigt: Herzog

Lothar und Markgraf Rudolf unterwarfen sich und wurden wieder in ihre Aemter eingesetzt. Wahrscheinlich hatte dies auch die Beilegung jenes Aufstandes zur Folge. Denn wenige Tage nach der Rückkunft Mistevoi's ins Lager Heinrich's vor Havelberg begehrten die Brizaner nebst den übrigen Empörern den Frieden, stellten nach Verlangen Geiseln, und der Aufruhr war gestillt. Ein Feldzug, der darum desto bemerkenswerther ist, weil er die Unterjochung jener Slaven vorbereitete, die nun schon Jahrhunderte lang der deutschen Herrschaft und der römisch-katholischen Kirche trotzten. Indessen ward die Ruhe in diesen Gegenden doch bald darauf wieder unterbrochen, aber durch die Schuld des Markgrafen selbst. Rudolf gerieth mit einem seiner Nachbarn, dem Grafen Milo von Hillersleben und Ammersleben, in eine Fehde, und um seinem Gegner desto mehr Schaden zuzufügen, reizte er die Luitizier auf: sie kamen und verheerten das Land seines Gegners (1113).

Inzwischen war dem Obotritenkönige Heinrich ein Sohn, Namens Waldemar, von jenen Rugianern oder Ranen erschlagen worden. Da beschloß der Vater Rache zu nehmen. Noch im Herbste desselben Jahres machte er Rüstungen zur Heerfahrt. Wenden und Sachsen folgten seiner Aufforderung. Sie vereinigten sich an dem Gestade des Meeres, Rügen gegenüber. Es war strenger Winter eingetreten und die See fest zugefroren. Die Rugianer boten Geld zur Abwendung der Gefahr. Allein die Summe ward zu gering befunden; der Zug ging vor sich übers Eis; man erreichte glücklich die Insel. Es war das erste deutsche Kriegsheer, das dieselbe betreten. Man steckte die dem Meere zunächst gelegenen Dörfer in Brand, und rüstete sich zur Schlacht, als man erfuhr, der Feind sei im Anrücken. Es kam indessen nicht dazu: die Ranen erzitterten vor der Stärke der fremden Macht, schickten ihren Prieker ab, als Unterhändler zu verhandeln über den Frieden. Derselbe kam zu Stande, aber unter der harten Bedingung, daß die Ranen 4400 Mark, eine Summe, die das kleine Land nicht erschwingen konnte, zahlen sollten. Sie stellten Geiseln zur Bürgschaft, und der Sieger kehrte heim und ent-

ließ die Schaaren. Nachmals sandte er hin nach Rügen, um das versprochene Geld einzufordern. Da zeigte sich die Unmöglichkeit es aufzubringen. Heinrich sah sich genöthigt, eine zweite Heerfahrt anzusagen. Dies Mal gesellte sich ihm auch der Sachsenherzog zu. Unter dessen Oberanführung ging der Feldzug, im Winter darauf (1114), zuerst gegen die Häuptlinge der Circipaner, den Fürsten Dumar und dessen Sohn: sie und ihr Volk wurden genöthigt sich zu ergeben und namentlich zu versprechen, Truppen zu stellen. Heinrich hob 300 Reiter unter ihnen aus, die sich dem Zuge anschlossen. Da auch dieses Mal die See zugefroren war, so gelangte man eben so glücklich wie früher auf die Insel, und der Fürst daselbst sah sich gezwungen, Frieden zu suchen. Er versprach eine ansehnliche Geldsumme, leistete den Eid des treuen Gehorsams und gab seinen Bruder als Geisel. Die Sieger aber mußten eilen, wieder zurück nach dem festen Lande zu kommen; denn es begann Thauwetter. Ihr Aufenthalt auf der Insel hatte kaum drei Tage gedauert. Die erfochtenen Vortheile gingen dadurch wieder verloren*). Auf dem Rückzuge widmete der Herzog Lothar noch ein Mal den Circipanern und ihrem Verhältnisse zum deutschen Reiche eine besondere Aufmerksamkeit: er ließ die Dreihundert, welche die Expedition nach Rügen mitgemacht hatten, durch einen Dolmetscher befragen, zu welcher Markgrafschaft sie denn sonst gehört hätten? Und sie antworteten: „dem Markgrafen, für den wir eben ins Feld gezogen, sind wir auch von Rechtswegen zur Kriegshilfe verpflichtet." Ergrimmt über solchen Ungehorsam, daß sie sich erst lange geweigert, ihm zu folgen, will der Herzog sie alle aufhängen lassen. Nur mit Mühe läßt er sich besänftigen. Dann erkundigt er sich weiter nach dem Tribute, den das Land zu leisten: worin er bestehe, an wen er entrichtet worden. Die Antwort ist: der Stadt Corvey und einem gewissen St. Veit, der daselbst Schutzherr und Gebieter, seien sie verpflichtet, alljährlich einen Fuchsbalg oder 26 Denare bardewiker Münze von jeder Hakenhufe zu zahlen. Also sprachen die Circipaner, und der Herzog schonte sie um

*) Vergl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 198 mit Jaffé's Gesch. des deutsch. Reiches unter Lothar d. Sachsen. S. 9.

des Heiligen willen. Natürlich war es ein bloßes Vorgeben, weil ſie für ihr Leben fürchteten. Jener Zins an das Stift Corvey lag ja eigentlich nur den Rugianern ob (vgl. oben S. 62). Wahrſcheinlich iſt's, daß aus dem Namen Swantovit, welchen der zu Arkona auf Rügen verehrte ſlaviſche Gott führte, und welcher mit dem des Sanct Vit äußerlich die größte Aehnlichkeit hat, die ganze Behauptung herzuleiten iſt*). Es iſt nicht unglaublich, daß ſie als Heiden jenem Opfer und eine Art Zins geſpendet, und daß ſie die Abgabe an Corvey, nach der Weiſe der Rugier, nur erdichtet haben, um den Zorn des Sachſenherzogs zu begütigen. Ob ſolcher Zins ſeitdem an Corvey geleiſtet worden, wird nicht gemeldet und iſt auch ſehr zu bezweifeln; ja ſelbſt das Verhältniß der Unterthänigkeit zum deutſchen Reiche und zum ſächſiſchen Herzoge dürfte von Seiten der Circipaner nicht von Dauer geweſen ſein, da die Ereigniſſe, welche jenem Feldzuge gefolgt, für nicht geeignet gehalten werden können, dieſe Völkerſchaft zu deßfallſiger Pflicht zu treiben. Sachſen nehmlich war damals ſchon wieder voll innerer Zwietracht, an der auch Lothar und Markgraf Rudolf — der damals gezwungen oder freiwillig ſeinem Neffen Heinrich die Nordmark übergeben hatte (1114) — Antheil nahmen gegen den Kaiſer, der dafür, wie wenigſtens ſehr wahrſcheinlich, ihnen von jenſeit der Elbe die Wenden auf den Hals lockte. Sie kamen über den Strom 2800 Mann ſtark, bis in die Gegend von Köthen. Dort aber traf ſie Graf Otto von Ballenſtädt — das erſte Zuſammentreffen der Ascanier mit den Wenden, das nachmals ſo oft und ſo hitzig ſtatt gefunden — und ſchlug ſie am 9. Februar des Jahres 1115 total.

In den nächſtfolgenden Jahren lag Herzog Lothar wiederholt gegen Kaiſer Heinrich zu Felde. An dieſen Fehden nahm des Herzogs Schwiegermutter, jene oben (S. 278) erwähnte Gertrud, die Markgräfin von Meißen, lebhaften Antheil, indem ſie, auch von ihrer Seite, ſich mehrfach von Heinrich V. in ihren Rechten und im Beſitze ihrer Güter beſchränkt und verkümmert fühlte. Sie ſtarb aber im Jahre

*) Vgl. Cod. diplom. Pomeran. pag. 14 f.

1117, und nun gelang es dem Kaiser, seine Gegner zu trennen. Den Grafen Wiprecht von Groitsch, den er während der Fehden zum Gefangenen gemacht hatte, wußte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er ihm die Freiheit und alle früher entzogenen Besitzungen, somit auch Bautzen, zurückgab und ihn sogar mit völliger Nichtachtung des Erbrechtes des nunmehr vierzehnjährigen Sohnes der Markgräfin, Heinrich's II., mit der Mark Lausitz bewidmete für die Summe von 2000 Talenten. Die Mark Meißen dagegen erhielt um eben diese Zeit der Graf Konrad von Wettin. Indessen ließ sich das Heinrich II. nicht so geduldig gefallen: er begann Krieg gegen seinen Vetter Konrad, nahm ihn gefangen und hielt ihn in strengem Gewahrsam auf seiner Burg Kirchberg. Auf solche Weise blieb er wenigstens im Besitze der meißner Mark; denn Wiprecht scheint ganz oder größtentheils die Lausitz inne gehabt zu haben. Daneben hörte auch die Fehde im Sachsenlande nicht auf bis 1120, wo sich Herzog Lothar und Markgraf Rudolf u. A. endlich mit dem Kaiser versöhnten. Während dieser Unruhen herrschte im Obotritenlande der Wende Heinrich, nur ein Mal in der Ruhe gestört durch einen Krieg mit Dänemark. Ihm gehorchten und waren tributpflichtig, nach Helmold's ausdrücklicher Bemerkung, die Wagrier, Polaber, Obotriten, Kissiner, Circipaner, Luitizier (oder Wilzen), Ranen (oder Rugier). Hierzu waren zuletzt auch noch die Pommern gekommen; freilich welcher Theil dieser Nation und in welcher Ausdehnung, ist nicht zu entscheiden, sicherlich aber bis zur nördlichen Grenze vom damaligen Polen. Der Obotritenfürst stand gegenwärtig unbezweifelt auf der höchsten Stufe seiner Macht. Seine Residenz und der Mittelpunkt seines Reiches war Lübeck, welchen Ort er mit besonderer Pflege hegte.

Heinrich der Obotritenfürst war auch den christlichen Missionen nicht abhold. Anfangs des Jahres 1119 stellte sich bei ihm ein gewisser Vicelin ein in Begleitung zweier andrer Geistlichen und bat um die Erlaubniß, das Evangelium in seinem Lande predigen zu dürfen. Bis dahin hatte er nicht gewagt, solches zu gestatten, aus Furcht vor seinen noch immer heidnisch gesinnten Unterthanen. Jetzt aber trug er kein Bedenken.

Er gewährte den Leuten das Gesuch, that ihnen vor allem Volke alle Ehre an und übertrug ihnen die Kirche in Lübeck, damit sie unter seinem unmittelbaren Schutze ihr Werk beginnen sollten. Sie gingen nur noch ein Mal zurück nach Sachsen, um sich zu ihrem künftigen Berufe in der Fremde vorzubereiten und ihr Haus daheim zu bestellen. Aber der bald darauf erfolgte Tod Heinrich's und die Unruhen nachher im Reiche änderten die Scene.

Und wie an diesem nördlichen Ende der Slavenländer, so ging es in derselben Periode auch in Böhmen und Polen zu. In jenem Lande herrschte, wie aus dem Obigen bekannt ist, usurpatorisch Boriwoi II. (seit 1100), aber in Sicherheit und Ruhe nur kurze Zeit. Sein naher Verwandter Swatopluk, Herzog von Olmütz, brachte es durch geheime Umtriebe im Lande Böhmen dahin, daß jener den Seinigen verhaßt und von ihm mit Leichtigkeit vom Throne verdrängt wurde (1107). Dem Boriwoi blieb nichts Anderes übrig als die Flucht aus dem eigenen Reiche. Er ging zu seinem Schwager, dem Grafen Wiprecht von Groitsch, der damals schon belehnt war mit etlichen Theilen der meißner Markgrafschaft (vgl. oben S. 288). Dahin folgten ihm seine Getreuen, und auch sein jüngster Bruder, Sobeslav, ein junger hoffnungsvoller Prinz, theilte freiwillig die Verbannung. Der Vertriebene konnte sonst nirgendswo als nur beim Oberhaupte des deutschen Reiches Hilfe finden. Als daher König Heinrich V. im Sommer desselben Jahres nach Sachsen kam, eilte Boriwoi zu ihm und stellte ihm vor, was ihm begegnet. Er verpflichtete sich zur Entrichtung einer bedeutenden Summe Geldes, wofern sich der König gemüßigt fände, ihn wieder zum verlorenen Throne zu verhelfen. Und der König ging in die Sache ein und gebot dem neuen Fürsten in Böhmen in Kraft der Oberherrlichkeit des deutschen Reiches, persönlich vor ihm zu erscheinen, widrigenfalls er den Usurpator in Prag selbst heimsuchen würde. Swatopluk fühlte sich noch nicht genug gefestigt in der Herrschaft und konnte daher nicht den Trotzigen spielen und erwarten, mit Erfolg dem Könige der Deutschen Widerstand zu leisten. Er stellte sich also in Person, hoffend bei diesem seinem muthigen Vertrauen Gnade bei Heinrich V.

zu finden. Allein er täuſchte ſich. Heinrich ließ ihn, ſobald er angekommen, gefangen ſetzen, ohne ihn nur anzuhören. Boriwoi leiſtete die verſprochene Zahlung, obſchon der König noch nichts weiter gethan hatte, um ihn in den Beſitz des böhmiſchen Thrones zu ſetzen. Nun erkannte auch Swatopluk den Weg zu ſeiner Freiheit: er feilſchte mit Heinrich V. förmlich um ſeine Loslaſſung und verpflichtete ſich zur Zahlung von 10,000 Mark Silbers unter Stellung ſeines Sohnes Otto als Geiſel dafür. So ward er entlaſſen und — kehrte nach Prag zurück. Hier brachte er mit aller Mühe nur 7000 Mark zuſammen; für die übrigen haftete der Sohn, der aber ſehr bald eine günſtige Gelegenheit zur Flucht erſah und ſie zu großem Misfallen des Königs auch durchführte. Indeſſen muß ſich der letztere doch wieder haben verſöhnen laſſen; denn als im Jahre darauf (1108) Swatopluk's Gemahlin einen Sohn gebar, trug er ſich zum Pathen deſſelben an, ließ das Kind zu ſich bringen, um es ſelbſt aus der Taufe zu heben, und verlieh ihm zum Pathengeſchenke die noch rückſtändigen 3000 Mark. Freilich handelte er wohl auch gegenwärtig ſo aus Politik: er hatte die Hilfe und den tapfern Arm Swatopluk's nöthig zum bevorſtehenden Feldzug gegen den damaligen Ungarnkönig Kolomann. Und der Böhmenfürſt unterließ nicht, dem deutſchen Könige beizuſtehen. Allein die Könige Kolomann von Ungarn und Boleſlav III. von Polen ſtanden mit einander in engem Verbande. Als daher jener ſich von den Deutſchen und Böhmen bedroht ſah, veranlaßte er dieſen, eine Diverſion ins böhmiſche Land zu machen, und wahrſcheinlich ſchlugen in Folge derſelben die Plane König Heinrich's fehl, und Swatopluk's Unterthanen mußten theilweiſe ſehr dafür büßen. Die Folge davon war, daß Heinrich V. ſeinen ganzen Groll auf den Polenkönig warf und den Beſchluß faßte, ſelbigen für ſeinen den Ungarn geleiſteten Beiſtand gehörig zu züchtigen. Noch im Lager vor Presburg, das er nicht erobern konnte, ſchwur er dem Böhmenfürſten, ihn und ſich ſelbſt an dem Polen zu rächen. Ueberdem lieh er dem polniſchen, zu Swatopluk vor Boleſlav geflüchteten Prinzen Zbigniew, der ihn meinte feſt verſichern zu können, daß die Mehrzahl der Polen von Boleſlav abfallen

würde, wenn das deutſche Heer erſchiene, und an einen ernſten Widerſtand nicht zu denken wäre, ein leichtes, zu williges Ohr. Endlich wollte er auch wohl das ehemalige Vaſallenverhältniß der polniſchen Fürſten zum deutſchen Reiche und Könige wieder herſtellen, ſo wie er das Uebergewicht beider über Böhmen und Ungarn geltend zu machen bereits beſtrebt geweſen war.

Boleſlav war zur Zeit gerade in einem heftigen Kriege mit den Pommern verwickelt. Derſelbe hatte bereits die Macht dieſer Völkerſchaft und ihren bisherigen hartnäckigen Widerſtand gegen fremde politiſche Herrſchaft und gegen das Chriſtenthum oder die römiſch-katholiſche Kirche zumeiſt gebrochen und war für Boleſlav ſehr günſtig geendet worden, und der Polenfürſt mochte eben im Begriff ſein, die errungenen Vortheile noch weiter zu verfolgen. Da traf eine Botſchaft von Heinrich V. bei ihm ein mit folgenden Anforderungen unter Androhung des Krieges: er ſollte ſeinem vertriebenen Bruder die Hälfte ſeines Reiches abtreten, dem Könige ſelbſt aber als Zeichen und Pflichttheil ſeiner Vaſallenſchaft die 300 Mark jährlichen Zinſes leiſten oder eben ſo viele Reiter zur bevorſtehenden Römerfahrt ſtellen. Boleſlav lehnte beide Forderungen kräftig ab, und ſo ſah ſich denn Heinrich gezwungen, ſich zu einem Polenzuge zu rüſten. Nach Pfingſten des Jahres 1109 rückte Heinrich mit zahlreichen deutſchen Kriegsſchaaren, zu denen auch böhmiſche geſtoßen, in Niederſchleſien ein. Boleſlav eilte auf die erſte Kunde von dem Einfall der Deutſchen in ſein Land ſelbſt herbei, rückte, mit geringer Truppenzahl, zur Oder hin, gebot den Seinigen, den Strom zu ſchützen und den Uebergang zu wehren, und ſchlug vor Glogau unfern ein Lager auf, den Anzug größerer Truppenmaſſen erwartend. Indem gelangten die Deutſchen, überall Alles verwüſtend und mit Brand verheerend, durch eine früher ungekannte Fuhrt über den Strom. Der erſte feindliche Ort, auf den ſie hier trafen, war das große und feſte Schloß Lebus — das erſte Vorkommniß dieſes Namens und dieſes Ortes. Der König ließ es angreifen und berennen. Bei demſelben lange mit dem Gros des Heeres zu verweilen, hielt er aber nicht für räthlich. Er ſchenkte es alſo dem ihn begleitenden Erzbiſchofe von Magdeburg, unter der Bedingung, daß dieſer die begonnene Belagerung mit

seinen Hilfstruppen fortsetze und sich die Eroberung des Schlosses angelegen sein lasse, was auch der Erzbischof that und die Eroberung durchsetzte. Der König verfolgte indessen seinen Zug und rückte gegen Beuthen vor. Hier schon sollte er die Erfahrung machen, daß er von denen getäuscht worden wäre, die ihn zu der Heerfahrt veranlaßt hatten. Als er vor der Stadt vorüberzog, ward er von der dasigen Besatzung so heftig angegriffen, daß er über die Tapferkeit der Polen, die im Vergleich zu den bepanzerten deutschen Kriegern unbewehrt an ihrem Leibe heißen konnten, erstaunte und den ihn begleitenden Zbigniew der Unwahrheit seiner frühern Aussagen bezüchtigte. Dann rückte er vor Glogau (24. August). Obschon dessen Befestigungswerke vor Alter fast gänzlich verfallen waren, fand sich Heinrich doch veranlaßt, der Besatzung gegen Stellung von Geiseln eine fünftägige Frist zu verstatten, nach deren Verlauf sie erst sich bestimmt zu entscheiden habe, ob sie sich ergeben oder die Vertheidigung des Platzes noch fortsetzen wolle. Sie sandte deßhalb an den Herzog Boleslav Abgeordnete; dieser aber erwiederte solchen, er würde jeden Verräther ans Kreuz schlagen lassen. Nun leisteten die Belagerten den hartnäckigsten Widerstand: die Deutschen richteten bei aller ihrer Tapferkeit nichts aus. Während dem war Boleslav bemüht, sie immerwährend zu beunruhigen: Tag und Nacht umschwärmten seine Reiterschaaren das Lager des Königs, fingen auf oder erschlugen die auf Fourägirung ausgesandten Haufen, griffen auch wohl je zuweilen das Lager selbst an. Unter solchen Verhältnissen ließ Heinrich V. endlich ab von der Belagerung und zog die Oder hinauf nach Breslau, aber immer unter den unablässigen Angriffen der ihn verfolgenden Polen, die von allen Seiten das Heer umgaben, ihm die meisten Zufuhren abschnitten, vereinzelte Soldaten und Schaaren aufhoben und durch dieß Alles einen solchen Schrecken verbreiteten, daß fast Niemand wagte das Lager zu verlassen, und Jeder Tag und Nacht in seiner Rüstung verbleiben mußte. Diese unablässige Unruhe, verbunden mit den Beschwerden des Marsches durch wilde, wüste Gegenden, zu denen sich noch Mangel an Lebensmitteln und die Gluth der Sommerhitze gesellten, richtete das

eer der Deutſchen faſt gänzlich zu Grunde. Heinrich konnte
ıd wollte ſich dennoch nicht zum Rückzuge entſchließen: er
ochte ſich ſchämen, unverrichteter Sache umkehren zu ſollen.
inerſeits bot er daher Boleſlav den Frieden an, wenn er
ır 300 Mark Silbers erlegte; andrerſeits drohte er auf
rakau zu gehen und machte bald dahin bald dorthin Züge,
ie wenn er dieſen Entſchluß ausführen wollte. Zu ſeinem
erdruſſe fingen die Deutſchen endlich gar an, Lieder auf
n Heldenruhm des feindlichen Fürſten zu ſingen. Nun
ıchte er an den Rückzug. Am 21. September brachte in
inem Zelte, um mit ihm die Sache zu beſprechen, den gan-
n Tag der Böhmenfürſt Swatopluk zu. Da wird dieſer
i der Rückkehr in ſein Zelt urplötzlich durch einen unbe-
nnten Ritter mit einem Speere durchbohrt. Der Mörder
ttet ſich glücklich und bleibt unentdeckt. Aber das ganze
eer, beſonders die Böhmen, gerathen darüber in Aufregung,
ollen eiligſt davon gehen und den in große Angſt verſetzten
aiſer verlaſſen. Sie verlangen eine freie Wahl ihres Für-
en, die ihnen Heinrich V. nicht verweigern kann, und — ſie
ählen Swatopluk's Bruder, Namens Otto, und der Kaiſer
ſtätigt die Wahl. Sogleich eilt einer von ihnen nach Olmütz,
n den Erkorenen davon zu benachrichtigen und unverzüglich
ıch Prag zu führen.

Beim Polenfürſten Boleſlav III. befand ſich indeſſen der
äher von Swatopluk vertriebene böhmiſche Prinz Boriwoi,
elcher der Schwager Wiprecht's von Groitſch war. So-
rt nahm ſich dieſer letztere ſeines Verwandten an und ſuchte
e Verlegenheit, in welcher ſich Heinrich V. den Polen gegen-
ıer befand, zu benutzen, um ſelbigen zur Anerkennung der
echte Boriwoi's auf den Thron Böhmens zu beſtimmen
ıd dafür von Boleſlav III. die Garantie eines ſichern Rück-
ges zu erlangen. Heinrich zwar hatte bereits der Neigung
r im Lager anweſenden Böhmen nachgegeben und den
ruder Swatopluk's, Namens Otto, als ihren Herzog be-
itigt. Allein einmal war der König nicht ſo feſten Cha-
kters, daß er ſeine Zuſagen ſo unbedingt immer gehalten
ıtte, und dann ſah er ſich im vorliegenden Falle dazu ge-
ıthigt, um ſich und ſeine Armee der Gefahr zu entreißen.

Wir wiſſen nicht, wie die Verhandlungen geführt worden ſind und zu welchem Reſultate ſie geführt haben: es fehlt uns an allen Nachrichten gerade über dieſen Punkt. Allein es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der Polenfürſt auf Wiprecht's von Groitſch Verwenden in die Sache eingegangen iſt und für den Preis, dem Boriwoi die Herrſchaft über Böhmen zu verſchaffen, vom weitern Kampfe abgeſtanden und den König in Frieden hat ziehen laſſen, um ſo mehr, als er gewiß von der oben erwähnten Wahl der Böhmen gehört haben mag und nun ſeinem Schützling, dem Otto gegenüber, die Herrſchaft hat verſchaffen wollen. Aber Heinrich's V. Unternehmung, den Polenfürſten zu demüthigen, ihm die Oberherrlichkeit des deutſchen Reiches aufzudrücken, war geſcheitert. Ohne eigentliche Schlacht, durch ſogenannten Guerillakrieg, hatte der Feind die Oberhand behalten und ſeine Freiheit behauptet. Und bald ging er von der Defenſive zur Offenſive über.

Böhmen war und blieb nehmlich von da ab eine geraume Zeit hindurch der Schauplatz innerer Zwiſtigkeiten von Seiten des regierenden Hauſes. Zu jenen beiden Prätendenten der Krone, Otto, vom Heere gewählt, und Boriwoi, von dem Polenherzoge und Wiprecht von Groitſch empfohlen und gewünſcht, geſellte ſich bald noch ein dritter, Wladiſlav, der bei Swatopluk's Erhebung, noch nicht dritthalb Jahre vorher, vertragsmäßig zu deſſen Nachfolger beſtimmt worden war. Es ward ein allgemeiner Herrentag veranſtaltet, auf welchem, nach ſtürmiſchen Debatten, Herzog Otto ſich gezwungen ſah, ſeinen Anſprüchen zu entſagen, und Wladiſlav I. auf den Thron erhoben wurde (2. October 1109). Und alsbald wurde Heinrich, der unterdeſſen aus Polen wieder nach Deutſchland zurückgekehrt war, beſchickt und ließ ſich auch ohne Weiteres für Wladiſlav umſtimmen, vornehmlich da der Bitte um deſſen Beſtätigung ein Zins von 500 Mark Silber beigefügt war. Wiprecht war bereits in Ungnade gefallen, vielleicht weil er ſich eben des Boriwoi angenommen hatte, und damit war auch deſſen Sache beim König ſo gut wie verloren. Da begibt ſich Herzog Wladiſlav am 22. December nach Bamberg zu Heinrich, dahin von demſelben entboten, und während ſeiner Abweſenheit bemächtigt ſich Boriwoi Böhmens und der Haupt-

ſtadt, und zu ſeiner Unterſtützung erſcheint an der Grenze der Polenfürſt Boleſlav III., der jedoch auf die Nachricht von dem Gelingen des Zuges des böhmiſchen Fürſten wieder umkehrt: ihn riefen die Angelegenheiten mit den Pommern ab, von denen wir nachher mehr zu ſprechen Anlaß nehmen werden.

Wladiſlav aber ertrug dieſe Unbill nicht mit Gelaſſenheit: er hatte kaum die Kunde von den Vorgängen in Prag und Böhmen auf ſeiner Reiſe vernommen, als er ſogleich Abgeordnete an den König ſandte, ihn um ſeine Dazwiſchenkunft in dem Streite zu bitten. Dann zog er mit allen ſeinen Begleitern wieder hin nach dem Heimathlande und war ſo glücklich, den Gegner zu ſchlagen und ſich Prags wieder zu bemächtigen. Es erfolgten die ſchändlichſten Greuelſcenen: eine Menge Menſchen wurde der Rache geopfert. Indeſſen war auf den Hilferuf Wladiſlav's König Heinrich am 1. Januar des folgenden Jahres (1110) in Böhmen eingerückt. Er ließ die ſtreitenden Parteien auf einen Herrentag nach Rokycan vor ſich laden. „Alſo ließ man die Waffen ruhen (3. Januar) und bereitete ſich auf den Weg. Weil man leichtſinnig vom Grundgeſetze des Staates abgewichen war, füllte ſich das Land mit Bürgerblut, und zur Strafe und zur Schmach des Volkes kam nun ein fremder König, um über das Recht zu entſcheiden, wer fortan Herr in Böhmen ſein ſollte"*). Und er entſchied für Wladiſlav, der bei der Gelegenheit ſich dem Könige verpflichtete, dreihundert wohlbewaffnete Reiter zur Heerfahrt nach Italien zu ſtellen, wie ſein Vater Wratiſlav ſie dreißig Jahre vorher geſtellt hatte. Boriwoi durfte gar nicht vor ihm erſcheinen und wurde in die Haft abgeführt.

Das Alles aber beſchwichtigte das Land nur momentan: es brachen doch von Zeit zu Zeit unter den Gliedern des fürſtlichen Hauſes wieder die alten Zwiſtigkeiten aus: man theilte vielfach das Reich; die Polen und die Deutſchen miſchten ſich abwechſelnd in die Angelegenheiten des Landes. Böhmens Macht blieb geknickt und war für das deutſche Reich unſchädlich So blieb es bis zu Wladiſlav's und Heinrich's V. Tode (1125).

*) S. Palacky a. a. O. S. 371.

Anders war es in und mit Polen. Hier wußte der thätige, kluge, tapfere, kampfluſtige Boleſlav III. ſich, ſein Haus und ſeine Herrſchaft von jeder fremden Einmiſchung frei zu machen und erweiterte die letztere ſogar nach mehrern Seiten hin, vornehmlich über Pommern, und dadurch geſchah es, daß der Eroberung und Chriſtianiſirung des Landes in der folgenden Zeit ein bedeutender Vorſchub geleiſtet worden iſt. Es war im Jahre 1109, als Boleſlav von Böhmen fort, an das nördliche an Pommern grenzende Ende ſeines Reiches eilte. Auch hierhin begleitete ihn das Glück: die Herrſchaft der Polen breitete ſich jedenfalls über einen großen Theil der dortigen Landſchaften aus. Zwar verblieben noch fortan jene eroberten Gebiete, wie es ſcheint, ihren bisherigen einheimiſchen Dynaſten, die ſich in der Zeit aus der Maſſe des Volkes herausgebildet hatten; ihre erſte und anfängliche Abhängigkeit mag nur darin beſtanden haben, daß ſie die Oberhoheit des Polenfürſten anerkannten, Kriegsdienſte leiſteten, Tribut zahlten, ihre Burgen ihm offen zu erhalten und endlich der Verbreitung des Chriſtenthumes keine Hinderniſſe in den Weg zu legen verſprachen. So wenigſtens geſtalteten ſich beſtimmt die Verhältniſſe der ſüdlichen an der Netze liegenden Landſchaft. Hier herrſchte, in Nakel und der Umgegend, ein gewiſſer Swantopole (Swantopolk?) unter ſolcher Bedingung und verharrte mehrere Jahre lang in der den Polen angelobten Treue und ſicherte dieſer Gegend dadurch einen längeren Friedenszuſtand. „Solchergeſtalt erhielten die langjährigen Kämpfe Boleſlav's mit den Pommern einen gewiſſen Abſchluß“*), eine gewiſſe ſichere Baſis, von wo aus die Politik des polniſchen Herrſchers bald weiter fortſchreiten konnte zur Unterwerfung der fernliegenden Gegenden. Nach einigen Jahren ruhigen und friedlichen Gehorſams nehmlich kam Swantopole auf den Gedanken, ſich der polniſchen Oberherrlichkeit zu entäußern: er kam nicht mehr ſeinen gegebenen Zuſagen nach geſtattete insbeſondere nicht den Polen freien Zugang zu den Feſtungen und ſtand höchſt wahrſcheinlich ſelbſt mit den entfernten, gegen Boleſlav feindlich geſinnten ruſſiſchen Fürſten

*) Röpell a. a. O. S. 253.

in geheimer Verbindung. Dies veranlaßte den Polenherzog um Michaelis 1118, eine Heeresfahrt zu rüſten und die Hauptburg des pommerſchen Fürſten, Nakel, zu berennen und zu belagern. Das erſte Mal will es ihm nicht gelingen, dieſelbe zu nehmen: nach langer und anſtrengender Belagerung vergleicht er ſich mit Swantopole unter Gewährung milder Bedingungen. Da indeſſen derſelbe keine inne hält, greift Boleſlav von neuem zu den Waffen, erobert eine andere feſte Burg, Wyſſegrod, an der Mündung einer der Nebenflüſſe in die Weichſel, zieht dann vor eine andere (Nakel?), erobert, obſchon nach großen Anſtrengungen, auch dieſe, und nun ward er wohl unmittelbarer Herr und Gebieter dieſer Landſchaften des Swantopole, der ſeitdem aus den Annalen der Geſchichte verſchwindet. Dagegen hatte er es ſeitdem mit einem andern pommerſchen Fürſten, Namens Wratiſlav, an der untern Oder zu thun. Mit dieſem, der in ſeiner Jugend in Merſeburg als Gefangener geweſen war und dort die chriſtliche Taufe empfangen und ſich ſpäter mit einer Chriſtin vermählt hatte, aber bei ſeiner Rückkehr zu ſeinem Volke jedes Zeichen der chriſtlichen Kirche abzuthun und nicht im Mindeſten zu äußern gezwungen war, begann er eine Reihe von heftigen und verheerenden Kämpfen, die, nachdem er Swantopole's Verbündete, die Ruſſen, Preußen und Polowzer, einiger Maaßen beſeitigt und ungefährlich gemacht hatte, und während gleichzeitig die ſächſiſchen Fürſten von Weſten aus die Gaue Mekelnburgs und Vorpommerns bedrängten, ſich damit endigten, daß er das feſte Stettin, den nunmehrigen Hauptort der Dynaſtenherrſchaft an der untern Oder, bei Winterzeit einnimmt und wie es ſcheint, ſogar über die Oder bis zum Müritzſee vordringt und ſich das geſammte Pommern unterwirft. Wratiſlav ſah ſich gezwungen, die Oberherrlichkeit des polniſchen Fürſten anzuerkennen, und mußte es noch für eine Gnade erachten, daß ihm gegen das Verſprechen, Tribut zu zahlen und das Chriſtenthum anzunehmen, ſeine bisherige Stellung gelaſſen und der Friede gewährt wurde (1121).

Nehmlich Boleſlav war nicht bloß darauf bedacht, ſeine Herrſchaft zu erweitern: ſeine Politik umfaßte auch die Verbreitung des Chriſtenthumes, ſei es nun, daß er wirklich ſelbſt

ſo propagandiſtiſch-kirchlich geſinnt war, oder daß er ſolche für nützlich und nothwendig hielt zur völligen Demüthigung und Bändigung der neu bezwungenen Unterthanen. Er traf demnach in ſeinen desfallſigen Neigungen und Maaßregeln durchaus zuſammen mit den deutſchen Fürſten der vergangenen und der künftigen Zeit, arbeitete alſo den nachmaligen Beſtrebungen und Erfolgen derſelben dadurch vor, daß er die Kraft, die Hartnäckigkeit, die Tapferkeit der betreffenden Slaven, die ſo langen und ſo trotzigen Widerſtand den deutſchen Waffen und der Einführung des Chriſtenthums geleiſtet, überwand und brach, ſo daß nunmehr nur noch die Luitizier zwiſchen der Mittelelbe und der untern Oder zu beſiegen ſtanden und, rings umgarnt von mächtigen Gegnern, wirklich beſiegt werden konnten, ſobald ſich der ernſte Anlaß dazu fand.

Boleſlav begnügte ſich jedoch nicht, dem Fürſten und den Bewohnern jener neuen Länder das bloße Verſprechen der Annahme der chriſtlichen Lehre abgenöthigt zu haben, er nahm auch die Gelegenheiten wahr, die ſich ihm durch auswärtige fromme Männer darboten, ſelbige dort verbreiten zu laſſen; denn die eigentliche polniſche Geiſtlichkeit ſcheint keinen beſondern Trieb gehabt zu haben, dieſe Bekehrung der Pommern zu veranlaſſen: Herzog Boleſlav vermochte nicht, einen ſeiner Biſchöfe zu bewegen, zu ihnen zu wallen und ihnen das Evangelium zu predigen. Da kam aber um die Zeit — wahrſcheinlich im Jahre 1122 — zu ihm ein römiſch-katholiſcher Geiſtlicher, Namens Bernhard, ein Spanier von Geburt, der in Italien ein Bisthum erhalten hatte, allein mit einem Theile ſeines Sprengels in Zwietracht gerathen war und in Folge deſſen den Vorſatz faßte, ſein Amt aufzugeben und den Heiden das Evangelium zu predigen. Zufällig vernahm er, daß Pommern der Heidenboten bedürfe. Er machte ſich alſo in Begleitung ſeines Kapellans Petrus auf, langte glücklich in Polen an und trug dem Herzoge ſeinen Plan vor. Dieſer war darüber ſehr erfreut; indeſſen gab er dem frommen Manne zu bedenken, daß das Volk der Pommern noch dergeſtalt unbändig ſei, daß es eher ihn umbringen als die Predigt anhören werde. Allein das war dem chriſtlichen Glaubensboten eben recht: dazu, erwiederte

er, ſei er eben gekommen, um Chriſti willen den Tod zu erleiden. Das Beginnen war thöricht: der Mann verſtand nichts von der ſlaviſchen Sprache. Zwar gab ihm der Herzog auf ſein Bitten einen Dolmetſcher mit und einen Wegweiſer, und ſo ging er hin nach der Stadt Julin und fing dort an zu predigen. Allein die Bewohner dieſer Stadt achteten ſeiner nicht in ſeiner Armuth und Niedrigkeit, ſondern mishandelten ihn und ſchafften ihn wieder fort außer Landes. So kehrte er zurück zu Boleſlav und von da nach Deutſchland unverrichteter Sache.

Der Polenfürſt meinte nun, die bisherige Miſſionsweiſe ſei unter den Pommern nicht anwendbar: nicht armſelig und bettelhaft dürfe man da auftreten, ſondern man müſſe als ein vornehmer Mann, durch äußern Glanz ihnen imponiren und ihrer Sprache mächtig ſein. Hiernach hielt er den derzeitigen Biſchof von Bamberg, Otto, für den geeigneten Mann. Derſelbe war früher in Polen geweſen (um 1090), hatte die dortige Sprache dermaßen inne, daß man ihn, wenn er ſie redete, gar nicht für einen Deutſchen hielt*), und war einer der angeſehenſten Prälaten der römiſch-katholiſchen Kirche in Deutſchland. An dieſen beſchloß ſich Boleſlav zu wenden. Hierdurch ward eine Miſſionsthätigkeit veranlaßt in einem ſlaviſchen Lande, von welchem man bisher nur geringe Kunde gehabt hatte, und wohin nur ſehr ſchwache Spuren der chriſtlichen Lehre gedrungen ſein mochten. Kaiſer Heinrich hatte ſich eben mit dem Papſte (Calixtus) endlich wegen des Inveſtiturrechtes verglichen, das wormſer Concordat dem Streite ein Ende geſetzt. Biſchof Otto war unter denen, die bei der Abſchließung beſonders thätig geweſen waren. Bald darauf kam jener Miſſionär Bernhard nach Bamberg auf ſeinem Rückwege aus Polen und trat in das hieſige Benedictinerkloſter. Seine Erzählungen mögen nicht geeignet geweſen ſein, zum fernern Miſſionswerke unter den wilden Pommern zu reizen, obwohl andrerſeits ſie leicht den

*) Vgl. L. Gieſebrecht a. a. O. S. 223. Wenn Otto, nach anderen Angaben, mit den Pommern und Luitiziern immer nur durch Dolmetſcher geredet, ſo will das wohl ſo viel ſagen, als er kannte nur die Dialekte dieſer Slaven nicht.

Funken zu ähnlichem Thun anreizen konnten, indem sie zeigten, wo noch in der Art etwa zu wirken wäre. Als daher, im Sommer 1123, polnische Abgeordnete vom Herzog Boleslav kamen mit einem sehr gnädigen Schreiben an Otto, worin derselbe gebeten ward, das Geschäft der Bekehrung unter den Pommern zu übernehmen, da erschien diese Einladung dem frommen Manne wie eine göttliche Stimme, und er beschloß ihr zu folgen, ging mit seinem Domcapitel zu Rathe, holte die Weisungen Bernhards und die Erlaubniß des Papstes ein und bereitete sich schon auf die Reise vor (1123), als plötzlich politische Hinderungen in den Weg traten, die auch sonst für uns hier von großer Bedeutsamkeit sind. Es starb nehmlich gegen das Ende des Jahres 1123 Heinrich II. von Eilenburg, der Inhaber der meißner Mark und der Niederlausitz, an Gift, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein mütterliches Erbtheil fiel durch Richinza an ihren Gemahl, an Lothar von Sachsen, und Kaiser Heinrich verlieh, wie wenn er von keinem weitern berechtigten Erben etwas wisse, die meißner Mark an Wiprecht von Groitsch, der bisher schon die Lausitz gehabt hatte; die Eilenburg dagegen und die Ostmark (auf dem linken Elbufer) erhielt Graf Hermann von Winzenburg, damaliger Landgraf von Thüringen, oder maaßte sich derselben vielleicht, als eines ehemaligen Zubehörs Thüringens, eigenmächtig an*). Allein der bis daher vom Markgrafen Heinrich II. in Gefangenschaft gehaltene Konrad von Wettin, früher schon mit der meißner Mark belehnt gewesen, aber dieses Besitzes wieder durch den rechten Erben Heinrich's I., jenen Heinrich II., beraubt, fand Gelegenheit, auf die Kunde von dem Tode dieses letztern seine Wächter zu gewinnen, daß sie ihn frei ließen, und der, als der einzige rechtmäßige Erbe der Markgrafschaft, widersetzte sich der obigen kaiserlichen Anordnung. Er nahm dabei auch des Sachsenherzogs und anderer Fürsten Hilfe in Anspruch. Dieselben rüsteten sich und zogen zu Felde, in das meißner Land, verjagten den Wiprecht und erklärten den Konrad von Wettin zum Markgrafen. So tief war das Gefühl für Rechtmäßig-

*) Vgl. Jaffé S. 83.

keit der Erblichkeit markgräflicher Länder gewurzelt, daß man gar nicht glaubte daran nur im Mindesten zweifeln zu können, und daß es sogar die Fürsten Deutschlands glaubten wagen zu müssen, es schuldig zu sein dem Rechte überhaupt und ihren speciellen Rechten insbesondere, selbst mit gewaffneter Hand solche gegen das Oberhaupt des Reiches aufrecht zu erhalten. Der Kaiser gab dagegen dem Erzbischof Adalbert von Mainz und dem Böhmenherzoge Wladislav auf, den Wiprecht zur Besitznahme der ihm verliehenen Mark mit gewaffneter Hand zu verhelfen. Und wirklich rückte der Böhme über das Erzgebirge vor. Die beiden Heere trafen sich an der Mulde. Durch List ward Wladislav vermocht, nach der Heimath zurückzugehen und die Mark (am 25. November) zu räumen, die nun Lothar dem Konrad übergab. Darauf zog der Sachsenherzog in Begleitung des Grafen Albrecht von Ballenstädt, eines Enkels des letzten Billungers, nach der Eilenburg und besetzte zu dessen Gunsten Feste und Land. Hier und im Meißnischen erklärten sich die angesehensten Insassen einverstanden mit den Anordnungen Lothar's, entgegen dem Willen des Kaisers, und der letztere hat nicht vermocht seine Bestimmungen durchzusetzen. Zwar berief er um Mitfasten (11. März) 1124 einen Fürstentag nach Worms; allein die Böhmen, Baiern und Sachsen blieben aus. Man besorgte, es wäre eine weit verzweigte Verschwörung gegen das Oberhaupt des Reiches im Werke, und an der Spitze derselben stände Herzog Lothar. In dieselbe sollte auch der Bischof Otto von Bamberg verwickelt sein: so ward er wenigstens von seinen Feinden verdächtigt. Da entbot der Kaiser diejenigen Großen, die sich nicht nach Worms eingestellt hatten, zu einem andern Hoftage nach Bamberg (auf den 7. Mai). Ehe aber derselbe noch zu Stande kam, überzeugte Otto den Kaiser von seiner Unschuld und zugleich von seinem Vorhaben, nach Polen und Pommern gehen zu wollen, und schon war er auf der Reise, als die Versammlung ins Leben trat. Heinrich V. dagegen ward durch einen Krieg mit Frankreich abgehalten, seinen Anordnungen in Betreff der Markgrafschaft Meißen Gewicht zu geben. Und bald darauf (den 22. Mai 1124) starb Wiprecht von Groitsch, und für dessen

Sohn Heinrich war der Kaiser nicht gesonnen sich zu schlagen. Jener kam nun von mehr als einer Seite ins Gedränge: im Innern des lausitzer Landes trieben heidnische Wenden ungestört Gewaltthätigkeiten und Straßenraub; von außen her drangen Konrad von Wettin und Albrecht von Ballenstädt mit ihren Heeren ein. Da mußte Heinrich weichen: ihm verblieb von seinen Besitzungen im Slavenlande nur Budissin, und Albrecht der Bär gelangte zum Besitz der Mark Lausitz, nicht ohne die Schuld der Gewaltthätigkeit und des Unrechtes auf sich zu laden*), weßhalb er auch später wieder des Besitzes verlustig ging. Heinrich V. aber rief bald darauf der Tod ab aus dieser Welt.

Während dessen hatte die Reise des Bischofs Otto ihren Fortgang. Er war von Bamberg aufgebrochen den 19. April 1124, durch Böhmen gezogen und in Polen an allen Orten, namentlich aber in Gnesen vom Polenherzoge auf das Achtungsvollste und Festlichste aufgenommen und bewirthet worden. Hier in der Hauptstadt des Reiches ward er mit allem Nothwendigen zur Reise in das noch sehr unwirthbare Land versehen, auch Leute ihm mitgegeben, die des Deutschen wie des Slavischen kundig waren. Die Leitung des ganzen Zuges wurde einem tapfern Manne, einem Kriegsobersten, dem zantocker Grafen Paulitius, übertragen. Bei Usez an der Netze überschritt man die Grenze Polens und Pommerns, und kam dann nach der Burg Stargard, wo man auf den Herzog Wratislav stieß, der die Ankömmlinge mit Wohlwollen aufnahm und sie seines Schutzes versicherte. Darauf ging die Reise über Pyritz, Kamin, Julin, Stettin, Dodona (Cloden?), Kolberg nnd Belgard, und da sie nicht unmittelbar von den verhaßten Deutschen, sondern in Folge der Anordnung des auch über Pommern das Scepter führenden Polenfürsten ausgegangen war, so hatte sie einen glücklichen Fortgang, wenn sie schon mitunter wegen der Wildheit des Volkes nicht ohne die größte Lebensgefahr für die Theilnehmer war. Es nahm an allen den genannten Orten eine große Zahl der Eingebornen den christlichen Glauben an: die Götzen wurden zerstört, Kirchen gebaut, Priester angestellt. Dann trat der

*) Violenter, sagt eine der Quellen.

fromme Heidenbekehrer ſeine Rückkehr wieder an und gelangte auf demſelben Wege durch Polen und Böhmen wieder nach Bamberg, wo er den 29. März des Jahres 1125 ſeinen feierlichen Einzug hielt. Unter Boleſlav's mächtigem und einflußreichem Schutze und Beiſtande hatte er, in Folge ſeines geſchickten Benehmens, durch ſeine Milde, Würde, Hingebung und Freigebigkeit ganz Pommern oſtwärts der Oder bis zur Perſante gewonnen, gewonnen der chriſtlichen Regierung des Polenfürſten und der katholiſchen Kirche in Rom. Das alte Heidenthum herrſchte nur noch in der nordwärts von jenem Strome gelegenen Landſchaft.

Während ſo längs der Oder bis zur Oſtſee hin das Chriſtenthum Eingang fand, war man auch von der Elbe her, von Magdeburg aus, bemüht geweſen, daſſelbe oſtwärts zu verbreiten. Der brandenburger Biſchof Hartbert entwickelte hier beſondere Thätigkeit. Im Verein mit dem magdeburger Mönche Adalbero zerſtörte er unzählige Götzenbilder und erbaute zu Leizkau, in dem Gau Morzane, auf dem Grund und Boden des brandenburger Domcapitels eine ſteinerne Kirche und dotirte ſie — die Grundlage des nachmaligen Kloſters Leizkau (1114). Doch wurde im Ganzen ſelten ein Chriſt zur damaligen Zeit auf dem rechten Ufer der Elbe gefunden. Hatte doch ſelbſt der Erzbiſchof von Magdeburg noch im Jahre 1115 zu Loburg einen Voigt Priborn, der beinahe noch ein Heide war. Indeſſen ſcheint auch in die burg-brandenburgiſche Fürſtenfamilie dieſer Zeit das Chriſtenthum Eingang gefunden zu haben; denn um 1120 herrſchte daſelbſt ein gewiſſer Meinfried (ward getödtet 1126), deſſen Bruder Siegfried factiſch ein ſehr chriſtlich geſinnter Prinz geweſen iſt*).

Heinrich V. ſtarb zu Utrecht im Jahre 1125 den 23. Mai, und zwar kinderlos, nachdem auch er ſeiner Aufgabe in Bezug auf die Verhältniſſe der Slaven zum deutſchen Reiche nicht genügt hatte. Durch ihn und unter ihm ging die Oberherrlichkeit über Polen wieder verloren, und die Grenzen des Landes und der Kirche wurden nur um ein Geringes auf Koſten

*) Einer alten Grabinſchrift zufolge bei Sabinus de Hugone march. Brandenb. §. VII.

der Wenden erweitert. Sein herrschsüchtiges Verfahren gegen die Fürsten des Reiches und gegen die Prälaten der Kirche hatte den Frieden im Innern gestört und dem Zustand der Gesetzlichkeit manchen empfindlichen Nachtheil zugefügt.

X. Lothar der Sachse. Von 1125—1137.

Da Heinrich V. keinen Erben in gerader Linie hinterlassen hatte, so war nun wieder ein Mal eine Kur nöthig. Sie ward ausgeschrieben durch den Erzbischof von Mainz nach Mainz. Unter den deutschen Fürsten ersten Ranges hatte Lothar bereits als Herzog von Sachsen seinem Namen einen guten Klang erworben: er hatte sich als thätig, als klug, als tapfer, als rechtliebend bewiesen, in der Opposition gegen den verstorbenen wankelmüthigen und oft rechtlos handelnden Kaiser eine nicht gemeine Energie entwickelt, und im Kampfe gegen die Slaven einen bedeutenden Ruhm kriegerischer Fertigkeit und Geschicktheit gewonnen. So stand er denn da bei dem Absterben des letzten Kaisers aus fränkischem Geschlechte höchst geachtet und geehrt im deutschen Vaterlande und „in Folge seiner Rechtlichkeit auch aller Ehren werth"*). Kein Wunder also, wenn er vor Allen, selbst vor den, von Heinrich V. auf dem Sterbebette als seine Nachfolger bezeichneten Hohenstaufen Friedrich und Konrad auf dem allgemeinen Wahltage, den 30. August 1125, zum König erkoren wurde. Man hielt ihn besonders für den Mann, der, im Gegensatze zu den beiden nächsten Vorgängern, Kirche und Reich des bisherigen Joches entbinden und in ihren Rechten schützen, und auf solche Art den ewigen Fehden im Innern des Vaterlandes ein Ende machen, auch demselben eine solche Kraft und Achtung gewähren würde, daß selbst die auswärtigen Völker, insbesondere die slavischen, seine Oberherrlichkeit anerkännten und ehrten. Und er hat die Erwartung nicht getäuscht: er hat die hochfahrenden, widersetzlichen Elemente im Reiche gedemüthigt, Frieden hergestellt, wo Zwietracht war, die früher schon abhängigen oder unterthänigen auswärtigen Länder und Völker in Unterthä-

*) Vir ex probitatis industria omni honore dignus heißt er bei dem gleichzeitigen Otto von Freisingen.

nigkeit und Abhängigkeit erhalten, und Biſchof Otto von Freiſingen hat vollkommen Recht, wenn er, durch ſeine Mutter ein Hohenſtaufe, von Lothar ſagt: „er würde, wenn er länger gelebt hätte, der Krone wieder ihren vorigen Glanz gegeben haben," nehmlich den Glanz, den ſie unter Otto dem Großen gehabt. „Er hatte von der weltlichen Macht eines deutſchen Kaiſers keinen geringern Begriff als jene berühmteſten ſeiner Vorgänger, und ſcheute auch zur Aufrechthaltung, ja Erweiterung ſeiner Macht und ſeines Anſehens auf dieſem Gebiete, im Kriegsgetümmel ſelbſt groß geworden, die Entſcheidung durch die Waffen keineswegs"*).

Im Anfange zwar liefen mehrere ſeiner Unternehmungen nicht beſonders glücklich ab. Das war namentlich der Fall mit ſeinem Zuge gegen Böhmen. In dieſem Lande war im Jahre 1123 Sobieſlav von ſeinem Bruder, dem Herzoge Wladiſlav, vertrieben und von der Nachfolge ausgeſchloſſen worden. Er hatte ſich zu ſeinem Neffen, Heinrich von Groitſch — deſſen Vater Wigbert den 22. Mai 1124 geſtorben war — geflüchtet. Da hört er nicht lange darauf, daß ſein Bruder in Böhmen einer tödtlichen Krankheit verfallen, und eilt (zu Anfang des Jahres 1125 nach Böhmen zurück: es fand eine Verſöhnung der Brüder ſtatt, und als am 12. April Wladiſlav geſtorben, war Sobieſlav, unter allgemeiner Zuſtimmung der Böhmen, am 16. d. M. von den Großen des Landes zum Herzog erhoben worden, aber zu Ungunſten des früher zum Nachfolger beſtimmten Otto von Mähren, der natürlich dabei nicht ruhig blieb, ſondern mit Waffengewalt ſein Recht behaupten wollte. Es kam zum Kriege, welcher zu Otto's Nachtheile ausfiel: der ward ſogar der früher gewährten Beſitzungen in Mähren verluſtig; denn Sobieſlav zog gegen ihn mit Heeresmacht, der er nicht widerſtehen konnte. Er mußte außer Landes fliehen: er eilte zum König Lothar nach Regensburg, flehte deſſen Beiſtand an und bat um Entſcheidung des Streites. Und Lothar nahm ſich des Heimathloſen an: er ſelbſt glaubte, durch deſſen Vertreibung und Hintanſetzung in ſeinem Rechte als Oberhaupt des deutſchen Reiches beeinträchtigt zu ſein. Der Incidenzpunkt war der,

*) Jaffé a. a. O. S. 44.

inwiefern überhaupt ein böhmischer Herzog zu dieser Würde befähigt wäre dem deutschen Kaiser gegenüber. Lothar meinte, es wäre herkömmlicher Gebrauch, es dürfe niemals eine Wahl oder Erhebung eines Herzogs in Böhmen stattfinden, wenn nicht die kaiserliche Majestät sie veranlaßte, bewerkstelligte und bestätigte. Otto fand daher bei Lothar ein geneigtes Ohr, zumal da er zu beweisen suchte, daß auch das Erbrecht so wie die Zuneigung des böhmischen Volkes für ihn sprächen, Sobieslav dagegen nur durch heimliche Umtriebe und durch Gewalt auf den Thron gelangt wäre. Die Stimmung in Böhmen, fügte er hinzu, wäre durchaus für ihn; sie wäre der Art, daß man gar keiner Waffengewalt bedürfe, um ihn in das ihm gebührende Herzogthum einzusetzen: mit Falken und Weihern könne man, wie zur Jagd, ohne jegliche Hinderung ins Land eindringen. Zuletzt erging er sich noch in Versicherungen eigener völliger Ergebenheit in die gar nicht zu bezweifelnde volle Oberherrlichkeit des Königs und versprach eine große Geldsumme. Lothar fühlte sich durch solche Gründe bewogen, zuvörderst den Herzog Sobieslav zu sich zu entbieten, wahrscheinlich um erst den Weg der Güte zu versuchen. Dieser aber hielt es doch nicht für gerathen, darauf einzugehen, sondern begnügte sich, wiederholentlich Gesandte an den König zu schicken, unter Versicherung treuer Ergebenheit, wie sie ihm seine Vasallenpflicht auferlegte, von Gewaltschritten aber abmahnen zu lassen; dem Oberhaupte des deutschen Reiches käme herkömmlicher Weise nur die Bestätigung der Wahl eines Herzogs von Böhmen zu, nicht die Wahl selbst; diese beruhe auf dem Willen der böhmischen Magnaten. Er wies es also als einen ganz neuen, unrechtmäßigen Anspruch zurück, daß der König sich so tief in die Angelegenheiten des Landes einmischen wolle.

Otto dagegen unterließ nicht, seine Sache auch in der Versammlung der sächsischen Großen, die Lothar im Jahre 1126 hielt (wahrscheinlich zu Goslar), vorzutragen, ingleichen mehrere einzelne Fürsten durch große Versprechungen dafür zu gewinnen. So geschah es denn, daß der Krieg gegen Böhmen beschlossen wurde. Schon im Winter, um die Mitte des Februar, rückte Lothar mit einem Heere an. Allein er

erlitt alsbald bei Kulm eine bedeutende Niederlage, bei welcher auch der Kronprätendent Otto blieb, und ſelbſt gefährdet, ſah er ſich genöthigt, den Neffen Sobieſlav's, der bei ihm, dem König, im Heere war, den Heinrich von Groitſch als Vermittler in das feindliche Lager abzuſchicken und wegen des Friedens zu unterhandeln. Der Böhmenfürſt, ſchon früher zur Verſöhnlichkeit geneigt, zeigte auch jetzt, wo er im Vortheil war, eine bemerkenswerthe Mäßigung, und weit entfernt, aus ſeiner gegenwärtigen günſtigen Lage Nutzen ziehen zu wollen, blieb er vielmehr dabei, ſich als Vaſallen des Königs zu betrachten. Kaum ward ihm alſo des Königs Gnade in Ausſicht geſtellt, ſo eilte er ſofort zu deſſen Füßen und brachte mündlich ſeine Rechtfertigung an, und verſicherte ſeine Bereitwilligkeit, fortan die üblichen Verpflichtungen der böhmiſchen Herzöge gegen König und Reich zu erfüllen. Und Lothar ging gern darauf ein, um ſo mehr, da er durch den Tod Otto's jeder Verbindlichkeit gegen denſelben ledig geworden. „Da Gott," ſo ſprach er, „zwiſchen Sobieſlav und Otto ſelbſt entſchieden, ſo trage er kein Bedenken, jenen als Herzog anzuerkennen." Hierauf überreichte er demſelben als Zeichen der Belehnung die herzogliche Fahne und nahm ihm dagegen den Lehnseid ab. Sobieſlav gab außerdem die Gefangenen los und ſuchte dadurch den Schmerz des Königs über die erlittenen Verluſte zu lindern. Verſöhnt trennten ſich beide Fürſten; doch den Sachſen und Böhmen ward durch das Ganze die Flamme des fortwährenden gegenſeitigen Haſſes mehr angefacht als gemildert: Lothar ſelbſt kehrte traurig nach dem Heimathlande zurück, die Leichen der edelſten Gefangenen mit ſich führend — „ein Leichenzug ſtatt eines Triumphzuges." Schon im Jahre darauf (1127) nahm Sobieſlav ihm die pflichtmäßige Hilfe gegen die Hohenſtaufen zu leiſten, die Gelegenheit wahr, vermuthlich von Lothar aufgefordert, ſeine Ergebenheit und Dienſtpflichtigkeit an den Tag zu legen: er erſchien perſönlich auf dem Herrentage in Merſeburg, erneuete den Frieden und verſöhnte ſich durch reiche Geſchenke die Aeltern und Verwandten der in der Schlacht bei Kulm Gebliebenen. So kam es denn, daß im darauf folgenden Jahre wiederum Lothar ſich ihm gütig und gnädig erwies.

er hob zu Merseburg am 22. April den Sohn desselben aus der Taufe, und bestätigte solchem den künftigen Besitz aller Lehngüter seines Vetters, Heinrich's von Groitsch, welche dieser ihm vermacht hatte. Sobieslav aber that seiner Vasallenpflicht kurz darnach in der Art Genüge, daß er, wenn auch nur auf kurze Zeit, mit einem Heere zum Könige stieß, der (Mitte August 1128) sich zur Belagerung von Speier anschickte. Seitdem hat der Böhmenherzog seiner Vasallenpflicht nie gefehlt und namentlich immer sein Truppencontingent gestellt, so oft Lothar es befohlen.

Anders war es im Polenlande. Hier verblieb Boleslav, einmal frei geworden von der deutschen Oberherrlichkeit, in Folge des unglücklichen Feldzuges Heinrich's V. (s. oben S. 291 ff.), und sonst glücklich in allen seinen Unternehmungen gegen die Böhmen, Russen und Pommern, in seiner unabhängigen Stellung dem deutschen Reiche gegenüber, auch zu Lothar's Zeiten: er leistete keinen Tribut, keine Dienstmannenpflicht. Dieses Verhältniß hat noch mehrere Jahre angedauert, bis ihn unaufhörliche Unglücksfälle in den mancherlei Kriegen, die er führte, zum Gegentheil gezwungen. Unterdessen sorgte er wiederholt für die Ausbreituug und Befestigung des Christenthums in seinen Landen, besonders in den neu eroberten, und bewirkte dadurch eine immer größere Abhängigkeit von Rom und der römisch-katholischen Kirche, freilich auch einen duldsamern Gehorsam gegen ihn, den Fürsten, indem das Christenthum und römisch-katholische Kirchenthum darauf namentlich influirt.

Hatte nun auch Otto von Bamberg bei seiner ersten Missionsreise nach Pommern hier über die Erwartung viel ausgerichtet: so war doch nach seiner Abreise Manches daselbst vorgefallen, was mehr einem Rückfalle ins Heidenthum glich, als ein Fortschritt in der christlichen Lehre genannt werden konnte. Als er davon Kunde erhielt, beschloß er eine zweite Reise dahin zu machen, kam beim Papst deswegen ein, erhielt die Erlaubniß von diesem und bereitete sich zur Reise vor (1127). Er wollte dies Mal aber nicht den Umweg durch Polen, sondern den geraden Weg durch das Land der Luitizier nehmen, um vielleicht auch da Segensreiches zu wirken.

In dieſem Lande war nehmlich noch immer nichts Großes gethan und nichts Erkleckliches erreicht worden zur Chriſtianiſirung ſeiner Bewohner und zur Unterwerfung derſelben unter die deutſche Herrſchaft. Die Wahl Norbert's, des ſtrengen Gottesmannes (1126), hatte die Gemüther in deſſen eigenem erzbiſchöflichen Sprengel aufgeregt: alle Welt ſchrie dort: „Er ſtrebt an wider unſere bisherigen Gewohnheiten; es iſt nicht zu ertragen!" Um wie viel mehr wird ſolcher Unwille und Widerſetzlichkeit erzeugt worden ſein oder ſtatt gefunden haben in dem überelbiſchen Gebiete, im Luitiziſchen, nachdem man dort von dem Auftreten Norbert's gehört. Hier ſtand übrigens die Miſſion noch immer auf einem ſehr beſchränkten und niedrigen Punkte. Das havelberger Bisthum war mehrere Jahre unbeſetzt geblieben, wahrſcheinlich weil für daſſelbe eigentlich gar kein Wirkungskreis vorhanden. Auch war es in dieſer Zeit von Neuem durch häufige Unruhen und Einfälle der heidniſchen Nachbarn ſo in Verfall gekommen, daß von kirchlicher Ordnung nichts in demſelben zu verſpüren war. In Havelberg, in der Burg, hatte ſich zu der Zeit ein Fürſtenthum etablirt unter einem gewiſſen Witikind oder Wirikind, wie er auch in manchen Quellen heißt. Er erkannte den König Lothar als ſeinen Oberherrn an, und obwohl im Herzen dem Chriſtenthume zugethan, wagte er es doch nicht wegen der Abneigung ſeiner Unterthanen, ſich offen dazu zu bekennen und dieſen ſolches aufzudringen: das Heidenthum war durchaus daſelbſt herrſchend unter dem Volke. Havelberg war inſofern zu der Zeit ordentlich-berüchtigt beim magdeburger Domcapitel: es galt für den Sitz der tiefſten Rohheit und Bosheit; hier hätten die Gegner der chriſtlichen Kirche ihre Wohnſtätte. War es nun zu verwundern, wenn daſelbſt gegen Norbert der größte Widerwille, die höchſte Erbitterung herrſchte? Man behauptete, er wolle die Wenden unter das härteſte Joch bringen. König Lothar nahm ſich der Sache des Erzbiſchofs an: er unterzog ſich, wahrſcheinlich im Anfange des Jahres 1127, einer Heerfahrt gegen die Luitizier*), bei welcher er ſelbige beſiegte, Burgen

*) Dieſen Feldzug erwähnt Jaffé (a. a. O.) nicht. L. Gieſebrecht hat in dieſer Beziehung ſicherlich das Richtige. Vgl. deſſen wend. Geſch. II. Bd. S. 299

und Tempel des widersetzlichen Volkes zerstörte (vielleicht namentlich die Stadt Redra und den dortigen Tempel des Radigast). Aus der Schilderung der zweiten Missionsreise Otto's zu schließen, muß sich Lothar selbst mit den Pommern und ihrem Herzoge bei der Gelegenheit in Verbindung gesetzt haben, um gemeinschaftlich die heidnischen Luitizier zu bekämpfen und auch jene vielleicht vom polnischen Joche bei günstiger Gelegenheit frei zu machen, wie sie oben (S. 296 ff.) dargestellt worden. Sonst aber ward nichts erreicht; im Gegentheil die Gemüther der Wenden wurden den Deutschen und der christlichen Kirche nur noch mehr entfremdet. Doch ward oder blieb Witikind Vasall des Königs, der ihn auch nach Merseburg entbot, wo er sich verbürgte, dem Bischof Otto von Bamberg sicheres Geleite durch sein Gebiet zu gewähren (1127 zu Anfange Aprils)*).

Die bisherigen Verhältnisse in der Brandenburg und in den zu ihr gehörigen Landen blieben bis zum Jahre 1127, wo Meinfried getödtet wurde; man erfährt nicht aus den Quellen, von wem und aus welcher Ursache. Obwohl es in den Quellen heißt, daß er nur eine Witwe (Cythava) und zwei Brüder — darunter eben den christlichstgesinnten Siegfried — hinterlassen: so muß ihm doch eine gewisser Pribislav gefolgt sein, dessen Gemahlin Petrussa geheißen hat, eine norwegische Prinzessin von Geburt, im Herzen eine Anhängerin des christlichen Glaubens, aber auch so wie ihr Gemahl durch die Auffässigkeit ihres Volkes gezwungen, den Glauben zu verschweigen und sich äußerlich zum Heidenthum zu bekennen. Dem Pribislav gehörte die Zauche und das Havelland als angeerbtes Eigenthum. Er war mithin der Nachbar des Markgrafen Albrecht, der die Lausitz, d. h. alles Land südlich und südöstlich von der Brandenburg und der Zauche zwischen Elbe und Oder, seit 1123 besaß, nehmlich als Lehnsmann des deutschen Königs. Als einen solchen betrachtete sich wohl auch Pribislav, wie Witikind in Havelberg. Dagegen scheint das Verhältniß beider slavischen Fürsten zu ihren betreffenden Markgrafen, zum Markgrafen der Nordmark und der Lausitz,

*) Jaffé S. 57, wofern solches nicht im Jahre darauf eben in Merseburg geschehen ist. Vgl. L. Giesebrecht a. a. O. S. 308.

ein sehr zartes, wohl das einer kaum fühlbaren Abhängigkeit gewesen zu sein. Gewiß betrachteten sie sich vielmehr als selbigen gleichstehend.

Unter solchen Umständen trat Bischof Otto seine zweite Bekehrungsreise nach Pommern an. Der Aufbruch geschah den 19. April 1127*). Der Weg ging dies Mal über das von Otto gestiftete Kloster Reginsdorf (an der Unstrut, südlich von Querfurt) auf Halle, wo sich der Bischof mit allerhand goldenen und silbernen Geräthschaften und köstlichen Zeugen und Tüchern versah. Hier schiffte er sich und alle seine Begleiter, Lebensmittel, Vorräthe ꝛc. ein, und segelte damit die Saale und die Elbe hinunter bis Magdeburg. Daselbst ward er vom Erzbischof Norbert ehrenvoll aufgenommen und gebeten, eine Zeit lang zu verweilen — aus Neid, meinten die Bamberger, weil Norbert, so nahe dem heidnischen Lande, noch nichts zu dessen Bekehrung gethan und ausgerichtet hatte. Otto wollte indessen von keinem Verzuge wissen. Schon am folgenden Tage eilte er weiter, abermals zu Wasser, die Elbe hinunter bis zur Mündung der Havel in dieselbe, nach Havelberg. Hier gelangte er im Monat Mai an. Er traf die Stadt gerade im festlichen Gewande, umstellt ringsum mit Fahnen, und die Ein- und Umwohner beschäftigt mit der Feier des Festes ihres Götzen Gerovit, und wurde dadurch so erregt und misgestimmt, daß er den Ort gar nicht betreten wollte. Der Fürst Witikind wurde vor das Thor entboten und über die Zulassung solches Götzendienstes streng getadelt. Er entschuldigte sich aber damit, das Volk sei gegen den Erzbischof in Magdeburg dermaaßen auffäßig, daß es in keiner Weise sich bewegen ließe, von ihm die Bekehrung anzunehmen; lieber wolle es das Leben verlieren, als sich dem hingeben. „Otto möge nur," fügte Witikind hinzu, „den Havelbergern selbst ihr Unrecht vorhalten; Ermahnungen aus seinem Munde würden viel mehr fruchten als Befehle Norbert's." So aufreizend, so erbitternd hatte dessen heftiges Auftreten in seinem Sprengel unter den Wenden gewirkt. Und Otto willfahrte, rief die Menge vor die Stadt, predigte

*) Daß dieses Jahr das allein richtige sei für die zweite Missionsreise Otto's, hat Jaffé gezeigt a. a. O. S. 269 Anm.

und erwirkte ohne Mühe die Abstellung des Festes. Von einem andern Erzbischofe, versicherten die Havelberger, würden sie auch bereitwillig die Taufe annehmen. Also auf unkluge, übereilte Weise war Norbert verfahren. Jetzt zog der Bischof in Havelberg ein, versorgte sich mit Vorspann und Wagen (30 oder 50) — denn die Reise sollte nun zu Lande weiter gehen — und beschenkte den Witikind, der ihm hierzu behilflich war, mit vielem Golde, und seine Gemahlin erhielt ein kostbares Psalmbuch. Indessen zur Gewährung des sichern weitern Geleites wollte sich der wendische Fürst nicht verstehen: er meinte, die Reise ginge durch das Land seiner Feinde; die militärische Begleitung, die er dem Bischofe mitgeben möchte, würde gefangen genommen und getödtet werden. So traten denn die christlichen Glaubensboten die Fahrt allein, unter dem Vertrauen auf die göttliche Obhut, an, durch ein Land, das damals noch völlig einer großen Oede glich. Fünf Tage lang fuhren sie durch einen einzigen großen Wald. Dann kamen sie an einen lang ausgedehnten See (den Müritzsee). Die Gegend war bewohnt von den Morizern oder Mürizern. Auch diese Nation erklärte sich bereit gegen Otto, von ihm die Taufe anzunehmen. Als er sie aber deshalb an ihren Erzbischof verwies, hörte er dieselbe ablehnende Antwort, wie von den Havelbergern. Also auch hierher war der Ruf von der abschreckenden Strenge des Norbert gedrungen. Das Volk zu beschwichtigen, gab Otto ihm das Versprechen, wieder durch die Gegend zurückzukommen, wenn er sein Werk bei den Pommern vollbracht hätte, und ihnen die Taufe zu geben, wofern es der Papst und der Erzbischof in Magdeburg gestatteten. Damit schied er von den Mürizern und gelangte nach Demmin. Hier war Alles in kriegerischer Aufregung und gerüstet zum Streite. Von der einen Seite erwartete man einen Angriff der Luitizier, welche sich an den Demminern rächen wollten für die neuliche Einäscherung ihrer Feste durch den König Lothar, wobei die letztern also oder die Pommern überhaupt wohl geholfen hatten; von der andern den Anzug ihres Herzogs Wratislav, dessen Schutz und Beistand sie angesprochen. Als daher der lange Wagenzug des bamberger Bischofs in der Nähe der Stadt

sichtbar wurde, gerieth daselbst Alles in Bewegung; denn man meinte, die Feinde wären im Anzuge. Aber als man die friedliche Kreuzesfahne inmitten desselben wehen sah und erkannte, daß die Schaar der Herankommenden ohne Waffen war, da ward man beruhigt. Ueberdem fand es sich, daß Otto dem derzeitigen pommerschen Burggrafen in Demmin von seiner frühern Reise her bekannt war. Als daher die Einwohner bestimmt erfuhren, wer da ankomme und zu welchem Zwecke, ging man ihm entgegen und bat ihn, in die Stadt einzutreten. Allein das wollte weder der Burggraf noch der Bischof selbst. Dieser trug Bedenken, den Fuß in eine noch heidnische Stadt zu setzen; jener erwartete den Herzog und dessen Kriegsvolk. Die Ankömmlinge blieben also vor der Stadt: dort schlugen sie ihre Zelte auf, und dahin entbot Otto sogleich die Häupter der Stadt und forderte sie auf zur Annahme des Christenthumes und der Taufe. Hierzu waren aber die Gemüther nicht sofort gestimmt unter dem Geräusche der Waffen. Herzog Wratislav rückte mit seinen Schaaren in der nächsten Nacht ein und war ungemein erfreut, als er von der Ankunft des Bischofs hörte. Ehe er jedoch mit demselben verhandelte, eilte er am andern Tage mit seiner ganzen Kriegsmacht ins nahe feindliche Land, raubte, plünderte, sengte und brennte dort, und kehrte am Abend mit Beute beladen und siegreich nach Demmin zurück. Nun erst geschah die Zusammenkunft, freundlich und ehrend, wie das erste Mal. Darauf zog man die Peene hinab nach der Insel Usedom, die zum Mittelpunkt des diesmaligen Bekehrungswerkes erkoren wurde. Hier predigte Otto zuerst und mit bestem Erfolge; dann ging es nach Wolgast und nach Gützkow. Während der Bischof daselbst verweilte, trafen bei ihm Abgeordnete von Albrecht dem Bären ein, dem Markgrafen von der Lausitz: sie sollten sich genau nach ihm und seinem Befinden erkundigen; denn Albrecht, mit dem Bischofe sehr genau befreundet und vielleicht auch vom Könige der Deutschen noch speciell beauftragt, der ebenfalls Otto sehr schätzte, wollte ihm nöthigenfalls gegen die Wildheit der Luitizier Beistand leisten. Ein bemerkenswerthes Factum, daß der damalige Markgraf der Lausitz sich erbot oder ver-

pflichtet ward, nach jenen Gegenden hin zu operiren, wohin noch kein deutscher Fürst gedrungen war. Und der luitizische Markgraf sollte bis dahin seine Macht üben, nicht der Markgraf der Nordmark! Otto behielt die Gesandten bei sich: sie sollten sich selbst durch den Augenschein überzeugen, wie es ihm erginge, wie er wirkte. So begleiteten sie ihn von Gützkow nach Demmin und von da nach Usedom.

Hier erhielt der Bischof wieder Gelegenheit, den Pommern einen andern großen Dienst zu erweisen, sie vor einem gefährlichen Kriege und dessen nachtheiligen Folgen zu bewahren. Der Polenherzog Boleslav hatte von der Widersetzlichkeit der Pommern und ihrer theilweisen Rückkehr zum Heidenthume gehört und wollte solches nicht ungeahndet lassen. Mit einem ansehnlichen Kriegsheere aus seinem Lande aufgebrochen, war er bereits in Pommern eingerückt. Alles gerieth in Schrecken. In dieser Noth wandten sich die Pommern durch Abgeordnete an Otto und baten ihn um Rath, und er war sofort bereit, sich in das herzogliche Lager zu begeben und eine Aussöhnung zu vermitteln. Auf der Stelle machte er sich auch auf. Hart waren zwar die Beschuldigungen und Anforderungen Boleslav's III.: die Pommern hätten die Bedingungen des letzten Friedens gebrochen; sie hätten dem Heidenthum wieder Raum gestattet, die kirchlichen Anordnungen verletzt. Dafür verlange er Genugthuung. Der Fürst der Pommern solle in Person vor ihm erscheinen und um Vergebung wegen des Vorgefallenen bitten. Das geschah denn auch, und da Otto an Wratislav Treue und Anhänglichkeit gegen das Christenthum rühmen konnte, so ward derselbe ehrenvoll und gnädig aufgenommen; die Versöhnung kam zu Stande, und Boleslav kehrte zufriedengestellt in sein Land zurück, und Otto nach Usedom. Jetzt erst, nachdem alle Gefahr beseitigt, entließ der letztere die Gesandten des Markgrafen Albrecht mit gebührendem Danke gegen ihren Herrn und mit dem Auftrage, daheim zu berichten, was sie gesehen und gehört.

Otto setzte darauf sein Bekehrungswerk thätig fort und mit Erfolg, zuerst in Stettin, dann in Julin und Kamin. Schon dachte er auch zu den verstockten Heiden auf der Insel Rügen

zu gehen und ihnen das Evangelium zu bringen, da traf eine Weisung vom Könige Lothar ein, der ihn dringend aufforderte heimzukehren. Er besuchte daher, soweit es möglich war, noch ein Mal die von ihm gestifteten gläubigen Gemeinden. Darauf begab er sich auf die Rückreise, und zwar machte er sie dieses Mal wieder durch Polen, verweilte acht Tage lang beim Herzog Boleslav in Gnesen und war am 20. December wieder in Bamberg. Verständiger und wohlwollender und darum erfolgreicher hat kein deutscher römisch-katholischer Heidenbote unter den Slaven gewirkt: gerade die wildesten, die widerstrebensten Völker hat er bekehrt und aus ungebändigten Wölfen zu Lämmern umgewandelt. So weit geschichtliche Kunde reicht, hat sich daher hier in Pommern die deutsche und slavische Nationalität am edelsten verschwistert, ohne Streit und Krieg einander zugewandt. Auch aus der Ferne wirkte Otto noch segensreich und wohlthätig für seine Bekehrten. Nur die Begründung eines besonderen Bisthumes daselbst hat ihm bei seinen Lebzeiten nicht gelingen wollen. (Er ist nachmals erst im Jahre 1139 gestorben.)

In dieser Zeit fing sich an der Charakter des weiterhin unsre Augen besonders auf sich ziehenden Markgrafen Albrecht von Anhalt oder Ballenstädt oder Ascanien, des derzeitigen Inhabers der lausitzer Mark, als eines thätigen, streitsüchtigen, unruhigen, immer höher strebenden Geistes herauszustellen. Mit seinem Nachbar und früheren Förderer, dem Markgrafen Konrad von Meißen, war er in heftige Zwietracht gerathen, man erfährt nicht, aus welchen Ursachen. Sie ging so weit, daß, als ein Verwandter des erstern zum Propste des Klosters auf dem Petersberge 1128 erwählt wurde, dies den Argwohn und die Besorgniß bei letzterm erweckte, derselbe möchte ihm oder den Seinigen irgend wie unbequem werden. Sodann hatte Markgraf Heinrich II. von der Nordmark, aus dem Hause Stade, den König Lothar auf seinem Feldzuge gegen die Hohenstaufen nach dem südlichen Deutschlande begleitet, war aber auf dem Rückwege den 4. December 1128 gestorben, und sein Vetter, Graf Udo von Frankenleben oder Freckleben, ein Sohn des vor-

maligen Markgrafen Rudolph, hatte die erledigte Mark vom Könige überkommen. Darüber wahrscheinlich sich zurückgesetzt fühlend, weil er vielleicht glaubte auf das Markgrafenthum gerechtere Ansprüche zu haben*), überfiel Albrecht (1129) bei nächtlicher Weile die jenem gehörende Burg Hildagesburg (an der Ohre bei Wolmirstädt) und verbrannte sie; imgleichen griff er den Thurm Gundersleben (oder Tundersleben?) an. Hier ward er aber von den Freunden des Königs zurückgeschlagen und fortgetrieben. Dadurch ließ er sich aber nicht abschrecken, die Fehde fortzusetzen. Im Jahre darauf, am 15. März, kam es unweit Aschersleben wieder zu einem Handgemenge zwischen Udo und den Dienstmannen Albrecht's, wobei der erstere fiel. Aber mit der Nordmark ward auch jetzt der Ascanier nicht belehnt, sondern „die Sachsen-Blume", Konrad von Plötzkau, der Sohn Helprich's und Mutterbrudersſohn Heinrich's II. Solcher Landfriedensbruch mochte und konnte wohl den Unwillen und die Ungnade des Königs Lothar in dem Grade erregen**), daß er auf einem Hoftage zu Lüttich im März des darauf folgenden (1131sten) Jahres die Rechtmäßigkeit des Besitzes der (Nieder-) Lausitz untersuchte oder untersuchen ließ, Albrechten nach Gesetzeskraft der lausitzer Mark für verlustig erklärte und selbige von Neuem dem Grafen Heinrich, dem Sohne Wigbert's von Groitsch, verlieh, der sie schon ein Mal besessen und zur Zeit noch Bautzen inne hatte. Dadurch ward dem emporstrebenden, thatkräftigen Fürsten kein angenehmes Ziel gesetzt. Indessen muß er sich doch in Kurzem wieder mit dem Könige versöhnt haben, und bald fand er wieder Gelegenheit, sich bei demselben durch treue Kriegsdienste beliebt zu machen. Lothar unternahm in der Mitte des Jahres 1132 einen Römerzug: auf demselben begleiteten ihn unter Andern auch Albrecht und — jener Konrad von Plötzkau. Um Weihnachten herum stand das Heer der Deutschen in Monza, und als es von da aus- und weiter vorrückte, wurde Markgraf Konrad tödtlich von einem Pfeile getroffen, starb unvermählt und — ohne Erben. Albrecht aber bewies seinem Herrn auf dem

*) Der Grund ist nicht klar. Vgl. Jaffé S. 79 f.

**) Vgl. Jaffé S. 100 f.

ganzen Zuge eifrig folgſamen Herrendienſt und gewann dadurch völlig die Gnade deſſelben wieder. Als Lothar nun nach Deutſchland zurückgekehrt war, belehnte er ihn im Laufe des Jahres 1133*) für ſeine treuen Dienſte und zum Erſatz für die verlorne Lauſitz mit der Grafſchaft über die Nordmark. So erhielt der rüſtige und thatendurſtige Mann einen neuen nnd ſeiner Tapferkeit und Thätigkeit würdigen Wirkungskreis, den er, wie wir ſpäter ſehen werden, auch würdig ausgefüllt hat. Aber ſchon in dieſer Periode noch fing er an ſich zu regen und ſeine Mark auf dem rechten Elbufer zu erweitern. Als Heinrich von Groitſch, Markgraf der Niederlauſitz, am 31. December im Jahre 1135 (auf dem Wege nach Speier, wohin die deutſchen Fürſten zu einer Römerfahrt entboten waren) ſtarb, und mit der erledigten Mark Konrad von Meißen belehnt wurde, ſo daß derſelbe nun zwei Marken beſaß, ward gewiß derjenige Theil des betreffenden Landes, der zum Sprengel des brandenburger Bisthumes beſtimmt war oder jetzt wieder näher beſtimmt wurde, von der neuen Mark Konrad's losgetrennt und dem Albrecht zuertheilt: alſo das Anhaltiniſche auf dem rechten Ufer der Elbe mindeſtens, wenn nicht auch ein großer Theil auf dem linken, ſoweit es nicht ſchon zur ballenſtädter Grafſchaft gehörte, ferner ein großer Theil des nachmaligen ſächſiſchen Kurkreiſes und die Gegenden bis zur Oder hin, ſoweit ſie ſpäter der Kurmark Brandenburg angehörten. Er ward ſomit der unmittelbare Nachbar des Herrn der Brandenburg, Pribiſlav's, und es iſt wahrſcheinlich, daß er zugleich vom Kaiſer die Anwartſchaft auf deſſen Länder erhielt, inſofern dieſer Slavenfürſt auch

*) Eine zu Aachen für Antwerpen ausgeſtellte Urkunde Lothar's vom 1. Januar 1134 nennt ihn bereits den Markgrafen (marchionem). Vgl. L. Gieſebrecht II. S. 346. Sonſt wird gewöhnlich (ſo noch von v. Raumer in ſeinen Regeſten, von Jaffé u. A.) die Reichsverſammlung zu Halberſtadt (15. April 1134) als der Belehnungstermin angenommen. Gewiß mit Unrecht; denn auch das Chronicon montis sereni (pag. 12. ed. Eckstein) führt das Factum (Adelbertus comes successit Conradc marchioni) noch vor der Nachricht von der Feier des Oſterfeſtes zu Halberſtadt an und beginnt damit die Facta des Jahres 1134. Wir können alſo mit Sicherheit annehmen, daß Albrecht ſeinen Poſten mit dem Neujahre 1134 angetreten hat, damit aber im Verlauf des Jahres vorhe- wohl gegen das Ende deſſelben, belehnt worden ſei.

ein Lehnsmann vom Oberhaupte des deutſchen Reiches ſein mochte und zu gleicher Zeit — kinderlos war. Sicherlich war es vom Kaiſer, wie von Albrecht ſelbſt, darauf abgeſehen, dem letztern ein Aequivalent für die ehemalige lauſitzer Markgrafſchaft zu gewähren und ihm außer der Nordmark noch eine Mark zu verſchaffen, ſo daß er dem Markgrafen Konrad von Meißen in nichts nachſtände. Einem ſo kriegeriſch tapfern Herrn, wie Markgraf Albrecht war, benachbart und deſſen Schutzes gewiß, konnte Pribiſlav es wagen, da ohnehin ſeine Unterthanen gemiſcht waren aus Slaven und Sachſen, zum Chriſtenthume überzutreten, obwohl noch die größere Menge ſeines Volkes dem Heidenthume huldigte. Er nahm in der Taufe den Namen Heinrich an, und Albrecht ſelbſt war Taufzeuge. Der bisherige Tempel des Triglaff auf dem harlunger Berge ward in eine Kirche, die Marienkirche, umgewandelt, das Bildniß des Götzen aber nicht zerſtört, ſondern nur von ſeinem bisherigen Platze und aus den Augen der Slaven entfernt, um die Chriſtianiſirung des Volkes ſo unvermerkt und leiſe als möglich zu machen. Nun ward auch ein chriſtlicher Prediger oder Erzprieſter in der Perſon eines gewiſſen Odalrich angeſtellt*). Mittler Weile war — ſo ſteht wenigſtens zu vermuthen, da das Geburtsjahr des markgräflichen Prinzen nirgends angegeben iſt, man ſetzt es gewöhnlich, aber gewiß fälſchlicher Weiſe, ins Jahr 1127 — dem Markgrafen Albrecht ein Sohn geboren worden, der älteſte ſeiner Kinder, der nachmalige Markgraf Otto I., und zum Pathen bei der Taufe wählte er den Fürſten Pribiſlav oder Heinrich von der Brandenburg. Und dieſer meinte ſolche Ehre nicht beſſer zu vergelten, als wenn er dem Neugebornen einen Theil ſeiner Ländereien zum Pathengeſchenk verlieh, nehmlich die ſogenannte Zauche, welche nördlich von der Havel, weſtlich von dem Gau Moraziani, ſüdweſtlich vom zerbſter Gau, ſüdlich von der Grafſchaft Belzig u. ſ. w. begrenzt wurde. Zugleich ward wohl dem Albrecht ſelbſt der einſtmalige Beſitz der Burg Brandenburg und des Landes umher in ſichere Ausſicht geſtellt, ſo daß er, wie urkundlich

*) Vgl. von Raumer's Reg. No. 892.

nachgewieſen werden kann*), von da an ſich Markgraf von Brandenburg nennen konnte.

In dieſer Zeit muß auch Witikind in Havelberg mit Tode abgegangen ſein, Albrecht die Stadt beſetzt und eine chriſtliche Kirche wieder daſelbſt erbaut haben. Sicher war der letztere nehmlich auch mit dieſem Slavenlande, mit der Priegnitz, vom Kaiſer ſchon vorher belehnt geweſen, und in Folge deſſen nahm Albrecht es nun im Beſitz. Die Söhne Witikind's indeſſen wollten ihr väterliches Erbe nicht ſo gutwillig hergeben: ſie beſchloſſen Gewalt zu brauchen. Unterſtützt wurden ſie wohl von den Wenden, die weiter öſtlich wohnten, namentlich von den Pommern, bei denen mittler Weile der Herzog Wratiſlav den Tod gefunden (vor 1135) und ihm ſein Bruder Ratibor gefolgt war, ein kriegsluſtiger, unruhiger Kopf. Sie drangen mit Heeresmacht ein ins Land, bemächtigten ſich der Feſte Havelberg und zerſtörten die Kirche. Darauf gingen ſie ſelbſt über die Elbe und machten einen Einfall in Sachſen. Da führte aber Albrecht ein Heer gegen ſie heran, rückte nun gegenſeitig in ihre Gegenden und verwüſtete ſie. Bei der Gelegenheit ging gewiß auch Havelberg wieder über. Aber wahrſcheinlich drang Albrecht damals ſchon bis zur Tollenſe, dann hinunter zur Peene und bis zu deren Mündung, ſo daß er nicht nur in den Beſitz der ganzen Priegnitz kam, ſondern auch mehrerer Landſchaften, die bis daher zum Herzogthume Pommern gehört hatten und nun in die Grenzen der Nordmark mit eingeſchloſſen wurden. Dies geht hervor aus einer Urkunde**), nach welcher Kaiſer Lothar im Jahre 1136 am 16. Auguſt von Würzburg aus auf perſönliches Anſuchen des Biſchofs Otto von Bamberg verordnete, daß dem letztern zur Belohnung für ſeine Bemühungen, in Pommern das Chriſtenthum zu verbreiten, von da ab an deſſen Bisthum die Steuer der ſlaviſchen Landſchaften Groswin, Rochow, Laſſan, Meſeritz, Ziethen und Tribſees, und zwar, wie es dort ausdrücklich heißt, mit Zuſtimmung und

*) Aus einer Urkunde vom 15. Mai d. J. 1136 in von Raumer's Reg. No. 899.

**) Sie befindet ſich im königlich bairiſchen Reichsarchive zu München. Neuerdings abgedruckt im Cod. diplom. Pomer. I. pag. 32.

Genehmigung des Markgrafen Albrecht, indem die Grenze seiner Mark die genannten Landschaften einschlösse*), gezählt werden, auch die Kirchen, die er dort gebaut und mit den nöthigen Geräthen versehen, ihm und seiner Kathedrale gehören sollten. Freilich wie lange und in wie weit Albrecht daselbst wirklich eine Gewalt ausgeübt habe, wird doch immer zweifelhaft bleiben**). Wir sehen daraus: der Ascanier war auf gutem Wege, sich und seinem Hause eine ansehnliche Markgrafschaft zu erwerben. Es fehlte nur noch, die Gegenden an der Havel und am untern Laufe der Spree bis zur Oder hinüber zu gewinnen. Aber auch die Luitizier waren noch nicht gehörig unterworfen. Vor der Hand indessen vermochte Albrecht nichts weiter auszurichten, insbesondere da er in der Mitte des Jahres (im August) vom Kaiser zu einem neuen Kriegszug nach Italien entboten wurde, dem er auch beiwohnte. Allein von hier im nächstfolgenden Jahre zurückgekehrt, unternahm er einen abermaligen Feldzug gegen die Söhne Witikind's, die wahrscheinlich die Abwesenheit Albrecht's benutzt und von neuem rebellirt hatten. Sie wurden indessen abermals vertrieben und entwichen nun vermuthlich in jene Grenzgegenden, wo man noch späterhin Spuren dieser fürstlichen Familie antrifft***).

Trugen somit hier die deutschen Waffen den Sieg davon über die aufrührerischen Wenden, wurden nach dieser Seite hin die Grenzen des Reiches erweitert dadurch, daß Lothar den tüchtigen, thatkräftigen Albrecht hierher postirt hatte, und vermehrte der Kaiser dergestalt die Hoheit seiner Macht und seine Ehre: so geschah dies noch mehr dadurch, daß sich um dieselbe Zeit auch der Polenfürst veranlaßt oder gar gezwungen sah, von neuem die kaiserliche Oberherrlichkeit anzuerkennen. Nehmlich nach dem Tode Stephan's I., Königs in Ungarn, (1131) hatte der Streit um die Thronfolge daselbst das Land und fast alle Nachbarländer in kriegerische Bewegung gesetzt:

*) Adnitente et concedente de jure suo fideli nostro marchione Adelberto. cujus marchiae terminus praedictas includit provincias.

**) Vgl. die Bemerkung zu der angef. Urk. im Cod. diplom. Pomer. pag. 34.

***) Vgl. Riedel's Cod. diplom. Brandeb. I. 2 B. S. 359 f.

die Ungarn ſelbſt, die Böhmen und Mähren, die Polen, die Ruſſen, alle ſtanden einander feindlich gegenüber und bekriegten ſich mehrere Jahre hindurch mit abwechſelndem Glücke. Die endliche Folge davon war: man wurde des Streites überdrüſſig und wandte ſich an Lothar und bat um ſeine richterliche Entſcheidung, zuerſt der ungariſche König Bela II. zu Anfange des Jahres 1134. Der Kaiſer empfing die Geſandten ſehr freundlich und ehrenvoll, als er ſich eben im Sächſiſchen aufhielt, und vergalt die reichen Geſchenke, welche ſie brachten, mit andern koſtbaren Gaben. Den Klagen aber gegen den Polenfürſten lieh er um ſo williger es Ohr, als ſie vom Herzoge in Böhmen, Sobieſlav, kräftig unterſtützt wurden. In Folge deſſen lud er den Boleſlav fürs nächſte Jahr auf eine Reichsverſammlung vor ſich. Im Jahre 1135 feierte er das Pfingſtfeſt (den 26. Mai) in Magdeburg: hierher ward der Polenfürſt gefordert, und gealtert wie er war, in allen ſeinen letzten Unternehmungen vom Glücke verlaſſen, mit Ungarn, Böhmen, den benachbarten ruſſiſchen Fürſten im Kriege — denn auch die letztern ſcheinen das Unglück Boleſlav's in Ungarn und Schleſien, zu neuen Einfällen in deſſen Land benutzt zu haben — mochte er ſich einem weitern Kampfe und einem neuen Kriege gegen die Deutſchen, mit welchem Lothar vielleicht drohte, nicht gewachſen oder nicht geneigt fühlen, mochte auch wohl ſeine vormaligen Eroberungen in Pommern gegen das Umſichgreifen der deutſchen und der däniſchen Waffen nicht bloß ſtellen wollen; genug! er, der einſtmals ſiegreich die Angriffe Heinrich's V. abgewehrt und ſich ſeinen Lehnspflichten gegen das deutſche Reich entzogen hatte, er erſchien zwar nicht perſönlich, ſandte aber doch Abgeordnete. Hiermit war indeſſen der Kaiſer nicht zufrieden, ſondern drang auf ein perſönliches Sich-Stellen. Und Boleſlav ſah ſich wirklich gezwungen, den 15. Auguſt in Perſon vor Lothar in Merſeburg zu erſcheinen, wohin gleichzeitig auch der böhmiſche Herzog Sobieſlav und Abgeordnete vom Könige von Ungarn eintrafen. Hier brachte der Kaiſer eine Ausgleichung zu Stande. Boleſlav aber mußte demſelben den Eid auf Mannenpflicht leiſten für Pommern und Rügen, das Lothar als eine Eroberung von ihm (vgl. oben S. 308) ſich

und dem deutschen Reiche vindicirte, und dafür*) zugleich einen rückständigen zwölfjährigen Tribut zahlen. Vielleicht that er solches auch zum eignen Vortheil, um sich gegen die Angriffe der dem deutschen Reiche ebenfalls zu der Zeit unterworfenen Dänen zu sichern. Außerdem verstand er sich dazu als neuer Vasall des Kaisers, demselben nach gewohnter Sitte auf feierlichem Kirchgange am Feste der Himmelfahrt Mariä (15. August) das Schwert vorzutragen (1135). Bei der Gelegenheit dieses seines Aufenthaltes in Sachsen besuchte er das Grab des kurz vorher (1131 oder 1132) kanonisirten heiligen Gotthard's in Hildesheim, zum Gegenspiel Otto's III., der einst nach Gnesen gewallfahrt.

Wie im Politischen auf solche Weise vom deutschen Reiche, so machte Boleslav sich und sein Land damals auch im Kirchlichen noch abhängiger denn zuvor von Rom und der römischen Curie, indem er seinem Lande eine bestimmt begrenzte Eintheilung in Bisthümer verlieh, wobei er aber doch wieder die äußere Abhängigkeit von dem magdeburger Erzbischofe abwarf, freilich noch vor jenem Jahre, wo er sich vor dem Kaiser demüthigte. Nehmlich er und Herzog Wratislav errichteten nicht nur ein Bisthum in Pommern rechts der Oder und verliehen es an Adalbert, den treuen Freund und Begleiter Otto's von Bamberg; auch westlich von dem Strome entstand nicht so gar lange nach Otto's zweiter Missionsreise, vermuthlich gleichfalls durch gemeinsame Stiftung beider Fürsten, das Bisthum Stettin. Und weiter hinauf, an der Mittel-oder, gründete er das Bisthum Lebus. Die erste, beiläufige Erwähnung desselben ist vom 16. März 1133**). So wurden drei neue Bisthümer gebildet östlich und nordöstlich von Magdeburg, aber dem magdeburger Erzstifte nicht untergeordnet, wie es doch das ursprüngliche Privilegium desselben erheischt hätte. Solchem Schmälern seiner Metropolitanrechte suchte nun Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, ent-

*) Das Richtige hat hier unstreitig L. Giesebrecht gesehen (a. a. O. S. 357, Note 3) Aber auch hinsichtlich Rügens? Ueber Rußland konnte doch Boleslav III. vom deutschen Kaiser keine Belehnung empfangen!?

**) Vgl. L. Giesebrecht S. 345, oder Wohlbrück's Gesch. des Bisth. Lebus, I. B. S. 52.

gegen zu wirken. Er beſchwerte ſich deßhalb beim Papſte, und Innocenz II. citirte wiederholt durch Geſandte wie durch Bullen die Biſchöfe von Stettin, Lebus, Pommern, Poſen, Gneſen, Krakau, Breslau, Kruſchwitz, Maſovien (Plock) und Wladiſlav vor ſich, um Aufklärung ihm über die Sache zu geben; allein ſie erſchienen nicht, gaben auch keinen brieflichen Beſcheid. Da traf es ſich, daß Norbert im Jahre 1132 das Oberhaupt des deutſchen Reiches auf ſeinem Zuge nach Italien begleitete. Bei der Gelegenheit trug der Erzbiſchof ſeine Angelegenheit dem Papſte mündlich vor, und erwirkte von ihm an demſelben Tage, wo Lothar zum Kaiſer gekrönt wurde (den 4. Juni 1133), eine Bulle, kraft welcher dem magdeburger Erzſtifte nicht bloß alle Bisthümer jenſeit der Saale und Elbe, ſondern auch jenſeit der Oder unterworfen ſein ſollten. Nun kehrte zwar Norbert noch in demſelben Sommer aus Italien zurück, wurde aber längere Zeit am Hofe mit andern Dingen beſchäftigt, ſo daß er ſich nicht um die Sache bekümmern konnte, und ſtarb das Jahr darauf (am 6. Juni 1134), ſo daß die ganze Angelegenheit wieder ins Stocken gerieth und nachmals nie in Ausführung gekommen iſt.

Mit den Verhältniſſen der Slaven an der Niederelbe und an der Oſtſeeküſte ereigneten ſich während der Regierung Lothar's folgende Veränderungen: das Herzogthum Sachſen wurde während der ganzen Zeit nicht wieder verliehen; erſt auf dem Sterbebette belehnte der Kaiſer mit demſelben ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog Heinrich von Baiern*). Man kann hiernach ſchon von vorn herein abnehmen, daß von Seiten Lothar's bei ſeinen vielen anderweitigen Reichsgeſchäften auf dieſen Punkt nicht gerade viele Aufmerkſamkeit wird gewendet worden ſein. Wir haben daher in ſolcher Beziehung nur Weniges zu berichten. Kaum war der Obotritenfürſt Heinrich, der ſich (vgl. oben S. 288) doch bereits ein ſo ſchönes ſlaviſches Reich gegründet hatte, geſtorben (den 22. März 1127)**), und kaum hatten ſeine Söhne Zwentopolch und Kanut die Herrſchaft in Beſitz genommen, als auch wieder der alte böſe

*) Dieß thut überzeugend dar Jaffé a. a. O. S. 224 und Beilage II. S. 230 f.

**) S. Jaffé S. 107, nebſt Beilage III. S. 232 ff.

ſlaviſche Geiſt der Zwietracht über ſie kam, und der erſtere allein regieren wollte. Die zur Entſcheidung herbeigerufenen Holſteiner vermittelten zwar den Frieden, indem ſie eine Theilung des Reiches bewirkten. Aber dieß hinderte nicht, daß nicht Kanut bald darauf ermordet wurde. Nun nahm der ältere Sohn das Ganze in Beſitz. Während des Bruderkrieges hatten aber die ausheimiſchen Lande, welche Heinrich einſt mit Gewalt der Waffen ſich unterworfen und zinspflichtig gemacht hatte, dieſe Pflicht wieder abgethan, da ſie ihnen bei der Zwietracht der Herrſcher keinen Schutz gegen auswärtige Feinde gewährte. Es waren dieß die Pommern und Rugianer. Doch unterjochte Swentopolch mit Hilfe des Grafen Adolf I. von Holſtein — er war eigentlicher Fürſt der Wagrier — die Obotriten und Kiſſiner. Lange dauerte indeſſen auch deſſen Glück und Leben nicht: er fiel durch die Hand eines Holſteiners, Namens Daſo, und eben ſo erging es ſeinem Sohne Zwinike: auch der fiel kurz darnach durch Mörderhand, und mit ihm erloſch das Geſchlecht des Wendenkönigs Heinrich in gerader Linie.

Das erledigte Reich ward vom derzeitigen Herzoge in Schleswig, der auch den Namen Kanut führte, beanſprucht. Er ging im Jahre 1128 zum deutſchen Könige, brachte reiche Geſchenke, zahlte eine bedeutende Geldſumme und — ward dafür mit der ganzen Herrſchaft belehnt, mit welcher Heinrich bewidmet geweſen. Ja! Lothar ſetzte ihm die Krone auf und erhob ihn zum Könige der Obotriten. Und Kanut führte ein kräftiges Regiment. Er ſuchte mit Gewalt ſich und ſeine Herrſchaft im Lande der Wagrier zu befeſtigen, zog öfters mit holſteiniſchen Schaaren durch das Wendenland und warf alle Ungehorſamen und Widerſetzlichen zu Boden. Den Neffen Heinrich's, Pribiſlav, und einen vornehmen Obotriten, Namens Niklot, die ſeiner Macht trotzen wollten, nahm er gefangen, führte ſie nach Schleswig und hielt ſie ſo lange in ſtrengem Gewahrſam, bis ſie durch Zahlung einer Summe Geldes und durch Stellung von Geiſeln Gehorſam verbürgten. Allein durch ſolche energiſche Maaßregeln erregte Kanut die Eiferſucht des däniſchen Kronprinzen Magnus, und dieſer glaubte ſich und die Thronfolge nur dann geſichert, wenn jener nicht

mehr wäre, und ſo ließ er ihn am 6. Januar 1131 meuchlings umbringen. Alsbald erhoben ſich jene beiden Obotriten Pribiſlav und Niklot, theilten ſich in das Land, ſo daß der erſtere über die Wagrier und Polaber, der letztere über die Obotriten die Herrſchaft empfing, und ſagten ſich los von der deutſchen Oberherrlichkeit. Selbſt gegen die Kirche ward man aufſäßig: jede Spur des Chriſtenthumes wurde vertilgt, der alte heidniſche Götzendienſt wieder von neuem eingeführt. Alle dieſe Ereigniſſe, ingleichen Zwiſtigkeiten und innere Kriege im nahen Dänenlande, beſtimmten den König Lothar zu einem Kriegszuge in die Gegenden der Niederelbe. Nachdem er die Dänen bezwungen und den König daſelbſt genöthigt hatte, ihm eine Summe Geldes zu zahlen und als Oberherrn zu huldigen, wandte er ſich gegen die Wenden und zwang ſie zur Unterwerfung. Allein den Pribiſlav und Niklot ließ er doch als Fürſten neben einander beſtehen, und gegen den heidniſchen Götzendienſt ſcheint er gar nichts gethan zu haben. Auf dieſen letztern Punkt ward er erſt aufmerkſam gemacht im Jahre 1133, als er ſich in Bardewik aufhielt, und zwar durch jenen Vicelin, von welchem bereits oben die Rede geweſen iſt (S. 288), welcher ſchon immer ſich mit einem Miſſionswerke herumgetragen hatte, allein bis daher durch die Unruhen und Kriege im Wendenlande abgehalten worden war. Jetzt glaubte derſelbe den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben, um auch die weltliche Macht für die Sache in Anſpruch zu nehmen. Er begab ſich alſo nach Bardewik zum Kaiſer und forderte dieſen auf, ihm ſeinen kräftigen Arm zu leihen zur feſten Begründung der chriſtlichen Kirche unter den noch immer dem Heidenthume ergebenen Wenden. Lothar ging darauf ein, legte im Wendenlande eine Zwingburg an (Siegeberg) auf dem Aalberge, gründete am Fuße deſſelben ein Kloſter, ſtellte es unter den Schutz des Burgherrn und verpflichtete ſechs wendiſche Städte, ſelbiges zu unterhalten. Das Kloſter, ſo wie die Kirche zu Lübeck untergab er der Leitung Vicelin's; ihn ſelbſt empfahl er auf das nachdrücklichſte dem Schutze Pribiſlav's, dem er auch die kräftigſte Förderung des Chriſtenthumes in ſeinen Landen zur Pflicht machte. Und Pribiſlav und Niklot haben ſich als gehorſam

Vasallen erwiesen. Im Jahre 1135 erschienen von ihnen Gesandte beim Kaiser auf dem Reichstage in Magdeburg, vielleicht um sich und ihr Land zu sichern gegen die drohende Stellung, welche der neue Dänenkönig Erich durch einen Angriff auf Rügen genommen hatte. Von Seiten des hamburger Erzbischofs erfuhr jene Missionsthätigkeit allen Vorschub. Im Jahre 1136 erließ derselbe eine Urkunde, kraft deren er dem Vicelin und allen seinen Genossen das Bekehrungsgeschäft im Wendenlande, so weit es zum Sprengel des hamburger Erzstiftes gehörte, gestattete, ihnen ihr Neumünster sammt Grundeigenthum und Zehnten bestätigte und außerdem noch ausdrücklich festsetzte, daß die dortige Congregation fortan unmittelbar unter ihm und seinen Nachfolgern stehen solle. Vicelin that, was er vermochte, und wie wir sehen werden, nicht ohne Erfolg. Ihm und seinem Bekehrungsgeschäfte kam es unter Anderm zu Statten, daß die Dänen öfters von der See her die heidnischen Wenden angriffen und dabei auch den christlich-kirchlichen Propagandismus übten. Das war namentlich der Fall mit der Insel Rügen, die sie einnahmen und deren Bewohner sie von neuem zwangen zur Annahme des Christenthumes (1136).

Hiermit endigt der Verlauf der Begebenheiten in Bezug auf die slavisch-deutschen Verhältnisse während der Regierung Lothar's. Man wird ohne weitere Erörterung erkennen, daß bereits in diesem Zeitraume ein allgemeiner Aufschwung des Deutschthums über das Slaventhum erfolgt ist, eine nahe Vorbereitung zum Umschwung der Dinge in der folgenden Periode. Und gewiß war solches zum großen Theil das Werk oder wenigstens die Folge der rüstigen Thätigkeit und Energie des Kaisers, vermöge welcher er in alle Zustände des Reiches Regsamkeit und Rüstigkeit zu bringen wußte.

XI. Konrad III., der Hohenstaufe. Von 1137—1152.

Mit dem Tode Lothar's fing der Glanz der deutschen Herrlichkeit, welchen derselbe in so schönem Grade wieder gesteigert hatte, daß er, wenn er länger gelebt, ihn zu seiner frühern Helle zurückgeführt hätte, doch wieder an zu erbleichen auch in Bezug auf die Verhältnisse mit den Slaven, inso-

weit wenigſtens noch das Oberhaupt des Reiches jetzt in Betracht kam, theils wegen der minder hervortretenden, weniger energiſchen, ſchwächern und mattern Perſönlichkeit Konrad's, theils wegen des gräßlichen Zwieſpaltes, in welchen bei und nach der Königswahl die deutſchen Fürſten zerfielen, und welchen jener nicht zu beſchwichtigen vermochte oder auch nur verſuchte. Deutſchland ward der Schauplatz jener langjährigen Spaltung, die man unter dem Namen des Kampfes der Waiblinger und der Welfen kennt, die an dem Marke des Volkes zehrten und dem Lande tiefe Wunden geſchlagen haben. Natürlich haben ſie auch auf die Verhältniſſe mit dem Slavenlande nachtheilig eingewirkt, ſchon um deßwillen, als mehrere der Grenzfürſten darein perſönlich verwickelt waren, als ſich der Streit zu einer Fehde um das ſächſiſche Herzogthum geſtaltete.

Es hatte nehmlich, wie bekannt, Lothar ſeine einzige Tochter Gertrud mit dem derzeitigen Herzoge von Baiern, Heinrich, einem Enkel des letzten Billungers, vermählt und denſelben, noch auf dem Sterbebette, mit dem ſeit ſeiner Thronbeſteigung erledigten Herzogthume Sachſen belehnt. Hierdurch fühlte ſich Albrecht der Bär in ſeinen Rechten gekränkt; denn er glaubte und hatte auch Urſache zu glauben — er war verwandt mit dem billungiſchen Geſchlechte — das Herzogthum für ſich beanſpruchen zu können. Als daher die verwitwete Kaiſerin Richenza gleich nach Beſtattung ihres Gemahles ihrem Schwiegerſohne auch die Kaiſerkrone verſchaffen wollte und zu dem Ende, gegenüber der hohenſtaufiſchen Partei, die ſächſiſchen Fürſten auf den 2. Februar 1138 nach Quedlinburg berief, damit ſie ihren Herzog zum Könige küren ſollten, ſo widerſetzte ſich dem der Markgraf Albrecht mit Gewalt der Waffen: er hintertrieb die Verſammlung, indem er alle nach Quedlinburg geſchafften Vorräthe wegnahm, die Kaiſerin ſelbſt nicht in die Stadt hineinließ, ihr auch durch Raub und Brand ſonſt Abbruch that. Ob Albrecht mit dem Hohenſtaufen im Einverſtändniſſe handelte? Wohl ſollte man es glauben. Denn kaum war Konrad zum Könige gewählt (am 22. Februar) und gekrönt (am 6. März), ſo wurde dem Herzog Heinrich aufgegeben (zu Regensburg den 29. Juni),

einem Theile seiner Länder zu entsagen; denn es sei ungesetzlich, daß ein deutscher Fürst zwei Herzogthümer besitze. Und sofort trat Albrecht mit seinen Ansprüchen auf Sachsen hervor, und der König belehnte ihn mit demselben, aber nicht ohne heftigen Widerspruch mehrerer andrer Fürsten. Auf Antrieb der Kaiserin Richenza verbanden sich zu gemeinsamer Fehde gegen den Markgrafen Markgraf Konrad von Meißen, Pfalzgraf Friedrich u. s. w. Auf Seiten Albrecht's standen dessen Mutter, die angesehene Gräfin Eilike, und Graf Bernhard von Plötzke. Und nun ging es an ein gegenseitiges Bekämpfen durch Zerstörung und Verwüstung von Gegenden, Städten und Burgen. Der Schauplatz waren das Herzogthum Sachsen, selbst Holstein, Nordalbingien, dann die Gegenden am Harz, Berenburg u. s. w. Aber Herzog Heinrich blieb nicht unthätig: bald war sogar die Uebermacht auf seiner Seite. Albrecht mußte nicht nur seine Eroberungen im Herzogthume Sachsen aufgeben; er wurde in seinen eigenen Erblanden angegriffen. Er mußte zum Könige flüchten und bat um dessen Unterstützung, und im August desselben Jahres rückte Konrad mit einem Heere gegen Sachsen vor. Die beiden Gegner stießen auf einander in Thüringen; doch kam es zu keiner Schlacht: die Bischöfe vermittelten einen Waffenstillstand. Auf einem nächst zu haltenden Reichstage (zu Quedlinburg) sollte der Streit geschlichtet werden. Da starb unerwartet Heinrich der Stolze (20. October), und nun erneuerte Albrecht seine Ansprüche und hielt sich schon des Besitzes des Herzogthumes für gewiß, wollte sich schon im neuen Lande als förmlichen Herrn geriren. Da traten die sächsischen Fürsten auf und wollten durchaus ihres Herzogs minderjährigem Sohne, auch Heinrich genannt, Land und Würde des Vaters erhalten: der zehnjährige Prinz war von dem Sterbenden ihrer Obhut empfohlen worden. Sie griffen den Markgrafen Albrecht an: nur durch ein Wunder ward er gerettet; darauf zogen sie gegen seine Erbländer am Harze und verwüsteten diese (1140). Erst nach zwei Jahren, auf dem Reichstage in Frankfurt a. M. (den 10. Mai 1142) kam die Sache zu einer friedlichen Erledigung: Markgraf Albrecht gab, durch den Erzbischof Marculf von Mainz überredet, seine Ansprüche

auf Sachſen auf, und das Herzogthum verblieb Heinrich dem Löwen, wofür dieſer nun auf das bairiſche Herzogthum verzichtete. Albrecht dem Bär ward dafür die Beſtätigung ſeiner brandenburgiſchen Markgrafſchaft. Dieſe hatte ſich mittler Weile durch Erbſchaft vergrößert. Im Jahre 1141 ſtarb nehmlich der bisherige Inhaber der Brandenburg und des Havellandes, Pribiſlav, der bei ſeinen Lebzeiten mit Albrecht einen Erbvertrag geſchloſſen und ſeine Beſitzungen demſelben nach ſeinem Tode vermacht hatte. In Folge deſſen hatte der Markgraf die Burg und die dazu gehörigen Ländereien in Beſitz genommen. Dieß gab zugleich Veranlaſſung bei der Beilegung jenes Streites, Albrecht für den großen Verluſt in etwas zu entſchädigen behufs ſeiner Ehre und ſeiner Stellung im Reiche. Um ihn völlig dem Herzoge von Sachſen gleich zu ſetzen, ward aus ſeinen ſchon ziemlich weitläufigen Beſitzthümern, mit der Ausſicht auf deren Erweiterung nach Oſten hin auf Koſten der Slaven, ein neues, unmittelbar vom Kaiſer abhängiges und zum deutſchen Reiche als nothwendig integrirender Theil gehörendes Erzfürſtenthum gebildet, das dem Herzogthume Sachſen und den übrigen von Alters her beſtehenden höchſten Fürſtenthümern in Deutſchland an Rang, Anſehen und Gerechtſamen völlig ähnlich ſein ſollte, und zwar unter dem Namen der Mark Brandenburg. Zuverläſſig erhielt damit Albrecht zugleich als ein für ewige Zeiten an das Erzfürſtenthum gebundenes Ehrenamt die Würde eines Erzkämmerers, da die übrigen Erzfürſten ja jeder ein ähnliches Amt beſaßen. Endlich mochte ihm die Verſicherung der Erbfolge des Ganzen auf ſeinen älteſten Sohn werden; ja! man verlieh wohl jetzt ſchon demſelben das neue Fürſtenthum, damit dem Vater jegliche Beſorgniß genommen werde, man möchte es nach ſeinem Tode wieder dem Sohne entziehen: woraus ſich erklären ließe, warum ſich Otto I. urkundlich bereits 1144 Markgraf von Brandenburg nennt. Das neue Erzfürſtenthum ward nach einer einzelnen Feſte, nicht, wie ſonſt gewöhnlich, nach einer Völkerſchaft oder nach einem Lande benannt, theils weil es hier an einem ſolchen Anlaß mangelte, theils weil die Burg Brandenburg ſchon lange in dieſer Gegend berühmt geworden und bekannt war. Und Albrecht's kriege-

rischem Muthe und seinen Nachfolgern bot es einen weiten Spielraum dar zur Erweiterung und Vergrößerung des Landes. Seine Rechte waren von Anfang an ziemlich unumschränkt, in solcher Beziehung daher die Errichtung der Markgrafschaft Brandenburg von besonderer Beachtung für die innere politische Geschichte unsers Vaterlandes.

Die Wenden an der Ostsee blieben während jenes argen Zwistes ihrer Oberherren nicht unthätig: sie benutzten ihn zum abermaligen Versuche, das Joch der Zwingherrschaft der Deutschen abzuschütteln. Der Obotritenfürst Pribislav überfiel im Sommer 1138 die Vorstadt von Siegeberg und zerstörte sie und behandelte die deutschen Bewohner mit entsetzlicher Grausamkeit. Indessen während er hier so arg wirthschaftete, kam unvermerkt sein Erbfeind Race, aus der Familie des vormaligen wendischen Herrschers Cruco, mit einer Anzahl Schiffen die Trave herauf, nahm die Feste Lübeck ein und verwüstete sie und die Umgegend und zog dann wieder ab. Die Wagrier aber machten häufige Raubzüge nach Holstein. Da brachte Heinrich von Badwide, der damals das Grafenamt in dieser Gegend verwaltet, schnell einen Heerhaufen zusammen, fiel in das Land der Wenden ein, und besiegte den überraschten Feind in einem großen Treffen. Die ganze Gegend von der Swale bis an die Trave und an das baltische Meer wurde auf dieser einen Heerfahrt durchstreift, geplündert und durch Feuer verwüstet. Im Sommer darauf (1139) setzten die Holsteiner auf eigne Hand den Krieg fort, da ihr Graf eben in Fehde lag, zogen vor Plön, die stärkste Festung der Wagrier, eroberten und zerstörten sie, tödteten die wendischen Bewohner und verödeten das Land durch häufige Plünderungen, „voll Freude, daß sie einmal frei und ungehindert an dem verhaßten Volke Rache üben konnten, dessen die Fürsten sonst schonten, um höhern Tribut zu erlangen“*): eine wahre Bemerkung, die uns erklärt, warum der Kampf zwischen den Deutschen und Slaven sich so lange hingezogen hat, und die durch die Darstellung der folgenden Periode sattsam wird gerechtfertigt werden.

*) L. Giesebrecht a. a. O. III. B. S. 10.

Als der Streit um das Herzogthum Sachsen zwischen den betreffenden Parteien ein Ende hatte, ward auch diese Gegend beruhigt. Der Graf Adolf erhielt Wagrien, und Heinrich von Badwide als Ersatz dafür Ratzeburg und das Land der Polaber. Der bisherige Fürst beider Länder, Pribislav, ward bei Seite geschoben und lebte fortan als unterthäniger Grundeigenthümer in der Nähe von Aldenburg. Niklot blieb Fürst der Obotriten. Da nun Wagrien durch die immerwährenden Aufstände, Kriege und Verheerungen, namentlich durch die grausamen in der letzten Zeit, so ganz verödet war, kam der Graf Adolf auf den klugen und glücklichen Gedanken, das Land mit deutschen Colonisten zu besetzen. Zugleich die einzig richtige Weise, die nichtdeutschen Länder durch und durch zu civilisiren, zu germanisiren, zu beruhigen und auf immer mit dem deutschen Reiche zu verketten, eine Weise, die die deutschen Grenzfürsten und Kaiser schon längst hätten einschlagen sollen, und die seitdem von den meisten Regierungen mit Vortheil eingeschlagen worden ist. Der Graf berief durch eigens zu dem Zwecke ausgesandte Boten Ansiedler aus Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland. Auch die zunächst wohnenden Holsteiner und Stormarer wurden eingeladen, sich niederzulassen in den besten Gegenden des Landes, das sie ja selbst erobert hatten. Jetzt ward auch namentlich die Stadt Lübeck wieder aufgebaut, unfern der Stelle, wo die ältere von Race zerstörte gestanden hatte. Die neuen Ansiedler waren aber vor den Anfällen der Obotriten zu sichern. Zu dem Ende schickte der Graf Abgeordnete an den Fürsten Niklot. Er und die Angesehenen seiner Nation ließen sich durch Geschenke gewinnen und schlossen ein Freundschaftsbündniß mit dem Grafen, und sie wahrten dasselbe und verhielten sich willfährig gegen den neuen Bundesgenossen und friedfertig gegen seine Unterthanen. Da konnte nun auch das Christenthum wieder Wurzel fassen und die bisherigen kirchlichen Institute festen Boden gewinnen. Erzbischof Adalbert von Hamburg erneuerte und vermehrte bald nachher (1139 und 1141) seine frühern Schenkungen, erhob den Vicelin zum Propste von Neumünster, mit der Gerechtsame, in dem ganzen erzbischöflichen

Sprengel zu taufen, zu predigen u. ſ. w., und Graf Adolf half mit ſeinem weltlichen Arme, wo er wußte und konnte. Weiter indeſſen als Wagrien reichte die Miſſionsthätigkeit nicht, deren Heerd Neumünſter war, an deren Spitze Vicelin ſtand.

Mit dem Bisthume Havelberg blieb es in dieſem Zeitraume noch immer ſo ziemlich beim Alten. Der Inhaber deſſelben, Anſelm, ward durch Hof- und Reichsgeſchäfte, zu welchen er durch den König vielfältig gebraucht wurde, abgehalten, viel für ſeinen Sprengel zu thun: er war die meiſte Zeit hindurch abweſend. Nur allein für die Gründung des Kloſters Jericho (ſeit 1144) finden wir ihn urkundlich eifrig bemüht. Mit Stiftung eines Kloſters, des leizkauer Kloſters, begann nicht minder der brandenburger Biſchof, Namens Wiger, ſeine Amtsthätigkeit in ſeinem Sprengel zu dieſer Zeit. Für jetzt wagte er noch nicht ſich ſelbſt weiter vor: er ernannte vorerſt für das Havelland einen Abt, der ſeine Stelle dort einſtweilen vertrat. Die lauſitzer und die meißner Markgrafſchaft blieb in ihrem bisherigen Zuſtande unter Konrad von Wettin und mag ſich die letztere wohl ſchon bedeutend germaniſirt haben. An Ausdehnung gewann ſie in Folge eines wiederholten Bürgerkrieges in Böhmen. Hier kam nach dem Tode Sobieſlav's I. (im Jahre 1140 den 14. Februar) gegen deſſen letzten Willen durch die Wahl der Häupter des Volks Wladiſlav II. zur Regierung. Allein bald ſtand dieſer einer gewiſſen Partei nicht mehr an: man empörte ſich gegen ihn zu Gunſten eines andern Gliedes der Premysliden, und jener ward in einer Schlacht geſchlagen (1142). Er flüchtete zum Könige der Deutſchen und bat um deſſen Hilfe. Sie wurde ihm gewährt. Konrad führte ſeinen Vaſallen nach Prag zurück und ſetzte ihn wieder in ſeine herzogliche Würde ein. Dafür nun trat, wie aus Gründen vermuthet wird, der böhmiſche Herzog die Milzienerlandſchaften Budiſſin und Niſani, (die bis daher ihm gehört hatten, vgl. oben S. 302) an den König der Deutſchen ab, ſei es nun ſtatt einer vorher verſprochenen Geldentſchädigung für die Heerfahrt, ſei es mit ihr. Konrad aber muß ſie — entweder auf Lebenszeit oder auf beſtimmte Jahre — dem Markgrafen Konrad überlaſſen

haben; denn dieser befindet sich, urkundlichen Nachrichten zufolge, zwei Jahre später in dem Besitze derselben.

Das Abhängigkeitsverhältniß Polens zum deutschen Reiche blieb unter Konrad III. fortbestehen, aber mehr durch die Schuld der Polen, denn durch die Macht und die Glorie des Königs der Deutschen. Denn kaum noch hatte Boleslav III. die Augen zugethan (den 28. October 1139), als unter seinen vier Söhnen, unter die das Reich getheilt worden war, auch sofort die ärgerlichsten Zwistigkeiten ausbrachen, welche nicht bloß die innere Kraft des Volkes lähmten, sondern auch Veranlassung gaben zum Eingreifen des Oberhauptes der Deutschen. Herzog Wladislav II., der älteste jener Brüder, zeigte sich gegen die übrigen als Senior herrschsüchtig; das wollten die übrigen nicht leiden, standen gegen ihn auf und besiegten ihn. Er begab sich an den Hof Konrad's, mit dem er durch seine Gemahlin nahe verwandt war, und ließ sich allein mit dem Herzogthume Polen belehnen. Darauf machte er einen Feldzug gegen seine Brüder, der aber endlich doch auch wieder unglücklich ablief: er sah sich von neuem gezwungen, nach Deutschland zu fliehen. Da nahm sich denn Konrad III. seines Schwagers ernstlicher an: Vorstellungen aber hatten keinen Erfolg. Selbst der damalige Papst (Eugen III.), der durch einen abgeordneten Cardinal den Frieden unter den zwieträchtigen Brüdern vermitteln sollte, richtete nichts aus. Da wurde von ihm, dem Papste, ganz Polen mit dem Bannfluche belastet und König Konrad geheißen, die Strafe zu vollziehen. Im August des Jahres 1146 machte sich das Oberhaupt des deutschen Reiches auf mit einem Heere der Oder zu. Aber die klugen Feinde machten wieder Gebrauch von dem alten Manoeuvre des Guerrillakrieges, wichen jedem Treffen aus; dagegen schnitten sie den Deutschen überall die Zufuhr ab und beobachteten und beunruhigten sie unausgesetzt. Das deutsche Heer gerieth dadurch in große Noth. Da vermittelten die Markgrafen Albrecht und Konrad, die sich persönlich bei dem Zuge befanden, einen Vergleich: dem zufolge erschienen die feindlichen Brüder persönlich im Lager des Kaisers, versprachen ihm neben bedeutenden Summen auch, auf dem nächsten Reichstage sich zu stellen und sich dann

seinem Ausspruche zu fügen. Wladislav blieb in der Verbannung; die übrigen polnischen Fürsten nahmen ihre (getheilten) Länder vom Könige zu Lehen*).

Schluß der dritten Periode.

Jetzt hatte der Weltkampf der beiden großen Nationen seit seinem ersten Beginnen sechshundert Jahre gewährt: seit Karl's des Großen erstem Uebergange über die Elbe waren etwa drei und ein halbes Jahrhundert, seit Heinrich's I. glorreichem Feldzuge zwei Jahrhunderte verflossen, und — noch immer war im Ganzen wenig Terrain von den Deutschen gewonnen, mindestens viel zu wenig gegen die Zahl von Schlachtopfern, die dabei gefallen, gegen das viele Blut, das dabei geflossen, gegen den großen Zeitraum, den der Kampf gedauert, gegen die ungeheuern Anstrengungen, die dabei gemacht worden. Noch immer waren die Slaven in dem größten Theile der ihnen heimischen Länder nicht völlig besiegt und überwunden. Es hätte nur eines sie vereinigenden Gemeingeistes, eines einzigen großen Charakters unter ihnen, der ihre Kraft gesammelt und nach Einem Brennpunkte hin geleitet und zusammengehalten hätte, bedurft, und das Germanenthum hätte wieder weichen müssen aus allen den Grenzgegenden, wo es sich bereits eingenistet. Tapferkeit, Ausdauer, Energie, Hartnäckigkeit des Willens hatten sie genug. Aber ihr zersplittertes Wesen war dem entgegen: ein wahrhaft grausiger Fluch ewiges Zwiespaltes und ewiger Unruhen unter sich und im eigenen Lande hat von jeher auf ihnen gelastet. Dieser Umstand kam den Deutschen zu Statten; sonst wären dieselben, bei ihren auch so häufigen gegenseitigen Befehdungen und ihren sonstigen vielen politischen Mißgriffen, nicht die Sieger, die Herren, die Eroberer geworden. Daß der Kampf aber bis daher sich so weit in die Länge gezogen hat, meist ohne wesentliche Früchte, davon trägt die Schuld die Gewohnheit der meisten deutschen Könige und Kaiser, daß sie trotz ihrer

*) Die Nachrichten bei den ältern Historikern und die Darstellungen der neuern lassen sich hier schwer mit einander vereinigen. Vgl. z. B. L. Giesebrecht's — dem wir hauptsächlich hier gefolgt sind — wendische Geschichte III. S. 18 mit Röpell S. 352 ff.

beſchränkten militäriſchen Einſicht ſich doch immer perſönlich an die Spitze ſtellten, wenn es einen Zug gegen die Slaven galt, und ſich durch bloße Verſprechungen, Geſchenke, Ehrenbezeigungen beſchwichtigen ließen, zufrieden waren mit Tributen und Dienſtmannſchaft, ſtatt die Sache kräftiger anzufaſſen, Burgen zu erbauen, Städte anzulegen, hinreichend deutſche Colonien zu gründen, tüchtige Grenzfürſten anzuſtellen und ſolchen den nöthigen Spielraum zu Ergreifung ſelbſteigener paſſender Maaßregeln zu gewähren.

Das ward mit dem Jahre 1147 anders, und ſomit beginnen wir mit demſelben eine neue, die vierte Periode.

D. Periode.

Von dem Kreuzzuge gegen die Wenden im Jahre 1147 bis zum Verlaufe des Weltkampfes in den verschiedenen slavisch-deutschen Ländern zu verschiedenen Zeiten.

Ausgang des großen Drama's.

Völliger Umschwung der Verhältnisse: die Heereszüge der Deutschen in die Slavenländer erfolgreicher denn je, weil ihre Willenskraft und ihr Muth durch religiösen Fanatismus ungewöhnlich gesteigert ist, weil durch das Zurücktreten des Oberhauptes ihres Reiches die Bevormundung der Grenzfürsten fast ganz aufhört, weil sie durch kräftige, aufstrebende Männer geleitet werden, und weil sie an Tapferkeit, militärischer Fertigkeit, Cultur, geistiger und körperlicher Regsamkeit die Slaven weit übertreffen. Mit dem Zeichen des Kreuzes auf der Schulter und mit dem Schwerte in der Rechten setzen sie sich gewaltsam in den Besitz der slavischen Vorländer zwischen der niedern und mittlern Elbe und Oder, überschreiten bald auch die letztere, weiterhin selbst die Weichsel, die Düna u. s. w. All diese Gegenden werden colonisirt, christianisirt, germanisirt. Nicht minder dringt vor die Colonisation und Germanisirung mancher slavischen Vorländer auf friedlichem Wege, in Folge der höhern Civilisation und Cultur der Deutschen. Mekelnburg, Pommern, obwohl unter heimischen Fürsten, kann sich des Germanenthumes nicht erwehren und geht in den Verband des deutschen Reiches über. Selbst Schlesien befindet sich, obschon ebenfalls unter einheimischen Fürsten, am Ende des 13ten Jahrhunderts bereits entschieden im Uebergange zu deutschem Leben und fängt an, Böhmen und Mähren zu isoliren. Ja! bis nach dem seine Nationalität doch sonst so festhaltenden Polen und Rußland dringen die Elemente deutscher Civilisation und zersetzen die dortigen Zustände in mehrfacher Hinsicht. Indessen wissen die beiden letzten Mächte, Polen bis zu seinem Untergange, Rußland noch fortwährend jetzt, die slavische Nationalität aufrecht zu erhalten. Allein die Folgen dieses Fortschreitens des Germanismus sind ungeheuer, sind — welthistorisch. Den Mittelpunkt dieses regen Lebens im Norden bildet anfänglich das ascanische Haus in der Mark Brandenburg, später ebendaselbst das hohenzollersche. Das deutsche Reich dagegen verliert allmählich immer mehr seine ursprüngliche Bedeutung.

Hiernach vermögen wir die betreffenden Facta nicht mehr nach der Folge der deutschen Könige und römischen Kaiser zu gruppiren: wir sind genöthigt, sie nach der Lage der Länder zu ordnen: Mekelnburg, Pommern, die Mark Brandenburg, das Kurfürstenthum Sachsen-

Wittenberg, die Landschaft Jüterbog-Dahme, die niederlausitzer Mark, die meißner Mark, Böhmen und Mähren, Schlesien, Polen, Preußen, Lief-, Kur- und Esthland. Wir verfolgen in diesen einzelnen Landschaften den Kampf, bis er sich je nach den verschiedenen Ländern verschieden und zu verschiedenen Zeiten in die ruhige Fläche solcher Verhältnisse verläuft, wie sie noch in der Gegenwart andauern, wobei wir die Ereignisse der neuern Zeit nur kurz andeuten werden, weil wir bei unsern Lesern die Kenntniß derselben voraussetzen, da sie ja so vielfach und so ausführlich in neuester Zeit erörtert worden oder in unsern Tagen erst geschehen sind, und wir uns nicht gesonnen fühlen, unser Werk in eine überflüssige Breite versiegen zu lassen.

Endlich sollte es ein Ernst werden von Seiten der Deutschen mit Beruhigung und Erweiterung der nordöstlichen Grenze ihres Landes und mit der Niederkämpfung und Bewältigung der bis daher so tapfern, so widerspänstigen Slaven. Mit der Kriegskunst und Tapferkeit der erstern gattete sich religiöse, bis zum Fanatismus gesteigerte Begeisterung. Diese ward das treibende Element und brachte mit einem Male Erfolge hervor, welche man viele Jahrhunderte lang vorher nicht hatte in Ausführung stellen können, ja! welche man sicherlich bei der erneuten Aufnahme des Kampfes kaum mag geahnet haben.

Es war im Jahre 1145, als hier nach dem Abendlande laut der Hilfeschrei ertönte aus dem Morgenlande her: die Türken machten wieder bedrohliche Fortschritte in Eroberung der von den Christen ihnen erst abgekämpften Städte und Länder; bereits wäre Edessa in Mesopotamien ihnen zum Opfer gefallen. Da erließ der damalige Papst, Eugenius III., einen Aufruf im Occident zu einem neuen allgemeinen Kreuzzuge nach dem Gelobten Lande, und der zur Zeit hochberühmte und für die heilige Sache schwärmende Mönch und Abt zu Clairvaux in Frankreich, der heilige Bernhard, unterstützte das schriftliche Aufgebot des Papstes durch hinreißende mündliche Beredtsamkeit, auch in Deutschland, auch namentlich auf einer Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. den 2. Februar 1147, und die dort vereinigten Fürsten, Konrad III. an der Spitze, werden für die Sache gewonnen und sagen ihre Theilnahme an der Kreuzfahrt nach Palästina zu. Nur die sächsischen Großen thaten Einspruch: sie meinten, sie hätten der abgöttischen Ungläubigen genug in ihrer nächsten Nähe; erst

ſeien dieſe niederzukämpfen, ehe man zu denken habe an die außerhalb Europas. Der Gottesmann fand es befremdend, daß ſolches nicht ſchon längſt geſchehen, und konnte nicht ſtrafende Worte darob bergen. Auf den Rath des Königs indeſſen und der verſammelten Fürſten und Prälaten ſuchte er dahin zu wirken, daß ſich die Macht der chriſtlichen Deutſchen auch wider die ſlaviſchen Völker erhöbe, um ſelbige entweder gänzlich zu vernichten oder zu bekehren. Eine Aufforderung, freilich eines unmenſchlichen Zeloten würdiger denn eines chriſtlichen Geiſtlichen, die aber im vorliegenden Falle erſprießlich war, ſchnell und kräftig zum Ziele führte. Er verhieß den Theilnehmern, um ihren Eifer zu entzünden, denſelben Ablaß, welchen die Kirche denen zugeſprochen, welche nach Jeruſalem wallten. Auf dieſe Weiſung nahmen ſchon Viele zu Frankfurt ſelbſt, das wendiſche Kreuz, das ſich auch ſeiner äußern Form nach von dem andern unterſchied. Andere, die vorläufig noch nicht ganz feſt ihre Theilnahme am Hauptzuge zugeſagt hatten und die wahrſcheinlich jenen Grenzgegenden angehörten, wurden von Bernhard vermocht, nun an der Heerfahrt wider die Slaven Theil zu nehmen. Als ſolcher Plan dem Papſte gemeldet wurde, erklärte er in einem beſondern Erlaſſe an alle Gläubige, wie es ihm eine göttliche Fügung däuche, daß eine ſo große Anzahl Chriſten aus ſo verſchiedenen Theilen der Welt ſich zum Kampfe gegen die Ungläubigen rüſte: nach dem Morgenlande, nach Spanien, und nun werde von Etlichen gar auch ein Zug gegen die Wenden und gegen die übrigen im Norden von Europa ſeßhaften Heiden vorbereitet. Solchen Frommen gewähre auch er gleichen Sündenerlaß wie denen, die nach Jeruſalem wallfahreten. Zugleich verbot er bei Strafe des kirchlichen Bannes — und hier traf er jenen wunden Fleck, um deſſentwillen die deutſchen Waffen bisher ſo oft ſchon ſo erfolglos geblieben waren — daß Niemand Geld oder Geldeswerth von den Heiden annähme, die er dem chriſtlichen Glauben zuführen könnte, und ihnen dafür geſtattete, in ihrem Unglauben zu verharren. Ein ähnliches Schreiben erließ Bernhard von Clairvaux: auch er unterſagte jedes etwanige Bündniß mit den heidniſchen Wenden für Geld oder jährlichen Tribut, bevor nicht entweder der

Götzendienſt oder die Nation ſelbſt vertilgt wäre. Hierauf zu halten ward den Biſchöfen und Erzbiſchöfen, welche dem Zuge beiwohnen würden, insbeſondere zur Pflicht gemacht. Wir erwähnen ſolches, um zu zeigen, worin die nachmaligen Grauſamkeiten der Deutſchen ihren Grund gehabt. Zum Tage der Verſammlung ward der 29. Juni feſtgeſetzt. Anführer des Heeres aber konnte nicht, wie bisher gemeiniglich, der König ſelbſt ſein — der hatte ſich ja zur Kreuzfahrt nach Paläſtina verpflichtet — ſondern ſeine Grenzfürſten im Norden des Reiches: ein Umſtand, der nicht bloß für den jetzigen Feldzug von wichtigem Einfluſſe, ſondern auch zum Beiſpiele wurde für alle künftige Zeiten. So hörte denn die für das Waffenglück der Deutſchen in den Kriegen mit den Slaven ſo oft ſo lähmend geweſene Bevormundung der Fürſten von Seiten des Oberhauptes des deutſchen Reiches auf, und ſelbige erhielten freiere Hand und dadurch mehr Selbſtvertrauen, mehr Muth, größeres Intereſſe an der Sache. Sie fingen an die Feldzüge, die Eroberungen zu eignem Beſten zu thun, mithin um ſo kräftiger, um ſo kühner, um ſo erfolgreicher. Solch Privatintereſſe mußte das allgemeine Reichsintereſſe lockern und jene Fürſten immer ſelbſtändiger machen, um ſo mehr, als die deutſchen Kaiſer allmählich immer mehr ſich dem Süden zuwandten und den Norden ganz aus ihren Augen verloren. Gewiſſer Maaßen ſtand der Papſt der Leitung des Ganzen vor: unter ſeinen Auſpicien wurden zumeiſt jene Unternehmungen gethan; aber obwohl die kirchliche Gewalt ſich öfters hier hat wollen überwiegend geltend machen gegen die weltliche Macht, ſo iſt es ihr doch nur unvollkommen gelungen. Ja! mit der Zeit hat ſie ihre Autorität faſt gänzlich eingebüßt. So trifft denn hier ein, was Lappenberg (in Bezug auf die Hanſeſtädte) irgendwo äußert: „es iſt vor Allem der Mangel an Einheit der Nation [und des Reiches] geweſen, welcher die Fürſten des nördlichen Deutſchlands groß gemacht hat". Was bisher die Schwäche oder die erbärmliche Politik des Reichsoberhauptes nicht hatte bewerkſtelligen können oder mögen, das vermochten jetzt einzelne Glieder deſſelben Reiches durch Tapferkeit, Umſicht und Thatkraft. Die für die Einheit Deutſchlands ſo nachtheilige Theilnahmloſigkeit der Kaiſer an den

Angelegenheiten im Norden ward ein Gewinn für die Nation im Kampfe mit den Slaven.

1. Mekelnburg und Pommern, germanisirt und christianisirt.

Zunächst war es auf die Bekämpfung der beiden durch ihre starre Anhänglichkeit am Heidenthume berüchtigten Völkerstämme der Obotriten und Luitizier abgesehen. Gegen diese wird gerüstet. Aber solche große Rüstungen konnten nicht verschwiegen bleiben: es verlautete bald von ihnen im Wendenlande. Und als Niklot, der damalige Obotritenfürst, davon hört, und daß es darauf abgesehen sei, ihn und sein Volk zu vernichten, sammelt er alle seine Krieger und baut eine Feste am nordöstlichen Ende des Schweriner Sees, Namens Dobin: sie sollte in den Zeiten der Noth seinem Volke als Zufluchtsort dienen. Zugleich schickte er Abgeordnete an den Grafen Adolf in Holstein, ließ ihn an das Bündniß erinnern, das sie früher mit einander geschlossen, und um eine Unterredung bitten. Der Graf lehnte solche indessen ab aus Besorgniß, er möchte dadurch den Zorn der übrigen deutschen Fürsten auf sich laden. Niklot nimmt also das Bündniß für aufgelöst und trachtet danach, ehe das deutsche Heer heranrücke, die (ja deutsch gewordene) Provinz Wagrien zuvor eben so zu behandeln, wie die Kreuzfahrer vorhatten in seinem Lande zu verfahren. Er machte seinen Angriff, wo man im Wagrischen solchen am Wenigsten erwartete: er schiffte mit seinen Truppen über die See nach der Mündung der Trave, dann den Strom hinauf bis Lübeck, griff die Stadt an und bestürmte sie (den 26. Juni u. ff.). Inzwischen durchzogen zwei Reitergeschwader von ihm ganz Wagrien, verheerten und verwüsteten Alles mit Feuer und Schwert und durch Plünderung, und mordeten, wen sie fanden. Ihre Wuth mußten besonders die fremden Ansiedler erfahren: nur in den wenigen festen Plätzen, wohin sie sich retteten und gegen den ungestümen Feind tapfer vertheidigten, blieben sie zum Mindesten am Leben; alles Uebrige ging ihnen verloren.

Um die bestimmte Zeit, gegen den 29. Juni, kam das Heer der wendischen Kreuzfahrer in Sachsen zusammen, und

als die Nachricht sie hier ereilte, die Wenden hätten bereits den Kampf begonnen, schritt man um so rascher zum Werke. Die ganze Streitmacht theilte sich nach den beiden Volksstämmen, gegen welche sie gerichtet war, in zwei Heereshaufen: der erstere, der bestimmt war gegen die Obotriten zu ziehen, sammelte sich an der Unterelbe und überschritt diese wahrscheinlich bei Artlenburg. An seiner Spitze standen zunächst der junge Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, dann dessen Schwiegervater, Herzog Konrad von Zähringen, und ein Fürst Hartwig; endlich von vornehmen Geistlichen der Erzbischof von Hamburg, Adalbero, und Bischof Thietmar von Verden. Die Zahl der Streiter wird, wahrscheinlich jedoch übertrieben, auf 40,000 angegeben. Ihnen zur Hilfe operirte von der See her die Flotte der Dänen. Man zog vor die Festung Dobin: sie ward gemeinschaftlich von den Deutschen und Dänen belagert. Die letztere betrieben aber die Sache höchst saumselig, und als die Ranen oder Bewohner der Insel Rügen ihrer Flotte Schaden zufügten, zogen sie nach Hause, unbekümmert um so manchen ihrer gefangenen Landsleute in Dobin, um ihr Blut daheim in Bürgerkriegen zu verspritzen. Bald fingen auch die Deutschen an des Kampfes überdrüssig und darum lässig zu werden. Die Dienstleute des Herzogs von Sachsen äußerten geradezu ihre Unzufriedenheit mit dem ganzen Feldzuge: es sei widersinnig, das eigne Land, die eignen zinspflichtigen Unterthanen zu Grunde zu richten; Niemand leide größern Abbruch als der Herzog selbst. Solcher Ansicht mag vor Andern der Graf Adolf gewesen sein, der nur ungern sein Bündniß mit Niklot aufgelöst und dadurch seinen unmittelbaren Unterthanen ein so großes Blutvergießen und so großen Nachtheil bereitet hatte. Der Einzige war oder blieb er indessen bald nicht mehr: dieselbe Ansicht, dieselbe Stimmung verbreitete sich. Bald machten, wenn es zum Angriff gehen sollte, die Kreuzfahrer allerlei Ausflüchte. Kam es zum wirklichen Gefechte, und wurden die Wenden besiegt, so verfolgte man nicht die Flüchtigen, nicht den Sieg: es stellte sich klar heraus, man wollte die Feste gar nicht erobern. Endlich da der Ueberdruß allgemein wurde, kam es zu einer Uebereinkunft mit den Feinden, der

zufolge dieſe den Chriſtenglauben annehmen und die gefangenen Dänen frei geben ſollten. Der erſte Punkt ward, wenigſtens äußerlich, in Ausführung gebracht (an vielen Heiden die Taufe vollzogen), der andere nur zum Theil. Die Sachſen zeigten ſich ſchlaff und zu nachſichtig. Deßhalb ſollen Läſterzungen geäußert haben, die deutſchen Kreuzfahrer im Wendenlande hätten, da der Krieg angegangen, Geld genommen, hätten die Dänen verkauft, ſich den Gefechten entzogen; darüber wären viele tauſend Dänen durch das Schwert der Heiden gefallen. „Mit mehr Recht wurde geäußert, der große Kreuzzug gegen die Obotriten hätte nur ſehr mäßigen Gewinn gebracht“*); denn ſo war es wirklich.

In Magdeburg hatten ſich die Kreuzfahrer vereinigt, welche gegen die Luitizier ziehen wollten. Dort ſetzten dieſe auch über die Elbe. Ihre Stärke wird, allem Anſcheine nach wohl auch übertrieben, auf 60,000 Mann angegeben. Ihre Anführer waren: von weltlichen Fürſten die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Konrad von Meißen, ſodann die Pfalzgrafen Friedrich und Hermann und endlich die mähriſchen Herzöge Otto III., Swatopulk (von Olmütz) und Wratiſlav (von Brünn), während der Herzog von Böhmen, Wladiſlav II., ſelbſt an dem großen Kreuzzuge Konrad's nach dem Morgenlande Theil nahm. Ein Bruder des damaligen Polenherzogs, ſei es nun Mesco oder Heinrich, ſchloß ſich ihnen ebenfalls an, angeblich mit 20,000 polniſchen Kriegern, um als Slave gegen Slaven zu kämpfen und die letzte Vormauer Polens gegen Deutſchland hin niederſtürzen zu helfen. Von geiſtlichen Herren zogen mit, außer dem havelberger Biſchofe Anſelm, dem die prieſterliche Obhut über das geſammte Heer übertragen war, der Erzbiſchof Friedrich von Magdeburg, die Biſchöfe Rudolf von Halberſtadt, Reinhold von Merſeburg, Wiger von Brandenburg, Heinrich Zdick von Olmütz, und Wibold, Abt von Stablo und Corvey. Alles auf dem Zuge verwüſtend, drang das Heer vorwärts. Städte, Dörfer und Tempel, auf die man ſtieß, wurden niedergebrannt. So erging es z. B. der Stadt Malchow. Dort theilte ſich das Heer: ein

*) S. L. Gieſebrecht a. a. O. S. 32.

Theil rückte gegen Demmin, ein andrer, namentlich die Biſchöfe (mit Ausnahme des Abtes von Corvey) berannte Stettin in Pommern. Die Belagerung jener Feſte endete wie die von Dobin: Markgraf Albrecht und ſeine Dienſtleute fanden es ebenfalls widerſinnig, ihr eigenes Gebiet und ihre eigenen Untergebenen zu Grunde zu richten. Die Burg wurde nicht eingenommen. Das deutſche Heer kehrte nach einem dreimonatlichen Feldzuge wieder heim. Nicht anders ging es mit der Heeresabtheilung vor Stettin. Dieſe Stadt wurde auch belagert. Die Pommern aber errichteten Kreuze auf ihren Wällen, zum Zeichen, daß ſie Chriſten wären; ihr Biſchof Adalbert (vgl. oben S. 322) ging mit einer Geſandtſchaft ins Lager der Deutſchen und legte dort dem Heerführer verwundert die Frage vor, was ſie denn eigentlich wollten? Warum man wider die Pommern ausgezogen? Sie wären ja bereits Chriſten. Nicht mit Unrecht fügte er hinzu: wenn man es darauf abgeſehen, das Chriſtenthum unter ihnen zu befeſtigen, ſo hätte das durch die Predigt der Biſchöfe, nicht durch die Gewalt der Waffen geſchehen mögen. Die vernünftigen und beſänftigenden Vorſtellungen fanden leichten Eingang: es begannen die ſächſiſchen Prälaten mit dem pommerſchen Herzoge Ratibor und Biſchof Adalbert zu unterhandeln; der Kampf ward beigelegt, wenn auch mit einiger Schwierigkeit, und die Kreuzfahrer zogen nach Hauſe, nicht ohne mancherlei Verluſte erlitten zu haben.

So war denn der Feldzug ſeinem eigentlichen Zwecke nach zwar verfehlt; denn das Heidenthum in den ſlaviſchen Ländern ward nicht gänzlich vertilgt, und deßhalb auch nicht ſofort eine gänzliche Unterwerfung, und Sicherheit des Wohnens daſelbſt herbeigeführt. Indeſſen iſt der moraliſche Eindruck und Einfluß ſo groß geweſen, daß von nun ab eine ſolche doch nun für möglich erachtet ward. Es geſchahen überall in den bisher noch gefürchteten Gegenden kirchliche Inſtitutionen mancherlei Art: Kirchen wurden gebaut, Klöſter angelegt, Prediger und Prieſter angeſtellt, Domſtifter gegründet und ſo ein kirchliches Regiment etablirt, und die Wilden gezähmt und entwildert. Nun konnte auch die politiſche Gewalt mehr Kraft entwickeln und ſich feſter ſetzen. Das Chriſten-

thum hat ja das Eigenthümliche, daß es die Gemüther sanfter und für duldenden Gehorsam empfänglicher macht, und der Katholicismus, seiner positiven Natur nach, daß er die Geister bändigt und dem Streng-Gesetzlichen zuführt. Jener Kreuzzug hatte den Wenden unbezweifelt die Ueberzeugung aufgedrungen, daß, um der ewigen Kriege und Befehdungen von Seiten der Deutschen los zu werden, ja! um ihre fernere Existenz sich zu erhalten und zu sichern, es ersprießlich, es nothwendig wäre, sich den Anforderungen der Deutschen, der Christen zu fügen, und nicht mehr bloßen Tribut zu zahlen und im Fall eines Krieges Contingente zu stellen, sondern auch das Christenthum in der Gestalt des Katholicismus, wie es ihnen zur damaligen Zeit entgegentrat, anzunehmen, um so mehr, als ihre benachbarten und um sie her wohnenden Stammgenossen: die Böhmen, Mährer, Polen, Pommern, es bereits angenommen hatten und, von diesem ihrem Standpunkte aus, gemäß dem christlich-kirchlichen Propagandismus, auf sie ebenfalls mit Gewalt der Waffen zelotisch eindrangen Sie waren auf solche Weise ringsum wie umgarnt von christlichen Völkern und Staaten, und gepreßt von allen Seiten, wie sie wurden, mußten sie Nachgiebigkeit für das einzige Mittel der Selbsterhaltung nehmen.

Mit den drei erwähnten Kreuzzügen war, der Zeit wie der Veranlassung und dem Ziele nach, der Zug verbunden, welchen der Polenherzog Boleslav IV. in demselben Jahre gegen die heidnischen Preußen unternahm, um auch sie zur Annahme der christlichen Lehre nach den Lehrsätzen der römisch-katholischen Kirche zu nöthigen, vielleicht in Folge der wenige Jahre vorher (1141) vergeblich versuchten Bekehrung dieses Volkes durch den olmützer Bischof Heinrich Zdik*). Ja schlossen sich doch selbst die griechisch-katholischen Russen als Bundesgenossen an. Der Erfolg des Krieges war zwar, wie im Wendenlande, nichts mehr als Verwüstung des Landes durch Feuer und Schwert; allein es war doch immer auch hier ein vorbereitender Anfang zur Bewältigung, Christianisirung und Katholisirung des Volkes, welcher dann späterhin zur Germanisirung des Landes geführt hat.

*) Vgl. Röpell a. a. O. S. 354 mit Not. 11.

Eine zweite, eine unmittelbare Folge jenes wendiſchen Kreuzzuges war die nähere Bekanntſchaft und Verbindung, in welche die deutſchen Grenzfürſten ſeitdem mit den Fürſten der fern wohnenden Pommern und Polen eintraten, wodurch die dazwiſchen liegenden Länder nothwendig auch in den Kreis der chriſtlich-germaniſchen Civiliſation gezogen wurden. Der Beſitz derſelben für Reich und Kirche wurde nach und nach geſicherter und, wo ſelbiger noch nicht beſtand, veranlaßt. Die deßfallſigen Gegenden wurden gangbarer, bekannter, weil hineingezogen nunmehr in das Licht der Geographie und in den Kreis der Politik und des chriſtlich-katholiſchen Cultus. Ein ſolches Reſultat je eher je lieber herbeizuführen, vermochte ſicherlich den Erzbiſchof Friedrich von Magdeburg und einige ſächſiſche Fürſten, am 6. Januar 1148 in Kruſchwitz mit den damaligen polniſchen Herzögen Boleſlav und Mesco eine Zuſammenkunft zu halten. Sie ſchloſſen zuſammen ein Freundſchaftsbündniß, und Markgraf Albrecht verlobte (und vermählte?) bei dieſer Gelegenheit ſeinen Sohn Otto I. mit einer Schweſter der Herzöge, Namens Judith, deren Schweſter Dobragana (Lukardis) auch etwa um dieſelbe Zeit Thiedrich, der Sohn des Markgrafen Konrad von Meißen, heirathete. Dergleichen gegenſeitige eheliche Verbindungen zwiſchen den verſchiedenen beiderſeitigen Fürſtenhäuſern Slaviens und Deutſchlands trugen jetzt gleichfalls nicht wenig, mindeſtens mehr als man gemeinlich denkt, dazu bei, den Germanismus und Katholicismus weiter zu verbreiten oder feſter zu begründen. Im Sommer darauf, in demſelben Jahre, hatte Ratibor von Pommern eine Unterredung mit den ſächſiſchen Fürſten in Havelberg, wo derſelbe von dem katholiſchen Glauben, den er vormals durch Otto von Bamberg empfangen, ein offenes Bekenntniß that und eidlich gelobte, mit aller Anſtrengung beſtändig der Ausbreitung und Beſchützung der chriſtlichen Kirche obzuliegen. Die älteſte Urkunde, welche des Chriſtenthumes in Pomerellen gedenkt, ſei es nun, daß es zur Zeit ihrer Abfaſſung ſchon chriſtliche Gemeinden daſelbſt gab, oder daß man damals wenigſtens erwartete, es werde deren dort bald geben, iſt vom Jahre 1148. Die Kirche der danziger Landſchaft und des ganzen öſtlichen Pommerns blieb ſeitdem

Jahrhunderte lang bei dem Sprengel des Biſchofs von Cujavien.

So vereinigte ſich denn Alles, fürs Erſte die Gegenden zwiſchen Elbe und Oder der deutſchen Herrſchaft und der römiſch-katholiſchen Kirche zuzuführen. Behufs der ſpeciellen Darſtellung dieſer veränderten Verhältniſſe fangen wir bei der untern Elbe an. Hier knüpfte, unmittelbar nach jenem Kreuzzuge, der Graf von Holſtein und Wagrien das alte Bündniß mit dem Obotritenfürſten Niklot wieder an, ſchloß mit ihm Frieden. Indeſſen das frühere Vertrauen kehrte erſt allmählich wieder, und die deutſchen Anſiedler befanden ſich längere Zeit hindurch, in Folge jenes verheerenden Einfalles der Obotriten vor dem Kreuzzuge, in drückendem Mangel und Elend. Es bedurfte von Seiten des Grafen einer wiederholten ermuthigenden und tröſtenden Anſprache, den Unfällen nicht zu ſehr nachzugeben, eingedenk zu ſein der Pflicht, daß Leuten in den Grenzmarken obliege und nothwendig wäre, Ausdauer zu beweiſen. Unter ſolchen Umſtänden war es denn doppelt traurig, daß der damalige däniſche Bürgerkrieg auch nach Wagrien und Holſtein herüberſpielte. Indeſſen Adolf hatte Glück, war ſiegreich und ſonſt thätig und wachſam, und ſo ſicherte er das Land, brachte es ſogar bald in Aufnahme. Mit dem Dänenkönige Sveinn glich er ſich aus.

Mittlerweile war Erzbiſchof Adalbero von Hamburg geſtorben. Sein Nachfolger Hartwig, Graf von Stade (ſeit 1149), war bemüht, die ſchon früher von ſeinem Vorgänger bezweckten Bisthümer im Wendenlande zu verwirklichen. Er ernannte alſo jenen eifrigen Heidenbekehrer Vicelin zum Biſchofe in Aldenburg; zu gleicher Zeit beſtellte er einen gewiſſen Emmehard zum Biſchofe von Mekelnburg, weihte beide (den 11. October 1149) und ſandte ſie zu den Heiden. Indeſſen gerieth er hierüber, weil er nicht die weltliche Beſtätigung durch den Grafen Adolf und den Sachſenherzog Heinrich dazu nachgeſucht hatte, mit dieſen in Streit. Vicelin kam dadurch in eine gar mißliche Stellung. Mit dem Grafen hatte er früher in einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſe geſtanden; jetzt enthielt ihm dieſer alle Zehnten aus ſeinem Sprengel

vor. Da wandte ſich Vicelin an den Herzog; allein auch dieſer wollte ihm nur unter der Bedingung wieder zu Gnaden annehmen, wofern er die biſchöfliche Inveſtitur aus des Herzogs Händen empfinge. Hierauf aber wollte er ſich nicht einlaſſen, ging in das Wendenland zurück und baute daſelbſt hin und wieder Kirchen. Endlich trieb ihn die Noth, weil ihm der Graf noch andauernd die Zehnten verweigerte, und ihm ſomit alle äußere Mittel fehlten, ſeiner Wirkſamkeit unter den Heiden Nachdruck zu geben, auf der andern Seite die gewiſſenhafte Verwaltung ſeines Amtes ihm ſehr am Herzen lag, noch ein Mal zum Herzoge, der ſich damals gerade in Lüneburg aufhielt, beſchäftigt mit Rüſtungen zum Kriege gegen den Herzog von Baiern. Allein die Antwort deſſelben lautete wie zuvor: wofern ſich der Biſchof von ihm wolle inveſtiren laſſen, dann, aber auch nur dann ſolle ihm Gewährung werden deſſen, um was er bäte. Da entſchloß ſich denn Vicelin zu dem Verlangten, und dafür trat der Herzog ihm ſofort das Dorf Buzo ab mit dem dazu gehörigen Dulzanize, und Graf Adolf gab auch ſeine Zuſtimmung und überließ ihm vorläufig wenigſtens die Hälfte des Zehnten. Vollſtändig ſollte die Angelegenheit ihre Endſchaft erreichen, wenn der Herzog von ſeiner Heerfahrt zurückgekehrt. „Es war abermals ein Schritt vorwärts gethan in der Geſtaltung des wendiſchen Kirchenweſens“ und damit in der Germaniſirung und Civiliſirung des Landes. Aber eine ſo baldige Erledigung fand die Sache darum doch nicht, wegen der vielen weltlichen Händel und Fehden, die bald darauf wieder im Schwange gingen. Niklot zwar entzog ſich der deutſchen Herrſchaft nicht und ſeiner Zinspflicht: er mochte die mächtigen Arme des ſächſiſchen Herzogs ſcheuen, der ſogleich mit ſeiner Heeresmacht bereit war, wo die Wenden gegen ihn aufſtützig wurden. Heinrich verlangte aber nur Anerkennung ſeiner Oberherrlichkeit und richtige Abtragung des Tributes; um die Kirche ſcheint er ſich nicht eben ſehr gekümmert zu haben. Den Vikingerfahrten der Wenden, vornehmlich nach Dänemark, wehrte er auch nicht: weßhalb dieſe von ſolcher Freiheit vielfältig Gebrauch machten, dermaaßen, daß der Dänenkönig einſt an Konrad III. das dringende Geſuch ergehen ließ, die ihm

untergebenen deutschen Fürsten zur Ueberwältigung der Slaven aufzufordern. Aber die Bitte blieb unerfüllt; denn leider geriethen die deutschen Grenzfürsten wieder unter sich in Fehde und zogen auch die Wenden mit hinein. Nehmlich der unruhige Kopf, Heinrich der Löwe, trat jetzt mit der Forderung an seinen Stiefvater, den Herzog von Baiern, hervor, ihm dieses sein Herzogthum, das er als Unmündiger nur auf Zureden seiner Mutter abgetreten hätte, herauszugeben, und da solches ihm abgeschlagen wurde, sammelte er eine Armee, um es mit Gewalt zu nehmen. Er rückte nach Schwaben: von da aus begann er den Krieg gegen den Baiernherzog. Der König berief darob einen Reichstag nach Würzburg (im September 1151); Heinrich blieb aus. Da ward von neuem der Grundsatz für das deutsche Staatsrecht geltend gemacht: „es gehe nicht an, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze", und es entbrannte zum andern Male der Kampf der Welfen und Waiblinger, und Markgraf Albrecht von Brandenburg, vermöge seiner Rüstigkeit und Begier nach Vermehrung seiner Besitzthümer und seiner Macht, säumte nicht, die Gelegenheit zu benutzen und an dem Kampfe Theil zu nehmen. Er und mehrere andere Fürsten luden den König Konrad ein, baldmöglichst nach Sachsen zu kommen und des Herzogs Freunde niederzuhalten, während dieser selbst abwesend wäre.

Noch ehe das geschah, und während Heinrich der Löwe noch außerhalb seines Herzogthums war, kam Fürst Niklot aus seinem Obotritenreiche nach Lüneburg an den herzoglichen Hof und führte darüber Klage, daß die ihm sonst untergeben gewesenen Völkerschaften der Kissiner und Circipaner aufsässig geworden wären und sich weigerten, ihm den festgesetzten Tribut zu zahlen. In solche Worte scheint man indessen Mißtrauen gesetzt zu haben; denn man hielt den Obotriten zurück in Gewahrsam, und weder Bitten noch Geld vermochten ihm seine Befreiung zu erwirken. Da griffen die Söhne des Fürsten zu den Waffen, schlossen sich vermuthlich den aufrührerischen Kissinern und Circipanern an, sengten und zerstörten im Lande. Das half: Niklot wurde freigelassen, und Graf Adolf erhielt den Befehl, ihm mit seinen Holsteinern und Stormarn zur Hilfe zu sein gegen die Empörer. Niklot sammelte ein Heer

aus seinen Obotriten; Adolf zog mit mehr als 2000 Kriegern ins Feld. Vereint rückten beide in das Land der Kissiner und Circipaner und verwüsteten, wohin sie kamen, mit Feuer und Schwert, zerstörten auch einen hochberühmten Tempel (in Riedegast?) mit seinen Götzenbildern und allem sonstigem Götzendienst. Solchem Angriffe Widerstand zu leisten, fanden die Empörer für unmöglich: sie baten also um Frieden und erlangten ihn für schweres Geld; den rückständigen Zins mußten sie auch nachentrichten. Dieser Feldzug hatte nicht bloß den günstigsten Einfluß auf das Vernehmen Adolf's und des Obotritenfürsten, sondern auch auf die festere Gestaltung der politischen und kirchlichen Verhältnisse im Lande. Niklot erwies sich dem deutschen Fürsten seitdem äußerst dankbar, begleitete ihn auf der Heimkehr bis an die Grenze seines Gebietes, und sorgte mit größter Aufmerksamkeit für dessen Heer. Nach diesem hielten beide Fürsten öftere Zusammenkünfte in Lübeck oder an der Mündung der Trave, und besprachen sich über das Beste ihrer Länder. Wagrien stand in Frieden; der Markt in Lübeck belebte sich täglich mehr. Auch das Missionswerk hatte guten Fortgang.

König Konrad war mittler Weile der Aufforderung Albrecht's gefolgt und nach Sachsen vor Braunschweig gerückt, um dasselbe zu belagern. Da erscheint unvermerkt und urplötzlich Heinrich in der berannten Stadt: seine Anhänger fassen neuen Muth, und der König hält es für gerathen, nicht weiter vorzugehen sondern vielmehr umzukehren. Der ganze Plan des Feldzuges ward vereitelt. Indessen blieb Albrecht nebst seinen Bundesgenossen unter den Waffen, etwa 1500 Mann stark, denen aber Heinrich 5000 entgegenstellte, so daß alle Versuche, ihm Sachsen zu entreißen, vergeblich waren. Freilich gelang es ihm auf der andern Seite auch nicht, Baiern sich zu erobern. Da wurde unerwartet Graf Hermann von Winzenburg (am 29. Januar 1152) mit seiner Gemahlin Luitgard meuchlings ermordet. Hatten Albrecht und Heinrich sich schon früher einander feindselig entgegen gestanden, so steigerte dieser Todesfall ihre gegenseitige Erbitterung: beide machten Ansprüche an das reiche Erbe des Getödteten. Nun wäre es um so mehr an der Zeit gewesen,

daß Konrad III. als Oberhaupt des Reiches die streitenden Parteien versöhnte, ihre Zwistigkeiten beilegte. Allein er starb schon den 15. Februar 1152, nicht ohne den, und zwar gerechten, Tadel, daß seine Wirksamkeit im Wendenlande schwach und ohnmächtig, immer nur verwirrend, nie ernstlich fördernd gewesen sei.

Ihm folgte bekanntlich sein Neffe Friedrich I., zwar ein tapferer, muthiger, thatkräftiger Fürst, aber zu sehr anderweitig innerhalb und außerhalb seines Reiches beschäftigt, als daß er sich hätte um die slavischen Angelegenheiten unmittelbar bekümmern können. Er überließ also selbige vornehmlich seinen Grenzgrafen und seinem Sachsenherzoge. Dieser (Heinrich der Löwe) tritt daher hier immer mehr in den Vordergrund, wo es sich um die Länder handelt, die ihm als Sachsenherzoge untergeben waren. Leider hielten ihn nur auch jetzt wieder die Fehden mit Albrecht dem Bär und später mit dem Kaiser selbst ab, recht energisch gegen die Wenden zu verfahren, weshalb er in dieser Beziehung, trotz seiner langen Herrschaft (bis 1195) und trotz seiner Tapferkeit und militärischen Tüchtigkeit, nicht das geleistet, was er hätte leisten können. Friedrich I. gab sich zwar Mühe, jene Händel mit Albrecht zu schlichten: zuerst in Worms (1153), dann in Merseburg. Aber die beiden Fürsten waren mittler Weile zu übermüthig, zu einem so hohen Bewußtsein von selbstständiger Kraft gekommen, daß sie wenig auf die Worte des erst kürzlich auf den Thron erhobenen Königs achteten. Die Fehde hatte also nach wie vor ihren Fortgang: man verwüstete sich gegenseitig seine Dörfer und Schlösser. Erst auf einer nochmaligen Reichsversammlung in Würzburg, im October desselben Jahres, kam ein Vergleich zu Stande. Nun war noch die streitige Frage zu lösen über das Herzogthum Baiern, ob es Heinrich dem Löwen oder dem Markgrafen von Oestreich gehören sollte. Beide Fürsten wurden auf den Reichstag nach Würzburg eingeladen. Wer nicht erschien, war der Markgraf von Oestreich, auch nicht auf die noch drei Mal wiederholte Aufforderung. Da sprach ihm ein Fürstengericht in Goslar das Herzogthum ab und erkannte es dem Sachsenherzoge zu (1154). Um die Zeit gab der König dem-

ſelben auf, zu weiterer Verbreitung des Chriſtenthums im Lande nördlich der Elbe Bisthümer und Kirchen einzurichten, gab ihm Vollmacht, ſie vom Reichsgut nach ſeinem Ermeſſen auszuſtatten, und überließ ihm und ſeinen Nachfolgern die Inveſtitur der drei Bisthümer Aldenburg, Mekelnburg und Ratzeburg. Die Biſchöfe ſollten dem gemäß die Regalien aus des Herzogs Hand empfangen, als wäre es die des Königs. Würde Heinrich etwa außer dieſen dreien noch andre Bisthümer in der Gegend gründen, ſo ſollte er darin gleiches Recht üben. Friedrich gab damit viele Gewalt aus ſeinen Händen, ſo daß der Herzog beinahe unumſchränkter Herr im Wendenlande wurde. Kraft dieſer Vollmacht ſtiftete Heinrich zuerſt zu den beiden bereits vorhandenen Bisthümern von Aldenburg und Mekelnburg das ratzeburgiſche (1154) und ernannte ſelbſt den erſten Biſchof; der Graf aber des dortigen Polaberlandes, Heinrich von Badwide, wies dem neuen Biſchofe eine Inſel in dem See neben der Burg an zur Anlage ſeines biſchöflichen Sitzes und bewidmete das Bisthum mit der Hälfte des Zehnten aus ſeiner ganzen Grafſchaft und mit den nöthigen Ländereien (300 Hufen). Und der Graf von Holſtein folgte dieſem Beiſpiele und ſchenkte dem Bisthume Aldenburg eben ſo viel Land. Heinrich indeſſen, ſparſam und zögernd mit Verleihungen, und Verkürzung ſeiner Einkünfte aus dem Slavenlande beſorgend, gab hierzu nicht ſofort ſeine Zuſtimmung, ſondern erſt zu Anfange des Jahres 1157, und zwar bei der neuen Wahl eines Biſchofs, Gerold, der ſich in ſeinem Sprengel beſonders der Verbreitung des Chriſtenthumes und der Feſtigung der katholiſchen Kirche befleißigte, wiewohl ihm hierbei noch immer die feindſelige Stimmung der Wenden entgegen war, in Folge der Bedrückungen, welche dieſelben vom Sachſenherzoge erfuhren, der den Tribut, freilich zur Strafe für ihre Nichtswürdigkeit und Bosheit, zu einer vorher nicht gekannten Höhe geſteigert hatte. Gerold baute eine Menge Kirchen, ſtattete ſie mit den nöthigen Geräthen aus, ſchickte Miſſionäre aus nach andern Gegenden, wo er nicht ſelbſt hinwirken konnte, ſtellte Geiſtliche bei den neu gegründeten Gemeinden an, zerſtörte ſelbſt den Götzendienſt, wo er ihn fand, predigte

und taufte unverzagt. Und Graf Adolf ſtand ihm mit ſeiner weltlichen Macht bei, ſtrafte die Widerſpänſtigen und die ſich an die Chriſten vergingen, baute die Burg Plön wieder auf und gründete dabei Stadt und Markt. So unterſtützten ſich die weltlichen und kirchlichen Obern im Lande gegenſeitig, und ihr Werk gedieh zuſehends. Die Slaven in den wagriſchen Ortſchaften zogen ſich zurück, Sachſen ſiedelten ſich ſtatt ihrer an, und die Wenden nahmen allmählich ab. Wie in Wagrien erging es im Polaberlande: Graf Heinrich von Ratzeburg und Biſchof Evermod ſorgten auch hier für die Vermehrung der Kirchen, und im Jahre 1158 Heinrich ſelbſt für die Feſtſtellung jener Beſitzthümer und namentlich auch der Gerechtſame des Bisthums Ratzeburg, gegen deſſen Begrenzung von verſchiedenen Seiten her Einwendungen gemacht worden, und deſſen Dotirung im Speciellen noch nicht genau erfolgt war: beiden Mängeln ſuchte der Herzog abzuhelfen*).

Um dieſelbe Zeit ließ auch der Papſt ſich die Bekehrung des fernern Wendenlandes angelegen ſein durch die Begründung eines neuen Bisthums daſelbſt. Berno, ein Ciſtercienſer Mönch aus Amelungsborn unweit der Weſer, voll heiligen Eifers für die Ausbreitung der chriſtlichen Kirche, hatte ſich mit einem desfallſigen Geſuche an den damaligen Papſt Hadrian IV. gewandt und war bereits in Ausſicht eines glücklichen Erfolges von demſelben zum Biſchof (in partibus infidelium) in Schwerin ernannt worden. Als ſolcher kam er nun, mit Vollmacht und mit dem Segen des heiligen Vaters verſehen, nach Sachſen zum Herzoge (1157 oder 58), wurde von demſelben mit Achtung aufgenommen und ging voll heiliges Muthes und wahrſcheinlich auch unter herzoglichem Schutze in das heidniſche Luitiziſche Land jenſeit der Elbe, um ſich das ihm verheißene Bisthum zu verdienen. Es ward ihm ſolches aber nicht leicht, ſondern erſt durch Waffengewalt von Seiten des ſächſiſchen Herzogs zu Theil.

Nehmlich des weltlichen Zuſtandes im Wendenlande nahm ſich Heinrich der Löwe zu jener Zeit recht ernſtlich und

*) Vgl. L. Gieſebrecht III. Bd. S. 83 und 88.

voller Klugheit und Einsicht an. Die Stadt Lübeck hatte damals (1157) das Unglück, durch eine Feuersbrunst verheert zu werden. Da ließ er sie wieder aufbauen und bewidmete sie mit mancherlei Gerechtigkeiten. Zugleich sandte er Boten in die nordischen Städte umher nach Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, und verhieß Jedem freien Handelsverkehr in der neuen Stadt. Seitdem blühte selbige auf: es mehrte sich die Zahl ihrer Bewohner zusehends. Nun wandte er auch seine Sorge der Sicherheit ihres Handels auf dem Meere zu und schloß mit dem Könige von Dänemark ein Bündniß zur Unterdrückung der Seeräuberei auf dem baltischen Meere, wo insbesondere die Wenden noch immer viele Vikingerfahrten unternahmen. Als weiter Herzog Heinrich in der Zeit (1159) von Kaiser Friedrich I. zu einer Römerfahrt entboten wurde, war er zuvor darauf bedacht, jedem Anlasse zu Händeln in seinem Lande zu begegnen. Er hielt zu dem Ende mit dem Dänenkönige Waldemar eine Zusammenkunft. Da ward er von demselben angesprochen, ihm vor den räuberischen Wenden Ruhe zu verschaffen gegen Erlegung einer bedeutenden Geldsumme. Heinrich rückte also in das Land der Slaven und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Dann forderte er vor sich den Niklot und die andern Häuptlinge, und gab ihnen auf unter eidlicher Verpflichtung, Ruhe zu halten mit den Dänen und Sachsen bis zu seiner Wiederkehr. In Italien aber ließ er sich, nicht lange nach seiner Ankunft daselbst (1159 den 1. December), um nach seiner Heimkehr das Kirchenwesen in seinen wendischen Landen ungehindert fester begründen zu können, vom Kaiser die frühere Vollmacht erneuern, Bischöfe einsetzen und investiren zu dürfen, in Folge dessen der Erzbischof von Hamburg (Hartwig) sich, um seine desfallsigen Rechtsame zu wahren, die Metropolitanrechte seiner Kirche über die drei wendischen Bisthümer Aldenburg, Mekelnburg und Ratzeburg durch den Papst (Victor) eigens bestätigen ließ (1160).

Inzwischen hatten die Wenden dennoch, gegen ihre eidliche Versicherung, mit den Dänen gar manchen Strauß. Als daher der Herzog Heinrich nach Sachsen zurückgekehrt war und alsbald mit dem Dänenkönige eine Zusammenkunft hielt, be-

ſchwerte ſich dieſer über den Schaden, der ihm durch jene zugefügt worden, und weil er ſich nicht für mächtig genug hielt, allein die Bezwingung des hartnäckigen und nicht zu bändigenden Volkes durchzuſetzen, ſo erſuchte er Heinrich den Löwen ihm beizuſtehen und bot ihm Geld und ſtellte ihm die Ausſicht auf Ländererwerb. Der Sachſenherzog verſprach Hilfe. Zunächſt berief er alle Bewohner ſeiner Mark zu einem Landtage nach Berenvorde, Deutſche ſowohl als Wenden. Die letztern aber, ſich ihrer Schuld bewußt, wagten nicht zu erſcheinen. Heinrich erklärte ſie alſo in die Acht und befahl ſeinen Kriegsmannen, ſich zur Erntezeit für die Heerfahrt bereit zu halten (1160). Der Feldzug war entſcheidend. Der Herzog drang, in Verbindung mit dem lauſitzer Markgrafen Dietrich, mit ſtarker Kriegsmacht in das Land der Wenden ein, verwüſtete es mit Feuer und Schwert. Fürſt Niklot that zwar auch daſſelbe; um den Feinden jeden möglichen Vorſchub im Lande abzuſchneiden, ſteckte er ſeine Burgen Ilow, Mekelnburg, Schwerin und Dobin in Brand, damit ſie nicht in die feindlichen Hände fielen, und beſchränkte ſich auf die Vertheidigung der einzigen Feſte Wurle, am Warnowfluſſe, nahe dem Lande Kizine belegen. Von da aus machte er Streifzüge und Ueberfälle und that dem deutſchen Heere manchen Schaden. Auf einem ſolchen Zuge kam er aber einſtens um. Da ſteckten ſeine Söhne Pribiſlav und Wertiſlav auch die Burg Wurle an, und verbargen ſich dann in die Wälder; aber ihre Dienſtleute entſandten ſie auf die See, wo ſie nebſt den Ranen und Pommern dem Dänenkönige, der hier mit ſeiner Flotte operirte, manchen Verluſt beibrachten, bis derſelbe die erſtern zur Unterwerfung und zur Stellung von Geiſeln zwang. Heinrich aber zog, als ſo die Söhne Niklot's den Kampf aufgegeben hatten, verheerend durch ihr Land, fing darauf demnächſt an, Schwerin wieder aufzubauen und zu befeſtigen, über das Gebiet nach Herrenrecht zu ſchalten: er vergab es an ſeine Ritter. Kuſcin erhielt der braunſchweiger Vogt Ludolf, Malchow ein anderer Ludolf, von Peine, Mekelnburg Heinrich von Scaten. Die obotritiſchen Fürſten wurden bald nachher auch wieder zu Gnaden angenommen und von neuem mit Wurle nebſt dem Lande der Kiſſiner

und Circipaner, ſo weit es ihr Vater inne gehabt, belehnt. In dem erſten der beiden Gebiete waltete ſeitdem Wertiſlav. Sein Sitz war die wieder aufgebaute Burg Wurle. Mithin erſtreckte wohl Pribiſlav's Gewalt ſich über die Circipaner, und ſeine Feſte war vermuthlich Wolgaſt, die zwar von den Landen der Pommerfürſten Bogiſlav und Kaſimir umgeben, doch nicht dieſen unterworfen war, ſondern ihr eigenes Gebiet hatte. Zum herzoglichen Statthalter der ganzen Landſchaft wurde Gunzelin von Hagen auserſehen, der die Feſten Schwerin und Ilow (Ilenburg) als Lehen empfangen, und dem Heinrich die deutſche Beſatzung der Burg von Schwerin untergeben hatte. Er war ein tapferer, dem Herzoge perſönlich befreundeter Edler.

Nächſt dem weltlichen Regimente ordnete Heinrich durchgreifend auch das kirchliche. Berno (vergl. oben S. 352) hatte ſich inzwiſchen als Bekehrer der Heiden im Lande bewährt, hatte gepredigt, getauft, Götzenbilder vernichtet, Kirchen gegründet. Zuletzt war er unter vielen Trübſalen nach Demmin in Pommern gelangt. Hier fand er die Fürſten Bogiſlav, Kaſimir und den Obotriten Pribiſlav bei einander. Sie nahmen ihn gaſtlich auf. Von Schwerin nehmlich zog er aus, etwa in den Jahren 1167 und 68, öſtlich nach Demmin, in den Ländern der Obotriten und Luitizier predigend. Gelegenheit zu taufen fand er hier unſtreitig noch genug, da Biſchof Otto von Bamberg in dieſem weſtlichſten Theile von Pommern nicht gewirkt hatte. Daher wählten der Obotritenfürſt Pribiſlav und die pommerſchen Fürſten Bogiſlav und Kaſimir den Berno zum Biſchof der Neubekehrten und ernannten ihn, in Folge ſeiner Bemühungen und Verdienſte um Verbreitung des Chriſtenthumes in jenen Gegenden, zum erſten Biſchofe in Schwerin. Der Herzog gab dazu ſeine Einwilligung, machte den Prälaten im genannten Orte ſelbſt anſäſſig und nahm ihm vermuthlich die Huldigung ſo ab, wie die Biſchöfe ſolche dem Kaiſer pflegten zu leiſten: ein Beweis, wie der Fürſt bereits in den ſlaviſchen Landen an Machtvollkommenheit gewonnen hatte. Auch die drei andern Biſchöfe im Wendenlande ließ er zu gleichem Zwecke vorladen. Obwohl ihnen das etwas hart ankam, fügten ſie ſich doch.

Dafür ertheilte ihnen der Herzog die gehörigen Schutzbriefe über ihre Besitzthümer und Rechtsame. Die vier Bisthümer wurden oder waren dem hamburger Erzbisthume untergeordnet. Die Stadt Lübeck aber hatte mittler Weile eine solche Zunahme gewonnen, war so volkreich und fest geworden, daß der Bischof Gerold sie zu seinem Sitze geeigneter fand als sein bisheriges Aldenburg. Er beantragte also die Verlegung desselben und seines Stiftes, und Heinrich hatte nichts dagegen. Es ward die Sache ins Werk gesetzt (um 1160). Die Einweihung des neuen Domes geschah aber erst (vermuthlich im Juli) 1163.

Hand in Hand mit dieser weltlichen und kirchlichen Constituirung ging die Germanisirung des Landes durch Uebersiedlung deutscher Ritter und Knappen und deutscher Priester, ingleichen deutscher Bauern. Vornehmlich war es Heinrich von Scaten, „der eine Menge flandrischer Colonisten ins Land zog. Indessen füllten sich auch die übrigen obotritischen Festen in den nächsten Friedensjahren mit deutschen Ankömmlingen. Im Polaberlande geschah dasselbe. Hierher berief Graf Heinrich von Ratzeburg Colonisten aus Westfalen und wies ihnen Grundstücke an. So strömten nun dem ganzen westlichen Slavenlande Deutsche zu, um die weite Ebene zu bebauen, die fruchtbar, zum Getreidebau geeignet, reich an üppigen Viehweiden, mit Fischen, Wild und allerlei Gütern überflüssig versehen war."

Indessen war damit doch noch nicht allen fernern Unruhen und Aufständen im Lande vorgebeugt. Das slavische Volk war zu aufstützig, zu gehässig gegen Alles, was deutsch und christlich hieß, jetzt nun auch schwürig und mißgünstig gegen die neuen Einwanderer und Ansiedler; überdem schienen ihm die weltlichen und kirchlichen Abgaben, die man ihm auferlegt, zu lästig und drückend. Mehr als ein Mal noch lehnten sich die Besiegten auf. Freilich gaben ihre Bedränger auch wiederholentlich dazu Anlaß durch ihre ewig unter ihnen wiederkehrenden Zwiste. Kaum war also ein Jahr verflossen nach jenem großen Siege Heinrich's, so eröffneten Niklot's Söhne den Kampf mit Dänemark aufs Neue und suchten dieses Land heim durch seeräuberische Angriffe, wahrscheinlich

von Wolgast her, und schleppten eine Menge Gefangener mit sich fort. Die Unbill zu rächen, segelte König Waldemar in der ersten Hälfte des Jahres 1162 nach der wendischen Küste und griff die Stadt Wolgast an. Die Bewohner derselben riefen ihren Schutzherrn, den Pommernherzog Bogislav, zu Hilfe. Der kam auch, aber als Vermittler des Friedens, den sie unter der Bedingung erlangten, daß sie sich dem Könige unterwarfen und Geiseln für ihre Zusage stellten. Diese Unterwerfung hatte den bemerkenswerthen Verfolg, daß, als in demselben Jahre König Waldemar der Aufforderung des Kaisers Friedrich, auf einem Concilium in St. Jean de Laune im Bisthum Besançon zu erscheinen, Genüge leistete, derselbe bei der Gelegenheit dem Oberhaupte des deutschen Reiches für sein Königreich die Huldigung leistete, wofür ihm die Zusage ward, daß der Kaiser ihm zur Unterwerfung von ganz Pommern — das früher der Polenherzog vom deutschen Reiche zu Lehen gehabt (vgl. oben S. 321), aber gegenwärtig (seit 1157) durch Vernachlässigung seiner Lehnspflicht (s. nachher) verwirkt hatte — behilflich sein wollte. Und auf Friedrich's Geheiß bekräftigten diese Zusage durch einen Eidschwur die anwesenden Reichsfürsten. Der Kaiser fügte hinzu: würden die Fürsten solches nicht durchzusetzen im Stande sein, so würde er es selbst thun, sobald er aus Italien zurückgekehrt. Hiermit war König Waldemar neben dem Sachsenherzoge als Gebieter im Wendenlande anerkannt. Das Lehn war nur noch nicht erobert: Polen hatte seinem Anspruche darauf noch nicht entsagt, und die Grenze gegen das sächsische Wendenland war nicht bestimmt gezogen: Anlässe genug zu künftiger vielfacher Uneinigkeit und Fehde*). Schlimmer aber als alles dies war doch der fortdauernde Ungehorsam, der ewige Hang zu Empörungen bei den Wenden. Es fehlte sogar nicht an gegenseitigen Reibungen zwischen den beiden Nationen, an aufreizenden Spottreden und Anderm der Art. Auch konnten die Söhne Niklot's gar nicht den Verlust des ihnen abgenommenen väterlichen Gebietes verschmerzen. Bald schmiedeten sie daher heimliche Umtriebe gegen den Herzog. Davon

*) L. Giesebrecht a. a. O. S. 13 ff.

hört indeſſen Graf Gunzelin, der Statthalter im Obotritenlande, und ſetzt ſeinen Herrn in Kenntniß. Ungeſäumt rückt dieſer zu Anfang des Jahres 1163, noch zur Winterzeit, mit einem ſtarken Heere über die Elbe auf die Feſte Wurle los. Dorthin war Gunzelin vorausgeeilt, um dieſelbe einzuſchließen, noch ehe die wendiſche Beſatzung entkäme. Der Herzog folgte. Die Burg ward belagert; in ihr befanden ſich Wertiſlav und viele ſeiner Edeln, auch Viele niedern Standes. Pribiſlav dagegen war mit einer Schaar Cavalerie waldeinwärts gezogen, um aus dem Hinterhalte zu operiren und die Belagerer durch Ueberfälle zu beunruhigen, ihnen möglichſten Abbruch zu thun. Und das gelang ihm allerdings theilweiſe. Allein die Belagerten ſahen ſich doch bald genöthigt, den Herzog um Gnade anzuflehen: es wurde ihnen das Leben zwar gelaſſen, Wertiſlav aber und ſeine Edeln in ſtrengen Gewahrſam, ſogar in Ketten nach Braunſchweig gebracht und als Gefangene an verſchiedene Hüter vertheilt. Auch Pribiſlav begann zu unterhandeln; indeſſen zu einem wirklichen Abſchluß des Friedens kam es mit ihm nicht. Der Herzog konnte das ruhig anſehen: er befand ſich im Beſitze der Feſten des Landes und hatte den Lubemar, den Bruder Niklot's, einen bereits bejahrten Mann, zum abhängigen Fürſten des Landes eingeſetzt. Pribiſlav hoffte noch immer auf einen günſtigen Erfolg ſeiner Unterhandlungen. Dieſe Verhältniſſe dauerten bis zum Beginn des Jahres 1164.

Inmitten war Herzog Heinrich bedacht, ſeine Verhältniſſe mit den weiterhin wohnenden Wenden, den Wolgaſtern (Pommern) und Rugiern (Ranen), da ſie ihm doch früherhin unterthänig geweſen waren, den Dänen gegenüber, die jene beiden Länder neuerdings ſich tributär gemacht hatten, zu ordnen und feſtzuſtellen. Er ließ daher an der Küſte der Inſel Rügen plündern. Die Folge davon war, daß, als er ſich (vermuthlich im Juli) 1163 zu Lübeck befand, um der Einweihung der neuen biſchöflichen Kathedrale und des Chorherrenſtiftes beizuwohnen, Abgeordnete der Ranen vor ihm erſchienen, ihn um Frieden baten, ihm huldigten und Geiſeln ſtellten zur Verbürgung ihrer Verſprechungen. Damit war der Zweck jenes Verheerungszuges erreicht. Herzog Heinrich

reiſte darauf auf längere Zeit nach Baiern ab. Während deſſen gelangte die Kunde von dem, was zwiſchen den Ranen und ihm verhandelt war, zu den Ohren des Dänenkönigs Waldemar, und ſofort ſammelte dieſer eine Flotte, um die ihm untreu Gewordenen zu züchtigen. Als die Ranen von dieſen Kriegsrüſtungen hörten, oder bereits wohl auch von däniſcher Seite mit verheerenden Streifzügen heimgeſucht wurden, ſchickten ſie eiligſt Geſandte nach Dänemark, mit der erneuten Erklärung ihrer Unterwürfigkeit. Dagegen nun fertigte der Sachſenherzog zu Anfang des nächſten Jahres (1164), nachdem er wieder in die nördlichen Gegenden unſers deutſchen Vaterlandes zurückgekehrt war, ſofort Abgeordnete nach Dänemark ab mit bitterer Beſchwerde, daß König Waldemar von den Wolgaſtern Geiſeln ſich habe ſtellen laſſen und die Ranen mit einer Heerfahrt überzogen, da doch beide ſeine, des Herzogs, Untergebene wären. Er verlange dafür Genugthuung; für den Weigerungsfall drohe er mit Rache und Krieg.

Noch waren die Boten auf dem Wege, da brach urplötzlich wieder unter den Wenden ein Aufſtand aus. Wertiſlav hatte heimlich aus ſeiner Gefangenſchaft mit ſeinem Bruder conſpirirt und ihn aufgereizt, die Waffen zu ergreifen zur Befreiung ihres Vaterlandes von der verhaßten Herrſchaft der Deutſchen, die ſich nun immer weiter daſelbſt auf Koſten der eingebornen Beſitzer ausbreiteten. In aller Stille ſammelte er ein Heer und rückte damit unerwartet (den 16. Februar 1164) vor die Feſte Mekelnburg, nahm ſie mit Sturm, erſchlug alle männlichen Bewohner; Weiber und Kinder dagegen wurden als Gefangene abgeführt, die Stadt in Brand geſteckt. Dann ging es vor die Feſte Ilow. Dieſe zu gewinnen, gelang ihm nicht, und das obotritiſche Heer ging darauf auseinander. Kurz nachher brachte aber Pribiſlav doch wieder eine Anzahl Wenden zuſammen, rückte damit vor Malchow und gewann es durch Uebergabe. So waren ſchon wieder zwei obotritiſche Feſten den Sachſen abgenommen, und die Macht der Wenden wuchs im Lande von neuem empor. Sonderbarer Weiſe aber — wahrſcheinlich um ſich und ſein Beſitzthum zu retten — ließ ſich Pribiſlav kurz nach der Einnahme von Malchow nebſt ſeiner

Gemahlin vom schweriner Bischof zu Doberan taufen, zerstörte sodann den Götzendienst am genannten Orte, begann dafür den Bau einer christlichen Kirche, bestätigte auch die durch den Sachsenherzog bewilligte Begabung des Bisthumes und setzte sich in nähere Verbindung mit den benachbarten pommerschen Fürsten Bogislav und Kasimir. Diese fanden sich auch nicht abgeneigt, ihm Beistand zu leisten: ihre Pommern stießen zu den Obotriten. Das gesammte Heer lagerte sich bei Demmin.

Unterdessen hatte Herzog Heinrich von den Unruhen im Wendenlande gehört. Eilends gab er Ordre zur Verstärkung der Besatzung in Schwerin und gab dem Grafen Adolf und dessen Holsteinern auf, sofort zum Schutze von Ilow vorzurücken. Außerdem warb er um die Hilfe Dänemarks. Jenen Boten sandte er bald andre mit entgegengesetzten, friedlichen Aufträgen nach, bat um Ausgleichung der obwaltenden Mishelligkeiten und forderte auf zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen die Wenden. Waldemar zeigte sich bereit, um so mehr, als auch die Wolgaster ihm den Frieden gebrochen hatten. Ueberdem wurden nicht minder der Markgraf Albrecht und alle Helden im Sachsenlande zur Theilnahme entboten. Was indessen jener gethan und ausgeführt hat, wird uns nicht berichtet. Heinrich aber zog über die Elbe ins Land der Obotriten gen Malchow. Da stieß Graf Adolf mit seinen Nordalbingern zu ihm. Vor der Feste angekommen, ließ er den als Gefangenen mitgeführten Wertislav aufknüpfen, und beorderte dann den Grafen Adolf, mit seinen Truppen voraus zu gehen bis Verchen am kummerower See. Hier kam es zwischen diesem und den Wenden zur Schlacht, wo die letztern, aber mit Mühe, geschlagen wurden. Heinrich selbst kam zu spät, erst nach dem Treffen, an und rückte darauf nach Gutzkow, wo er mit dem Dänenkönige eine Zusammenkunft hielt, der mit seiner Flotte bereits die Peene heraufgefahren war. Alle Städte und Festen fanden sie auf dem Zuge von den Einwohnern verlassen. Sie erneuten ihren Bundesvertrag. Bald darauf aber zog Heinrich wieder mit seinem Heere ab, zurück nach Braunschweig, angeblich, weil dort eine zahlreiche Gesandtschaft des griechischen Kaisers an-

gekommen wäre, die mit ihm zu verhandeln hätte. Nach Kurzem fanden sich dessenungeachtet beim Dänenkönige Gesandte vom Feinde ein und der Pommernherzog selbst. Es ward nach längerm Verhandeln der Friede vermittelt. Der Sachsenherzog verblieb im Besitze der Festen des Landes; Pribislav ging all seines Erbes verlustig. Er fand eine Zuflucht in Pommern. Das Wolgaster Land dagegen sollte in drei Theile getheilt werden, unter Tetislav, Kasimir und Prißlav, als den Sohn Niklot's und Schwager Waldemar's. „Nach diesem Kriege," so berichtet Helmold, der bekannte Historiker, „lagen das Obotritenland und die angrenzenden Gegenden da wie eine Wüste. Waren noch etliche der alten Bewohner zurückgeblieben, so mußten sie nun, durch Hunger fortgejagt, aus der Heimath weichen; denn die Felder waren verödet: es fehlte an Brodkorn. Schaarenweise flüchteten solche Wenden nach Dänemark oder zu den Pommern. Aber sie fanden jenseit des Meeres kein Mitleid, nicht einmal bei ihren Stammgenossen: ohne Erbarmen wurden die fremden Gäste an andere slavische Völker, an Polen, Sorben und Böhmen verkauft." So grausam also waren die eigenen Stammgenossen gegen die Stammgenossen! Aber so, in Folge dieser fast gänzlichen Ausrottung der Slaven, ward in jenen Landen die Germanisirung und Christianisirung des Ganzen nun möglich.

Die nächstfolgenden Jahre brachten Pommern und die Insel Rügen unter die wirkliche Botmäßigkeit des Herzogs Heinrich und dadurch in noch näheres Unterthänigkeitsverhältniß zum deutschen Reich und zum Oberhaupte desselben. Den Anlaß hierzu und eben diesen Erfolg führten die andauernden Zwistigkeiten der Pommern mit den Dänen herbei. Kaum war nehmlich der König Waldemar nach jenem Friedensschlusse wieder abgezogen, als Kasimir's Burggrafen durch unaufhörliche Räubereien Tetislav's (ranische) Besatzung in Wolgast nöthigten, die Stadt zu räumen. Die Ranen mochten nun wohl glauben, ihre Gegner seien von den Dänen aufgewiegelt; daher sie sich sofort gegen die letztern als feindlich erwiesen. In Dänemark wollte man hinwiederum wissen, daß hinter dem Allem die Politik Heinrich's stecke und operire.

Der Dänenkönig machte noch in demſelben Jahre einen Heereszug nach der Inſel Rügen (1164) und wiederholte ihn im Jahre darauf (1165) zwei Mal. Es wurde das Land geplündert, und überall, wohin man kam, geſengt und gebrannt. Und da die Ranen von dem Sachſenherzoge keine Hilfe abſahen, ſo entſchloſſen ſie ſich endlich, ſich dem däniſchen Könige abermals zu unterwerfen: ſie ſtellten ihm Geiſeln, zahlten Geld, und ſo wurde ihnen der Friede gewährt.

Während dieſer Unruhen hatten die pommerſchen Herzöge die Stadt Demmin wieder aufgebaut, und ihr Schützling Pribiſlav machte von dort aus häufige Raubzüge ins ſchweriner und ratzeburger Land: er ſchleppte Menſchen und Vieh fort. Da legten Gunzelin und Bernhard, des Grafen von Badwide Sohn, Hinterhalte und fanden ſo mehrmals Gelegenheit, die Feinde zu bekämpfen und zu beſiegen. Die Verluſte, die Pribiſlav dadurch erlitt, überzeugten ihn endlich, daß er nichts Ernſtliches erreichen könnte. Nun drangen aber die Sachſen auch verwüſtend in Pommern ein (1165). Da ſahen ſich denn Kaſimir und Bogiſlav gemüßigt, dem Obotriten alle fernere Feindſeligkeiten gegen die Lehnsleute des ſächſiſchen Herzogs zu unterſagen, damit ſie ſich nicht deſſen Feindſchaft zuzögen, und das um ſo mehr, als ihnen bereits von däniſcher Seite der Krieg drohte: hatten ſie ja doch den vorjährigen Vertrag zwiefach gebrochen, hatten die Ranen aus Wolgaſt vertrieben und den Seeräubern die Peenemündung geöffnet. Bald beunruhigten daher dieſe wieder die däniſchen Küſten. Da veranſtaltete König Waldemar im Frühjahre 1166 einen Kriegszug gegen die Wenden, der aber ungünſtig ablief; beim Eintritt des Sommers indeſſen einen abermaligen, nun gegen Wolgaſt ſelbſt. Er ſegelte nach Oſtrozno an der Mündung der Peene, ſchlug die feindliche Macht, kehrte aber doch alsbald wieder nach Hauſe zurück, wohin ihn dringende Verhältniſſe riefen. Indeſſen durch ſolche Angriffe in Furcht geſetzt und andrerſeits von ſeinem Oberlehnsherrn, dem damaligen Polenfürſten, preis gegeben, fand ſich Herzog Bogiſlav von Pommern veranlaßt, um künftig ähnlichen Befehdungen zu entgehen, ſich dem Herzoge Heinrich in die Arme zu werfen, dieſen und den deutſchen Kaiſer als Ober-

lehnsherrn anzuerkennen: ein zweiter äußerst merkwürdiger, für alle folgende Zeiten sehr folgenreicher Act dieser Art (vgl. oben S. 347). Das führte nun zwar wieder zu einem gespannten Verhältnisse zwischen dem Dänenkönige und dem Sachsenherzoge; solches dauerte aber nur momentan. Denn als sich bald darauf die Pommern, aufgereizt durch einen angesehenen Dänen, gegen die Deutschen erhoben, die Oerter überfielen, welche diese im Wendenlande besetzt hatten, Ilow eroberten und von der Einnahme der übrigen Burgen nur durch die Tapferkeit ihrer Vertheidiger abgehalten wurden, näherte sich Heinrich wieder dem Dänenkönige, weil er wohl einsah, daß er ohne dänische Hilfe die Slaven nicht bändigen könnte, hielt eine persönliche Zusammenkunft mit ihm ab und vereinigte sich wiederholt mit ihm zu gemeinschaftlichen Operationen gegen die Slaven, unter der Bedingung, daß man die Tribute der bezwungenen Nationen bundesmäßig theilen wollte. Den Seeräubereien der Wagrier sollte von Seiten des Sachsenherzogs gesteuert werden. Dafür zahlte der König demselben eine namhafte Summe. Solcher Uebereinkunft gemäß rückte Heinrich nach Demmin vor, der König schiffte nach Wolgast hin, durchzog mit gewaffneter Hand plündernd und verheerend das flache Land, verbrannte mehrere Ortschaften, unter andern das erst wieder aufgebaute Usedom. Diesen Plackereien von zwei Seiten her Widerstand zu leisten, erkannten die Pommern für eine Unmöglichkeit und erkauften sich den Frieden durch Geld und Geiseln.

Aber derselbe währte doch wieder nicht lange. Veranlassung gab einmal der Krieg Waldemar's mit Norwegen in der ersten Hälfte des Jahres 1167, und sodann die langwierige Fehde des Herzogs Heinrich des Löwen mit den sächsischen Fürsten und Prälaten (1165—1169). Die letztere interessirt uns hier nur *insofern*, weil vor derselben Heinrich, um sich den Rücken zu sichern, unter Anderm den Obotriten Pribislav wieder zu Gnaden annahm und ihm, mit Ausnahme von Schwerin und was dazu gehörte, das ganze Obotritenland wieder herausgab, so wie es sein Vater besessen hatte. Gunzelin von Hagen aber ward ernannt zum

Grafen von Schwerin (1167). Pribislav hat seit der Zeit die Treue nie wieder gebrochen. Aber während Waldemar mit Norwegen zu thun hatte, fielen von ihm die Ranen auf Rügen wieder ab. Das hat die Folge gehabt, daß die Insel nicht nur politisch auf einige Zeit den Dänen, sondern kirchlich nun auch vollkommen der römisch-katholischen Kirche anheim fiel. König Waldemar nehmlich beschloß, sobald es die Jahreszeit erlaubte, im Jahre darauf (1168) das Volk mit Krieg zu überziehen und zur Botmäßigkeit zurückzuführen. Mittler Weile hatte Bischof Berno wahrscheinlich von diesem bevorstehenden Feldzuge Kunde bekommen, und weil er wußte, daß die Ranen noch tief im Heidenthume sich befanden, und sie bekehrt zu sehen wünschte: so war er, um die Insel seinem Sprengel zuzuwenden im Jahre 1167 nach Lüneburg zum Herzoge von Sachsen gegangen und hatte wahrscheinlich mit demselben das Nöthige verabredet. In Folge dessen erließ Heinrich zuverlässig das Gebot an die ihm unterworfenen Wenden, sie sollten dem Dänenkönige Hilfe leisten, wohin er auch ginge, fremde Nationen zu unterjochen. Und Berno wandte sich an seine Neubekehrten im Slavenlande und suchte sie ebenfalls für die heilige Sache zu gewinnen, sie zur gewaltsamen Bekehrung ihrer Stammgenossen zu veranlassen. Er forderte die Fürsten und alles Volk auf, mitzuwirken, die götzendienerischen Ranen zum christlichen Glauben zu bringen. Und er fand Gehör: die pommerschen Herzöge Bogislav und Kasimir riefen alle ihre dienstbare Mannschaft zusammen, eben so der Obotritenfürst Pribislav, und alle Drei zogen mit ihren Schaaren dem Dänenkönige zu, als Fahnenträger vor ihnen her der Bischof Berno. Es war wie ein heiliger Krieg, wie ein Kreuzzug. Den König von Dänemark aber begleiteten der Erzbischof Eskill von Lund, der Bischof Absalon von Roskild, der aarhuser Bischof Sveine und eine ziemliche Anzahl von Priestern ihres Klerus. Weltlich und geistlich ward den Rugiern furchtbar zugesetzt, so daß sie sich endlich, trotz alles anfänglichen Widerstrebens, doch genöthigt sahen, der Gewalt zu weichen, sich den Dänen zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen. Die Götzenbilder des Swatovit, Rugiävit, Porenuz,

und Porevit*) wurden zerstört, zwölf Kirchen im Lande gebaut und das Volk getauft. Nur der Fürst Jarimar blieb noch unbekehrt, und der Götzendienst des Triglav entging für dies Mal ebenfalls der Aufmerksamkeit der Geistlichkeit, weil die Dänen alsbald wieder an den Pommern Feinde bekamen.

Nehmlich die pommerschen Herzöge hatten erwartet, daß Fürst Tetislav auf Rügen seiner Herrschaft beraubt und ihnen die Insel Rügen als Lohn für ihre Dienste würde überlassen werden. Sie fanden sich getäuscht. Daher trennten sie sich, noch ehe die Insel völlig unterjocht und vom Dänenkönig christianisirt worden, und zogen heim mit ihren Truppen. Herzog Heinrich aber stellte an denselben, sobald er wieder in Sachsen mit seinen Gegnern sich ausgeglichen hatte, das Verlangen, laut des letzten Bundesvertrages mit Dänemark Antheil zu haben an den Geiseln, welche die Ranen gestellt, und an den Tribut, den sie zu entrichten hätten. Dessen weigerte sich der König. Da berief Heinrich der Löwe seine Lehnsleute unter den Wagriern und Obotriten, und gab ihnen auf, Rache zu nehmen an den Dänen. Gleiche Mahnung erging an die Fürsten der Pommern, die, als geschworne Feinde derselben, einer solchen kaum bedurften. Und alsbald ergossen sich Schaaren von Seeräubern über alle dänische Meere. Die Dänen bewiesen sich freilich auch nicht saumselig: sie bewachten ihre Küsten und kreuzten an dem Gestade von Rügen und um die Buchten der Luitizier. Allein verhindern konnten sie doch nicht, daß nicht große Beute und eine Menge Gefangener von ihren Küsten fortgeschleppt wurde. In der Stadt Mekelnburg z. B. wurden einstens an einem Markttage 700 als Sklaven feil geboten.

Das Hauptziel der Dänen war Pommern: dahin zog im Jahre 1169 der König in eigner Person mit einer Flotte, an die sich die Ranen unterwegs anschlossen. Und er setzte den dortigen Herzögen so zu, daß sie froh waren, als er wieder heimschiffte, und ihn ungehindert ziehen ließen. Die

*) Angeblich soll hier doch auch die heilige Stätte der germanischen Hertha gewesen sein. Allein die Verlegung dieses Cultes nach jener Insel ist in neuester Zeit mehr als zweifelhaft gemacht worden. Mindestens haben ihn die Slaven nicht fortgeführt, wofern die alten Deutschen ihn daselbst sollten gepflegt haben.

nächſte Folge dieſes Feldzuges aber war, daß Bogiſlav und Kaſimir, aus Furcht vor ähnlichen Unbilden von däniſcher Seite, wieder dem Sachſenherzoge ihre Unterwerfung erklärten. Solches gab dem Biſchofe von Schwerin Berno, dem Vertrauten Kaſimir's, Veranlaſſung, ſeinen Abſichten und Anſprüchen auf Rügen Nachdruck zu geben. Hatte Abſalon in Roſkild bisher, ſeitdem ſein König die Inſel als integrirenden Theil ſeines Reiches betrachtete, unumwunden die Abſicht an den Tag gelegt, Rügen in den Sprengel ſeiner Diöceſe zu ziehen, dergeſtalt, daß er auf Waldemar's Empfehlungen den Papſt Alexander beſtimmte, durch eine ausdrückliche Bulle die Inſel dem roſkilder Bisthum zuzuweiſen: ſo fing jetzt Berno an, nachdem der Sachſenherzog auch wieder Rügen für ſein weltliches Herzogthum forderte, die Inſel für ſeinen Sprengel zu beanſpruchen. In dieſem ſeinem Intereſſe, mit welchem er auch das ſeiner Gönner, der wendiſchen Fürſten, verband, denen die Herrſchaft der Dänen ſehr läſtig fiel, begab er ſich nach Frankfurt am Main, wo Kaiſer Friedrich, der Gegner des Papſtes Alexander, damals Hof hielt, trug ihm vor, was er Alles für die Bekehrung der Wenden gethan und ausgerichtet, und wirkte ſich dafür zum Lohn, unter dem 2. Januar 1170, einen kaiſerlichen Gnadenbrief aus, der die Grenzen ſeines Bisthumes genauer beſtimmte und in dieſelben auch die Inſel Rügen begriff, als belegen im Gebiete des Herzoges von Sachſen. Zugleich nahm der Kaiſer die Herren innerhalb der Diöceſe mit allem Volk in ſeine Gnade und in ſeinen Schutz, und verlieh ihnen die Ehre von Fürſten ſeines Reiches. „Damit waren ſie freilich noch nicht Reichsfürſten oder reichsunmittelbare Edle: ſie blieben vielmehr dem Sachſenherzog unterthan, aber als Vaſallen des Kaiſers mit Lehnpflicht und Lehnrecht nach deutſchem Brauch, nicht als unterjochte Ausländer, mit denen der Sieger und der Oberherr nach Belieben verfahren, die er mit willkührlichem Tribute belaſten oder wohl gar verjagen konnte, wann es ihm gefiel.“ Solchergeſtalt geſichert in ihrem Erbe und Eigen, verpflichtete er ſie aber auch zugleich, deſto williger Kirchen und Klöſter zu bauen, ihre Zehnten nach chriſtlicher Sitte zu entrichten, dem Raube und der

Plünderung zu wehren, Friede mit den Christen zu halten und sich Alles angelegen sein zu lassen, was zur Verbreitung des wahren Gottesdienstes gereichte.

Aber der Dänenkönig, obwohl in ähnlichem Vasallenverhältnisse zum Oberhaupte des deutschen Reiches, achtete des kaiserlichen Erlasses nicht und zog im Sommer des Jahres 1170 abermals gegen die Pommern und bekriegte dann die Wagrier und Circipaner, weil sie die Küsten seines Reiches geplündert. Herzog Heinrich war gerade in Baiern, als der Angriff auf die nördlichen Provinzen seines Gebietes geschah. Die Grafen in den nordalbingischen Landen brachten ein Heer auf und zogen den Dänen entgegen. Es brach aber Zwiespalt unter ihnen aus über die zu machenden Operationen, und es ward mit den Feinden ein Waffenstillstand geschlossen bis zur Rückkehr des Herzogs nach Sachsen. Als der Fürst nun im Sommer des Jahres 1171 kam, hielt er mit dem Dänenkönige eine persönliche Zusammenkunft, und obwohl Heinrich's Benehmen hier ziemlich stolz und streng war, wurde dennoch bei der großen Nachgiebigkeit Waldemar's ein Friede vermittelt (den 24. Juni), dem zufolge der Sachsenherzog die beanspruchte Hälfte der ranischen Geiseln und des Tributes und ferner gleichen Antheil an den erbeuteten Schätzen jener rügischen Götzentempel, von welchen oben (S. 364) die Rede gewesen, erhielt. Dagegen untersagte er den Wenden, die unter seiner Herrschaft standen, von neuem jegliche fernere Raubzüge gegen die Dänen und erneuerte in jeder Beziehung das freundschaftliche Verhältniß mit dem Könige. Indessen hatten sich die Wenden doch so sehr dem Vikingergewerbe hingegeben, daß es schwer war, sie davon zu entwöhnen: nur die bitterste Strenge gegen die Räuber vermochte ihren Zügen Einhalt zu thun. Und so war es auch auf dem Festlande. Hier konnten es die Wenden noch immer nicht verschmerzen, daß ihnen die Deutschen den Besitz ihres Landes genommen, sich da eingenistelt hatten und selbst ihre Nationalität gänzlich zu vernichten drohten. Daher beunruhigten sich namentlich die um Schwerin herum seßhaften Deutschen durch räuberische An- und Ueberfälle. Gunzelin befahl deßhalb seinen Leuten, jeden Slaven, der ihnen verdächtig

schiene, zu ergreifen und aufzuknüpfen. Durch solche strenge Maaßregeln ward der Unsicherheit der Habe und des Lebens gewehrt. Nun siedelten sich ungehindert auch Sachsen an in dem ganzen ehemaligen weitgedehnten slavischen Lande von der Eider bis nach Schwerin, von der Elbe bis zur Ostsee, und was einst und jüngst noch unsicher und fast gänzlich wüste gewesen, ward ganz wie zu einer einzigen sächsischen Colonie. Städte und Oerter entstanden. Es vervielfältigten sich die Kirchen und die Zahl der Diener Christi. Auch Pribislav entäußerte sich seiner ewigen Widersetzlichkeit und Empörungssucht gegen die deutsche Oberherrlichkeit: er sah ein, es fromme nicht, wider den Stachel zu löken. Er saß ruhig, sich begnügend mit dem ihm belassenen Landestheile, und baute die Städte Mekelnburg, Ilow und Rostock wieder auf und bevölkerte sie mit seinen Slaven. Und als sein Obfürst Heinrich nach Beilegung der sächsischen Fehden im Jahre 1172 eine Wallfahrt nach Palästina unternahm, konnte ihn der Obotritenfürst begleiten, so ruhig war es in seinem Lande, und ein Jahr lang fern bleiben.

Diese allgemeine Bemerkung hinsichtlich der Pacification jener Länder — sie ist die Helmold's, jenes bekannten gleichzeitigen Geschichtsschreibers — gilt indessen doch nur von den westlichen Ländern der Slaven, nicht so von den weiter hinwohnenden Pommern, die keine Ruhe zuvörderst vor den Dänen hatten. Diese griffen das Land an im Jahre 1172; darauf wollten sie solches wieder im Jahre nachher (1173) thun. Da wandten sich indessen die Fürsten an ihren Nachbar, den Obotritenfürsten Pribislav, der kurz vorher aus Palästina zurückgekehrt war, und baten ihn um Vermittelung des Friedens, der auch, auf zwei Jahre wenigstens, zu Stande kam. Die Slaven zahlten eine Summe Geldes. Während solcher Frist scheint sich Herzog Bogislav wieder näher an Polen angeschlossen zu haben, vernehmlich wohl darum, weil er in der Zeit nicht auf des Sachsenherzogs Hilfe rechnen konnte, indem dieser damals seine Fehde mit dem Kaiser focht. Indessen ein festes Zusammenhalten des stammgenössischen Fürsten gegen auswärtige Feinde erfolgte auch dieses Mal nicht; denn weder Mesco noch Boleslav (IV.), die damaligen polnischen

Fürſten wagten ſich, als nach Verlauf der zwei Friedensjahre die Dänen von neuem Niederpommern angriffen (1176). König Waldemar hatte aber damals ſo wenig Glück, daß er an den Sachſenherzog ſchickte und von demſelben, gemäß dem frühern Bündniſſe, ernſtliche Unterſtützung und Theilnahme an dem Kriege gegen die Pommern begehrte. Und derſelbe rückte mit einem zahlreichen Heere ins Feld bis vor Demmin und begann die Belagerung dieſes Platzes (1177). Allein ſelbige zog ſich über die Maaßen in die Länge, ſo daß endlich Heinrich, da er durch die Verhältniſſe ſeines Landes nach der Heimath gerufen wurde, froh war, als ihm Geiſeln geſtellt wurden, zum Zeugniß fortdauernder Abhängigkeit und Entrichtung des Tributes, und er, wenn auch wie unverrichteter Sache, nach Hauſe zurückkehren konnte. Jedenfalls kam es zu einem Vertrage zwiſchen Heinrich und dem Fürſten Kaſimir von Pommern, in Folge deſſen ſich der letztere nach wie vor als des erſtern treueſter Vaſall betrachtet und bewieſen hat, während der Friede mit den Dänen erſt im folgenden Jahre (1178) zu Stande gebracht wurde, nachdem dieſelben von neuem mit einem Einfall gedroht. Als nehmlich Heinrich bei ſeinem großen Kampfe mit dem Kaiſer unter Andern auch mit dem Markgrafen der Lauſitz, Dietrich, in Fehde verwickelt wurde, regte er die Wenden, d. h. vermuthlich vor Allen die Unterthanen jenes ihm getreuen Herzogs Kaſimir, auf, einen Einfall in deſſen Markgrafſchaft zu machen. Und ſie kamen und drangen verwüſtend bis nach Lübben (Guben?) vor und ſchlugen die ſich ihnen entgegenſtellenden Deutſchen; was nachmals Anlaß geworden, daß Markgraf Dietrich den Herzog wiederholt beim Kaiſer auf Hochverrath anklagte. Das Stück erneuerte ſich, als Heinrich 1180 wirklich wegen des Hochverrathes, aus andern Gründen, vom Kaiſer verurtheilt worden war und ſich rächen wollte. Da bot er abermals die Luitizier und Pommern auf. Sie drangen wieder in die Lauſitz ein, kamen bis in die Provinz Jüterbogk, verheerten das Land, namentlich die Abtei Zinna, erſchlugen den Abt und kehrten mit Beute und mit Gefangenen nach Hauſe zurück, ſo daß in Folge deſſen der Herzog Kaſimir auf der linken Seite der Elbe berüchtigter Weiſe als einer galt, der

lange das Räuberhandwerk gegen die Christen ausgeübt. Das indessen waren noch nicht die einzigen Momente, wo die Slaven in die Händel Heinrich's verwickelt wurden. Jene Aufhetzungen von Seiten Heinrich's wurden noch anderweitig für die Ruhe der Slavenländer von sehr nachtheiligem Einfluß. In der schweriner bischöflichen Diöces erhob sich während dessen ein Theil der Obotriten, sagte sich vom Christenthume los und begann offenbaren Krieg gegen die Kirche (am 10. November 1179). Die Geistlichen wurden überfallen, 78 von ihnen erschlagen, das Kloster Doberan geplündert. Fürst Niklot, Wertislav's Sohn, der Nachfolger des unlängst vorher (am 30. December 1178) bei einem Turnier des Herzogs Heinrich in Lüneburg getödeten Pribislav, sammelte zwar augenblicklich seine Mannen zur Heerfahrt gegen die Aufrührer. Allein die Empörung griff weiter um sich: es erhoben sich auch die Luitizier und Circipaner. Die frühere Freiheit sollte wieder her- und Fürsten- und Kirchengewalt zu gleicher Zeit abgestellt werden. Die Zahl der Empörten war groß. Dennoch wagte Niklot den Kampf wider sie. Allein die Circipaner siegten. Der Fürst mußte flüchten; sein Heer ward niedergehauen. Er ging nach Rostock (am 11. December 1179). Doberan ward nun völlig zerstört. Im nächsten Frühjahre (1180) zogen eben solche Schaaren dieses aufgeregten, wilden Volkes auf Herzog Heinrich's Aufforderung in die Lausitz. Es war zu besorgen, daß der Abfall sich über das ganze Wenden- und Slavenland ausbreiten würde. Das geschah nun aber nicht, vornehmlich da der neue Polenfürst Kasimir sofort nach dem Antritt seiner Regierung ernstlich bedacht war, in seinem Reiche alle Mißbräuche der Kirche aufzuheben und das Kirchenregiment kräftig aufrecht zu erhalten. Zu dem Ende versammelten sich, in demselben Jahre wohl, oder spätestens 1181, in der polnischen Stadt Lenczicz, in Gegenwart des Polenherzogs und vieler seiner Großen, berufen vom Erzbischofe zu Gnesen, Sbislav, und unter dessen Vorsitze, die Bischöfe der (damals noch ganz polnischen) Diöcesen Krakau, Breslau, Plock und Posen, desgleichen die der (ganz oder theilweise noch wendischen) von Lebus, Kamin und Cujavien zu einer großen General-

ſynode und beſchloſſen, daß, wer ſich künftig gewiſſer Misbräuche in der Kirche und in Bezug auf dieſelbe ſchuldig mache, mit dem Banne belegt werden ſollte. Sie ließen ſich ſolchen Beſchluß vom damaligen Papſte Alexander III. beſtätigen. In Folge deſſen ward im ganzen Lande eine ſtrenge Ordnung begründet, durch die Androhung jener damals ſo mächtigen Strafe, und auch gehandhabt: was den Ausbruch von Empörungen hinderte. Ob und was Niklot von Roſtock aus gethan, um den ausgebrochenen Sturm im eignen Lande zu beſchwichtigen, iſt unbekannt.

Der Pommernherzog Kaſimir ward entweder durch den Tod*) oder durch gewiſſe unbekannte Gründe abgehalten, der Sache Heinrich's, dem er ſo lange gedient, ferner treu zu bleiben; Bogiſlav dagegen zog es vor, geradezu dem Kaiſer ſich hinzugeben. Er leiſtete dieſem die Huldigung und den Tribut. Dafür ward ihm (oder beiden Brüdern) die Ausſicht auf die Reichsfürſtenwürde eröffnet. Und als nun der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und dem Sachſenherzoge ſogar bis über die Elbe, bis nach Nordalbingien geſpielt, Lübeck, die demſelben getreu gebliebene Stadt, von Friedrich I. in eigner Perſon belagert wurde: da erſchien im Lager vor ihm unter Andern auch der pommerſche Fürſt Bogiſlav (und Kaſimir?), vielleicht auch Niklot, und jenem (oder jenen) wiederholte hier der Hohenſtaufe, was er ihnen bereits 19 Jahre vorher hinſichtlich Pommerns zugeſagt hatte, jedoch nur im Geheimen; denn es war nicht im Einklang mit dem, was er den pommerſchen Fürſten neuerdings verheißen hatte. Einſtweilen, ſo entſchuldigte er ſich, ſo lange Herzog Heinrich noch nicht bewältigt ſei, müſſe er ſuchen, die Wenden auf ſeiner Seite zu erhalten; ſpäterhin werde er das Land dem Dänenkönige untergeben. Am Tage nach dieſer Verabredung empfing denn Bogiſlav (und Kaſimir) vor der feſtlichen Verſammlung der Fürſten die Fahne mit dem Reichsadler aus der Hand des Kaiſers, zum Zeichen, daß er ihn (oder ſie) zum Herzoge Slaviens ernenne, was aber ausdrücklich auch noch mit Worten geſchehen iſt. Wieder ein Fortſchritt zur weitern Verdeutſchung der ſlaviſchen Lande.

*) Vgl. L. Gieſebrecht a. a. O. S. 263. Not. 3.

So ward denn also Pommern, d. h. Vorpommern, vor der Hand wenigstens die Herrscher, später das Reich derselben, mit dem deutschen Reiche verbunden, wenn auch fürs Erste nur äußerlich. Auf die Dauer waren darum diese Zustände noch nicht ganz fest begründet: sie haben noch eine geraume Zeit lang geschwankt, bis sich Land und Volk germanisirten.

Bekanntlich ergab sich Lübeck an Friedrich I.; seine Vorrechte wurden ihm vom Kaiser bestätigt. Herzog Heinrich ward auf drei Jahre nach England in die Verbannung geschickt (vom 25. Juli 1182 an), und sein Herzogthum Sachsen an Bernhard von Ascanien gegeben. Ihm blieb nichts als der freie Besitz seines Erbes Braunschweig und Lüneburg.

Unbezweifelt hat dieser Fürst während seiner Herrschaft, vermöge seiner Tapferkeit und seiner militärischen Tüchtigkeit, Großes geleistet auch in Bezug auf die slavischen Verhältnisse: er hat Mekelnburg, Pommern, die Insel Rügen auf die Dauer dem deutschen Reiche zugesellt, die slavischen Bewohner daselbst gebändigt und zum endlichen andauernden Gehorsam gegen die Deutschen und gegen die Kirche gebracht und so den langwierigen Mühen und Kämpfen derselben in jenen Gegenden ein Ziel gesetzt. Indessen hätte er solches in noch kürzerer Zeit bewerkstelligen können, wofern er gleich anfangs mit der ihm sonst eignen Energie und Raschheit verfahren wäre und nicht ewig sich in Fehden und Kriege verwickelt hätte. Der innere Zustand unseres deutschen Vaterlandes war in dieser Zeit traurig, war zerrissen und Parteiungen aller Art hingegeben, so daß es nur ein Wunder ist, daß noch so viel gegen die Slaven ausgerichtet worden. Nur durch die Zersplitterung dieser Nation, durch ihre Ungebundenheit und Ordnungslosigkeit, durch ihren Mangel an durchgreifenden staatlichen Einrichtungen, an strenger Gesetzlichkeit und Rechtlichkeit konnte es geschehen, daß, trotz jenes trostlosen Zustandes unsers Vaterlandes, sie doch nichts leisteten, nicht vermochten ihre politische und kirchliche Freiheit aufrecht zu erhalten, sondern sich dem doppelten fremden Joche schmiegen mußten. Das war das Beste, was Heinrich nur thun konnte, um den harten Nacken der Wenden zu beugen, daß er mitten in ihrem Lande eine Zwingburg (Schwerin) errichtete und dorthin einen Burg-

grafen ſetzte mit gehöriger Mannſchaft, der die Aufſäßigen in Zaum hielt und ſie beſtrafte, wofern ſie ſich regten und ſich ungehorſam zeigten. Im Allgemeinen hat er auch der Kirche ſich angenommen und ihr und ihrem Klerus Sicherheit verſchafft und die Möglichkeit gewährt, das Chriſtenthum vollſtändig zu verbreiten. In jenen Ländern waren nun allerwege Bisthümer errichtet, ſelbige mithin förmlich und feſt in den allgemeinen Verband der römiſch-katholiſchen Kirche aufgenommen. Daher finden wir auch überall Chorherrenſtifter: in Hamburg, Ratzeburg, Neumünſter, Siegeberg, Lübeck, Grobe, Kamin und Kolberg. Mit dem eigentlichen Klerus wanderten auch Mönche ein, wurden Klöſter geſtiftet und durch dieſe ebenfalls das kirchliche Regiment und das Chriſtenthum feſter begründet und weiter verbreitet. Wir finden bereits in dieſem Zeitraume Benedictiner in Ratzeburg, Cluniacenſer in Stolpe an der Peene, Ciſtercienſer in Kolbaz und Dargun, und die Klöſter fangen, ſogar urkundlich, auch hier an, als Anhaltepunkte für die Befeſtigung und Verbreitung der chriſtlichen Religion*) betrachtet zu werden. Ein äußerliches Kirchenweſen war überall im Allgemeinen begründet; es bedurfte nur noch einer ſpeciellern Verbreitung über die einzelnen kleinern Sprengel, um dem Chriſtenthume einen vollſtändigen Sieg zu gewähren in den ehemals heidniſchen Landen.

Mit der Vergebung des Herzogthumes Sachſen an Bernhard von Ascanien hört aber der Einfluß dieſer mächtigen Würde auf die Slaven im Norden von Deutſchland ſo gut wie auf. Bernhard war ein ruhiger, träger Fürſt, der wenig Luſt gezeigt, ſein hohes Amt nach dem Maaße ſeiner Vorgänger zu behaupten oder gar zu vermehren. Er kümmerte ſich daher wenig um die Slaven und die ſlaviſchen Länder, obwohl er dort noch am meiſten eine verſtärkte Gewalt ſich hätte erringen können. Freilich war ſeine Herrſchaft bei weitem nicht ſo ausgedehnt, als die Heinrich's des Löwen geweſen. Und dieſer begann nach ſeiner Rückkehr aus England (1185) neue Fehden bis an ſeinen Tod (den 6. Auguſt 1195), in welche auch Bernhard vielfältig verwickelt ward, und welche

*) Vgl. Codex diplom. Pomer. I. B. S. 123.

alle seine Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Das Slavenland blieb also meistens sich selbst überlassen oder ward der Kampfplatz der Deutschen, Dänen und Slaven. Und die Kaiser? sie kümmerten sich um dieses entfernte Land fast gar nicht mehr: sie hatten mit den innern Zerwürfnissen ihres Reiches und mit Italien und der päpstlichen Gewalt so viel zu thun, daß ihnen der Norden anfing nach und nach beinahe ganz aus ihrem Gesichtskreise zu schwinden. So konnte es denn kommen, daß Waldemar II., König von Dänemark seit 1202, nachdem sein Bruder und Vorgänger, Kanut VI., in Verbindung mit den Slavenfürsten Borewin und Niklot Holstein angegriffen, Ratzeburg, Gadebusch, Hamburg und Lübeck erobert und den Grafen Adolf gefangen genommen hatte, sich zu Lübeck als König der Dänen und Slaven und als Herr von Nordalbingien begrüßen ließ. Und so sehr war das deutsche Reich durch den innern Krieg geschwächt, daß Dänemark, welches Kaiser Friedrich I. noch lehnbar gemacht, schon unter dessen Sohne Philipp es wagen durfte, einen Theil der deutschen Reichslande abzureißen; auch wurde der Verlust so wenig gefühlt, daß Otto IV. vielmehr Verstärkung seiner Partei damit erkaufte. Nur gut, daß bereits das Germanenthum in jenen Gegenden so überhand genommen hatte, daß es überwiegend war dem Slaventhume und sich fortwährend auch so erhielt und geltend machte, bis günstigere Zeiten erschienen, wo es recht hervortreten, zum unbedingten und alleinigen Walten gelangen konnte. Und diese ließen nicht eben lange auf sich warten. König Otto IV. hatte nehmlich doch wohl nicht, wie es scheint, so ganz unbedingt und für ewige Zeiten in die Abtretung Nordalbingiens und Slaviens gewilligt; denn der Dänenkönig Waldemar forderte später dieselbe von Friedrich II., als er dessen Partei unterstützen und verstärken sollte. Friedrich überlegte diese Sache zu Metz mit den ihm zugethanen Reichsständen, und diese waren allerdings schwach genug, die Anforderung zu genehmigen, da ihre Besitzungen dadurch ja nicht vermindert oder beschränkt wurden. Das Oberhaupt des Reiches ließ daher 1214 eine Urkunde ausfertigen, worin es dem Könige Waldemar, theils um ihm eine vollkommene Sicherheit seiner Grenzen zu ge-

währleisten, theils um ihn zu verpflichten, die Feinde des deutschen Reiches abzuhalten, alle Länder jenseit der Elbe und Elde, ingleichen alle wendischen Länder, die sein Vater und Bruder erobert hatten, auf ewige Zeiten abtrat. Und weil der dänische König eine solche feierliche Zusage noch nicht für verbindend genug ansah, so ließ er sie sich auch von den Päpsten Innocenz (1216) und Honorius (1217) bestätigen, indem ja die Kirche dabei sehr stark betheiligt war wegen der vielen Prälaten und geistlichen Güter im Lande. So verlor denn durch diese schlechte, leichtsinnige, unpolitische Veräußerung Deutschland wieder jene Gegenden und damit vier geistliche Reichsfürsten (die Bischöfe von Lübeck, Mekelnburg, Ratzeburg und Schwerin), sodann einen Herzog (von Pommern), zwei Fürsten (von Rügen und Mekelnburg), zwei Grafen (von Schwerin und Ratzeburg) und eine Reichsstadt (Lübeck), indessen doch nur auf kurze Zeit. Denn König Waldemar begann als Oberlehnsherr ziemlich willkührlich daselbst zu walten. Er beleidigte namentlich den Grafen Heinrich von Schwerin sehr arg, indem er die Hälfte des Besitzthumes desselben, während selbiger abwesend (auf einer Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande) war, durch seinen Statthalter besetzen ließ. Der Graf remonstrirte hiergegen, als er zurückgekehrt war, reiste in eigner Person nach Dänemark, stellte dem König das Ungerechte der Maaßregel vor, vermochte aber nicht eine Abänderung oder Aufhebung zu bewirken. Da sann er auf Rache. Er überfiel den König und dessen ältesten (vierzehnjährigen, aber bereits gekrönten) Sohn Waldemar III., während beide zur Jagdbelustigung einige der kleinen Inseln am östlichen Gestade von Dänemark besuchten und eben in einem Zelte auf dem kleinen Eilande Lyöe, südwestlich von Fünen, schliefen, bemächtigte sich ihrer (zwischen 6. und 7. Mai 1223), führte sie schnell fort nach der mekelnburger Küste und brachte sie von da, wahrscheinlich erst nach der Burg Lenzen, später nach der Burg Dannenberg, welche dem mit ihm befreundeten Grafen Heinrich von Dannenberg gehörte. Ein höchst erfolgreiches Wagstück. Beide fürstliche Herren mußten wohl oder übel, wollten sie die Freiheit und ihr Reich wieder erlangen, einen Vertrag eingehen (unterm 21. December 1225), dem gemäß

ſie dem Grafen von Schwerin alles Land, was ihm entriſſen worden war, ingleichen dem deutſchen Reiche alles ſüdlich von der Eider und Lebensaue, das Land des Fürſten Borewin und ganz Slavien (Pommern), Rügen allein ausgenommen, herausgeben und abtreten und außerdem den Grafen von Schwerin, Heinrich und Günzel, ein beträchtliches Löſegeld entrichten. Vergeblich mühte ſich nachmals der Dänenkönig, die ihm und ſeiner Herrſchaft ſo nachtheiligen Friedensbedingungen, auch mit Gewalt der Waffen, umzuſtoßen: er wurde bei Bornhövede 1227 von den vereinten Deutſchen geſchlagen und damit die däniſche Macht gebrochen und auf immer über die Eider zurückgewieſen. Auch Waldemar's II. Nachfolger waren nicht vermögend, ſich wieder in den Beſitz des Verlornen zu ſetzen, obwohl ſie noch lange Wappen und Titel davon geführt haben.

So herrſchten denn ſeitdem über Wagrien die Grafen von Holſtein, mit Ausnahme der freien Reichsſtadt Lübeck; Polabingien war getheilt zwiſchen dem Herzog von Sachſen und den Grafen von Schwerin; das Land der Obotriten und Kiſſiner behielt ſeine alten heimiſchen Herren, die ſlaviſchen Fürſten von Mekelnburg und Werle oder Wenden. Und nun ging es ans Germaniſiren der Landſchaften. Was nicht ſchon vorher geworden, ward nun deutſch, beſonders wo die deutſchen Fürſten geboten. Aber auch die Fürſten aus dem eingebornen Geſchlechte konnten ſich ſelbſt und ihre Länder deſſen nicht lange entſchlagen. Umgeben von Deutſchen, dem Oberhaupte des deutſchen Reiches und ſeinem dortigen Vaſallen, dem Herzoge von Sachſen, unterworfen, beſtürmt von allen Seiten durch die herandringende Cultur der Germanen, waren ſie wohl gezwungen, ſich und ihre Unterthanen, wenigſtens allmählich — es gab noch um das Jahr 1285 wendiſch Redende im Mekelnburgiſchen — zu germaniſiren. Auch waren ſie politiſch klug genug, ſich mit den benachbarten deutſchen Fürſtenhäuſern zu verſchwiſtern. Hatte doch ſchon Borewin die Tochter Heinrich's des Löwen, Mathilde, geheirathet. Derartiges geſchah ſpäterhin noch öfter, und ſo verwuchs das einheimiſche ſlaviſche Fürſtengeſchlecht mit Deutſchland und eben ſo ſein Land und ſeine Leute. Und gerade dieſes Haus hat ſich er-

halten, während die übrigen deutſchen Regentenfamilien im Lande erloſchen ſind, hat die Länder der letztern zum großen Theile mit den ſeinigen vereinigt und blühet noch in zwei Linien.

Weiteres gehört nicht mehr unſerer Darſtellung an. In Mekelnburg verrann alſo der Weltkampf der Deutſchen und Slaven, der kirchliche und politiſche, zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, während der ſprachliche noch zu Ende des letztern nicht ganz geſchlichtet geweſen iſt.

Aehnlich war es in dem an Mekelnburg grenzenden Vorpommern, welches, urſprünglich das Land der Luitizier geheißen, von dem Herzoge des eigentlichen Pommerns jenſeit der Oder, Suantibor, und von deſſen Nachfolgern ſeit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, theils auf Koſten der Luitizier theils auf Koſten des Fürſten von Rügen, der dieſem Eilande gegenüber einen ziemlichen Diſtrict davon inne hatte, erobert und mit ihrem Reiche vereinigt, nachmals aber bei der Theilung 1107 den beiden ältern Söhnen Suantibor's, Wratiſlav und Ratibor, unter dem Namen Slavien zu Theil geworden war, während ſie und ihre Nachfolger ſich gewöhnlich Herzöge von Slavien (duces Slaviae) oder der Pommer-Slaven (duces Pomeranorum Slavorum) nannten, ſelten und uneigentlich Herzöge von Pommern (duces Pomeraniae oder duces Pomeranorum): welche letztere Benennung ſpäter bald ſo das Uebergewicht bekommen, daß man dieſen Landestheil vorzugsweiſe Pommern, den über der Oder Pomerellen geheißen hat. Die Herzöge nun dieſes Pommerns, die unmittelbaren Nachfolger Suantibor's, breiteten ihre Eroberungen über das Ukerland, über das Land Barnim auf der linken, ingleichen auf Koſten Polens, ſeit dem erſten Einfalle der Mongolen in dieſes Reich, über die Gegenden auf der rechten Seite der Oder bis zur Netze hin aus, in Folge deſſen ſie mit den polniſchen Fürſten in einen hartnäckigen und langwierigen Kampf gerathen ſind, von dem wir weiterhin noch mehr hören werden.

Wir haben oben geſehen (S. 371 ff.), wie dieſe Gegend von Deutſchland aus chriſtlich geworden, und wie

die Fürsten mit den Deutschen in nähere, freundliche wie feindliche, Berührung gekommen und endlich im Jahre 1181 vom Kaiser Friedrich I. zu Gliedern des deutschen Reiches oder zu unmittelbaren Reichsfürsten erhoben worden waren, wie sie darauf eine Zeit lang unter dänischer Oberlehnsherrschaft gestanden, mit dem Jahre 1227 aber das frühere Verhältniß zum deutschen Reiche wieder erlangt haben. Diese Lehnsverbindung war nun zwar, zum Wenigsten anfangs, ziemlich lose: die pommerschen Fürsten blieben eine geraume Zeit sich selbst überlassen, wenn sie von ihren Nachbarn, namentlich den Dänen, angegriffen wurden: sie mußten sich, so gut sie konnten, selbst und alleinig helfen. Aber sie bestand doch und bewirkte, daß der weltliche Kampf auch auf diesem Punkte zwischen Deutschen und Slaven aufhörte. Eben so war es mit dem kirchlichen: die Verhältnisse des Cultus waren geordnet, wenigstens im Allgemeinen; es durfte nur noch die letzte Hand angelegt werden, um das Christen- und römisch-katholische Kirchenthum durchgreifend im Lande zu verbreiten, und das geschah auch hier alsbald durch den Klerus und durch die Mönche. Bald wurde aber nicht minder das Germanenthum überhaupt herrschend. Vom Herzoge Barnim I. (gest. 1278) rühmt man es namentlich, daß er bedacht gewesen wäre, Ausländer, vornemhlich Deutsche, ins Land zu ziehen, durch sie neue Städte zu gründen oder unbedeutende Plätze zu Städten zu vergrößern; auch fuhr er fort Klöster zu stiften. Und die Geistlichen und Aebte ahmten dem Beispiele nach und holten ihrerseits ebenfalls deutsche Ansiedler auf ihre Besitzgüter herbei, da sie von deren treuer Anhänglichkeit, besserer Bewirthschaftung der Ländereien und Arbeitsamkeit reichlichere Einkünfte an Zehnten und andern Renten erwarten konnten. Finden wir doch öfter in Urkunden den pommerschen Klöstern von den Landesfürsten die ausdrückliche Freiheit ertheilt, ausländische Ansiedler auf ihre liegenden Gründe aufnehmen zu dürfen. Eben so waren die deutschen Soldaten und Ritter berühmt wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit und Tapferkeit und dem fürstlichen Regimente gar willkommen. So ward denn seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Einwanderung von Deutschen aus dem geistlichen, Militär- und Bauern-

ſtande überaus häufig. Nach den Städten aber zogen Handwerker und wurden dort Bürger. Hier gründeten ſie deutſche Sprache, deutſche Sitte, deutſches Recht. Ward doch Stettin bereits 1243 mit magdeburgiſchem Rechte bewidmet! So raſch ſchritt die Germaniſirung und damit eine allgemeine Civiliſation im Lande vorwärts. Sicherlich wird auch der nachbarliche Conflict mit den ihnen auf den Hals gerückten Ascaniern in der Mark hierzu das Seinige beigetragen haben.

Von ſolcher Verdeutſchung faſt aller Verhältniſſe im Innern iſt zuverläſſig damals auch ſchon die Inſel Rügen und ihr Gebiet auf dem Feſtlande, z. B. die Stadt Stralſund (angelegt 1209 und wahrſcheinlich doch gleich von Hauſe aus mit deutſchen Einwohnern beſetzt) ergriffen, und ſelbige vollendet worden, ſeitdem das Eiland nach Ausſterben ſeiner fürſtlichen Familie (1325), an die pommerſchen Herzöge fiel und 1348 von Kaiſer Karl IV., nebſt Stralſund und andern Städten, als Reichslehen verliehen ward.

Das eigentliche Pommern, jenſeit des Oderſtromes, auch Pomerellen oder Hinterpommern genannt, nehmen wir geeigneter erſt ſpäter und gehen jetzt über zu dem ſüdöſtlichen Nachbarlande, zu

2. Der Mark Brandenburg.

Wir verließen ſolche oben (S. 329 ff.) als kurz vorher (1141*) durch Eroberung und durch Erbſchaft dem Markgrafen Albrecht dem Bären aus ascaniſchem Geſchlechte zu Theil geworden. Um das Jahr 1151 — damals nehmlich gewährte Albrecht urkundlich bei Gelegenheit der Gründung Stendals, um ſelbige Stadt deſto ſchneller emporzubringen, unter Anderm auch den Einwohnern in den Städten Brandenburg und Havelberg, wofern ſie die Märkte in der neuen Stadt beſuchen würden, Freiheit vom Zolle daſelbſt**) — waltete er wenigſtens be-

*) Manche Hiſtoriker (vgl. v. Raumer's Regesta, No. 1001), neuerdings auch L. Gieſebrecht (Wendiſche Geſch. III. B. S. 52), ſetzen freilich die Erwerbung der Burg Brandenburg und damit den eigentlichen Erwerb der Markgrafſchaft erſt ins Jahr 1151. Wir wagen nicht zu entſcheiden, da beide Meinungen etwas für ſich haben.

**) S. von Raumer a. a. O. No. 1171.

reits als vollkommener Herr und Gebieter in dem Lande, wo er nun auch den heidnischen Götzencultus abschaffte und die Anhänger desselben vertrieb. Indessen völlig sicher war ihm dessenungeachtet noch nicht der Besitz. Der letzte verstorbene Fürst von Brandenburg, Pribislav oder Heinrich, hatte einen Schwestersohn hinterlassen: derselbe war auch Fürst und residirte in der Nachbarschaft, im Lande jenseit der Spree, in Köpenik. Sein Name war Jaczo. Derselbe war wahrscheinlich polnischen Geschlechtes und noch Heide. Als er von dem Tode seines Oheims gehört und auch von der Besitzergreifung des Gebietes desselben vernommen hatte, sann er darauf, sich des nach seiner Meinung ihm gebührenden Erbtheiles mit Gewalt zu bemächtigen, da es ihm so vorweg genommen. Einen offenen, einen förmlichen Kriegskampf zu wagen, konnte ihm aber bei der überwiegenden Macht und kriegerischen Tüchtigkeit des Gegners nicht einfallen. Er paßte also eine Zeit ab, wo Albrecht gerade fern war von seinen Landen (1156) — er begleitete den Kaiser Friedrich I. auf dessen Feldzuge nach Polen — und sich nichts weniger denn eines solchen Angriffes gewärtigte. Er hatte etwas unvorsichtig jene Hauptburg seines Landes gleicher Weise den kriegerischen Slaven wie den Sachsen zur Bewachung anvertraut. Jaczo sammelt also ein starkes Heer, rückt damit vor die Brandenburg und verlockt durch Lohn die Besatzung — wahrscheinlich doch nur die slavischen Hüter — der Burg zum Verrath und zur Uebergabe des Platzes. Von dem sichern Schlupfwinkel aus thun die Heiden den Christen empfindlichen Schaden. In Folge dieser gewaltsamen, dem Erbrechte nach freilich gerechter Besitznahme seiner Burg läßt sich Albrecht zu größerer Sicherheit der Sache die brandenburgische Erbschaft durch den Kaiser von neuem bestätigen, der übrigens um die ganze Angelegenheit sich nicht gekümmert zu haben scheint, sondern sie dem Markgrafen und dessen sächsischen Genossen überließ, so daß dieser durchaus selbstständig dabei verfahren konnte. Dann war Albrecht schnell bei der Hand, rüstete ein Heer, bot zugleich seine nächsten Nachbarn, den kriegerischen Erzbischof von Magdeburg und andere Edle von jenseit der Elbe her, auf und zog mit ihnen vor die Bran-

denburg. Er griff sie, die Insel der Havel, von drei Seiten zu gleicher Zeit mit Kähnen an, erlitt zwar dabei manchen herben Verlust — z. B. fiel ein Graf Werner von Veltheim bei dem Sturme — eroberte sie aber doch endlich wieder (am 11. Juni 1157). Aber Jaczo soll entkommen, auf der Flucht bei Spandau noch ein Mal geschlagen worden und, in Folge seines glücklichen Entkommens über die Havel, Christ geworden sein. Das war der letzte blutige Kampf um Brandenburg, die Hauptburg in dem Lande zwischen Elbe und Oder, um die der Streit nicht weniger denn 235 Jahre gewährt hatte, die während derselben sieben Mal durch Waffengewalt, zwei Mal durch Verrath an die Deutschen übergegangen und bis auf dieses letzte Mal immer wieder verloren worden war. Von nun an störte nichts mehr Albrecht und seine Nachfolger in dem Besitze derselben und des Landes. So konnte er denn auch mit kräftiger Hand anfangen, sein Markgrafenthum zu cultiviren, germanisiren, christianisiren und civilisiren; er konnte es um so kräftigerer, als es sein Land war, seine Eroberung, Niemand ihn hindern durfte, er solches allein für sich that, nicht etwa für einen Andern, Höhern. Der harte Nacken der hiesigen Slaven war nun auch völlig gebeugt, ihr bisheriger so verzweifelter Widerstand gegen deutsche Herrschaft und gegen das Christenthum endlich gebrochen. Sie sahen ein, es war von ihrer Seite nichts mehr zu thun: ihre Zahl hatte durch die ewigen blutigen Kämpfe bedeutend abgenommen; manche hatten sich schon mit dem Christenthume und mit der höhern Civilisation befreundet, hielten mehr es mit den Christen als mit den Deutschen. Und ein so kriegerischer, so gewaltiger Herr, wie Albrecht der Bär, konnte sie wohl dergestalt in Furcht setzen und erhalten, daß sie fortan nicht wagten ihr Haupt wieder zu erheben.

Es ist sehr zweifelhaft, ob Albrecht seine Waffen schon bis zur Oder getragen und die dortigen kleinern slavischen Fürsten sich bereits unterworfen hat; ja! man muß es den neuesten sorgfältigen Untersuchungen zufolge für durchaus unwahrscheinlich erklären. Aber als Inhaber der neuen Markgrafschaft mochte er doch wenigstens die Freiheit dazu, mochte er die Anwartschaft darauf haben und seinen Nachfolgern

hinterlaſſen. Reichten doch die Grenzen des einen der beiden ihm untergebenen Bisthümer, des brandenburger, ſicher bis zur Oder: ſo waren ſie ja ſchon von Otto dem Großen beſtimmt worden, und jetzt ward nichts an dieſer Beſtimmung geändert.

Fürs Erſte war nun Albrecht darauf bedacht, die ſo menſchenleer gewordenen Gegenden ſeines Gebietes zu bevölkern, zu bevölkern mit Leuten, auf deren Treue er bauen konnte, und die zugleich das Land cultivirten. Wer konnte das anders ſein, als Deutſche? Er machte alſo, was ſchon früher der Graf Adolf von Holſtein gethan hatte (ſ. oben S. 331): er ſandte nach Utrecht und in das Rheinland, und außerdem zu den Holländern, Seeländern und nach Flandern, in diejenigen Gegenden, welche häufigen Ueberſchwemmungen des Meeres ausgeſetzt waren; von da her zog er Leute ins Land: Sachſen, Weſtfalen, Flamländer und Rheinländer, beſetzte mit ihnen die vorhandenen Oerter, Dörfer oder Städte, oder legte für ſie neue an. In den neu erworbenen ſüdlichen Landen ſeines Gebietes zwiſchen Saale, Mulde und Elbe verfuhr er ſogar mit Härte: er verjagte die Wenden aus ihren Beſitzungen, ihren liegenden Gütern, und gab ſolche den eingewanderten Holländern und Flamländern (1159 und 1160)*). Außerdem wurden überall im Lande Burgwarten erbaut. Als dergeſtalt Sicherheit genug im Lande hergerichtet war, konnten auch die beiden Biſchöfe von Havelberg und Brandenburg daran denken, ihre Wirkſamkeit wieder in ihren Sprengeln zu bethätigen. Schon daß jene Fürſtenverſammlung, auf welcher der pommerſche Herzog Rodilbern das Gelübde ablegte, nach Kräften den chriſtlichen Glauben zu verbreiten und zu befeſtigen (ſ. oben S. 345), zu Havelberg ſtatt fand (1149), geſchah wohl nicht ohne die Rückſicht, daß dieß fürſtliche Beiſpiel einen erſprießlichen Eindruck auf die Befeſtigung des Chriſtenthumes in den wendiſchen Landen machen ſollte. Für den Eifer aber, womit der damalige Biſchof von Havelberg, Anſelm, an der Herſtellung ſeines Episkopates gearbeitet, iſt ein ſprechendes Zeugniß der ihm im Jahre 1150 vom Könige Konrad III. von Würzburg aus ertheilte Schutzbrief.

*) S. Stenzel's Geſch. von Anhalt, S. 29. 31. 44.

Es heißt darin (im Eingange): der König wolle die havelberger Kirche, die vom Kaiser Otto dem Großen gegründet, allein durch die wahnwitzigen Heiden öfters angegriffen und fast ganz verwüstet sei, in seinen besondern Schutz nehmen, den Bischof Anselm aber, der an dem Wiederaufbau und der Wiederherstellung der havelberger Kirche mit so großem Eifer arbeite, bei dieser Sorge möglichst unterstützen. Aus diesem Grunde fühle sich der König auch veranlaßt, das gedachte Bisthum des Besitzes seiner Güter und Einkünfte zu versichern. Weil aber die Burgfesten und Dorfschaften, die dem Bisthume gehörig, durch häufige Einfälle der Wenden verwüstet und verfallen wären, dergestalt daß sie fast ganz von Bewohnern entblößt seien: so solle dem Bischof das Recht zustehen, Colonisten einzuführen, aus welchem Volksstamme er wolle und könne, und diese Colonisten sollten nur ihm und seiner Kirche angehören und von keinem weltlichen Fürsten oder Gewalthaber zu Abgaben und sonstigen Leistungen gezwungen werden können. Und um die Einkünfte der so lange verwaist gewesenen Kirche zu mehren, gestattete der König zugleich, daß Jeder im Reiche sie mit Gaben bewidmen dürfe. Einen ähnlichen Schutzbrief erwirkte sich der Bischof im nächsten Jahre (1151) auch vom Markgrafen und dessen Sohne, dem schon damals zum Markgrafen ernannten Otto: sie bestätigten dem Bisthume gleichfalls seine Güter, versprachen ihm dieselben zu vermehren und nie mit Abgaben zu belasten, ihm auch alle weltliche Hülfe und Unterstützung jeglicher Art angedeihen zu lassen u. dgl. m. Nun ward zu Havelberg selbst ein Domherrenstift aus Prämonstratensern begründet — es kommt zuerst in jener Bestätigungsurkunde Albrecht's und Otto's vor — das indessen anfangs doch noch einen schweren Stand gehabt haben muß, wie wir aus einem Briefe Anselm's ersehen, wo dieser schreibt (1151): von den Chorherren oder Brüdern müßten einige selbsteigen an den Thürmen der Befestigung bauen im Angesichte des Feindes, andre Wache halten zur Vertheidigung gegen einen Ueberfall der Heiden, während noch andre, ganz dem göttlichen Geschäfte des Predigens u. s. w. hingegeben, täglich den Märtyrertod zu gewärtigen hätten u. s. f. Das Land, bis daher zumeist ein heidnisches, ward

durch Anſelm durchaus chriſtlich, mit geiſtlichen Stiftern, Kirchen und Pfarreien ausgeſtattet. Der von ihm unternommene Wiederaufbau der Domkirche wurde indeſſen erſt durch ſeinen Nachfolger vollendet, und die Kirche eingeweiht den 16. Auguſt 1170 unter großen Feierlichkeiten und unter Anweſenheit vieler Fürſten, namentlich Albrecht's des Bären (der etwa zwei Monate danach ſtarb), des Markgrafen Otto I., der Pommerfürſten Kaſimir und Bogislav u. A. Und alle beeiferten ſich, der neugeweihten Kirche allerhand Schenkungen zu machen. Der Fürſt Kaſimir bedachte ſie mit einer reichen Zahl von Dörfern im Lande der Tollenſer und Redarier, jedoch mit der Beſtimmung, daß das Domcapitel dieſe Güter nicht unmittelbar nutzen, ſondern dieſelben zur Gründung und Ausſtattung eines Tochterſtiftes in einem der Orte, welche die Schenkung betraf, verwenden ſollte. Hieraus erwuchs ſpäter das Kloſter Broda am Tollenſee, in der Nähe von Neubrandenburg belegen. Aus der höchſt merkwürdigen Schenkungsurkunde erkennen wir, wie weit ſich damals das pommerſche Gebiet nach Weſten, und folglich das brandenburgiſche nach Oſten erſtreckte. Zu ihrem gewöhnlichen Sitze, fern vom Domcapitel, wählten die nachmaligen Biſchöfe Wittſtock, nachdem der 15te Biſchof Wilhelm, im Jahre 1244 den erſten Grund zu einer förmlichen Stadteinrichtung dieſes vordem von Wenden gegründeten Ortes mit deutſcher Verfaſſung gelegt hatte. So beförderten auch hier die Biſchöfe und die geiſtlichen Inſtitute die Germaniſirung ihrer Ländereien und Ortſchaften.

Der brandenburgiſche Biſchof — damals Wiger geheißen — fing auch alsbald an ſich zu regen, als er merkte, daß nun in den Landen ſeines Sprengels ſicheres Wohnen wäre. Anfänglich noch etwas vorſichtig, baute er erſt die wieder etwas verfallene oder zu gering gebaute Marienkirche in Leizkau von neuem (1155) und ließ ſie durch den Erzbiſchof Wichmann in Gegenwart des Markgrafen Albrecht und ſeiner Söhne feierlichſt einweihen. Es war die Kirche des daſigen Kloſters, für welches der Biſchof überhaupt viel gethan hat, ſo daß man ihn für den eigentlichen Stifter deſſelben anſehen muß. Einige Jahre ſpäter, nachdem die Branden-

burg 1157 wieder eingenommen, und das Gebiet um dieſelbe her auf die Dauer unterjocht worden war, gedachte er ein Domſtift auf der Brandenburg anzulegen, wo ehemals die Domkirche, die Otto der Große geſtiftet, geſtanden hatte, gegenwärtig aber beinahe ganz vernichtet war, und ſelbiges aus Prämonſtratenſern von Leizkau zuſammenzuſetzen. Aber dazu mußten erſt die nothwendigen Gebäude gebaut werden. War ja doch nicht einmal eine Kirche daſelbſt vorhanden! Wiger ſah ſich alſo genöthigt, die Stiftsherren fürs Erſte nach dem der Burg Brandenburg gegenüberliegenden Dorfe Parduin, wo bereits eine dem heiligen Gotthard geweihte Kirche errichtet war, zu verlegen. Das geſchah kurz vor 1160. In dieſem Jahre ſtarb nun aber Wiger. Sein Nachfolger Wilmar nahm indeſſen die Sache mit aller Thätigkeit auf und ſah ſich ſchon das Jahr darauf im Stande, das Kanonikat einzurichten. Dem Propſte deſſelben verlieh er zugleich das Archidiakonat in demjenigen Theile ſeines biſchöflichen Sprengels, welcher von der Havel bis zur Oder reichte, während der Propſt in Leizkau daſſelbe in dem übrigen, dem mittäglichen Theile behielt. Es war natürlich jenem damit zugleich die Aufgabe geſtellt, in ſeiner Diöceſe bis zur Oder das Chriſtenthum zu verbreiten und zu befeſtigen, was denn auch, aber wohl nur nach und nach, geſchehen iſt, je nachdem die Waffen der weltlichen Macht dahin vorrückten und Sicherheit gewährten. Das klöſterliche Gebäude zur Aufnahme der mönchiſchen Domherren, ſo wie die Domkirche, die ſicher ſeit den Verwüſtungen durch die Wenden in Ruinen gelegen*), konnte erſt nach fünf Jahren ſo weit hergeſtellt werden, daß die Domherren ſie zu beziehen vermochten. Nehmlich erſt im Jahre 1166 wurden ſie aus dem Dorfe Parduin (der nachmaligen Altſtadt Brandenburg) nach der Burg hinübergeſiedelt und in den Stand geſetzt, daſelbſt ihr ſtreng klöſterliches Leben zu beginnen und ihre prieſterliche Thätigkeit zu entfalten.

Die Markgrafen nun der Mark Brandenburg, zuerſt die

*) Eine Stiftsurkunde vom Jahre 1170 ſagt in dieſer Beziehung: cathedralem ecclesiam b. Petri apostoli in Brandeburch, longo tempore dirutam et a paganis plene annullatam, Deo auxiliante reaedificavimus (nehmlich der Biſchof Wilmar).

Ascanier, haben ihre politische Stellung am Ende des deutschen Reiches, ziemlich unbeobachtet und unabhängiger vom Kaiser, als manche andere deutsche Fürsten, im Angesichte eines wüsten, unvergebenen, beinahe besitzerlosen Landes und gegenüber den durch innere und durch gegenseitige blutige Kriege so vielfach zerspaltenen und zerrütteten slavischen Reichen Pommern, Polen, Schlesien, im Laufe der Zeit wohl zu nutzen verstanden und ihre Macht theils intensiv theils extensiv zu erweitern gewußt. In ersterer Beziehung waren sie nach dem Beispiele ihres großen Ahnen Albrecht's bemüht, Edle und Ritter, Geistliche und Mönche, Soldaten, Bürger, Handwerker und Bauern ins Land zu ziehen und dadurch der Vervielfältigung der Zahl der Einwohner, der Vermehrung und dem Wachsthume der Städte und Dörfer, der Kirchen und Klöster Vorschub zu leisten. Daher mochte nun wohl das bisher überwiegend gewesenen slavische Element zuvörderst in der Altmark wieder zurücktreten und dem germanischen weichen. Wenn hiergegen in den hannöverschen Aemtern Dannenberg und Lüchow am linken Elbufer noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts Slaven gehaust, so ist der Grund, wodurch dieses möglich gewesen, wohl der, daß selbige gerade da keinen bedeutenden Verkehr hatten, und das Land arm an größern Städten ist. Andrerseits gab dem meist kriegerischen Geiste der Ascanier jene ihre politische Stellung vielfachen Anlaß zu Fehden, Kriegen, Eroberungen: sie forderte sie dazu ordentlich heraus. Und die anfängliche Unbestimmtheit der Grenzen in den bis dahin oft ganz unbekannten Gegenden führte manche Streitigkeiten herbei. Zuerst mit den Fürsten Mecklenburgs. Es hat lange gedauert, ehe hier eine Feststellung des gegenseitigen Gebietes erfolgt ist; es hat vielen Kampf gekostet, und der Besitz von manchen Grenzörtern hat lange und vielfältig geschwankt. Die Bischöfe und die Markgrafen haben hier gar manchen Strauß zu bestehen gehabt.

Nicht anders war es mit Pommern. Die oben (S. 384) erwähnte Stiftung des Klosters Broda hatte z. B. noch lange mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Namentlich suchten die Markgrafen von Brandenburg das brodische Land sich zuzueignen: sie glaubten gerechte Ansprüche darauf zu haben, und

gegen sie kämpfend fiel Herzog Kasimir I., der Stifter jenes Klosters, wie es scheint im Jahre 1182. Aber die Kriege und Streitigkeiten über das Gebiet haben bis 1236 gedauert, wo endlich die pommerschen Fürsten dasselbe (nehmlich die Länder Stargard, Beseritz und Wustrow) an die Markgrafen abtraten. Bald darauf entstand ein neuer Krieg, der sich mit der Uebergabe des Ukerlandes an eben dieselben endete (1243 oder 44).

Weiterhin, mehr nach Osten zu, hat sich Albrecht's des Bären und seiner nächsten Nachfolger Gebiet kaum weiter erstreckt als bis zur Havel und bis zur Spree. Die dortigen Lande, das Land Glyn, das Ruppinsche, das Land Barnim, Teltow nebst Köpenik gehörten sehr wahrscheinlich anfangs theils auch zu Pommern, wie die daran stoßende Ukermark, theils zu Polen — Jaczo wird von einem polnischen Schriftsteller wirklich ein Pole genannt — und erst Albrecht's Nachfolger sind über die von ihm festgestellten, durch die Burgfesten Puttlitz, Wittstock, Ruppin, Kremmen, Bötzow, Spandow, Potsdam, Saarmund, Trebbin und (Treuen-) Briezen bezeichneten Grenzen hinausgegangen. Wir vermögen zwar nicht im Speciellen das dortige Vorrücken der markgräflichen Waffen bis zur Oder hin anzugeben; aber urkundlich steht fest, daß sowohl Otto I. und Otto II. als Albrecht II dieses Gebiet sich zu unterwerfen gestrebt haben, und daß der letztere — er regierte von 1205 bis 1220 — bereits eine brandenburgische Burg, das Schloß Oderberg, an dem Ufer der Oder hat errichten lassen. Albrecht's II. Söhne verfolgten noch glücklicher diesen Plan: sie sollen das Land Barnim und Teltow vom pommerschen Herzoge Barnim gekauft haben (um 1225). Im Jahre 1232 verfügen sie wenigstens, zufolge einer Urkunde von diesem Jahre, mit unumschränkter landesherrlicher Gewalt über das ganze Land Barnim und Teltow*). Und auch diese Markgrafen sorgten hier eifrig für die Germanisirung und Civilisirung des Landes. So war die Cultur der Landschaft Stargard, ehe sie sie überkamen, sicherlich höchst erbärmlich unter pommerscher Herrschaft. Es gab damals noch gar keine Städte in dem Lande, nur

*) Vgl. Riedel: die Mark Brandenburg im Jahre 1250, I. B. S. 390.

etliche Marktflecken. Dagegen ward unter den Markgrafen nun Alles angebaut: Städte gegründet oder aus kleinern Ortschaften emporgehoben, Dörfer angelegt u. dgl. m. In Kurzem war es ein ganz anderes, ein verdeutschtes, ein civilisirtes Land. Leider wurde nur die Kraft der Ascanier durch die Theilungen ihrer Herrschaft unter die Glieder ihrer Familie im Laufe der Zeit bedeutend geschwächt; sicherlich würden sie sonst noch mehr geleistet haben. Nach Norden zu streckten sie ihre Hand aus bereits gegen Mekelnburg, Pommern, Pomerellen und Preußen und machten schon manche wichtige Eroberung oder Erwerbung daselbst. Was hätte aus diesem erlauchten Hause werden können, wofern es sich und seine Macht nicht so zersplittert hätte, und wofern es nicht so bald (1320) ausgestorben wäre!

Die Oder blieb indessen noch bis nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Grenze zwischen der Mark Brandenburg und dem pommerschen Gebiete auf der rechten Seite des Stromes. Die Markgrafen waren anderweitig (mit Kriegen gegen den Erzbischof von Magdeburg und um den Besitz von Lebus, gegen Polen, wovon nachher) zu sehr beschäftigt, als daß sie alsbald auf Eroberungen nach dieser Seite hin hätten ernstlich denken können. Aber bald wurde ihnen Gelegenheit, auch nicht mehr die Oder als den Grenzfluß ihres Gebietes anzusehen, sondern dieselbe zu überspringen und nun nicht minder in diesen Gegenden Fortschritte zu machen. In der Zeit um 1250 war von Neuem der Krieg zwischen Pommern und Polen entbrannt, deren Grenzen gegenwärtig gerade da, jenseit des Oderstromes, zusammenstießen. Sehr wahrscheinlich gab derselbe den selbst kriegerischen Markgrafen von Brandenburg Veranlassung, sich in den Besitz der dortigen überoderischen Lande zu setzen. Freilich wissen wir nicht gerade, wie und wann solches geschehen; allein gegen das Jahr 1250 muß es sich zugetragen haben, muß die sogenannte Neumark, wenigstens dem größten Theile nach, in den Besitz der ascanischen Fürsten übergegangen sein. Denn in jenem Jahre mußte Herzog Barnim von Pommern die Ukermark abtreten, mußte brandenburgischer Vasall werden: er fühlte sich also damals sehr geschwächt; im Jahre 1257 gründete Markgraf

Johann bereits die Stadt Landsberg an der Warte, und 1266 wird bei Gelegenheit einer Theilung der markgräflichen Länder dieſe Gegend jenſeit der Oder als eine beſondere „neue Mark“ erwähnt, und Seitens dieſer Landesherren iſt bereits Vieles zur Aufnahme derſelben geſchehen: es haben ſich nehmlich die Markgrafen Johann, Otto und Konrad nicht nur durch Eroberungen und glorreiche Thaten gegen Pommern erweislich ausgezeichnet, ſondern auch bereits den Anbau des überoderiſchen Landes und die Anlegung von Städten befördert. Im Jahre 1269 empfing der damalige pommerelliſche Herzog Meſtwin, der Sohn Swantopolk's, auf den Grund einer ſchon 1231 vom Kaiſer ertheilten, jetzt aber verwirklichten Lehnsherrlichkeit ſein Land von denſelben Markgrafen zu Lehn, woraus zugleich erhellt, wie mächtig ſchon dieſelben damals ſelbſt in Hinterpommern ſein mußten*). Meſtwin war damals im Streite mit ſeinem Bruder Wartiſlav. In demſelben rief er den Markgrafen Konrad von Brandenburg zu Hilfe und räumte ihm das danziger Schloß ein (1271). Der bald darauf erfolgte Tod Wartiſlav's machte dem Streite ein baldiges Ende. Nun wollte der Markgraf das Schloß nicht wieder herausgeben; es ward Boleſlav von Polen herzugerufen (1272), und dieſer nahm, vereint mit den Pommern, die Burg ein. Mit den Markgrafen löſte darauf Meſtwin das Lehnsverhältniß auf: ſie mußten ſich nur mit der Lehnsübertragung der Landſchaften Stolpe und Slave begnügen (1273), und der Herzog ſchloß ſich an ſeinen ſtammgenöſſiſchen Polenfürſten Przemyſlav an und beſtimmte dieſen zum Erben ſeiner Länder im Falle ſeines Todes (1284). Zwar waren die Markgrafen noch immer darauf bedacht, ſich das ſchöne Pomerellen zu erwerben: ſie hatten ihre Herrſchaft damals von der Kuddow bereits zur Drage, nordwärts bis nach Belgard erweitert. Allein die Gunſt des Herzogs war verſcherzt, und das Land fiel an Polen (1295). Aber ihre Eroberungen erſtreckten ſich zugleich auch auf das angrenzende Gebiet der Polen, ſo daß ſie in einem Kampfe von 1270—90 dieſelben bis hinter die Drage zurückgedrängt haben. Und dieſelben Mark-

*) Vgl. über dieſe Verhältniſſe v. Raumer: die Neumark Brandenburg im J. 1337, S. 2 ff., und Köpell a. a. O. S. 551 f.

grafen waren es, welche 1286 die früher polniſche Wildniß an der Grenze des arnswalder Kreiſes dem pommerſchen Ciſtercienſerkloſter Colbz übereigneten, um ſie in Cultur zu bringen — das ſpätere Kloſter Marienwalde. Seitdem verblieb, mit geringen Unterbrechungen, die Neumark mit der brandenburgiſchen Mark verbunden und hat der letztern obendrein die Gelegenheit geboten, ſich auch ſelbſt jenſeit der Oder noch weiter auszudehnen. Bald trennten nur noch die polniſchen Beſitzungen zwiſchen Drage und Kuddow, dann weiter nach Oſten das Land der Herzöge von Pomerellen den Zuſammenhang der Beſitzungen der Deutſchen zwiſchen der untern Oder und Weichſel.

Um dieſelbe Zeit, wo ſie dieſe Erwerbung machten, ſetzten ſich die brandenburgiſchen Ascanier auch in den Beſitz des Landes Lebus. Dieſes Land war bis daher größtentheils im Beſitze der Herzöge von Polen geweſen. So finden wir es beſtimmt im Jahre 1144 zur Zeit Wladiſlav's II., beim Antritt der Regierung dieſes Fürſten. Nach ſeinem Tode (1159) — er ſtarb bekanntlich in der Verbannung, in Deutſchland — erhielten ſeine drei Söhne zu ihrem Antheile an der bisherigen polniſchen Herrſchaft Schleſien, das ſie unter einander theilten (1163). In Folge deſſen fiel Niederſchleſien und damit das Land Lebus an den jüngſten der Brüder, Konrad, der 1178 ohne männliche Nachkommen ſtarb, worauf ſein Bruder Boleſlav ſich auch dieſer Gegend bemächtigte. Unter deſſen Regierung (1194) thaten die Pommern einen feindlichen Einfall in das Land, damals eben die unmittelbaren Grenznachbaren auf der nordöſtlichen Seite, ohne es jedoch dauernd in Beſitz zu nehmen. Späterhin beunruhigte oft der Polenherzog Wladiſlav in Kaliſch von Lebus aus denjenigen Theil der Niederlauſitz, welcher damals dem Markgrafen Konrad II. gehörte. Dieſer ſah ſich dadurch veranlaßt, im Jahre 1209 eine Heerfahrt zu unternehmen und die Feſte Lebus zu belagern. Wladiſlav wollte ſie entſetzen, verlor aber die Schlacht, und nun ward es dem Markgrafen der Lauſitz möglich, die Feſte zu erobern. Indeß auf die Dauer nahm er das Land Lebus nicht in Beſitz: entweder war durch den bloßen Rachezug die Abſicht des Markgrafen erreicht, oder, was wahrſcheinlicher iſt, er trat es dem Erzbiſchof von Mag-

deburg ab, der darauf Anspruch machte aus früherer Zeit her (vgl. oben S. 291 f.). Uebergegangen nachmals in die Gewalt des schlesischen Herzogs Heinrich des Bärtigen, fiel es bei der Theilung der Länder dieses Fürsten im Jahre 1212 dessen Prinzen Boleslav anheim. Dieser, ein schlechter, nachlässiger Wirth, verschwendete es zum Theil, zum Theil verkaufte er es erblich und auf ewige Zeiten an den damaligen Markgrafen von Brandenburg, Albrecht II. Wie viel oder wie wenig das gewesen, erfahren wir freilich nicht. Den größten Theil mindestens finden wir nachmals — Boleslav starb bereits 1213 — wieder im Besitz Heinrich's des Bärtigen, weil dieser die Regierung des Landes wieder übernommen hatte, als er sein fürstliches Haus auf schwachen Füßen stehen sah (1214). Unter dessen nachmaliger Regierung geschah es aber — ob auch durch dessen Schuld? und mit dessen Wissen und Willen? — daß thüringische und meißnische Kaufleute, die den Markt von Breslau besucht hatten, bei ihrer Rückkehr von da ihrer Waaren und ihrer Pferde beraubt wurden (1224). Ludwig IV., der damalige Landgraf von Thüringen und zugleich derzeitiger vormundschaftlicher Beherrscher der Markgrafschaft Meißen, nahm sich seiner Unterthanen an und sandte wiederholt an den schlesischen Herzog briefliche Beschwerden, welche dieser aber unbeantwortet ließ. Dadurch sich verletzt fühlend, beschloß der feurige fünfundzwanzigjährige Fürst sich und seinen Unterthanen selbst Genugthuung zu verschaffen. Gegen die Mitte des Juli brachte er ein ansehnliches Heer aus Thüringern, Hessen, Franken und Westfalen zusammen, zu denen noch Truppen aus Meißen und aus dem Osterlande stießen. Damit rückte er in das lebusische Land vor die Hauptfeste, zwang sie zur Uebergabe, ohne daß der Herzog ihr zu Hilfe herbeigeeilt wäre, ließ in derselben eine hinreichende Besatzung zurück und kehrte ohne einigen Verlust in die Heimath zurück.

Mittler Weile hatte sich aber der Erzbischof von Magdeburg, vielleicht schon 1209, als der Markgraf von der Lausitz, Konrad II., die Burg erobert hatte*), seiner Ansprüche

*) Wohlbrück (Geschichte des Bisthums Lebus I. Th. S. 22) nimmt das Jahr 1207 an als das wahrscheinliche Jahr. Es muß aber doch wohl eine specielle Veranlassung gewesen sein.

auf den Ort seit der Schenkung Heinrich's V. (vergl. oben S. 291) erinnert und sich dieselben durch König Philipp bestätigen lassen. Es ist kein Anzeichen vorhanden, daß er damals zu einer langen oder wirklichen Besitznahme gelangt wäre. Gegenwärtig aber, als die Burg Lebus von den Deutschen auf die Dauer gewonnen zu sein schien, suchte er — es war der Erzbischof Albert — bei Friedrich II. um eine Erneuerung der Bestätigung seiner Rechte nach und erhielt auch im Juni des Jahres 1226 die Urkunde darüber, der zufolge der Kaiser dem Erzbisthume das Bisthum, das Schloß und die Stadt Lebus als Eigenthum und zu ewigem Besitze nebst Allem, was dazu gehörte, selbst mit den zur Zeit in fremdem (polnischem?) Besitze befindlichen Zubehörungen verlieh und es sogar berechtigte, diese letzteren den derzeitigen Inhabern, „die sich zum Nachtheile des deutschen Reiches in ihre Gewalt gesetzt hätten", zu entwinden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Landgraf von Thüringen dem kaiserlichen Gebote gewillfahret und dem Erzbisthume, vielleicht gegen eine Entschädigung, Burg, Stadt und Umgebung von Lebus übergeben; denn einer urkundlichen Nachricht zufolge hat der Erzbischof 1230 eine Schenkung aus der nächsten Umgegend von Lebus an das Moritzstift zu Halle gemacht. Lange indessen kann dieser Besitz wieder nicht gedauert haben; denn im Jahre 1238 sieht sich der Erzbischof Willbrand genöthigt, das Schloß Lebus zu belagern. Wahrscheinlich hatte sich dessen entweder Heinrich der Bärtige selbst, oder nach dessen Tode (1238) sein Sohn Heinrich der Fromme von neuem der Feste bemächtigt. Einigen Nachrichten zufolge nahm auch ein Markgraf von Brandenburg — damals regierten Johann I. und Otto III.; einer von diesen muß es also gewesen sein — an dem Feldzuge und an der Belagerung Antheil, soll sich aber bei der Gelegenheit auf dem Rückzuge mit dem Erzbischofe entzweit haben. Die polnische Besatzung wehrte sich tapfer; Herzog Heinrich rückte mit einem Heere zum Entsatz herbei; die Deutschen wurden geschlagen, und der Erzbischof mußte sich nach beträchtlichem Verluste zurückziehen. Die Schlesier blieben also im Besitz der Feste, bis Boleslav der Kahle (II.), ein Sohn Heinrich's des Frommen, ein un-

ruhiger, kriegsluſtiger Kopf, wegen erſchöpfter Finanzen ſich genöthigt ſah, an verſchiedene deutſche Fürſten Stücke von ſeinen Ländereien zu verkaufen oder zu verpfänden. Auf eine ſolche Weiſe ſcheint der magdeburger Erzbiſchof Herr der Umgegend von Müncheberg geworden zu ſein: eine Urkunde vom Jahre 1244 zeigt ihn im Beſitze derſelben. Und im Jahre 1249 trat derſelbe Herzog dem Erzbiſchofe und das Jahr darauf den Markgrafen Johann I. und Otto III. das Schloß und das Land Lebus ab, worauf beide ſolches mit Waffengewalt geltend gemacht, gemeinſchaftlich das Schloß Lebus belagert und erobert, und ſich in den Beſitz des ganzen dazu gehörigen Landes geſetzt haben, gegenüber einem Bruder jenes Fürſten, der ſich deſſen bereits anderweitig bemächtigt hatte. Lebus aber als Landſchaft dehnte ſich zu beiden Seiten der Oder aus; ſeine Erwerbung gab alſo gleichfalls Anlaß, daß die brandenburger Markgrafen und damit die Deutſchen jenſeit dieſes Stromes feſten Fuß faßten. Und weder ſie noch die Erzbiſchöfe in Magdeburg haben geſäumet, es alsbald zu germaniſiren und zu cultiviren. Kirchlich war es, eben ſo wie die Neumark, bereits conſtituirt: es beſaß einen eignen Biſchof, deſſen Sprengel das Land eben umfaßte; auch gab es ſchon zwei (Ciſtercienſer-) Klöſter, Leubus und Trebnitz. Deutſche Prieſter und Mönche, Ritter und Edle, Handwerker und Coloniſten wurden auch hier ins Land gezogen, die bereits vorhandenen Orte damit bevölkert oder für ſie neue angelegt. Später — man weiß nicht wann? und auf welche Weiſe? — iſt der Mitbeſitz des magdeburger Erzbiſchofs aufgehoben worden, und die Markgrafen ſind zur alleinigen Herrſchaft gelangt. Durch jene Maaßregeln aber wurden ſelbſt jene entfernten Gegenden bald conſtituirt und germaniſirt. Die Ascanier wendeten zu dem Behufe ſelbſt auch harte, aber politiſch weiſe, energiſche Maaßregeln an, um Uebereinſtimmung in das Ganze zu bringen: ſie ſollen bei Todesſtrafe den ferneren Gebrauch der wendiſchen Sprache verboten haben.

Damit thaten ſie alles Halbe, Schwächende, Hindernde in der Verwaltung ihres Landes ab und gründeten am nordöſtlichen Rande des deutſchen Reiches jene ſchöne, mächtige

deutſche Herrſchaft*), die freilich mit dem Ausſterben des ascaniſchen Hauſes wieder zerfiel, die aber nachmals unter den Hohenzollern zur zweiten in Deutſchland, zur erſten im nördlichen Deutſchland erwachſen iſt, erwachſen auf urſprünglich ſlaviſchem, von den Ascaniern germaniſirtem Boden.

Bei der Eintheilung ihres Gebietes verließen ſie die, zur Zeit Otto's I. begründete, in gewiſſe Gaue, die freilich bereits ſchon lange durch die andauernde Beſitzhandhabung der Slaven in jenen Vor- oder Grenzländern ſo gut wie abgekommen war.

4. Der ehemalige ſächſiſche Kurkreis.

Anlangend die Länder ſüdlich von der Markgrafſchaft Brandenburg, ſo war Belzig und Wittenberg nebſt den nächſten Umgegenden zwar (um 1160) auch in die Gewalt Albrecht's des Bären gefallen. Bei der Erbtheilung des ſchon ſo ſchön angewachſenen und noch im Wachsthum begriffenen Gebietes des berühmten Mannes nach ſeinem Tode (1170) gingen dieſe Beſitzungen am ſüdlichen Ende der ascaniſchen Macht, über in den Beſitz des ſiebenten Sohnes Albrecht's, Namens Bernhard, deſſelben, der im Jahre 1180 durch die Gnade des Kaiſers Friedrich I. an der Stelle des geächteten Heinrich's des Löwen Herzog von Sachſen wurde, als ſolcher aber doch nur einen kleinen Theil des alten Herzogthums, nehmlich Lauenburg, zu ſeinen väterlichen Beſitzungen erhielt. Ein ſanfter, friedliebender, träger Fürſt wie er war, wird er nicht viel für ſeine ehemals ſlaviſchen Länder gethan haben. Nach ſeinem Tode (1212) fielen ſeine Beſitzungen ſo wie ſeine herzogliche Würde ſeinem jüngern Sohne Albrecht zu, von dem wir auch nicht leſen, daß er ſeinen Unterthanen viel geleiſtet. Unter deſſen Nachkommen ward dieſes Gebiet wieder getheilt (1260), und Albrecht II. erhielt Wittenberg und die dazu gehörigen Ländereien, die er nach dem Ausſterben des Grafen von Brene (1290) durch die übrigen ſüdlichern, zum nachmaligen ſächſiſchen Kurkreiſe gehörigen Ortſchaften, als

*) Ein anſchauliches Bild davon liefert die 11te Tafel des vortrefflichen hiſtoriſchen Atlaſſes der Mark Brandenburg von Voigt. Berlin 1847.

Jeſſen, Klöden, Herzberg, Prettin, Schlieben u. ſ. w., vermehrte. Auch dieſe Gegenden wurden nach und nach germaniſirt, ſo wie ſie durch ihre Fürſtenfamilie, die noch dazu als kurfürſtliche eine ſehr bedeutende Stellung im deutſchen Reiche einnahm, an Deutſchland gekettet wurde. Die von Otto dem Großen herrührende allgemeine kirchliche Conſtitution ward hier nun ebenfalls im Einzelnen aus- und durchgeführt, ſo daß auch dieſer Verband mit den Deutſchen nicht fehlte. Deſſenungeachtet ſoll die wendiſche Sprache ſelbſt noch bei den Gerichten bis gegen das vierzehnte Jahrhundert hin, ſelbſt in Anhalt, gäng und gäbe geblieben ſein.

5. Das Land Jüterbogk und Dahme.

Nächſt jenen Ländern ziehen das benachbarte Jüterbogk und Dahme unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſe Oerter ſammt ihren Umgegenden kamen vor dem Jahre 1160, oder ſicherlich in demſelben, in die Unterthänigkeit des Erzbiſchofes von Magdeburg durch deſſen ſelbſteigene Eroberung. Im erſtern befeſtigten Orte nehmlich und in der Umgegend hauſten bis daher noch immer heidniſche Wenden und ſuchten von da aus häufig die umwohnenden Chriſten heim*). Es mochte ſich dadurch der kriegeriſche Prälat, der noch dazu auf dem rechten Elbufer ſo viele Lehnsgüter beſaß, wohl veranlaßt fühlen, einen beſondern Feldzug dahin zu unternehmen. Ob er ſolches gethan bei der Gelegenheit, wo er Albrecht dem Bären gegen Jaczo half (vgl. oben S. 380), wie L. Gieſebrecht**) neuerdings angenommen, läßt ſich mit Gewißheit nicht behaupten. Hatte er ja doch, oder das Erzbisthum, ſchon ſeit 1145 etwa, die Burg Jerichow und die dortige Umgegend und folglich den Beginn jenes überelbiſchen Herzogthumes, das eine Zeit lang in den Urkunden dieſer Zeit vorkommt, in Beſitz erhalten und den Umfang ſeiner Ländereien

*) In provincia Iuterbuk, ubi ritus paganorum gerebatur et inde christianis frequens persecutio incubuit, heißt es in der betreffenden ſtädtiſchen Urkunde vom Jahre 1174. Das älteſte ſtädtiſche Diplom aber, auch bereits vom Erzbiſchofe Wichmann, als Herrn der Stadt, ausgeſtellt, iſt vom Jahre 1160.

**) Wendiſche Geſchichten III. Bd. S. 84.

auf dem rechten Elbufer ausgedehnt. Er unterwarf ſich alſo den Ort und die Umgegend mit Gewalt der Waffen, und da er die Eroberung ſichern wollte, rief auch er deutſche, chriſtliche Anſiedler aus den Niederlanden, beſonders Flamländer, ins Land und bevölkerte mit ihnen, nicht blos die Stadt, ſondern auch die Umgegend von Jüterbogk, wie er mit ihnen ſchon die Magdeburg zunächſt gelegene Gegend auf dem rechten Elbufer bevölkert und z. B. das Dorf Cracau angelegt oder mit ihnen beſetzt hatte. Der noch jetzt in Jüterbogk und der Umgegend gewöhnliche Name für dieſe Landſchaft, Flämich, zeugt hinlänglich für jene Coloniſation, ſowie in einer ſtädtiſchen Urkunde von 1185 von Hufen nach flandriſchem Maaße die Rede iſt. Zugleich ordnete der Erzbiſchof die gehörigen kirchlichen Einrichtungen an, ſtiftete in der Nähe das Ciſtercienſerkloſter Zinna (1171) und begabte es. Nächſtdem mochte er die unfern davon gelegene Burg Dahme für eine gute Schutzwehr gegen die Lauſitzer erkennen, und ſo erſuchte er den damaligen Kaiſer Friedrich I., als den oberſten Herrn des Landes, ihm die Lehnsherrlichkeit ſo wie den förmlichen Beſitz auch dieſer Stadt und Gegend, gegen Abtretung gewiſſer zu Nienburg a. d. Saale gehöriger Güter, in der Niederlauſitz, zu überlaſſen. Solches erfolgte im Jahre 1171, ohne vom Markgrafen Dietrich durch Einſprache gehindert zu werden. So kamen dieſe Orte unter magdeburgiſch-erzbiſchöfliche Hoheit, ſind chriſtianiſirt und germaniſirt und — an das deutſche Reich geknüpft worden.

6. Die Lauſitz (vornehmlich die Niederlauſitz).

In dem Beſitze der Lauſitz und der Markgrafſchaft Meißen verließen wir zu Ende der vorigen Periode Konrad von Wettin, alſo im Beſitze eines weitläufigen Gebietes und einer großen Gewalt. Die Hohenſtaufenzeit ward ebenfalls für dieſe Gegenden bedeutungsvoll und nachhaltig in ihren Wirkungen: die Erblichkeit der Beſitzthümer und der Aemter wird unumſtößlich feſt beſtimmt und bereitet allmählich auch hier die Souveränität vor. Der Markgraf wird und iſt Landesherr; was er thut, thut er ſich und ſeinem Hauſe. Ohne dieſe Erblichkeit würde auch hier zu Lande, da die

Hohenſtaufen anderweitig ſo ſehr beſchäftigt waren und dem Norden ihres Reiches immer mehr und mehr entfremdet wurden, die weltliche und kirchliche Ordnung und damit das Germanenthum und die Civiliſation noch lange ſiſtirt haben. So aber konnte mit größerem Nachdruck dem Slaventhume einerſeits, andrerſeits den Anmaaßungen der Großen im Lande und der Geiſtlichkeit entgegengetreten werden. Freilich kam immer viel auf den jedesmaligen Fürſten an. Konrad und ſeine Nachfolger hätten in der Beziehung bei Weitem mehr leiſten können. Die Wettiner ſind nicht ſo energiſch verfahren, haben nicht die Thätigkeit entwickelt, die die Ascanier in der Mark Brandenburg, um das Germanenthum empor zu bringen, das Slaventhum aber zu unterdrücken. Freilich gab es hier auch weniger Anlaß zu energiſchen Schritten: die Lauſitz war ſchon längſt ruhig geweſen, ihre Bewohner hatten ſich ſchon lange willig zum Chriſtenthume bequemt; es bedurfte keines Kreuzzuges gegen dieſelbe, und aus den unmittelbaren Vor- oder Grenzländern trat ſie bald in die zweite Reihe ein dadurch, daß Schleſien und das Land Lebus germaniſirt ward. In der eigentlichen meißner Mark zwiſchen Saale und Elbe war ſolches noch minder nöthig: hier hatte ſeit Heinrich's I. Zeiten das Land den Deutſchen zum Einwandern und Anſiedeln frei und offen geſtanden, und war nur zeitweiſe von Einfällen der Slaven heimgeſucht, nicht von ihnen auf *längere* Zeit wieder in Beſitz genommen worden. Das deutſche Element hatte ſich mithin ſammt dem chriſtlich-kirchlichen hierſelbſt ruhig und ſicher entwickeln können; es hatte Alles eine feſte Baſis, nach deutſcher Weiſe, gewonnen. Coloniſten eigens ins Land zu ziehen in großen Schaaren, war darum gegenwärtig gar nicht mehr nöthig. Wir finden aus dem Grunde auch nur eine ſchwache Spur daſelbſt von flandriſchen Anſiedelungen aus dieſer Zeit, nehmlich zwiſchen Wurzen und Luppe: die dortige Colonie (das jetzt verödete Dorf Kühren) war vom Biſchof Gerung (ohne Markgraf Konrad's eigentliche Mitwirkung) gegründet*). Eine deſto größere Anzahl Fremder war ſchon früher eingewandert, und zwar namentlich

*) S. Böttiger's Geſchichte von Sachſen. I. Bd. S. 141.

aus Franken, und hatte bereits ſchon längſt das germaniſche Element im Lande gäng und gäbe, und auch ſchon überwiegend gemacht. Darum möchte es überflüſſig erſcheinen, daß wir das meißner Land hier noch erwähnten, wenn wir nur wüßten, zu welcher beſtimmten Zeit und wie hier das eigentliche Germaniſiren vor ſich gegangen ſei. Solches geſchah daſelbſt nur allmählich, wie es ſcheint: es läßt ſich keine beſtimmte Periode angeben. Jedenfalls aber ward nun erſt, nach dem die brandenburgiſchen Lande von den Ascaniern auf die Dauer eingenommen waren, auch der Beſitz jener Marken ein feſterer, ein ſicherer, und die Deutſchen werden jetzt erſt mit Vertrauen und Zuverſicht daſelbſt ſich niedergelaſſen haben. In den Lauſitzen ſind es wohl vorzugsweiſe die Städte geweſen, welche ſie beſetzten, da auf dem Lande die Wenden ſaßen und ſitzen blieben, die daſelbſt auch in größerer Anzahl verharrt zu haben ſcheinen, theils weil ſie der deutſchen Herrſchaft nicht ſo andauernd widerſtrebt und nicht ſo viele ihre Zahl vermindernde Kriege geführt haben, theils weil ſie ſich auch darnach friedlich verhielten und nicht, um die Ruhe des Landes zu ſichern, vertrieben oder vertilgt zu werden brauchten. Der Charakter dieſes Volksſtammes ſcheint bei weitem milder und ſanfter geweſen zu ſein als der der Wenden an der Oſtſee. Der Mangel an kriegeriſchen Ereigniſſen, der ſtille, allmähliche Uebergang der Verhältniſſe iſt denn auch wohl der Grund, warum wir ſo wenige einheimiſche Nachrichten aus dieſer Zeit haben, und warum die Forſchungen der ſo ehrenwerthen Geſellſchaft für Aufklärung der lauſitzer Geſchichte bis daher noch immer ſo wenige Reſultate herbeigeführt in Bezug auf jene frühere Zeit und auf die hiſtoriſche Entwickelung der Art und Weiſe, wie die Germaniſirung der Städte und eines großen Theiles des flachen Landes erfolgt iſt. Die ſlaviſche Mundart hat, ſelbſt im eigentlichen Sachſen, noch bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein gedauert.

Markgraf Konrad, mehr dem Geiſtlichen als dem Weltlichen mit ſeinem Gemüthe zugewendet, traf noch bei Lebzeiten (1156) ein Arrangement hinſichtlich der Erbfolge, als er in das Kloſter auf dem Petersberge bei Halle gehen wollte (wo er bald darauf ſtarb, den 5. Februar 1157). Sein jün-

gerer Sohn Dietrich bekam von den ehemals wendiſchen Landen die Niederlauſitz (oder die nunmehrige Oſtmark), der ältere, Otto, die meißner Mark. Die Oberlauſitz fiel als unmittelbares kaiſerliches Lehn an den Kaiſer (Friedrich I.) zurück, der damit den damaligen Böhmenherzog Wratiſlav belehnte, der als ſolcher wohl darauf Anſprüche zu machen hatte*).

Dietrich hat ſeiner Niederlauſitz wenig geleiſtet. Unruhig, ſtürmiſch, kriegeriſch wie er war, lebte er mehr außerhalb des Landes, begleitete den Kaiſer auf deſſen Zügen und zu deſſen Fürſtentagen, zog mit Heinrich dem Löwen gegen die Obotriten in Mekelnburg, trat dann wieder nachmals als Gegner deſſelben auf. Dafür ſandte ihm dieſer mehrere Male Slavenheere ins Land, Pommern und Luitizier (vergl. oben S. 369 f.), welche Dietrich's Feldherren ſchlugen, mehrere derſelben tödteten und das Land grauenvoll verwüſteten (zuletzt 1180). Er ſtarb am 13. Februar 1185, nachdem er einige Jahre vorher (1181) den Grund zum reichen Ciſtercienſerkloſter in Dobrilugk gelegt hatte, dem erſten der Art in der Diöceſe des meißner Biſchofs. Vollendet ward die Stiftung zwar erſt ſpäter.

Sein Sohn Konrad trat in die Fußtapfen des Vaters, ein ritterlicher Herr, der aber nur kurze Zeit regierte, indem er bei einem Turnier in Oeſtreich ſein Leben verlor. Weil er kinderlos ſtarb, ging die Lauſitz auf ſeinen Oheim Dedo den Fetten (ſt. 1190) und von dieſem auf deſſen zweiten Sohn Konrad (ſt. 1210) über, der das dobrilugker Kloſter vollendete und es ſich ſelbſt zur Ruheſtätte erkor. Da er ohne männliche Nachkommen ſtarb, fiel die Lauſitz wieder der meißner wettiniſchen Linie zu und theilte ſeitdem die Schickſale des meißner Landes bis 1312, dann der Mark Brandenburg bis 1364, dann Böhmens bis 1635 und endlich Sachſens, bis es in neueſter Zeit (1814) großentheils an Preußen kam. Kirchlich war das Land zwar ſchon ſeit Otto dem Großen eingetheilt; aber im Einzelnen geſchah zu Anfange der jetzigen Periode das Weitere, ſo daß nun wohl bald das kirchliche Netz vollſtändig über daſſelbe geworfen war. Kirchen und Klöſter

*) Palacky hat dieſen Punkt in ſeiner Geſchichte von Böhmen übergangen. Vgl. dagegen Böttiger a. a. O. S. 122 und 229 f.

mehrten ſich, die Städte nahmen ſich auf. Aber mit Nachdruck und Strenge ward nicht gegen das Slaventhum verfahren, weshalb noch heutiges Tages daſelbſt an 60,000 Wenden leben. Die Markgrafſchaft Lauſitz hat ſeit 1210 keinen eigenen Fürſten gehabt; ſie hat nie eine politiſche Selbſtſtändigkeit genoſſen, iſt nie, bis auf die neueſte Zeit, von Seiten der Gewalthaber und der Regierungen einer rechten Aufmerkſamkeit und Beförderung ſeiner Intereſſen gewürdigt worden: ſie iſt ſich daher meiſt ſelbſt überlaſſen geweſen und hat ſich ſtill und langſam im gewohnten Gleiſe fortbewegt. Es iſt aus dem Grunde erklärlich, warum das Slaventhum hier bis auf den gegenwärtigen Augenblick noch nicht geſchwunden iſt, ſich matt und überlebt, auf dem Lande zumeiſt, noch fortſchleppt. Eben ſo iſt es in der Oberlauſitz, wo wohl noch 40,000 Wenden in Städten und Dörfern hauſen. Hier indeſſen hat wohl die lange Vereinigung des Landes mit dem eigentlich ſlaviſchen Böhmen das Meiſte dazu beigetragen, das ſlaviſche Element zähe feſtzuhalten und zu bewahren. Das Städteweſen, die Landesverfaſſung und die kirchlichen Inſtitutionen dagegen ſind daſelbſt bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhundert germaniſirt und katholiſirt worden. Somit iſt alſo wohl in den beiden Lauſitzen ſchon zu Anfang dieſer Periode der politiſche, kirchliche und Civiliſationskampf geſchlichtet geweſen; aber noch dauert der Sprachkampf bis in unſere Zeit herein, und damit natürlich auch der des Nationalismus.

7. Böhmen und Mähren.

Das benachbarte Böhmen verharrt zwar im Anfange dieſer Periode, obwohl ſeinem Fürſten Wladiſlav II. (1140 bis 1173) im Jahre 1158 die Königskrone zu Theil ward, aber freilich aus den Händen des deutſchen Kaiſers, der ſie ſeinem Nachfolger eben ſo gut wieder entzog, noch im äußern Verbande mit dem deutſchen Reiche, im Vaſallenthume gegen das Oberhaupt deſſelben, dergeſtalt, daß der Fürſt erſtens, ſo oft einer derſelben den Thron in Beſitz genommen, ſich von dem Kaiſer in ſeiner neuen Würde beſtätigen ließ, zweitens auf den in der Nähe Böhmens ausgeſchriebenen Herrentagen

entweder persönlich erschien oder sie durch Abgeordnete beschickte, drittens zu jeder Heerfahrt sein Contingent, namentlich zu jeder Römerfahrt dreihundert Bewaffnete stellte, viertens den König der Deutschen erwählen half und bei dem desfallsigen Schmause das Erzschenkenamt verwaltete. Im Uebrigen ward bei vorkommenden Fällen die oberste Entscheidung des Oberhauptes des größern Reiches, z. B. bei Streitigkeiten in der Regentenfamilie oder zwischen den Unterthanen und dem Herrscherhause, nachgesucht und im Falle des Ungehorsams oder der Widersetzlichkeit gegen die höhere Macht von Seiten derselben selbst mit Gewalt der Waffen eingeschritten. Allein sonst war der Böhmenfürst völlig souverain im eignen Lande. Und sicherlich hätte sich Böhmen unter solchen Umständen in diesem oder einem der nächsten Zeiträume zu einem unabhängigen nationalen Staate aufschwingen können, wofern nicht erstens nach dem Abgange des Königs Wladislav binnen 24 Jahren ein zehnmaliger Thronwechsel stattgefunden, in Folge dessen der Staat „durch Einmischung der Fremden in die innern Verhältnisse, durch Auflösung althegründeter Rechtsverhältnisse, durch Eigennutz, Uebermuth, List und Verrath auf allen Seiten, endlich durch Empörung, Krieg und Anarchie in jede Art öffentlichen Unheils gestürzt und zu einer politischen Nichtigkeit herabgebracht wurde, wie man sie einst kaum unter den Söhnen Boleslav's II. größer und betrübender gesehen. Wohl hätte dieses Reich bei allem Uebel, das es in sich selbst erzeugte und groß zog, sich damals immerhin noch durch eigenes Gegengewicht, so wie durch die Kraft der Gewohnheit auf einiger Höhe erhalten, wenn ihm gegenüber auf dem deutschen Kaiserthrone nicht eben ein Friedrich Barbarossa gewaltet hätte"*). Auch später hätte unter Ottokar II. (1253—1278) Böhmen, während der traurigen Verhältnisse im deutschen Reiche nach dem Absterben der Hohenstaufen, bei gesunder kräftiger Politik leicht ein mächtiges Slavenreich werden können, so recht eine Vormauer des Slavismus, gelehnt im Rücken an gleiche Staaten und Länder an Mähren, Schlesien und Ungarn. Schon bemächtigte

*) z. Palacky a. a. O. I. S. 461 f.

ſich derſelbe 1251 des Herzogthums Oeſtreich, 1261 nicht minder der mit dieſem verbundenen, mit dem Titel eines Herzogthums gleichfalls begabten ſteyeriſchen Mark. 1262 erbte er, vermöge Erbverbrüderung, Kärnthen und Krain. „Von ſeiner Mäßigung oder von ſeiner Erhebung auf den deutſchen Thron ſchien es allein abzuhängen, ob dieſe Provinzen bei dem Reiche bleiben würden; denn wer mochte den mächtigſten Fürſten in Deutſchland hindern, beſonders in Provinzen, deren Abhängigkeit mit dem Reiche allmählich loſer geworden war, einen unabhängigen Staat zu gründen?“*) Indeſſen er lehnte entſchieden die deutſche Königswürde ab, brach mit dem Papſte und mit dem neu gewählten Kaiſer Rudolf von Habsburg und — verlor die Schlacht an der March 1278, und in Folge deſſen die Freiheit und das Leben. Mit dieſem Acte war Böhmens Macht wieder hin: es brach im Innern des Landes von Neuem eine jammervolle Anarchie aus; es erhob ſich eine Menge Parteiungen und Fehden; es trat eine verhängnißvolle misliebige Vormundſchaft ein, bis endlich Wenzel II. den Thron ſeiner Väter beſtieg (1283). Nachmals geſtalteten ſich die Angelegenheiten Böhmens noch ein Mal ſo günſtig, daß Wenzel II. ſich im Jahre 1297 zum Könige von Böhmen, 1300 zum Könige von Polen krönen laſſen konnte. Aber auch dieſes Glück dauerte nicht lange: Wenzel II. ſtarb bereits 1305 und ſein Sohn, Wenzel III., ward im Jahre darauf ermordet (1306). Nun war das Land wieder der Spielball von Parteiungen, bis es durch die Ehe zwiſchen dem letzten Sproß der premyslidiſchen Familie, Eliſabeth, mit dem Sohne des Kaiſers Heinrich VII., Johann von Luxemburg, für immer an ein deutſches Haus überging, das noch dazu bald auch die Kaiſerkrone überkam. Da hörte jede ausſchließend nationale Herrſchaft und Politik auf, und Böhmen ward weſentlicher Beſtandtheil des deutſchen Reiches. Die Germaniſirung des Landes mußte ſeitdem mehr denn vorher um ſich greifen. Nehmlich das ſlaviſche Element behielt wohl, ſo lange eine heimiſche Regentenfamilie herrſchte, die Oberhand, auch wenn ſich das deutſche

*) Vgl. Eichhorn's deutſche Staats- und Rechtsgeſch. II. Bd. S. 187 f.

mehrfach anfing einzudrängen. Daß Böhmen von drei Seiten von deutſchen Ländern umſchloſſen war, daß germaniſche Cultur in mehrfacher Hinſicht die böhmiſche überwog, daß die Böhmen vielfältige geſellſchaftliche Verbindungen mit den Deutſchen anknüpften, daß das Land öfters von deutſchen Heeren heimgeſucht wurde, daß Böhmaken mit in den Armeen der Kaiſer kämpften, und Anderes der Art veranlaßte, mußte veranlaſſen, daß der germaniſche Stamm ſelbſt in dieſes ächt ſlaviſche Reich allmählichen Eingang fand. Nicht Wenige vom geiſtlichen Stande, nicht Wenige vom Adel wanderten ein; in noch größerer Menge Ackerbauer, Bergleute, Handwerker. Die letztern füllten beſonders die Städte. Solches geſchah vornehmlich unter jenem Premysl Ottokar II. (von 1253—1278), der beſtrebt war, die Induſtrie, den Verkehr im Lande und ſeine Einkünfte zu heben, und die Hilfsquellen ſeines Reiches zu benutzen. Nehmlich „welchen Vortheil die vermehrte gewerbfleißige Bevölkerung bringe, war ihm nicht entgangen: aus dem eignen Lande konnte er keine Coloniſten ziehen, und daß die Deutſchen noch induſtriöſer waren als die eingebornen Böhmen, bewies ihm ſchon der raſche Aufſchwung des böhmiſchen Bergweſens, dem er vorzüglich ſeine Schätze und ſeine Macht verdankte, ſeitdem das uralte Bergwerk in Iglau durch Deutſche gehoben, und Kuttenberg entdeckt worden war"*). Darum alſo zog er deutſche Anſiedler in Menge ins Land. Dieſelben waren hier ebenfalls, wenn auch nicht insgeſammt, doch größtentheils aus dem nordweſtlichen Deutſchland und den Niederlanden. Es kommt hier nehmlich das ebenfalls in Betracht, worauf wir ſchon oben hingedeutet: dort in jenen Gegenden hatte durch langen Frieden und Wohlleben die Bevölkerung ſich ungemein geſteigert und an Bildung und Betriebſamkeit gewonnen. Häufige Ueberſchwemmungen des Meeres machten aber jetzt das Auswandern für Viele zu einer Art von Nothwendigkeit, für Andere bald zur Gewohnheit, die bis tief ins dreizehnte Jahrhundert fortdauerte. Auch in Böhmen ließen ſich nicht wenige derſelben nieder. Die Einführung deutſcher Colo-

*) Palacky II. Bd. 1. Abth. S. 160 f. Vgl. S. 157 ff.

nien und mit ihnen die des deutſchen Rechts begann ſchon unter Ottokar I. (1197—1230). Auf dem Lande erſcheinen deutſche Colonien urkundlich ſchon ſeit 1203, zuerſt zerſtreut in einzelnen Anſiedelungen im leitmeritzer Kreiſe, dann im elbogner und ſaatzer. Deutſches (magdeburgiſches) Recht ward zuerſt unter den Städten Leitmeritz zu Theil, mit ihm eine eigne Municipalverfaſſung (unter Ottokar I. oder unter Wenzel I.). Dieſe Colonien glichen anfangs freilich eben ſo vielen unabhängigen Inſeln in den böhmiſchen Gerichtsſprengeln: die Leute ſiedelten ſich nehmlich bloß unter der Bedingung an, daß man ſie bei dem Genuſſe der ihnen zugeſtandenen Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten belaſſe. Dem ein Mal gegebenen Impulſe folgten frühzeitig auch einige Barone, indem ſie von den Königen ähnliche Exemtionen für ſich und ihre Unterthanen erlangten. Unter Wenzel I. (1230 bis 1253) war der in Böhmen mehr als anderswo geſicherte Landesfriede ein mächtiger Anziehungspunkt für die Bewohner des weſtlichen Deutſchlands, wo damals die Wanderluſt nach dem Oſten von Europa faſt allgemein geworden. Nun (ſeit dem Jahre 1234) finden ſich ſogar böhmiſche Dörfer mit deutſchem Rechte. In Maſſe ſiedelten ſich die Deutſchen zu Ottokar's II. Zeiten an in den Kreiſen von Elbogen, Trautenau und Glatz; in einzelnen Niederlaſſungen erſcheinen ſie häufig, hauptſächlich an der Südweſtgrenze. Die Städte aber wurden alle mehr oder weniger von ihnen angefüllt, ſo daß ſie in einigen bald das Uebergewicht über die Eingebornen erhielten. An manchen Orten mußte die bisherige Bevölkerung den neuen Ankömmlingen ſogar Platz machen, wie z. B. in der Vorſtadt von Prag auf Anordnung des Regenten; an andern ſchmolz ſie allmählich mit ihnen zuſammen, aber zu deutſchen Gemeinden. Das Einführen und Fortſchreiten des Germanismus war mithin hier von Seiten der Regierung ein friedliches, kein feindſeliges, ein von den Slaven ſelbſt geſuchtes und gefördertes. Nur bisweilen (z. B. 1278 bei Gelegenheit, wo Ottokar II. die ſchleſiſchen und polniſchen Fürſten, ſeine Stammgenoſſen, zum vereinten Widerſtande gegen die Deutſchen aufforderte und in der deßfallſigen Urkunde Böhmen als die Vormauer ſchildert für die ſlaviſchen Länder nach

Deutſchland hin) erwachte die Politik, welche die böhmiſche Volksthümlichkeit in Schutz zu nehmen ſuchte gegen die Beeinträchtigung durch die einwandernden Deutſchen. Jenes Syſtem aber blieb bis zum Erlöſchen des männlichen Stammes der Premysliden (1306), worauf dann die deutſchen Fürſten natürlich dem Germanenthume allen möglichen Vorſchub leiſteten, ſchon aus Politik. Und ſo iſt es geblieben bis auf dieſen Tag. Deſſenungeachtet ſind, da die öſtreichiſche Regierung ſchon ſeit langer Zeit mehr die Zeit gewähren läßt, nicht mit Energie oder Härte einzugreifen pflegt, um nach und nach eine Verſchmelzung zum Vortheile des germaniſchen Elementes herbeizuführen, gegenwärtig noch immer zwei Drittel der Einwohner Slaven (Czechen). Hier währt mithin noch immer der Kampf des beiderſeitigen Nationalismus und der Sprachen, wenn auch der politiſche und kirchliche längſt und wiederholt zur Ruhe gebracht iſt.

Mähren hat in der Beziehung gleiches Loos mit Böhmen gehabt. Auch hier allmähliche Einwanderung und Anſiedlung von Deutſchen auf friedlichem Wege, aber theils von Süden, theils von Weſten, theils von Norden (aus dem germaniſirten Schleſien her), theils in Folge der deutſchgeſinnten ſlaviſchen Herrſcher, theils in Folge der deutſchen Regierung, theils in Folge der überwiegenden Cultur und Betriebſamkeit der Deutſchen und der nahen Nachbarſchaft derſelben. Hier indeſſen iſt das Verhältniß der Eingebornen zu den Deutſchen noch gegenwärtig wie ¾ zu ¼.

8. Schleſien.

Eine ganz eigenthümliche, eine den übrigen ganz entgegengeſetzte Stellung in dem Weltkampf des Slavismus und Germanismus nimmt Schleſien ein. Wer hätte erwartet oder wer ſollte erwarten, daß dieſes Land, in der zweiten Linie von Deutſchland aus, hinter urſprünglich ſlaviſchen Ländern gelegen, dennoch ſo ſchnell und auf friedlichem Wege dem Verbande des deutſchen Reiches ſich angeſchloſſen hätte? Und doch iſt dem ſo. Es geſchah auf folgende Weiſe und auf Veranlaſſung folgender Umſtände. Durch Vermittlung des Kaiſers Friedrich I. wurde Schleſien von Polen, mit dem

es bis daher verbunden gewesen war, im Jahre 1163 getrennt und den drei Söhnen des früher aus Polen vertriebenen Großfürsten Wladislav II., aus dem Hause der Piasten, zu Theil. Ihr Vater hatte in der letzten Zeit seines Lebens in Deutschland geweilt und dort eine freundliche Aufnahme genossen; ihre Mutter war eine deutsche Prinzessin; sie selbst waren dort erzogen worden; sie verdankten der Unterstützung des Oberhauptes des deutschen Reiches ihr Land und wurden von ihm im Besitze desselben erhalten und geschützt; sie waren verheirathet mit deutschen Frauen; sie hatten während ihres Aufenthaltes in Deutschland deutsche Sitte, deutsche Bildung und Betriebsamkeit, deutschen Fleiß und deutsches Leben kennen und schätzen lernen. Sehr wahrscheinlich waren mit den Herzoginnen ein Gefolge von deutschen Hoffrauen und edeln Rittern und Geistlichen ins Land gekommen. Sodann war es auch hier wieder die Kirche, welche, der weltlichen Macht nachtretend, sich und diese zu befestigen suchte. Und so ging sie denn auch hier zu Lande bei dem Hereinziehen deutscher Colonisten mit einem guten Beispiele voran, wie wir unzweifelhaft in Urkunden lesen. Die neu entstandenen oder bereits gegründeten geistlichen Institute wurden zumeist mit Deutschen besetzt; die Klöster (Leubus 1175, Trebnitz 1203, Heinrichau 1227 gestiftet, u. a.), die damals zuerst ins Land kommenden Ritterorden der Templer, Johanniter und deutschen Brüder zogen zur Bebauung der ihnen geschenkten Güter, um selbige schnell in Aufnahme zu bringen und die Einkünfte daraus zu mehren und sicher zu stellen, mit Bewilligung der Fürsten am früheſten deutsche Ansiedler herbei. Die Fürsten thaten das nach*). Von diesem Zeitpunkte an nahm die Einwanderung mit jedem Jahre zu. Neue Städte wurden angelegt, die alten volkreicher gemacht. Noch vor dem Jahre 1211 muß Goldberg bereits eine deutsche Stadt gewesen sein; Neumarkt und Neiße hatten schon im Jahre 1222 deutsches Stadtrecht, also auch wohl eine deutsche Bevölkerung; im Jahre 1227 ließ Herzog Heinrich die Stadt Löwenberg nach deutschem Rechte anlegen. Eben

*) Vergl. Stenzel's und Tzschoppe's Urkundensammlung Schlesiens I. Bd. S. 145 ff.

ſo geſtattete dieſer Fürſt, der ſelbſt ſo viele deutſche Coloniſten ins Land gerufen, auch dem Palatin Theodor von Krakau, deutſche Coloniſten im Zipſer Lande in Ungarn einzuſetzen in ziemlicher Ausdehnung und zwar, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, „mit denſelben Rechten, wie ſie die Schleſier hatten.“ Dieſe letztere dienten alſo bereits zum Muſter. Und ſo groß war bereits im Jahre 1228 die Zahl der deutſchen Bauercoloniſten in Schleſien, daß der Biſchof Laurentius von Breslau ſeinen Domherren die für jene Zeiten bedeutende jährliche Summe auf den Biſchofsvierdung anweiſen konnte, den die vom Herzog Heinrich allein in der Wüſte zwiſchen Bolkenhain und Lähn angeſiedelten Deutſchen entrichteten. Und ſelbſt ſchon nach Oberſchleſien breiteten ſich damals dieſe deutſchen Colonien aus. Im Jahre 1222 erlaubte Herzog Mieczyſlav von Oppeln dem Biſchofe von Breslau deutſche Coloniſten in Ujeſt anzuſetzen, und ertheilte drei Jahre nachher ſolchen Anſiedlern in der Nähe von Koſel alle die Rechte, welche die Deutſchen in ſeinem Dorfe Bela (der heutigen Stadt Zülz) bereits hätten*). Auf ſolchen Grund baueten die nachfolgenden Jahrhunderte fort, und Schleſien iſt allmählich ſo ſtark germaniſirt worden, vornehmlich in den Städten, daß es ſchon längſt unſerm deutſchen Vaterlande angehörte, noch ehe es auf die Dauer an Oeſtreich und an Preußen fiel, nachdem es vorher ein Mal unter Heinrich I. von Breslau (ſt. 1238) ſich zu einer beträchtlichen Macht, indem derſelbe Niederſchleſien, Lebus, einen nicht unbeträchtlichen Theil von Großpolen und die ganze krakauer Landſchaft unter ſeinem Scepter vereinigte, erhoben und gedroht hatte, der Kern eines großen ausgedehnten Reiches zu werden, nachmals aber von den Mongolen verwüſtet, von Polen wieder getrennt wurde, dann in eine Menge von Herzogthümern zerfiel, und lange Zeit der Spielball der ſtreitenden Fürſten, und zwiſchen Böhmen und Polen geweſen iſt. Und wenn auch das ſlaviſche Element daſelbſt noch nicht völlig untergegangen iſt, ſo iſt es doch fortwährend im Rückzuge begriffen, iſt der hinterſtellige, abhängige, niedere Theil der Bewohner, und Schleſien ſieht nach und nach ſeiner völligen Germaniſirung entgegen.

*) S. Röpell: Geſchichte von Polen. I. Bd. S. 446 f.

9. Polen.

Bei ſo bewandten Umſtänden hätte ſchon im Anfange dieſes Zeitraumes auch Polen eine derartige Einwirkung von Deutſchland her erfahren können, da es damals zu mehrern Theilen in Abhängigkeit von den ſchleſiſchen Herrſchern kam, die eben ſich ſo entſchieden der germaniſirenden Richtung hingaben. Indeſſen dieſe Begünſtigung der Deutſchen rief gerade den Neid und den Unwillen bei den National-Polen hervor und erzeugte neue und anhaltende Unruhen in dem unglücklichen Lande, Aufſtände gegen die Herrſcher und gegenſeitige Fehden zwiſchen denſelben. Da kam denn auch wohl der Tod mehrfältig dazwiſchen und raffte gerade diejenigen Fürſten hinweg, welche es mit den Deutſchen hielten, unter andern jenen Herzog Heinrich von Breslau, der in der bekannten Schlacht auf den Feldern von Wahlſtatt gegen die Mongolen fiel (am 9. April 1241). Die Abhängigkeit der verſchiedenen Fürſten in den verſchiedenen Landestheilen, ſofern ſie an Deutſchland grenzten, währte bis auf Kaiſer Friedrich II. ungefähr im alten Verhältniſſe fort. Aber unter den deutſchen Königen, wie die Nachfolger Friedrich's waren, mußte die Oberhoheit des Reiches ein ganz leerer Titel werden. Zum Glück für Deutſchland blieb Polen noch ferner eine geraume Zeit hindurch getheilt; im entgegengeſetzten Fall würde ein polniſcher König leicht im nördlichen Deutſchland mit eben ſo viel Glück die Rolle eines Eroberers haben ſpielen können, als König Ottokar von Böhmen nach dem Ausſterben des hohenſtaufiſchen Hauſes im öſtlichen. Bereits aber fing an deutſche Bildung und deutſcher Fleiß ſelbſt bis nach dieſem Lande zu dringen: die deutſchen Anſiedler (teutonici hospites) kommen ſchon zeitig in fürſtlichen Urkunden der Polen vor.

Das Speciellere hiervon iſt nun Folgendes. Wir haben zu Ende der vorigen Periode geſehen, wie der Feldzug Konrad's III. im Jahre 1146 ohne beſondern Erfolg geblieben war, weil der Kaiſer ſich mit dem Verſprechen der feindlichen Fürſten begnügte, auf dem nächſten Hoftage zu erſcheinen und ſeinem Urtheil ſich zu fügen. Allein Konrad zog gleich

darauf nach Paläſtina, und als er wieder heimgekehrt, war er zu ſehr mit andern Angelegenheiten, namentlich mit einer Heerfahrt nach Italien beſchäftigt, als daß er ſich hätte geneigt fühlen ſollen, eine zweite Heerfahrt nach Polen zu unternehmen, um ſeinen Schwager wieder in die Herrſchaft einzuſetzen. Die desfallſigen Bemühungen Wladiſlav's, ihn zu der Unternehmung zu vermögen, unter der thätigen Mitwirkung des päpſtlichen Stuhles, führten darum zu keinem Reſultate; Konrad wähnte immerfort, ohne Waffengewalt ſeine Sache durchſetzen zu können. Aus dem Grunde ſtarb er, ohne irgend etwas Entſcheidendes in den Verhältniſſen feſtgeſetzt zu haben (im Jahre 1152). Und die Schwäche ſeines Charakters und ſeiner Politik hatte zugleich bewirkt, daß die Oberhoheit des deutſchen Reiches in dem Lande Polen faſt ganz danieder lag. Statt des Zinſes, den Kaiſer Lothar von daher bezogen, ſah Konrad ſeinen Schwager verjagt, das Anſehen ſeiner Kriegskunſt und Macht geſchwächt, ſeine Anordnungen und Befehle verachtet. Friedrich I. aber beliebte vor Allem erſt die deutſchen und italieniſchen Angelegenheiten zu ordnen, ehe er ſich in die polniſchen miſchte. So blieben denn Boleſlav IV. und ſeine Brüder die nächſtfolgenden Jahre unangefochten in ihrer uſurpirten Gewalt. Erſt als der Kaiſer 1155 ſiegreich aus Italien zurückgekehrt war, gedachte er derſelben. Er lud Boleſlav IV. auf den nächſten Fürſtentag, und da derſelbe nicht erſchien, kündigte er zum Jahre 1157 ſeinen Fürſten eine Heerfahrt gegen Polen an. Er beharrte um ſo mehr bei ſeinem Entſchluſſe, als die Abgeſandten des Feindes, welche ſich bei ihm in Halle vor Eröffnung des Feldzuges einfanden, keineswegs ſeinen Anforderungen entſprachen. In den erſten Tagen des Auguſts ſammelten ſich die Schaaren zu Halle. Viele der vornehmſten weltlichen und geiſtlichen Herren nahmen an dem Zuge Theil. Auch Wladiſlav von Böhmen ſammt ſeinem Bruder Theobald ſtellten ſich und ihr Contingent zur Bekriegung des eigenen Stammgenoſſen. Dem gewaltigen feindlichen Andrange vermochten die Polenfürſten nicht zu widerſtehen, obwohl auch ſie ihrerſeits ein zahlreiches Heer verſammelt und damit den Oberſtrom beſetzt hatten. Ihnen zu nicht geringer Ueberraſchung ſetzte das

deutſche Heer deſſenungeachtet über den Fluß, drang trotz aller gemachten Verhaue tief ins Land vor bis in die Gegend von Poſen, verheerte Alles auf dem Zuge mit Feuer und Schwert und hielt erſt dann inne, als Boleſlav IV. Boten ſandte und um Zugeſtändniß des Friedens bat. Die Fürſten, beſonders Wladiſlav von Böhmen, vermittelten denſelben. Der Polenfürſt erſchien in demüthiger Geberde und in kläglichem Aufzuge vor dem Kaiſer, ward aber nur unter ſehr harten Bedingungen zu Gnaden angenommen. Unter einem Eidſchwur verſicherte er, ſeinen Bruder nicht, zur Schmach des deutſchen Reiches, vertrieben zu haben, verſprach eine große Summe Geld zu zahlen, eine Summe auch an den Lehnhof zu entrichten, gelobte außerdem zum Zuge nach Italien 300 Reiſige zu ſtellen und auf der nächſten Fürſtenverſammlung in Magdeburg zu erſcheinen und daſelbſt Rede und Antwort zu ſtehen auf die Anklagen des vertriebenen Bruders. Zur Bewahrheitung alles deſſen übergab er ſeinem Bruder Kaſimir und andere Edle dem Kaiſer als Geiſeln. „Mit ſo entſchiedenem Kriegsglücke hatte ſeit mehr als einem Jahrhundert kein Kaiſer die alten Anſprüche des Reiches gegen die Polen geltend gemacht. Aber dennoch zeigte es ſich auch jetzt ſehr bald, daß es ſelbſt den kräftigſten Kaiſern in der Lage, in der ſie ſich damals befanden, unmöglich war, ihre angeſprochene und oft anerkannte Oberhoheit über jene dauernd feſtzuhalten“*). Auch kümmerten ſie ſich im Ganzen zu wenig darum; ihre Politik war nach dieſer Seite hin zu ſchwach und zu gleichgültig; gehörig ſtrenge Maaßregeln ließen ſie gemeinhin doch nicht eintreten, ſelbſt wenn ſie Vernachläſſigung ihrer Befehle, Verhöhnung ihrer Oberherrlichkeit erfuhren. Ihre Politik war nun einmal nicht, freilich zu ihrem und des Reiches Schaden, dem Norden mit berechnender Aufmerkſamkeit zugewandt. Das ganze Verfahren Boleſlav's war auch dies Mal wieder eine bloße Komödie geweſen. Bald ließ er wieder den falſchen, meineidigen Charakter des Slaven ſo recht blicken. Denn kaum hatte Friedrich I. Polen verlaſſen, kaum ſah Boleſlav ihn

*) S. Röpell a. a. O. S. 360.

wieder verſtrickt in die deutſchen und italieniſchen Angelegenheiten, als derſelbe ſich von allen jenen ihm abgezwungenen Bedingungen frei erachtete und auch nicht eine derſelben erfüllt hat: weder ſtellte er das Contingent zur Heeresfahrt nach Italien, noch erſchien er auf dem Hoftage des Kaiſers, mit einem Worte, das ganze Verhältniß zu dieſem und dem Reiche blieb, wie es vor Friedrich's Siege geweſen war, d. h. die Polen kümmerten ſich wenig um das Reich, und Wladiſlav lebte in Deutſchland von der Gnade des Kaiſers bis zu ſeinem Tode (1162 oder 63), wo ſeinen Söhnen erſt geſtattet wurde ins Vaterland zurückzukehren, und ihnen als Entſchädigung Schleſien zu Theil ward (vgl. oben S. 406). In den nachmaligen Kämpfen zwiſchen ihnen und dem polniſchen Großfürſten wurde zwar von jenen wiederum Hilfe von den Deutſchen, von Friedrich I. begehrt, und der Kaiſer ſchritt auch von neuem — auf welche Weiſe, melden uns die Quellen zwar nicht — ein und zwang den inzwiſchen ſeinem Bruder Boleſlav in der großfürſtlichen Würde gefolgten Mieczyſlav die kaiſerliche Oberherrlichkeit anzuerkennen, wenn ſchon nur vorübergehend. In Folge neuer Unruhen im Jahre 1177, welche wieder dieſen Mieczyſlav zwangen das Land zu verlaſſen, wurde dem Kaiſer wiederholt Gelegenheit geboten, als Oberlehnsherr von Polen aufzutreten. Der Großfürſt rief ſeine Hilfe an, verſprach ihm 10,000 Mark, wofern er ihn wieder in die verlorne Herrſchaft einſetzte. Allein dieſer war gerade wieder damals anderweitig in Händeln mit Heinrich dem Löwen verwickelt und ließ ſich darum auf keinen Heereszug nach dem fernen Lande ein, bis er dieſe beigelegt hatte. Das war geſchehen 1184, und da wurde denn wirklich zu Pfingſten auf dem Fürſtentage zu Mainz unter Anderm eine Kriegsfahrt nach Polen beſchloſſen, „wohl eben ſo ſehr in der Abſicht, über deſſen Fürſten die alte Oberherrlichkeit des Reiches von neuem geltend zu machen, als aus beſonderm Intereſſe für Mieczyſlav ſelbſt.“ Die Führung des Heeres ward dem Sohne Friedrich's, dem nachmaligen Kaiſer Heinrich VI., anvertraut. Und ſchon ſetzte ſich derſelbe mit der ihm untergebenen Armee in Bewegung, als ihm in Halle Boten vom Polenfürſten entgegen kamen mit der Bitte um

Frieden und den Krieg zu unterlaſſen. „Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß der Großfürſt Kazimierz dieſe Boten geſandt hatte, um durch eine formelle Anerkennung der kaiſerlichen Oberhoheit ſich nicht weniger im Beſitz des Seniorats zu ſichern, als den Gefahren eines gleichzeitigen Krieges mit den Deutſchen und Mieczyſlav zu entgehen. Auch erreichte er ſeinen Zweck vollkommen. Kaiſer Friedrich erkannte wirklich das Seniorat deſſelben an.“ „Viel war es indeſſen ſicherlich nicht, was Kazimierz durch dieſen Schritt ſeinem Reiche vergab; denn von praktiſchen Folgen ſcheint dieſe Erneuerung des Abhängigkeitsverhältniſſes vom Kaiſer nicht geweſen zu ſein und kann höchſtens das bewirkt haben, daß ſich auf deutſcher Seite die Anſprüche der Oberherrlichkeit im Bewußtſein der Kaiſer lebendiger erhielten“*). Dieſe Entſcheidung brachte aber dem unglücklichen Volke keine Ruhe. Vielmehr begannen bald nachher zwiſchen den einzelnen Landesfürſten jener Reiche oft unterbrochene, aber eben ſo oft wieder erneuerte Kriege, die nicht mehr blos um das Seniorat, als vielmehr um den Beſitz einzelner Landestheile oder aus andern Gründen gegenſeitiger Feindſchaft geführt, ganz Polen mit Verwüſtung erfüllten, und wie ſie einerſeits zu immer größerer Schwächung der fürſtlichen Gewalt beitrugen, die Macht und den Einfluß der Geiſtlichkeit und des Adels aber auf das Höchſte ſteigerten, nahmen ſie auch andererſeits der Nation die Kraft, den Angriffen faſt aller Nachbarn mit Erfolg zu widerſtehen. Das Eingreifen der Päpſte in die Streitigkeiten der Fürſten und in die Landesangelegenheiten überhaupt ward von nun an immer häufiger, und eben ſo das der böhmiſchen und ungariſchen Fürſten, am wenigſten noch das der deutſchen Kaiſer aus den ſchon oben angegebenen Urſachen.

Der ewige Zwieſpalt im Reiche, ingleichen der gewöhnliche Mangel der Fürſten an politiſcher Kraft und an ernſtem Streben nach ſelbſtſtändiger Herrſchaft waren denn auch wohl die Urſachen, daß man ſchon ſeit Boleſlav's II. Zeiten den Beſitz Pommerns, nach welchem die frühern Fürſten ſo eifrig, und mit vollem Grunde, geſtrebt hatten, ſo gut wie gänzlich aufgab. Es kümmerte ſie nicht, ob Deutſche, ob

*) S. Röpell a. a. O. S. 377 f.

Dänen das Land mit Angriffen heimſuchten und von ſich abhängig machten. Es ſcheint die elendeſte, kurzſüchtigſte politiſche Gleichgültigkeit bei ihnen geherrſcht zu haben. Dieſe war es denn auch, welche ſie ruhig zuſehen ließ, wie die ſlaviſchen Vorländer von den Deutſchen erobert und germaniſirt wurden, wie zwiſchen der mittlern Elbe und Oder ſich ein neues Fürſtenthum erhob, welches ſich durch Eroberungen bald ſelbſt bis über den letztern Strom ausdehnte, wie deſſen lebendige und thatkräftige Inhaber ſchon nach Verlauf eines Jahrhunderts drohende, zum Theil bereits auch ſiegreiche Nachbarn von ihnen wurden.

Wie wenig die Polen allein im Stande waren mit Waffengewalt auszurichten, aber auch wie wenig ſie verſtanden in die Zukunft zu ſchauen und politiſch dieſelbe zu berechnen, lehrt ihr Verhältniß um 1225 zu den Preußen und ihr Ruf an die deutſchen Ritter, daß ſelbige ihnen helfen möchten, die Widerſpenſtigen zu überwältigen. Konrad von Maſovien ging, freilich gedrängt durch die Umſtände, zu ſchnell ein in die Bedingungen, welche der Hochmeiſter Hermann von Salza, eben für den Fall der Hilfeleiſtung, machte. Dieſer knüpfte nehmlich daran umfangreichere Pläne, als jener ſich ſelbſt gedacht haben mag: er ließ ſich alles eroberte Land im Voraus ſchenken und im März 1226 von Friedrich II. eine Urkunde ausſtellen, vermöge welcher der Kaiſer, gemäß der althergebrachten Vorſtellung, daß alle weltliche Gewalt im Abendlande von der römiſch-kaiſerlichen ausginge und abhinge, auch wohl nicht ohne Hinblick auf die über Polen ſchon immer beanſpruchte und von Zeit zu Zeit geltend gemachte Oberherrlichkeit, „ſeine Einwilligung zur Eroberung Preußens ausſprach und dem Orden nicht nur die Schenkung Konrad's beſtätigte, ſondern ihm auch alles von den Preußen zu erobernde Land im Voraus, gewiſſermaaßen als ein Reichslehn, mit den ausgedehnteſten Rechten eines Reichsfürſten verlieh: ein Schritt, aus welchem klar hervorgeht, daß der Orden von vorn herein in Preußen eine fürſtliche Territorialherrſchaft gründen, das zu erhaltende und noch zu erobernde Beſitzthum aber von jedem Verhältniß zu dem Polenfürſten ablöſen und es ſtatt deſſen mit Kaiſer und Reich in eine

nähere Verbindung zu bringen den Plan hatte“*). Konrad ſah das anfangs nicht ein, ſondern erſt nachmals, als es bereits zu ſpät war. Dann entzog er den Rittern allerdings ſeine Hilfe (ſeit 1234), nachdem er das Jahr vorher noch (1233) mit allen ſeinen fürſtlichen Verwandten eine Kriegsfahrt nach Preußen unternommen hatte und im Verein mit den Ordensrittern und den aus Deutſchland herbeigezogenen Kreuzfahrern einen blutigen Sieg über die Heiden hatte erfechten helfen. Nichtsdeſtoweniger aber führten die Deutſchen nun meiſtens allein den Kampf, und zwar mit glücklichem Erfolge, fort. Die Polen hatten ihnen die Bahn eröffnet, auf welcher ſie nun auch auf dem Küſtenlande an der Weichſel ihre Herrſchaft begründen und jene von der Oſtſee abſchneiden konnten, nachdem ſchon ſo vieles Andere für die Slaven verloren war: nachdem die Wendenfürſten in Mekelnburg und Pommern in ſtrengere Abhängigkeit vom deutſchen Reiche gebracht worden waren, die Aſcanier ſich zwiſchen Elbe und Oder feſtgeſetzt und auch den letztern Strom bereits erobernd überſchritten hatten, und nachdem bereits die Germaniſirung aller dieſer Länder und Schleſiens, Böhmens, Mährens begonnen und dergeſtalt vorgeſchritten war, daß an eine einſtmalige Reaction ſchwerlich wieder gedacht werden konnte. Ueberdem wurde das Land von neuem wieder durch innere Kämpfe zwiſchen den einzelnen Fürſten zerfleiſcht, ſo daß man daſelbſt wenig oder gar nicht daran denken konnte, das Reich ausdehnen zu wollen. Nur Pomerellen fiel damals, aber durch Erbſchaft, an Polen: wodurch allerdings die Verbindungslinie zwiſchen Preußen und Livland einerſeits und andererſeits zwiſchen Deutſchland wieder von neuem unterbrochen wurde. Dort war nehmlich der Herzog Meſtwin kinderlos und dem Tode nahe (um 1270). Früher nun (1264) hatte er zwar, als ſein Vater noch lebte, alle ſeine Beſitzungen im Falle ſeines Todes dem Herzog Barnim von Pommern verſchrieben; nachmals hatte er ſie den Markgrafen Johann, Otto und Konrad von Brandenburg reſignirt und als Lehen von ihnen zurückgenommen. Allein kurz nachher (etwa zwei Jahre darauf) wurde auch dieſer Verband wieder

*) S. Röpell S. 435.

aufgelöst, in Folge eines feindlichen Conflictes mit Markgraf Konrad, so daß sich die Ascanier wahrscheinlich mit der Lehnsübertragung der Landschaften Stolpe und Slave begnügen mußten. Endlich zog er mit Boleslav (Wstydliwy) sogar gegen sie zu Felde (1278) und bestimmte im Jahre 1284 den Herzog Przemyslav von Großpolen zu seinem Nachfolger in allen seinen Landen. Seitdem ward das befreundete Verhältniß mit Polen fortwährend unterhalten und sogar noch zutraulicher geknüpft, und obwohl die brandenburgischen Markgrafen, gestützt auf die frühern Verträge, sich bereits als die künftigen Erben Pomerellens gerirten und Bündnisse und Theilungsverträge darüber abschlossen: so gelang es ihnen doch nicht, den Polenfürsten aus der ihm gesicherten Anwartschaft zu verdrängen. Im Gegentheil stellte Przemyslav bereits 1291, als muthmaßlicher Erbe und Nachfolger Mestwin's, Urkunden aus, besuchte denselben zwei Mal 1294 persönlich, im Sommer und Herbste, zu Sluzk und zu Danzig, ward von ihm Sohn genannt und in Regierungsgeschäften zu Rathe gezogen. In Folge dieser sichern Aussicht nahm er bald den Titel eines Königs von Polen und Herzogs von Pommern an und ließ sich unter demselben förmlich krönen (am 26. Juli 1295): ein Schritt, der zu den wichtigsten politischen Folgen hätte führen können, insbesondere behufs der Verhältnisse Polens gegenüber den Deutschen, wenn das Schicksal es nicht anders gefügt hätte. Mestwin muß kurz darauf mit Tode abgegangen sein; denn bereits den 9. August bestätigte Przemyslav als Landesherr von Pomerellen, von seinem Schlosse zu Danzig aus, die Rechtsame und Freiheiten des Klosters Oliva, befestigte die Stadt Danzig aufs neue, da man dem benachbarten deutschen Orden ein heimliches Trachten nach Pomerellens Besitzthume zuschrieb. Und das neue Erbe war von größter Wichtigkeit: der Handel Danzigs war bereits sichtbar im Zunehmen; ein Theil der Küste war durch jene Erwerbung wieder gewonnen, und der deutsche Orden von Deutschland abgeschnitten; der Adel des Landes hielt es mit dem stammgenössischen Könige; die Erwerbung war eine beträchtliche Vermehrung der polnischen Macht. Schon gedachte Przemyslav sich mit den übrigen Fürsten seines Volkes zu

verbinden, dem Eindringen der Fremdherrschaft zu wehren und das Verlorne von den früher slavischen Ländern wiederzuerobern, als den König unerwartet ein gewaltsamer Tod überraschte: er wurde am 6. Februar 1296 erschlagen zu Rogosno. Damit ward der Sucht der Polen nach innerm Streit und Zwist von Neuem Thor und Thür geöffnet. Zwar sonderte sich von nun an Polen ganz von Deutschland ab, und es ist seitdem gar keine Rede weiter von einer Oberherrlichkeit des letztern Reiches über jenes, obwohl der böhmische König Wenzel beim Antritt seiner Regierung in Polen gleich im Voraus alle seine Besitzthümer daselbst vom Könige Albrecht zu Reichslehen genommen hatte. Was achteten aber der schwache Albrecht und seine Nachfolger darauf? Allein der Kampf mit dem Schwertorden in Livland und mit dem deutschen Orden in Preußen dauerte fort: also doch immer Krieg mit den Deutschen, feindliche Berührungen mit denselben, obwohl nach einer andern Richtung hin. Ingleichen geht Pomerellen wieder verloren 1306, wo es dem Markgrafen von Brandenburg Otto IV. und Waldemar verkauft wird. König Kasimir I. (1333—70) gibt endlich (1335) dieses Land ganz auf, tritt nicht minder seine Ansprüche auf Schlesien an Karl IV. (als König von Böhmen) ab (1353). Indem sich Polen dieser äußern Theile entäußerte, welche schon vom Germanisiren ergriffen waren, konnte es um so besser dem Verluste seiner Nationalität durch das Fremde, Deutsche, Widerstand leisten, seine Volksthümlichkeit bewahren, was es auch bis auf die neuere Zeit gethan hat, so schwer es ihm auch geworden. Denn das Land war bereits im 12. und 13. Jahrhundert in Gefahr die Folgen des Germanisirens zu erfahren und dem Deutschthume überliefert zu werden. Die Kirche schon trug dazu bei: von Deutschland aus hatten die Polen einst das Christenthum empfangen; die ersten Bischöfe von Posen waren dem Erzbischofe von Magdeburg untergeben; der Verkehr mit dem deutschen Klerus hörte gewiß, selbst nach der völligen Lösung Polens von dem kirchlichen Verbande mit Deutschland, nie gänzlich auf. Derselbe ward ohne Zweifel lebendiger, als in den nahegelegenen Ländern, in den Marken und in Pommern, die katholische Kirche festen

Fuß faßte. Es läßt ſich nachweiſen, daß die Mehrzahl der Klöſter in Polen Töchterſtiftungen von Deutſchen waren. Nun kam dazu, daß die Deutſchen wegen ihrer höhern Bildung und Betriebſamkeit ſich ſo gut wie unentbehrlich machten, und daß die nächſtgelegenen Länder, als Schleſien, Pommern und Preußen, bereits früh vom Germanenthum angeſteckt wurden. Was Wunder, wenn ſelbiges nach Polen ſelbſt ſich Bahn bricht? Wir wiſſen beſtimmt*), daß in derſelben Periode auch von den Fürſten, zum Theil ſelbſt von dem Adel des Landes deutſche Anſiedler in großen Maſſen nach Großpolen, Kleinpolen, ja! ſelbſt jenſeit der Weichſel nach Maſovien gerufen worden ſind, damit ſie das von den Heiden verwüſtete, überhaupt nicht zahlreich bevölkerte Land in beſſern Anbau bringen und Handel und Gewerbe beleben ſollten. „Sie nehmen alle bedeutenden Städte ein; deutſche Sprache, Sitte, Recht und Verfaſſung ſetzen in dieſen ſich feſt, und mitten unter den Slaven werden am Donajec und Poprad nicht anders als an der Obra, Warthe, Netze und Weichſel zahlreiche deutſche Dörfer von ihnen gegründet."

Seitdem Polen dem deutſchen Ritterorden in Preußen ſeine Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit 1468 geraubt und ihn zu kläglicher Ohnmacht verdammt hatte, ſetzte ſich der Adel in den alleinigen Beſitz aller polniſchen Rechte und gab der Regierung eine ariſtokratiſch-republikaniſche Form, die der Keim aller ſpätern Zerrüttung war. Es war von geringem Nutzen, daß Lithauen mit Polen vereint ward: die innern Parteiungen lähmten alle gemeinſame Kraft. Polen, durch ſeine Ländermaſſen an und für ſich ſo mächtig, und durch die bewährte Tapferkeit und den kühnen Muth ſeiner Bewohner den äußern Feinden ſtets furchtbar, ward ſeinen Nachbarn weniger gefährlich, als es im Gegentheil hätte ſein müſſen und können. Aber es hat doch unter dieſen Verhältniſſen ſeine Nationalität bis auf die neueſte Zeit bewahrt.

Zum Nationalſtolze und zum Haſſe gegen die Deutſchen und alles Deutſche geſellte ſich ſeit der Reformation auch noch Bigotterie und katholiſirender Fanatismus. Dennoch hat es,

*) S. Röpell a. a. O. S. 345.

namentlich an den westlichen Grenzen, das Eindringen der Deutschen selbst so nicht ganz abzuwehren vermocht: es konnte der fleißigern, nüchternen, geschicktern deutschen Handwerker z. B. sich nicht entschlagen, auch wenn sie Deutsche, auch selbst wenn sie Protestanten waren, bis, seit der Zertrümmerung des Reiches zu Ende des vorigen Jahrhunderts und seit dem Arrangement der ursprünglich polnischen Länder auf dem wiener Congreß, im östreichischen Antheile, mehr noch im preußischen dem Germanenthume nun Thor und Thür geöffnet ist. Die neuesten Ereignisse werden zu dessen Verbreitung sogar eine Art von Nothwendigkeit bedingen, und bei der unbedenklich höher stehenden Cultur der Deutschen wird ohne Zweifel auch die Sache leichtlich, wenn schon allmählich und leise, politischer Klugheit gemäß, vor sich gehen, trotz alles Widerstrebens von Seiten des national-fanatisirten polnischen Adels. Das niedere Volk ist dem deutschen Wesen eher geneigt als abhold.

9. Preußen.

So wie nun die Polen während der vorigen Periode ihre eigenen Landsleute, die Pommern, bekriegt und deren Kraft und Gewalt gebrochen und so die Unterwerfung derselben unter das deutsche Joch herbeigeführt hatten, so haben sie es in dieser, zu Anfang, mit den wilden, aber dabei muthigen und tapfern Preußen gemacht. Und von der Seeseite her haben auch hier die Dänen dabei in etwas geholfen. Es waren Eroberungs- und christlich-kirchlich-propagandistische Ideen und Bestrebungen, welche die polnischen Fürsten vermochten zu diesen Kriegen. Da selbige aber nicht nur ohne Erfolg blieben, sondern die erbitterten Preußen zu den verheerendsten Einfällen in das polnische Gebiet veranlaßten, und die Polen den Preußen nicht widerstehen konnten, geschweige sie bändigen: so ward der Gedanke rege, den durch seine Tapferkeit und seine zahlreiche Menge berühmten deutschen Ritterorden herbeizurufen (1226). Dieß hat die Germanisirung dieser und der zwischen ihnen und Deutschland liegenden Gegenden herbeigeführt, aus welchen denn so manche edle Frucht dem übrigen Germanien zu Gute gekommen. Es verdient dem-

nach dieſer ſo höchſt folgenreiche Umſchwung der Dinge in jenem Slavenlande hier ebenfalls unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Der Name und das Volk der Preußen war uns ſchon in der vorigen Periode begegnet: ſie erſchienen als tapfere, ſtreitbare Männer und als arge Widerſacher der ſie zu unterjochen geſonnenen Polen und des katholiſchen Chriſtenthumes, das ihnen ihre angeſtammte Religion rauben und den Decem aufdringen wollte. Sie hatten ſich daher faſt beſtändig zu den Feinden Polens gehalten, waren auch den benachbarten Pommern mehrmals zu Hilfe geeilt, um ſelbigen die alte Freiheit und Selbſtſtändigkeit vertheidigen zu helfen. Und Biſchof Heinrich von Olmütz, ausgezogen, um ſie zu bekehren (1141), war unverrichteter Sache zurückgekehrt. Der allgemeine Kreuzzug der nördlichen Deutſchen gegen die noch unbekehrten Wenden im Jahre 1147 rief auch die Bigotterie der polniſchen Fürſten wach und veranlaßte ſelbige, gegen ihre eigenen Stammgenoſſen Partei zu ergreifen und theils ein Armeecorps zu dem deutſchen Heere ſtoßen zu laſſen, theils ein beſonderes gegen die noch heidniſchen Preußen auszuſenden. Welchen Erfolg der letztere Zug gehabt habe, wird uns nicht gemeldet. Nicht unwahrſcheinlich haben ſich beide Parteien gütlich vertragen; wenigſtens finden wir im Jahre 1157, als Herzog Boleſlav III. von Polen um ſeines verjagten Bruders Wladiſlav willen vom Kaiſer Friedrich I. mit Krieg überzogen wurde, im Heere des erſtern neben andern Bundesgenoſſen auch Preußen ſtehen. Hatten ſie ſich im letzten Frieden zu ſolcher Dienſtleiſtung verpflichtet? Oder hatte ſie der Sold des Polenfürſten gelockt? Die Bekehrung aber mochte in ihrem Lande wenige oder keine Fortſchritte gemacht haben. Darum entſchloß ſich derſelbe Boleſlav einige Jahre nachher zu einem neuen Feldzuge. Vielleicht war aber auch Eroberungsſucht mit im Spiele. Unter großen Beſchwerden durchſtreifte er einige Landſchaften, mit ihm eine Anzahl von Geiſtlichen. Theils um die Feinde zu gütlicher Unterwerfung zu verlocken, theils um ſie, im entgegengeſetzten Falle, zu ſchrecken, erließ er das Gebot: wer den chriſtlichen Glauben annehme, ſolle vollkommene Freiheit genießen, in ſeinem Beſitzthume nicht gekränkt werden; hingegen wer in dem alten

Götzendienſte verbleibe, ſolle dafür mit dem Leben büßen. Die Bewohner der mit Krieg heimgeſuchten Landſchaften verſprachen einen jährlichen Tribut zu entrichten; eine Anzahl ließ ſich taufen. Damit war Boleſlav zufrieden und kehrte heim und ward auch nicht zu einem neuen Zuge gereizt, als jene nach einiger Zeit ihm meldeten, ſie hätten ſich wieder dem Glauben ihrer Väter zugewandt, und er möchte ſich doch nur mit dem Tribute begnügen. Solche unzeitige Nachgiebigkeit trug in Kurzem ihre nachtheiligen Früchte: die Preußen zahlten bald auch den Tribut nicht mehr und unterſtanden ſich, häufige Raubzüge in das Gebiet des Polenfürſten zu machen. Da brach Boleſlav III. von neuem in ihr Land ein (1161), mit einem zahlreichen Heere; denn er hatte es darauf abgeſehen, das heidniſche Volk entweder gänzlich zu beſiegen oder zu vernichten. Allein er erlitt in den Wüſteneien des Landes eine vollſtändige Niederlage: kaum kam er ſelbſt mit dem Leben davon. So wurden die Preußen des gefährlichen Feindes ledig und zwar auf lange Zeit: die maaßloſen, unaufhörlichen innern Zwiſtigkeiten und vielen auswärtigen Kriege der polniſchen Fürſten ließen ſie in Frieden bleiben, und vom benachbarten Pommern aus hatten ſie, wenn gleich auch dort das Chriſtenthum Eingang gefunden, Oſtpommern ſogar ſeit dem Jahre 1170 in Subiſlav ſeinen erſten chriſtlichen Fürſten erhalten und deſſen Sohn Sambor das Ciſtercienſerkloſter zu Oliva gegründet hatte, jenes Kloſter, „von deſſen Hügeln man die Höhenlande Preußens jenſeit der Nogat überſchaut", und folglich durch einen gewaltigen Riß die ehedem ſo freundlichen Verhältniſſe zwiſchen beiden Völkerſchaften vernichtet waren, nichts zu fürchten; denn dieſe waren anderweitig durch Händel mit den Deutſchen, Dänen und Polen beſchäftigt. Erſt um das Jahr 1192 unternimmt der Polenfürſt Kaſimir einen neuen Feldzug wider ſie, entreißt ihnen das culmer Land und bevölkert es mit Chriſten. Dann, unter Konrad von Maſovien (1210—1246), wagte der Abt Gottfried von Lukna in Polen 1207, begleitet von einem Mönche ſeines Kloſters, Namens Philipp, von Neuem den Verſuch, die wilden Preußen zu bekehren. Und anfangs ſchien derſelbe zu gelingen. Schon waren zwei der einheimi-

ſchen Fürſten dem chriſtlichen Glauben gewonnen. Da wurde der Begleiter Gottfried's durch irgend einen Zufall erſchlagen, und — das Weitere der Unternehmung ward aufgegeben.

Allein wenige Jahre darauf faßte ein Mönch aus dem Kloſter Oliva, Namens Chriſtian, gebildet in dem Kloſter Kolbaz, den Entſchluß, Chriſti Lehre auf die Dauer in dem Lande Preußen zu verbreiten. Ausgerüſtet mit der Kenntniß der dort heimiſchen Sprache, mild in ſeiner Geſinnung, bedächtig und klug in der Wahl ſeiner Mittel und Maaßregeln, begann er das ſchwierige Werk, und theils aus dieſen Gründen, theils weil er aus dem ſchon mehr befreundeten Pommern und nicht aus dem verhaßten Polen kam, fand er mit ſeiner Predigt bald erfreulichen Eingang. In Kurzem hatte er nicht bloß mehrere Vornehme, ſondern eine ſo anſehnliche Zahl aus dem Volke bekehrt, daß er daran denken konnte (1210), ſich nach Rom zu begeben, um daſelbſt dem damaligen Papſte Innocenz III. von ſeinem Unternehmen und deſſen erfreulichem Fortgange zu berichten. Während ſeiner Abweſenheit brauſte über die Gegend ein verheerender Kriegsſturm dahin: der däniſche König Waldemar II. wollte die gegen ihn aufſäſſig gewordenen Pommern wieder zum Gehorſam zwingen. Bei der Gelegenheit machte er auch einen Streifzug durch Preußen. Er landete an Samlands Küſten, fand da keinen Widerſtand, durchſtreifte die Küſtengebiete am Friſchen Haff bis an die Weichſel, gewann Danzig, zwang deſſen Fürſten Meſtwin I. zur Unterwerfung und nöthigte darauf auch die übrigen Fürſten des benachbarten Slavenlandes an der Küſte zum Gehorſam. Das Ganze war aber ſo vorübergehend, daß es ohne merkliche Folgen blieb. Es war der Sturm bereits wieder vorüber, als Chriſtian aus Rom zurückkam. Der Papſt hatte voller Freude die Botſchaft von der Verbreitung der chriſtlichen Lehre im Preußenlande vernommen, wies alsbald den Erzbiſchof von Gneſen an, die junge Saat des Evangeliums unter ſeinen Schutz zu nehmen, die frommen Bekehrer kräftig zu unterſtützen, die Neubekehrten ſo lange, bis ſie als eine Gemeinde zahlreich genug einem eignen Biſchofe unterſtellt werden könnten, unter ſeiner geiſtlichen Obhut zu halten und die Fürſten und Geiſtlichen ſeiner Nachbarlande zu thätiger Förderung und Thei-

nahme an dem Werke der Bekehrung eifrig zu ermahnen. Bald nun (1214) wandten ſich abermals dem neuen Glauben zwei eingeborne Fürſten zu; mit dieſen reiſte Chriſtian nach Rom, erwarb ſich dort die biſchöfliche Würde von Preußen, und jene Fürſten gaben bereitwillig Güter her, liegende Gründe, um das Bisthum zu dotiren, und der Papſt beſtätigte ſolche Schenkung und Stiftung (1215).

Allein je näher Chriſtian ſo ſeinem Ziele ſchien, deſto entfernter war er davon. In demſelben Jahre erhoben ſich die noch immer heidniſch geſinnten Preußen zu einer allgemeinen Reaction ihres vormaligen Cultus, vernichteten im Lande alles Chriſtliche. Von der Erlaubniß des damaligen Papſtes, Honorius' III., aus den benachbarten chriſtlichen Reichen gegen ſie ein Heer zu einem Kreuzzuge zuſammenzubringen, machte der mildgeſinnte Biſchof damals noch keinen Gebrauch: er zog es vor, auf dem Wege des Friedens die wilden Gemüther zu gewinnen. Indeſſen ſchon einige Jahre darauf (1218) erfolgte ein neuer Abfall und zugleich — denn neben dem Haſſe gegen die chriſtliche Kirche erfüllte die Unbändigen und Rohen auch Raubgier — ein verheerender Einbruch ins culmer Land und weiter hinein bis nach Maſovien. Alles ward der ſchrecklichſten Verwüſtung preis gegeben Kirchen und Kapellen geplündert und in großer Anzahl auch vernichtet, die gefangenen Geiſtlichen aufs Grauſamſte gemißhandelt. Es wiederholten ſich hier ganz die Scenen, wie wir ſie im Lande der Wenden und Luitizier kennen gelernt haben. Herzog Konrad von Maſovien ſah ſich allein unvermögend, dem Sturme zu widerſtehen, und wiederholt in dem Falle, größeres Unheil durch ſchimpfliche Tribute und durch Geſchenke ab- und den Rückzug der Raubhorden zu erkaufen. Das lockte dieſe indeſſen nur um ſo häufiger ins Land. Da erkannte man, daß allein ein Kreuzzug Hilfe ſchaffen könnte. Deshalb erging im März des Jahres 1217 von dem obgenannten Papſte ein Aufruf zu einer allgemeinen Kreuzfahrt gegen die Preußen durch das benachbarte Weſtland Europas, und im Jahre darauf noch ein neuer. Früher hatten die Kreuzfahrer zuverläſſig es darauf abgeſehen, recht viele Beute zu machen, hatten Alles furchtbar geplündert, ihren Eigennutz und ihr Eroberungsſucht ſo

recht hervortreten laſſen, und gerade durch ſolche Habgier die Heiden von der Bekehrung zu dem Chriſtenthume, was ſolche Unthaten geſtattete oder wohl gar hervorriefe, abgeſchreckt. Solches hatte der Biſchof Chriſtian zuverläſſig dem Papſte Honorius III. vorgetragen. Dieſer ermahnte daher in einer beſondern Bulle die Kreuzfahrer Deutſchlands, Böhmens, Mährens, Daciens, Polens und Pommerns, welche zur Vertheidigung der getauften Preußen aufbrechen würden, die Waffen nur zur Beſchützung des preußiſchen Biſchofs und der getauften Preußen, nicht aber aus Eigennutz zur Unterjochung der heidniſchen Preußen zu führen, da dieſe Heiden ſonſt von der Bekehrung abgeſchreckt werden könnten; daß daher die Kreuzfahrer nicht ohne Erlaubniß des preußiſchen Biſchofs in die Länder des gedachten Volkes eindringen dürften, widrigenfalls der Biſchof die Kreuzfahrer durch den Bannfluch zügeln ſollte*). Im Frühlinge 1219 ſammelte ſich eine bedeutende Schaar Kreuzfahrer. Unter Anführung des Biſchofs Chriſtian zogen ſie heran. Allein große Fortſchritte machten und große Erfolge erzielten ſie nicht: dem mildgeſinnten Biſchofe war mehr daran gelegen, durch Güte und Vergebung die Herzen zu gewinnen und vor Allem das culmer Land und das Gebiet von Löbau zu bekommen und ſicher zu ſtellen, als die erſten feſten Haltpunkte für den Fortbau des chriſtlichen Werkes. Im Jahre 1222 zog ein neues Kreuzheer heran aus Polen und den urſprünglich polniſchen biſchöflichen Diöceſen. Auch das beſchränkte ſich auf das culmer Land, baute die dortige Hauptfeſte wieder auf, gründete das Bisthum daſelbſt. Dann zog es wieder ab. Damit war aber nicht viel gethan, den Verwüſtungen der Preußen nicht gewehrt. Sobald die Kreuzfahrer im Verlaufe des Jahres 1223 das Land verlaſſen, und auch Herzog Swantopolk von Pomerellen, der ihnen zur Hilfe geweſen, ſich mit ſeinen Truppen über die Weichſel zurückgezogen, begannen die Preußen von Neuem ihre Raubzüge, und zwar jetzt mit um ſo wilderer Verheerungswuth, als ſie ſich ſo ganz aus der Nähe, mehr denn je, bedroht ſahen. Und nicht bloß, daß ſie das Land

*) Cod. diplom. Pomer. I. S. 267 ff.

der Polen fürchterlich heimſuchten und insbeſondere alles Kirchliche und Chriſtliche zerſtörten — auch Pomerellen, weil ſeine Fürſten den Kreuzfahrern ſich angeſchloſſen hatten, empfand die ganze Wuth der Wüthenden. Die Begründung eines eigenen Ritterordens zum Schutze der Chriſten und zur Bekehrung der Widerſpenſtigen wurde bald aufgegeben.

„Da warf der Biſchof Chriſtian einen Gedanken in des Herzogs Konrad Seele, der, als er nachmals ausgeführt wurde, alle dem Frieden der Länder und dem Gedeihen des Chriſtenthumes drohende Gefahren beſeitigte, die Schickſale der Völker im Norden auf Jahrhunderte hinaus beſtimmte, faſt Alles umwandelte und umgeſtaltete, was in den baltiſchen Gebieten auf der Bildung der Vergangenheit erwachſen war und in ſeinen Folgen für die Geſchichte der europäiſchen Menſchheit von keinem Sterblichen zu berechnen iſt: — es war der Gedanke, zur Bezähmung des heidniſchen Volkes in Preußen, zur Anpflanzung und zum Gedeihen des chriſtlichen Glaubens in den Landen der Heiden den deutſchen Ritterorden herbeizurufen, deſſen damaligen Meiſter, Hermann von Salza, der Biſchof früherhin in Italien kennen gelernt hatte„*), ein Gedanke, der daher auch bei der Betrachtung des Weltkampfes der Deutſchen und Slaven keine geringe Epoche macht. Der Herzog ergriff ihn mit Intereſſe. Noch im Herbſt 1225 ging eine Geſandtſchaft an den Hochmeiſter nach Italien ab. Sie traf ihn dort 1226 beſchäftigt in Verhandlungen mit den lombardiſchen Städten. Und die Einladung ward angenommen. Zuerſt ſandte der Hochmeiſter anfangs nur zwei Ordensritter ab mit einem Geleite von achtzehn Reiſigen, um die Verhältniſſe in dem fernen Lande näher zu prüfen. Darauf ward ein Vergleich errichtet zwiſchen dem Fürſten von Cujavien und dem Orden, und dem letztern die Zuſicherung des Beſitzes des zu erobernden Landes gewährt. So zog denn in den folgenden Jahren eine Schaar nach der andern heran. Aber es hat manchen hitzigen Kampf, manches edle Leben, viel Blut gekoſtet. Die Ritter haben nicht bloß mit den

*) S. Voigt's Handb. d. Geſch. Preußens I. B. S. 77. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß wir bei der obigen Darſtellung uns überhaupt dieſen Meiſter in der Geſchichte zum Führer gewählt haben.

Preußen und mit deren Tapferkeit, Kühnheit, Ausdauer, Stärke und Handfestigkeit zu kämpfen gehabt, sondern leider auch mit den höchsten Prälaten und benachbarten Fürsten, die sie herzugerufen hatten, die ihnen die mühevolle Eroberung und Pacificirung des Landes verdankten, und mit deren Eifersucht, Mißgunst und Neid. Wären sie nicht mit der Umsicht und Vorsicht verfahren, welche sie fast immer angewendet bei der Wahl ihrer Maaßregeln, hätten sie nicht so ungemeine Tapferkeit, Kriegskunde, Muth, Entschlossenheit und Beharrlichkeit entwickelt, wie sie in der That bewiesen haben, und hätten sich nicht ihrer von Zeit zu Zeit der Papst und die deutschen Fürsten angenommen und zu einem Hilfe-Kreuzzug entweder aufgefordert oder sich selbst verstanden — nie wären sie zu ihrem Ziele gelangt. Es ist nun hier nicht der Ort, die einzelnen Kämpfe alle durchzugehen: wir beschränken uns nur auf diejenigen, durch welche das Land allmählich erobert worden, und an welchen die Theilnahme der deutschen Fürsten erfolgt ist, bei welchen der Kampf mit den Slaven also einen großartigen Charakter zeigt.

Der erste Platz, den die Ordensbrüder vom Herzog Konrad von Masovien angewiesen bekamen, und von wo aus sie ihre Thätigkeit zur Eroberung des Landes entwickelten, war die Burg Vogelsang, dem jetzigen Thorn schräg gegenüber. Erst nach zwei Jahren (1228) langte eine größere Schaar an; derselben wurde eine andere Burg an der Weichsel, Nessau, übergeben und der Besitz des culmer Landes zugesichert. „So war nun die erste Heimath des merkwürdigen großen Lebens gewonnen, in welchem der deutsche Orden seine große, weltgeschichtliche Bedeutung offenbaren sollte.“ Im Frühling 1231 überschritten die Ordensbrüder von der Burg Nessau aus zum ersten Male die Weichsel — ein verhängnißreicher Schritt! — und legten auf dem jenseitigen Ufer den Grund zur Stadt Thorn durch den Bau einer Burg gleiches Namens. Von da aus geschah zuerst die Eroberung des culmer Landes. Weiter vorzudringen und um sich zu greifen war die bloße Macht der Ritter zu schwach. Da erschienen ihnen zur Hilfe im Jahre 1233 an der Spitze bedeutender Kräfte, der Herzog Heinrich von Breslau, Herzog Konrad von Masovien und

ſein Sohn Herzog Kaſimir von Cujavien, Herzog Wladiſlav von Groß-Polen und aus Pommern Herzog Swantopolk und Sambor, ſo daß bald ein Heer von 20,000 Mann beiſammen war. Unentſchloſſenheit und Zwiſtigkeit unter den Anführern hinderten weitere Operationen, bis im Anfange des folgenden Jahres die ſtarke Winterkälte den Weg nach Pomeſanien gangbar machte. Der Widerſtand der Bewohner war aber zu groß; man wagte nicht tief ins Land einzudringen, weil auch mittler Weile die Pomeſanier eine Diverſion im Rücken der Kreuzfahrer nach Pommern hin machten, wo ſie Alles mit Feuer und Schwert verwüſteten, und begnügte ſich die Burg und Stadt Rheden zu gründen. Und nach Verlauf des Jahres — zogen die Fremden wieder in ihre Heimath; die Kreuzfahrt war ſo gut wie nicht geſchehen. Und bald traten Zwiſtigkeiten zwiſchen Biſchof Chriſtian, Herzog Konrad von Maſovien und den Ordensrittern ein oder mehr hervor und hemmten die Bekämpfung der Heiden noch mehr. Da trat wiederum der Papſt ins Mittel: er ermunterte die in Preußen zurückgebliebenen Krieger zur Ausdauer im Streite und ließ in Deutſchland fort und fort gegen die Ungläubigen mit allem Eifer das Kreuz predigen. Auch erſchien im Auguſt des Jahres 1235 der Großmeiſter Hermann von Salza auf dem Reichstage zu Mainz und ſuchte bei den deutſchen Fürſten Intereſſe für die Angelegenheit zu erwecken. Da erklärte ſich der edle Markgraf Heinrich von Meißen bereit zu einer Kreuzfahrt, und mehrere der mit ihm dort anweſenden Edeln ſchloſſen ſich ihm an. Mit fünfhundert geharniſchten Rittern und einem zahlreichen Gefolge von andern Pilgern zog er im Frühlinge 1236 zur Weichſel. Mit den Ordensbrüdern vereint brach das Kreuzfahrerheer in die Landſchaft Pomeſanien ein, und in Kurzem war ſie erobert und die Bewohner zur Unterthänigkeit und zur Annahme des chriſtlichen Glaubens gezwungen. Darauf galt's die Bezwingung der angrenzenden Provinz Pogeſanien. Auch ſie erfolgte nach Anlegung der Wehrburg Elbing. Schon dachte man daran, nun auch die zunächſt gelegene Landſchaft Warmien oder Ermland zu unterwerfen, noch obendrein, da man ſich mit den Schwertordensrittern in Livland in Verbindung geſetzt

hatte. Dieſe Unternehmung verzog ſich indeſſen wegen mancherlei Hinderniſſe bis zum Jahre 1239 und ward hauptſächlich mit Glück vollführt durch Herzog Otto von Braunſchweig (das Kind), der in dem Jahre mit einem anſehnlichen Heere und einer großen Anzahl von Pilgern in Preußen erſchien. Seiner militäriſchen Klugheit und Tapferkeit erlagen die Bewohner jener Gegend. Auch Natangen und das Barterland ergab ſich ihm, gelobte Gehorſam und jährlichen Zins, ſowie Annahme der Taufe, und ſtellte Geiſeln. Hier zu Lande wurden ebenfalls Zwingburgen angelegt (Braunsberg, Heilsberg, Röſſel, Bartenſtein u. ſ. w.). Aber damit waren die Gegenden noch keineswegs auf die Dauer bezwungen. Die Bewohner Ermlands, Natangens und Pomeſaniens erhoben ſich zu ſchrecklicher Empörung, dazu gereizt und dabei unterſtützt durch den pommerſchen Herzog Swantopolk. Bis zum Jahre 1249 dauerte der Kampf: da unterwarfen ſich erſt (im Frieden auf der Chriſtburg, den 7. Februar) die drei aufſäßigen Provinzen wieder, mit Ausnahme von Bartien und Gelindien, nachdem auch Swantopolk durch den päpſtlichen Bannfluch und durch gütliche Vorſtellungen zur Verſöhnlichkeit genöthigt worden war, freilich nicht ſo, daß er nicht wieder 1252 ſich geregt. Doch auch da ward bald (1253) ein Friede, und zwar auf die Dauer, vermittelt, ingleichen mit dem Polenherzoge von Cujavien eine Mißhelligkeit beigelegt.

Nun ſollte die letzte Provinz, das Samland, erobert werden (1253). Allein der erſte Verſuch von Seiten des Ordens mislang. Da erging aber vom damaligen Oberhaupte der römiſch-katholiſchen Kirche von Neuem eine Aufforderung durch Deutſchland, Polen und andere nördliche Länder, eine Kreuzfahrt gegen die alten beharrlichen Feinde des chriſtlichen Glaubens zu unternehmen: der neu ernannte Hochmeiſter Poppo von Oſterna brachte ein anſehnliches Heer aus Franken und den Rheinlanden auf, während ſich andere zahlreiche Schaaren aus Sachſen und andern nahe liegenden Gegenden unter die Fahnen des Markgrafen Heinrich des Erlauchten von Thüringen und Meißen ſtellten, dermaaßen, daß der Hochmeiſter in Begleitung dieſes letztern Fürſten bereits gegen das Ende des genannten Jahres nach Preußen rücken konnte.

Die Unterwerfung der ſchon früher eroberten aber wieder verlornen Provinzen Bartien und Gelindien geſchah mit unerwarteter Schnelle. Bevor man indeſſen zu Samlands Eroberung ſchritt, die allerdings nicht geringe Schwierigkeiten bot, erſchien der Biſchof von Olmütz, geſandt vom Könige Ottokar von Böhmen, den Hochmeiſter zu benachrichtigen, daß ſein Herr eine Kreuzfahrt gegen die Preußen gelobt hätte und dieß ſein Gelübde im nächſten Winter zu erfüllen gedächte. Nichts konnte dermalen erwünſchter ſein als dieſes Erbieten. Man beſchloß die Ankunft des Königs abzuwarten. Mittler Weile ward die Anlegung der Burg und Stadt Memel vollbracht, um mit dem livländiſchen Orden ſichere Verbindung zu unterhalten. Kaum hatte nun Ottokar ſeine Verhältniſſe daheim geordnet, ſo eilte er ſich zu rüſten. Und als die Kunde davon durch die nahen Länder geſchah, ſo ſtrömten Ritter und Edle aus allen Gauen in großen Schaaren herbei, um an dem ritterlichen Unternehmen des ritterlichen Königs Theil zu nehmen. Unter den Fürſten, die ihn begleiteten, erwähnen wir beſonders den damaligen Markgrafen von Brandenburg, Otto III., den Schwager Ottokar's, den der König auf dem Zuge zum Kriegsmarſchall beſtellte. Im Anfange des Jahres 1255 langte das Heer in Preußen an, an 60,000 Kriegern ſtark, und brach ins Gebiet der Samen ein. Es fand nirgends Widerſtand. Schrecken ging vor ihm her. Aber die Fürſten wandten auch Milde und Leutſeligkeit an, um die rauhen Gemüther der Feinde dem chriſtlichen Glauben zuzuwenden. So erfolgte denn in kurzer Friſt die Bezwingung und Chriſtianiſirung auch dieſes Diſtrictes. Und waren ſchon vorher (1244) die drei Bisthümer Culm, Pomeſanien und Ermland beſtimmt worden, ſo ward jetzt noch, als das vierte, das ſamländiſche hinzugethan und alle vier dem Erzbisthume Riga untergeben, auf ſolche Weiſe die oberſten kirchlichen Angelegenheiten geordnet. Um das neu gewonnene Land zu ſchirmen und zu ſichern, ward unter andern die Zwingburg Königsberg angelegt und nach dem Könige von Böhmen alſo genannt.

So erfreulich nun auch die ſchnelle Unterwerfung des Landes war, ſo war ſie dennoch keineswegs von dauerndem

Beſtand. Das Volk der Preußen war zu rauh, zu wild, zu ſehr dem Nationellen und Althergebrachten zugethan, als daß es ſich hätte ſo leicht das Neue, das Fremde aufzwingen laſſen. Die unbeſonnene Unthat eines Ordensvogtes erweckte die Naturſöhne zur bitterſten Rache. Am 20. September 1200, nach einer Friedenszeit von ſieben Jahren, erhob ſich ein allgemeiner Aufſtand im Lande: alles Deutſche, alles Kirchliche, deſſen man habhaft werden konnte, wurde niedergemacht und vernichtet; kaum daß die Ordensritter und ihre Anhänger in den Burgen Sicherheit fanden; denn auch dieſe wurden bald belagert, hartnäckig belagert und kräftig beſtürmt. Nicht wenige derſelben fielen in die Hände der Aufrührer. „Das Wichtigſte aber und zugleich das Gefahrvollſte für den Orden war, daß alsbald Männer aus dem Volke auftraten, die mit Muth und Geiſt die Kraft der Einzelnen zuſammenfaßten, ihr feſten Halt und ſichere Richtung gaben, als Retter und Führer des unterjochten Volkes. Es waren zum Theil jene preußiſchen Jünglinge, welche, früher von den Ordensrittern auf deutſche Schulen geſandt und dort ausgebildet, jetzt zu kräftigen Männern herangewachſen, in deutſches Weſen eingeweiht, mit deutſchem Waffengebrauche und mit der Kriegsart der Ritter bekannt, tief von Liebe zu ihrem Volke und vom Gedanken ſeiner Rettung erfüllt, an die Spitze ihrer beknechteten Landesgenoſſen traten, um das große Werk der Befreiung ihres Vaterlandes durchzuführen"*). Zehn Jahre lang ſtand die Exiſtenz des Ordens und ſein Beſitz des Landes auf dem Spiele. Es half ihm wenig oder nichts, daß im Jahre 1204 abermals ein Kreuzzug in Deutſchland, Böhmen u. ſ. w. gepredigt wurde und im Sommer 1265 Herzog Albert von Braunſchweig und der Landgraf von Thüringen gleiches Namens an der Spitze eines ziemlich anſehnlichen Heeres heranzogen, und daß ihnen zu Anfang des folgenden Jahres Markgraf Otto III. von Brandenburg folgte: der weiche Boden und die naſſe Witterung hinderte jegliche Operation; zum Eindringen in das wüſte und ſumpfige Land war harter Froſt nöthig. So lag denn das Kreuzheer Monate lang meiſt unthätig,

*) S. Voigt a. a. O. S. 208.

nur etwa mit Anlegung einer Burg (der Brandenburg, am östlichen Ufer des Frischen Haffs) beschäftigt. Ohne weitern Erfolg kehrte es nach Deutschland zurück. Eben so geringen Gewinn brachte Ottokar's von Böhmen abermaliger Kreuzzug im Jahre 1267, außer daß er den Pommernherzog Mestwin mit dem Orden versöhnte. Auch dieß Mal war wiederum der nasse Winter die alles hemmende Ursache; kaum daß man im Stande war, die Stadt Marienwerder und die Brandenburg, welche beide verwüstet worden, wieder aufzubauen. König Ottokar zog dieses Mal ohne, Siegerruhm heim und ohne die Hoffnung in Erfüllung gehen zu sehen, mit welcher er gekommen war, im Norden sich ein zweites Königreich zu erkämpfen.

Alles mochte fast verloren scheinen. Und da war gerade die Hilfe am nächsten. Der Orden selbst nahm alle seine intensive Kraft, die ihm übrig geblieben, zusammen und kräftigte sich wieder (seit 1270); die Feinde waren ermüdet vom Kampfe, waren ruhig und gewährten Gelegenheit dazu; die gefährlichen Nachbarn, der Herzog von Polen und der von Pommern, waren unschädlich in der Zeit. Und bald erschien auch von außen her wieder kräftige Hilfe. Der Papst Gregor X. mahnte zu einer neuen Heerfahrt (1271), und noch war das Jahr 1272 nicht zu Ende, als ein sehr beträchtliches Heer, das größte, welches Preußen seit Ottokar's von Böhmen Kreuzfahrt gesehen, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Dietrich von Meißen sich versammelt hatte. Jetzt war auch die Witterung günstig und erlaubte rasch nach allen Seiten hin zu operiren. In kurzem ward alles Verlorne wieder gewonnen und selbst die drei vorher noch nicht eroberten Landschaften Nadrauen, Schalauen und Sudauen hinzu erobert (bis 1283). „So war nun Preußen mit seiner letzten Landschaft vom deutschen Orden völlig überwältigt. Dreiundfunfzig Jahre hatte der heiße Kampf gedauert." Nach dem ist wohl noch mancher Strauß, gegen Polen insbesondere, zu bestehen gewesen. Am hitzigsten war der Kampf wegen Driesen und die Schlacht bei Tannenberg, den 15. Juli 1410, welche der Orden verliert und durch welche seine Macht auf immer gebrochen wird: er muß im Frieden zu Thorn Schamaiten abtreten, darauf 1422 im Frie-

den am See Melno Sudauen, 1436 auch ein Stück von Pomerellen, und 1466 wird er im Thorner Frieden genöthigt, ganz Pomerellen, Thorn, Culm, Danzig, Elbing, Marienburg und Ermland aufzugeben, und den noch übrigen Theil von Polen als Lehen anzunehmen. Der Hochmeister wird polnischer Fürst und Reichsrath und bleibt es bis zur Schlacht bei Warschau (1656). Das Land aber kommt nicht eher zur völligen Ruhe nach außen, als bis es unter brandenburgischer Herrschaft die Souveränität von Schweden 1656, von Polen 1657 und endlich (1701) die Würde eines Königreiches erlangt hat. Aber die Germanisirung des Landes war von Anfang an von Seiten der Ordensritter beabsichtigt und nach Möglichkeit gefördert und durchgeführt worden. Insbesondere waren es die neu gegründeten Städte, wo germanisches Leben sofort seine Stätte fand, dann aber auch, nach Pacificirung des Landes, auf den Dörfern, obwohl da doch nur sehr allmählich: hier herrschte noch lange der Slavismus vor, weil die Eingebornen, ihrer frühern Lebensweise gemäß, mehr das Land liebten. Mit den Rittern selbst aber kam viel deutsches Gefolge; von den Kreuzzüglern blieben so manche zurück, die da hofften im Lande ihr Glück zu machen; es wanderten Handwerker, Kaufleute, sowohl zu Lande als auch zur See (z. B. von Lübeck her), ein; die Geistlichen kamen zumeist aus deutschen Gegenden. Kein Wunder also, wenn das Germanenthum gar bald Eingang fand. Später, als der Orden sichern Fuß im Lande gefaßt hatte, die Ritter einzelne Güter überkamen, ließ man zur bessern Cultivirung und Bewirthschaftung derselben, um ihren Eintrag bald zu steigern, auch hierher deutsche Landbauern kommen. Hatte dieses Wesen schon früher Eingang gefunden, so mußte es später, nachdem das Land in kurbrandenburgischen und königlich preußischen Besitz übergegangen war, um so mehr überhand nehmen, dergestalt, daß es heut zu Tage bereits den größten Theil des Terrains auf Kosten des Slaventhumes gewonnen hat.

In Folge solcher Vereinigung des preußischen Landes mit der Kurmark Brandenburg mußte es den Herrschern über die letztere wünschenswerth erscheinen, auch die dazwischen liegenden Striche: Hinterpommern, Pomerellen und

Cujavien, zu erwerben, und eine kluge Politik hat ſolches nach und nach zu bewerkſtelligen gewußt, hauptſächlich auf Koſten des Polenreiches, unter deſſen Oberhoheit indeſſen ſelbſt ſchon dieſe Gegenden, wie wir oben (S. 461 f.) bemerkten, vielfach deutſche Sitte und Sprache angenommen hatten, ſo daß ſie wenig bedurft haben oder noch bedürfen umgeſtaltet zu werden, um in kurzem für echt deutſche zu gelten. Die Sache iſt noch immer auf gutem Wege, den neueſten Nachrichten zufolge. Mit Rieſenſchritten, obwohl leiſe, geht die Germaniſirung auch dieſer ſpäteſt hinzugekommenen Landesſtriche von Statten: die deutſche Regierung, die Einrichtung der Schulen, daß in allen auch das Deutſche gelehrt und gelernt werden muß, die vortreffliche und reiche Literatur der Deutſchen, die überwiegende Bildung derſelben in jeder Beziehung macht, daß das germaniſche Element dort in Allem über das ſlaviſche ſiegreich ſich bewährt.

10. Livland, Kurland, Eſthland.

Wieder verſchieden von den Anfängen des Kampfes zwiſchen den Slaven und Deutſchen auf den bisher dargeſtellten Punkten iſt der an der Oſtſeeküſte von Kurland, Livland und Eſthland. Hier war es zuerſt deutſcher Handelsgeiſt, der zu Ende des eilften und im zwölften Jahrhunderte in den deutſchen Städten der Nord- und Oſtſeeküſte, in Bremen, Hamburg und Lübeck, erwacht war und die Bürger dieſer Städte veranlaßte, ſich auch auf der Oſtſee zu verſuchen und Handelsverbindungen dort mit den rohen Küſtenbewohnern anzuknüpfen. Es war um das Jahr 1147, wo zuerſt bremer Kaufleute in den Hafen des Dünaſtromes eingelaufen waren, durch einen Sturm dahin verſchlagen von Gothland aus, dem damaligen Mittelpunkte des Handels auf der Oſtſee. Theils durch die Noth gezwungen, um ihr Leben und ihre Habe zu retten, theils klüglicher Weiſe traten ſie in friedlichen Verkehr und Tauſchhandel mit den Eingebornen, den Liven oder Letten, machten ein gutes Geſchäft und wurden dadurch, ſo wie auch wohl durch die Gutmüthigkeit des Volkes veranlaßt, die Fahrt dahin zu wiederholen. Im Jahre 1149 kamen ſie alſo zum zweiten Male, thaten wieder einen gewinn-

reichen Handel, und mit den in Livland eingetauſchten Waaren machten ſie in Bremen gleichfalls ein gutes Geſchäft. Da iſt es vor den Erzbiſchof von Bremen gekommen, daß man an der Oſtſee ein heidniſches Land entdeckt und mit demſelben Handelsverbindungen angeknüpft hätte. Solches hat derſelbe an den Papſt berichtet, der dann dem Erzbiſchof ungeſäumt durch Mandate befohlen, zum dritten Male, wo die Kaufleute wieder dahin zögen, einen tüchtigen gottesfürchtigen Prieſter mit ihnen nach Livland zu ſenden, der die Gelegenheit fleißig unterſuchen und ſich gehörig orientiren, auch ſich ſoviel als möglich befleißigen ſollte, die chriſtliche Religion dahin zu verpflanzen. Der katholiſchen Kirche und dem Oberhaupte derſelben lag in jener Zeit beſonders viel daran, ihr Netz weiterhin nach Norden auszuwerfen, um Menſchen zu fahen und der griechiſchen Kirche den Vorrang abzugewinnen. In Folge deſſen erſah ſich der Erzbiſchof einen gewiſſen Meinhard aus dem holſteiniſchen Kloſter Segeberg, einen Auguſtiner, der ſich dazu auch, Gott zu Ehren, willig bequemt und mit den Kaufleuten in das ferne Land begeben hat. Es ſollten alſo von nun an dieſe Gegenden gleichfalls aus ihrem bisherigen Dunkel hervortreten und ein weltgeſchichtliches Intereſſe gewinnen; es ſollte ſich hier unter Anleitung des Handels ein Propagandismus und unter dieſer Veranlaſſung ein ungleicher, aber ſehr blutiger Kampf zwiſchen den Ankömmlingen und den Eingebornen entwickeln, der mit der Unterjochung der letztern endete; es ſollte hier eine Macht ſich erheben, die ſogar Rußland bald gefährlich wurde und es in öftere Kriege verwickelte. Es war im Jahre 1150, als die Bremer zum dritten Male die Reiſe nach Livland unternahmen*). Hierbei vereinte ſich demnach dieſes Mal mit dem kaufmänniſchen Geiſte der des kirchlich-katholiſchen Propagandismus, und es ſollte ſich hier, umgekehrt wie in den meiſten übrigen ſlaviſchen Landen, zuerſt der Kampf des Monotheismus mit dem Polytheismus oder des Chriſtenthumes mit dem Heidenthume, und daraus der weltliche Kampf der Deutſchen mit den Slaven entwickeln.

*) Ich folge hier dem wahrſcheinlichſten Berichte älterer Hiſtoriker. Vgl. über dieſes ganze Factum und deſſen Berichterſtatter Kruſe's Urgeſchichte des eſthniſchen Volksſtammes ꝛc. S. 526 ff.

Nehmlich obwohl eigentlich die Esthen, Liven, Letten und Kuren nicht geradezu dem slavischen Stamme angehören mögen, so haben sie doch schon seit Anbeginn der lichten Historie unter den Russen und Polen gestanden, oder mit diesen in so naher Verbindung, daß der Kampf mit jenen zumeist auch ein Kampf mit diesen ist, und so dürfen wir kein Bedenken tragen, zu dem Weltkampfe der Deutschen und Slaven auch den mit den Urbewohnern der jetzigen russischen Ostseeprovinzen zu rechnen, so wie wir ja es früher mit den Preußen auf gleiche Weise gethan haben, obschon nehmlich auch diese nicht, streng genommen, den Völkern rein slavischen Stammes sollen beigesellt werden können.

Den bremer Kaufleuten mußte nun zuvörderst daran liegen, einen sichern Stapelplatz für ihre Waaren und Schiffe zu haben, theils um des unmittelbaren Handels mit den Eingebornen willen, theils wegen der Verbindung, in welche sie sich wohl auch mit den schon damals blühenden reichen Handelscomptoiren in Nowgorod und Kiew zu setzen bedacht waren Und das Jahr 1150 wird als solches genannt, wo jene bremer Kaufleute am Dünastrome, zwei Meilen von der See, sich Buden bauten, daß sie sich und ihre Waaren unter Dach und Fach bringen und mit den Eingebornen feilschen konnten. Für den Priester Meinhard und seinen Gehülfen, Thomas Stäger, bauten sie ein Nothgebäude, wo selbige wohnen, ihnen predigen und den Gottesdienst abhalten konnten. „Denn eine Zeitlang hat Meinhard nur allein den Kaufleuten und dem Schiffsvolk gepredigt, bis er und sein Gehülfe die livländische Sprache erlernt hatten. Dann hat er allmählich mit Ernst begonnen, auch einige der Heiden in Gottes Wort zu unterrichten, auf welche Weise er viele gewonnen. Und dieser Priester und Kaufleute Wohnungen sind am Ufer des Dünastromes erbaut worden an der Stelle, wo jetzt Riga liegt."

Die Verbreitung des Christenthumes geschah also anfangs auf ganz friedlichem Wege. Und so fuhr auch Meinhard eine Zeitlang darin fort. Da geriethen wohl die Liven mittler Weile, oder waren bereits früher gerathen, unter die Herrschaft des Königs von Plosceke oder Polotsk, Namens Wladimir, und Meinhard setzte sich mit demselben, der wahrscheinlich schon

Chriſt war, in Verbindung und erwirkte ſich von ihm die Erlaubniß, die chriſtliche Lehre den eingebornen Heiden predigen zu dürfen. Muthig fing er das Werk an, ſchiffte eine Strecke (6 Meilen) weiter auf der Düna hinauf, baute eine Schule daſelbſt und nannte den Ort danach in der Landesſprache Ykeskola, d. i. eine Schule auf Eſthniſch (1186). Dann kaufte er das Jahr darauf (1187) den Eingebornen den Platz zu einer Kirche ab und legte auch eine ſolche an*). Als nun im nächſtfolgenden Sommer (1188) die Letthonen oder Lithauer, welche unter Smolensk ſtanden, doch in Livland einfielen, das Land verheerten und viele Menſchen als Gefangene mit ſich fortſcheppten, ſo lehrte Meinhard die Liven unter der Bedingung, daß ſie den chriſtlichen Glauben annähmen, Burgen nach deutſcher Weiſe, nicht, wie ſie bis daher gepflegt, von Holz oder durch bloß zuſammengeſetzte Steinwälle, die ſie mit Erde ausfüllten, aufführen. Nachdem ſie ihr Wort darauf gegeben, die Taufe ſich geben zu laſſen, ließ Meinhard im nächſten Sommer (1189) Handwerker aller Art und beſonders Maurer aus Gothland kommen. Noch ehe ſolche anlangten, waren ſchon viele Eingeborne getauft, und die übrigen alle verſprachen, ſich nach Vollendung des Baues taufen zu laſſen. Als nun jene Handwerker angekommen waren, wurde die Burg bei Ykeskola angelegt und aus dem Fundament aufgerichtet. Naiver Weiſe kamen die dem Platze gegenüber auf dem linken Ufer der Düna wohnenden Semgaller, welche aufmerkſam auf dieſen Bau geworden, mit großen Stricken herzu und wollten damit die Feſtung in die Düna zerren, weil ſie nicht wußten, daß die Mauern ſo feſt mit Kalk verbunden waren. Allein ſie wurden durch die Schützen der Beſatzung verwundet und zogen mit Verluſt ab — der erſte Kampf, den die Deutſchen hier beſtanden, das erſte Blut, das hier gefloſſen iſt. Hierauf baten die Einwohner von Holm, welcher Ort etwa zwei Meilen näher zur Oſtſee, gleichfalls auf dem nördlichen Ufer der Düna liegt, daß Meinhard ihnen ein eben ſolches Schloß bauen möchte, und auch ſie verſprachen dafür das Chriſtenthum anzunehmen. Und er that es ebenfalls.

*) Das merkwürdige Gebäude ſteht noch. Es heißt jetzt Uekskül, d. i. ein Dorf. S. Kruſe S. 549.

Mittler Weile hatte Meinhard von dem glücklichen Fortgange seines Geschäftes und Unternehmens an den Erzbischof in Bremen und dieser an den Papst berichtet, und so wurde denn sofort ein livländisches Bisthum errichtet und Meinhard zum ersten Inhaber desselben bestellt. Zugleich ordnete der Papst zwei Commissaire an, die jederzeit die Vorgänge und die Bedürfnisse des Landes ihm, den einkommenden Nachrichten zufolge, zur schleunigen Abhilfe vortragen und befördern sollten; nicht minder hat er dem Erbischof von Bremen den Befehl ertheilt, daß er aufs nächste Jahr allerlei Materialien zum Bau einer christlichen Kirche, zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria, die die Schutzpatronin der neuen Kirche und der ganzen Landschaft sein sollte, nach Livland absenden, sowie den Auftrag, einen passenden Ort auszusuchen, wo man ein gemauertes Kloster zu einer Abtei hinbauen könnte, geben und überhaupt dem Bischof Meinhard allen Vorschub zur Pflanzung der neuen Kirche leisten möchte.

Solches geschah wohl im Jahre 1187, und Riga ward die Stätte, wo die Marienkirche und das Kloster errichtet wurden. Das neugestiftete Bisthum ward das üxküllsche genannt und dem bremischen Erzbisthume untergeordnet (1187).

In demselben Jahre wanderte einer der thätigsten Gehilfen Meinhard's bei seinem Bekehrungswerke, der Cisterciensermönch Dietrich (von Treyden), nach Esthland, wahrscheinlich um dort auch eine Kirche zu begründen. Er hatte aber viele Lebensgefahr hier auszustehen, zuerst einer Sonnenfinsterniß wegen, die sich am Johannistage ereignete, da nehmlich die rohen Eingebornen meinten, er wolle die Sonne auffressen. Man erfährt nicht, durch welches Mittel er sich gerettet habe. Ein anderes Mal sollte er ihrem Götzen geopfert werden, weil das Korn auf seinen Aeckern besser stand als auf den ihrigen, wo der Regen es verdorben (1187). Nur durch Zufall ward ihm das Leben erhalten.

Kaum hatte aber so das Christen- und Kirchenthum diesen geringen Anfang in den Landen gewonnen, so drohte es auch schon wieder unterzugehen. Nach Herstellung des holmer Schlosses brachen die rohen Eingebornen ihre Zusage: kein einziger ging mehr zum Christenthume über;

sie plünderten vielmehr die Habe des Bischofs, prügelten seine Leute, beschlossen ihn selbst aus dem Lande zu jagen und die Taufe, welche sie empfangen, naiver Weise wieder in der Düna abzuwaschen. Am meisten waren dem neuen Glauben die Weiber und die heidnischen Priester und Wahrsager abhold, die Männer freilich auch nur so lange und insofern zugethan, als sie für ihre materiellen Bedürfnisse auf die Hilfe des Christengottes hofften. Unter diesen mißlichen Umständen war Meinhard schon fest entschlossen (1189?), mit seinen Geistlichen und Brüdern sich auf die Kauffahrteischiffe, welche damals um Ostern eben nach Gothland segelfertig lagen, sich zu begeben und nach Deutschland zurückzukehren. Da müssen die Liven irgendwie von dem Kreuzzuge, den der damalige Papst im genannten Jahre gegen die Heiden predigen ließ, gehört und befürchtet haben, daß ein christliches Heer über sie kommen möchte. Deßhalb beschworen sie den Bischof unter Thränen, daß er doch bleiben möchte; sie wollten auch das Christenthum annehmen. Und Meinhard ließ sich bereden und blieb. Kaum aber hatten sich die Schiffe entfernt, als er erkannte, daß man ihn getäuscht: man spottete über ihn und über sein Bleiben. Da zog er sich in seine Wohnung in Ykeskola zurück, und nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, die Eingebornen zur Erfüllung ihrer Zusage hinsichtlich des Christenthumes zu bewegen, beschloß er nach Esthland zu reisen und dort zu verweilen, bis er mit den Kaufleuten, welche in Gothland überwinterten, nach der Heimath zurückkehren könnte. Wahrscheinlich war es das schon lange Zeit vorher gestiftete St. Michaeliskloster bei Reval, wohin er sich begeben wollte. Der Weg dahin aber führte über Thoreyda (Treyden), und als ihm dort ein Geistlicher (?) Anno mittheilte, daß die Liven ihn unterwegs umbringen wollten, sah er sich veranlaßt, nach Ykeskola zurückzugehen. Dort blieb er wieder, sandte indessen den Bruder Dietrich von Treyden heimlich ab nach Italien an den Papst, um demselben seine Nöthen vorstellen zu lassen. Dietrich schlich sich glücklich fort und gelangte zum Papste und stellte ihm den Zustand der Kirche unter den entfernten Heiden in Livland vor. Es herrschte aber damals im Abendlande noch immer jene kirchlich-religiöse Aufregung, die wir

unter dem Namen der Kreuzzüge kennen; ja! sie war jetzt gerade recht groß. Das Oberhaupt der katholischen Kirche wußte sie zu nähren, zu steigern selbst durch den Bannfluch, und nach denjenigen Seiten hinzulenken, wo Kampf gegen Ungläubige Noth that. So verhieß denn der damalige Papst Clemens III. ebenfalls Vergebung der Sünden allen denen, welche das Kreuz nehmen und hinziehen wollten nach den Gegenden des europäischen Nordens, um der dort gestifteten Erstlingskirche aufzuhelfen (1188). Der frühere Aufruf Peter's von Amiens sollte auch hier eine bedeutsame, mächtig treibende Kraft werden.

Deutsche waren es jedoch anfangs nicht, die dem Bischof Meinhard zu Hilfe kamen, wohl aber die damals auch schon christlichen Schweden, Dänen und Russen, welche mindestens durch kriegerische Einbrüche ins Land der Liven und Esthen die Wildheit und die Kraft der Eingebornen brachen und so den nachfolgenden Deutschen die Bahn zur Unterjochung derselben ebneten. Meinhard wußte sich mit den erstern in Verbindung zu setzen und wollte im Vereine mit dem Heerführer oder Herzoge derselben die Kuren bekriegen. Durch einen Sturm aber an die Küsten von Esthland verschlagen, landeten sie hier (in Wironia) und verwüsteten drei Tage das Land. Als indessen die Wirländer schon wegen Annahme der Taufe in Unterhandlung traten, nahm der Schwede lieber Tribut von ihnen und segelte zum Verdruß der Deutschen wieder fort, ohne für die Kirche etwas recht Ersprießliches gethan zu haben (um 1189). Die Russen fielen im Jahre 1191 und 1192 ebenfalls in Esthland ein und nahmen die Stadt Jurjew (Dorpat) wieder. Weiter geschah aber von ihrer Seite nichts.

Von den Dänen ließ sich Besseres hoffen; sie waren schon mehr dem Propagandismus ergeben. Ueberdem bekam Meinhard bald darauf, laut einer Bulle des Papstes Cölestin III. vom Jahre 1193, den Titel eines Bischofs von Livland und zugleich die Vollmacht, sich mit denen zu verbinden, deren Hilfe er nöthig hätte, und welche er zu seiner Unterstützung geeignet hielt. Er wird von dieser Vollmacht Gebrauch gemacht und sich mit dem damaligen Dänenkönige Kanut IV. in Verkehr gesetzt haben. Dieser war indessen fürs Erste noch

anderweitig beſchäftigt und konnte erſt im Jahre 1194 mit einer Flotte an Eſthlands Küſte erſcheinen; doch ſcheint er damals wenig ausgerichtet zu haben, weil er in demſelben Jahre auch mit dem Herzoge von Holſtein Krieg führte. Erfolgreicher war ſein Zug im Jahre 1196: er ſcheint ſich ganz Eſthland unterthänig gemacht zu haben; denn ſeitdem nannte er ſich Herzog dieſes Landes.

In demſelben Jahre ſtarb Meinhard (den 24. Auguſt). Als er ſeinen Tod nahen ſah, rief er die älteſten unter den livländiſchen Chriſten von Treyden und Ykeskola oder Yrküll zu ſich und fragte ſie, ob ſie nach ſeinem Tode einen Biſchof wieder haben möchten. Die Frage wurde bejaht, und darauf ſchrieb er an den Erzbiſchof von Bremen und bat um einen Nachfolger. Kurz darauf verſchied er. Der Erzbiſchof wählte den bisherigen Abt des Ciſtercienſerkloſters Loccum, Namens Barthold. Anfangs weigerte ſich derſelbe dem Rufe zu folgen; endlich aber ließ er ſich doch überreden und ſchiffte nach Yrküll. Hier ſuchte er auf alle Weiſe die Herzen ſeiner Gemeindeglieder zu gewinnen; es gelang ihm jedoch nicht; man trachtete ihm ſogar nach dem Leben. Da entwich er nach Gothland und ſann auf Mittel und Wege, ein ſo treuloſes und hartnäckiges Volk mit Waffengewalt zu bändigen. Er ſetzte den Papſt davon in Kenntniß, und dieſer gewährte den etwaigen Kreuzzüglern gegen die Liven eben die Rechte und Vortheile, welche die nach dem gelobten Lande Wallfahrenden genoſſen. Da meldeten ſich bei Barthold viele Krieger aus Sachſen und Weſtfalen, die das früher gethane Gelübde einer Heerfahrt nach dem entfernten Jeruſalem durch den leichtern und minder koſtſpieligen Zug zu erfüllen wünſchten. Er wies ihnen als Sammelplatz das damals ſich eben aufnehmende Lübeck an. Mit ihnen ſchiffte er nach der Düna und ließ an deren Mündung die Anker werfen. Die Liven wurden durch die Flotte in Schrecken geſetzt, aber nicht ihr Trotz gebeugt. Denn die, welche zu Kirchholm wohnten, erklärten offen, bei der Religion ihrer Väter durchaus bleiben zu wollen; die übrigen aber ſtellten ſich, als wollten ſie in das Begehren des Biſchofs eingehen und das Chriſtenthum annehmen, wofern er ohne Waffen zu ihnen käme und ihnen die neue Glaubenslehre

zur Ueberzeugung brächte. Barthold wollte ſich dazu verſtehen, wenn ſie ihrerſeits zu ſeiner Sicherheit ihm die Söhne einiger der reichſten Aelteſten des Volkes als Geiſeln ſtellen würden. Dazu verſtanden ſich aber die Liven nicht, und ſo beſchloß er denn von der Gewalt der Waffen Gebrauch zu machen. Es erfolgte am 24. Juli 1198 eine entſcheidende Schlacht. Sie ward von den Kreuzfahrern gewonnen. Allein der Biſchof verlor dabei das Leben: ſein wildes, unbändiges Pferd trug ihn unter die flüchtigen Liven, von denen er niedergeſtochen und zerfleiſcht wurde. Das ſiegreiche Heer und die Flotte breiteten ſich über das Land und auf den Flüſſen aus und richteten eine ſo furchtbare Verheerung an, daß die Liven endlich um Frieden baten und die Taufe annahmen. Man belegte die Aecker mit einer Steuer zur Unterhaltung der beſtellten Prieſter und ſchiffte zurück nach Deutſchland in dem Vertrauen, die Bekehrung des Landes wirklich vollführt und zugleich das Gelübde erfüllt zu haben.

Kaum aber hatte die Flotte die livländiſchen Gewäſſer verlaſſen, ſo kehrten doch die Eingebornen wieder zu ihrem alten Glauben zurück, meinten ſich lächerlicher Weiſe von dem Chriſtenthume durch ein Gegenbad in der Düna zu reinigen und mordeten einige Chriſten, die ihnen in die Hände fielen. Ferner ließen ſie die Aecker brache liegen, um durch Hunger die Fremdlinge zu vertreiben. Endlich beſchloſſen ſie in den erſten Monaten des Jahres 1199 in einer allgemeinen Verſammlung, die Kaufleute und die Mannſchaft eines zurückgebliebenen Schiffes ſogleich, die Geiſtlichen aber beim bevorſtehenden Oſterfeſte gefangen zu nehmen und zu ermorden. Das ward den Deutſchen hinterbracht: die Geiſtlichen flohen nach Kirchholm und darauf nach Gothland; die Kaufleute dagegen fanden ſich mit den Aelteſten des Volks durch Geſchenke ab. Welche rohe Naturſöhne damals aber die Liven noch waren, erhellt aus Folgendem: einer der Kreuzfahrer hatte in einen Baum ein menſchliches Geſicht eingeſchnitten. Ein Live fand das. Die Weiſeſten im Volke meinten, das ſei der Gott der Chriſten. Man fägte alſo unter großer Feierlichkeit den Stamm ab und ließ ihn auf einem Floß nach Gothland treiben, um dadurch anzudeuten, daß man den Gott der

Christen aus dem Lande geschafft und damit auch die neue Religion fortgesandt habe.

So schien es mit der Gründung der Kirche daselbst aus zu sein. Allein als der Erzbischof von Bremen, Hartwich, davon Kunde bekam, war er nichts destoweniger entschlossen, die Sache von Neuem aufzunehmen. Er ernannte einen seiner nächsten Domherren, Albrecht von Apelderen, zum Bischof der Liven, einen jungen, rüstigen Mann und von ansehnlicher Verwandtschaft, dessen Muth, Verstand und Thatkraft er kannte, und der Papst Innocenz III. ließ es nicht an Aufforderungen ermangeln, ihm Hilfe zu leisten: er erklärte, daß jeder Christ befugt, ja! verpflichtet wäre, die Heiden zu vertilgen, welche die livländische Kirche vernichtet hätten; wer in Westfalen, Sachsen, im Lande jenseit der Elbe und im Wendenlande das Kreuz gegen die Saracenen genommen, sollte nicht dahin, sondern nach Livland ziehen (am 5. September 1199). Magdeburg und Wisby auf Gothland wurden zum Sammelplatz dieser Kreuzfahrer bestimmt (wahrscheinlich auf das folgende Jahr?). Endlich ging der Bischof mit denselben unter Segel, gelangte glücklich in die Düna, warf sich mit einigen Kreuzfahrern in das Schloß Kirchholm und entsetzte von da Yrküll, wo die noch übrigen Christen des Landes belagert wurden. Zwar wurde eines der Schiffe, das sich zu weit hinaufgewagt hatte, von den Liven genommen und vernichtet. Dieser Vortheil der Feinde war aber zu gering gegen die Verluste, welche man ihnen beibrachte, indem man ihnen die Saatfelder durch Feuer zerstörte. Da wurden sie geneigt zum Frieden, entboten Freundschaft und stellten Geiseln. Der Bischof nahm den Frieden an; zugleich ließ er sich den schon früher benutzten Ankerplatz am Ausflusse der Düna, Rige oder Riga, abtreten. Dort wollte er eine feste Stadt anlegen, die theils ihm zum Waffenplatze und zur Zwingburg gegen die Eingebornen, theils den Kaufleuten zum sichern Stapelplatz für ihre Waaren, theils endlich den Schiffern zum Hafen dienen sollte. Zu dem Ende begab er sich sogleich nach Deutschland zurück, warb dort Handwerker und Kaufleute für die neue Stadt und ließ dieselbe schon im Voraus vom Papste mit wichtigen Vorrechten bewidmen.

Zugleich begabte Innocenz III. die Kreuzfahrt nach Livland von Neuem mit ſehr großen Indulgenzen. So konnte denn der Biſchof darauf rechnen, daß es ihm an bewaffneter Hilfe nicht fehlen werde. Und für ſeine Sicherheit bürgten ihm die Geiſeln, die Söhne der livländiſchen Landesälteſten; dieſe hatte er mitgenommen, ließ ſie in Deutſchland verwahren und erziehen. Es fanden ſich auch viele Ritter, die das ihnen dargebotene Bürgerrecht in der neuen Stadt annahmen und entſchloſſen waren, Häuſer daſelbſt aufzuführen. Daher eilte der Biſchof zurück, ſeinen Vorſatz ins Werk zu ſetzen. Bereits im Jahre 1200 ließ er die Gaſſen und Mauern abmeſſen und darauf den Bau beginnen. Riga ward alſo gleich von Hauſe aus eine deutſche Stadt, eine chriſtlich deutſche Colonie, angelegt zur Gründung des Chriſtenthumes in jenen Gegenden und zur Förderung des Handels dahin. Bald darauf führte der Biſchof auch das Lehnsweſen ein, und belehnte einige deutſche Ritter, die ihm gefolgt waren, mit Burgen. Die erſten Bürger aus der Fremde ſandte Biſchof Albrecht im Jahre 1202, nachdem er von Neuem nach Deutſchland gereiſt war, um ſich Verſtärkungen ſeiner militäriſchen Kräfte und neue Hilfsmittel zu verſchaffen, nach Riga, unter Anführung eines Ciſtercienſermönchs aus dem Kloſter Neumünſter im Holſteiniſchen. Sie bezogen die neuen Häuſer und löſten die bisherige aus Kreuzfahrern beſtehende Beſatzung ab. Bald nachher verpflanzte der Biſchof dahin auch die Ordensgeiſtlichen von Yrkül, bildete aus ſelbigen ein Domcapitel, gründete die Domkirche, baute ein Ciſtercienſerkloſter zu einer Pflanzſchule für livländiſche Prieſter und beſtellte zum Abte deſſelben den Theodorich von Treyden, ſeinen älteſten Miſſionsgeiſtlichen.

Dieſer Mann, ein kluger Mann, ſchätzte die Verhältniſſe der neuen Colonie ſehr richtig ab: er ſah die precäre Lage derſelben und rieth dem Biſchofe, ſtatt nur immer neue Kreuzfahrer herbeizuholen, die nach einem Jahre wieder fortzögen, nachdem ſie glaubten ihr Gelübde erfüllt zu haben, lieber geradezu einen Ritterorden zu ſtiften, der ſeinen Wirkungskreis niemals verlaſſen dürfte, ſondern dem es obläge, unaufhörlich gegen die Heiden zu kämpfen, das doppelte Werk der Vertheidigung und der Eroberung zu vollbringen. Albrecht

nahm den Gedanken auf, wandte sich an den Papst Innocenz III. und bat um die Erlaubniß dazu (1201). Und es erfolgte eine Bulle, durch welche der Orden unter dem Namen der Brüderschaft der christlichen Ritterschaft oder des Schwertordens, weil er zum Ordenszeichen ein Kreuz und ein Schwert auf einem weißen Mantel trug, ins Leben gerufen wurde. Noch in demselben Jahre nahm der Bischof schon einige Kreuzbrüder und andere Ritter dazu an, und bestellte einen Ordensmeister. Dabei vernachlässigte er auch nicht die Hilfe der weltlichen Kreuzfahrer, und wenn welche ausgedient hatten, brachte er sie zurück nach Deutschland, holte aber dafür andere, die durch seine Ablaßprediger zur Heerfahrt aufgeregt waren. Von da ab hatte das Bekehrungswerk guten Fortgang. Im Jahre 1203 konnte der Bischof schon einen Fürsten des Landes zu seinen Bekehrten zählen und nach Rom senden zum Zeugniß dafür und zur Erwirkung neuer Unterstützungen.

Denn dieser bedurfte allerdings die Niederlassung noch lange. „Es kann als ein historisches Problem erscheinen, wie es möglich war, daß der früher zum großen russischen Reiche gehörige Theil der Ostseeprovinzen durch eine Hand voll Deutscher erobert und zum römisch-katholischen Glauben gebracht wurde; — allein diese Deutschen waren es nicht allein, wodurch die Eroberung und weitere Christianisirung geschah. Auch Dänen, Schweden und Gothländer legten, so wie früher, mit Hand an. — — Dazu kam die Zerstückelung Rußlands" und eine Menge unglücklicher, kurz hinter einander folgender Feldzüge der Großfürsten*). Die Seezüge der Dänen nach diesen Gegenden gegen die Esthen, Liven und Kuren, waren zum Theil schon früher gewesen; allein jetzt gewannen solche Befehdungen einen andern Charakter als von dänischer Seite, seitdem sie durch die katholische Geistlichkeit und durch die Päpste unter den Gesichtspunkt der Kreuzzüge gebracht waren. Um so eifriger und zahlreicher und um so hitziger wurden die Züge. Es galt nun nicht mehr bloß zu plündern und zu verwüsten, sondern auch zu

*) S. Kruse S. 580.

bekehren, das Heidenthum zu vernichten. Ueberdieß lag dem damaligen Könige von Dänemark, Waldemar II., daran, nicht bloß den Seeräubereien der Bewohner jener Küsten auf dem baltischen Meere, sowie an den dänischen Gestaden ein Ende zu machen, sondern auch wohl das Land zu besitzen, seinem Erzbischof die Erweiterung seiner Diöces zu erwirken. Das half einerseits den Schwertrittern, andererseits freilich brachte es wiederholte Conflicte selbst mit denen, die ihnen die Heiden zu bekehren helfen sollten. Zwar versuchten die Eingebornen noch öfters sich durch Gewalt oder durch List die fremden Eindringlinge vom Halse zu schaffen: es erfolgten wiederholt Empörungen, Ueberfälle der Burgen, häufige Ermordungen einzelner Deutsche, auch manche offenbare Niederlagen der Schwertritter. Auch der russische Fürst von Polotsk, als der Oberherr des von den Liven bewohnten Landes, verbot dem Bischof das weitere Taufen in dem ihm untergebenen Lande und griff zu den Waffen. Allein das Glück entschied gegen ihn. Albrecht vertrieb die Russen aus Kukonois und zwang selbst den Theilfürsten von der Düna, Namens Wsewolod, der im Verein mit den Lithauern den Deutschen großen Schaden zugefügt hatte, zum Frieden und zur Unterwürfigkeit an die Domkirche zu Riga. Die Russen versuchten 1212, dann wieder 1214 und 1222 festen Fuß in Esthland zu fassen; die Esthen selbst baten Nowgorod und den Großfürsten von Susdal um Hilfe. Allein obwohl die Russen Dorpat wieder einnahmen, wurden sie doch von Reval zurückgeschlagen und mußten das Land räumen. Da wurde auch Dorpat wieder von den Deutschen erobert und ganz Esthland gezwungen, den christlichen Glauben anzunehmen (1222). So erhob sich denn auf dem Domberge daselbst ebenfalls eine Kirche, die des heiligen Dionysius, für einen zweiten Bischof, welcher die Grenzhut gegen Rußland haben sollte und mit Pleskow und Nowgorod Frieden schloß.

Während dem war Bischof Albrecht nach einer andern Seite hin politisch klug verfahren: er wollte die russischen Ansprüche auf die Oberherrlichkeit über das Land gänzlich aufheben. Nun war er selbst ein Deutscher, gehörte als ein Bischof der bremischen Erzdiöces zu Deutschland; der neue

Staat war von Deutſchen gegründet und wurde von ihnen immer mehr bevölkert, und man war damals, wo die Deutſchen das mächtigſte Reich Europas bildeten, der allgemeinen Anſicht, daß deutſche Coloniſten in fremden Ländern doch fortwährend unter dem Schutze des Oberhauptes des deutſchen Reiches blieben; ferner daß der römiſche Kaiſer als ſolcher, als Schirmherr der lateiniſchen Kirche auch Oberherr aller bekehrten Heiden ſei. Daraus folgte, daß die deutſche Stadt Riga und das Bisthum der Liven in ſeiner ganzen Ausdehnung für ein Stück von Deutſchland gelten und vom Oberhaupte des Reiches geſchützt werden müſſe. Deutſchland war damals in Zwietracht: es war getheilt zwiſchen König Philipp von Schwaben und Kaiſer Otto IV. Albrecht wandte ſich an beide, zuvörderſt aber an Philipp, und erlangte von ihm, daß derſelbe Livland ihm zu Lehen gab (1206). Weil er indeſſen bald erkannte, daß Otto IV. vom Papſte begünſtigt wurde und wahrſcheinlich den Sieg über ſeine Gegner erringen würde, ſo kehrte er ſich dem zu und erſuchte ihn auf einem Reichstage (zu Köln?), Livland ihm als ein Reichslehen zu verleihen. Das ward ihm gewährt: es erfolgte die feierliche Belehnung und die Zuſage des Kaiſers, daß er den Beſitzungen der Biſchöfe und Ritter im Lande der Liven ſeinen vollen Schutz angedeihen laſſen wolle (1211). Damit war das Land, wie man glaubte, vollkommen von dem Reiche der Ruſſen getrennt und dem Biſchof die Landeshoheit über daſſelbe zugeſtanden unter Abhängigkeit vom deutſchen Reiche. Während der Regierung Wſewolodowitſch's (1216—19) machten die Lithauer einen Einfall in das ruſſiſche Gebiet, und die Schwertritter nahmen Odenpäh und befeſtigten es, wurden aber von Wladimir, Fürſten von Pſkow, ſo bedrängt, daß ſie um Frieden bitten, Geiſeln ſtellen und eine anſehnliche Beute zurücklaſſen mußten (1218). Auch im Jahre darauf erfocht Fürſt Wſewolod einige glänzende Siege über die Deutſchen in Livland, und drang bis Pernau vor. Dieſen feſten Platz aber konnte er nicht einnehmen und mußte ſich daher wieder zurückziehen (1219). Jenem Acte Otto's IV. folgte im Jahre 1224 der, daß König Heinrich in Abweſenheit ſeines Vaters Friedrich II. die Biſchöfe von Riga und Dorpat zu Reichsfürſten erhob. Liv-

land ward mithin von da ab als ein Theil des heiligen römischen Reiches betrachtet. Der südöstliche Theil von Esthland wurde nun zur livländischen Kirche geschlagen und Livland mit benannt, während die Dänen nur den nördlichen Theil unter dem Namen Esthland behielten.

Nehmlich dieses Volk, welches damals auf der Ostsee dominirte und mit seinen Flotten die Küsten des Festlandes oft heimsuchte, war eben nicht geneigt, sein altes durch Kriegsmacht errungenes Anrecht auf das Land der Esthen aufzugeben, und kam darob mit den Bischöfen und dem Schwertorden in Conflict. Anfangs zwar bat der Bischof Albrecht von Riga die Dänen, unter Waldemar II., zu kommen und Theil zu nehmen an der Christianisirung der Heiden (1218). Der König nahm das Kreuz mit den Seinen und versammelte im Sommer darauf den Kern seiner Macht. Mit ihm zugleich der Erzbischof von Lund und der Bischof Dietrich von Esthland, welcher in Riga geweiht worden war. Sie landeten bei Lindanissa (dem heutigen Reval), schlugen die Esthen und bauten an der Stelle der alten Burg eine neue. Nun verbreiteten sie mit Gewalt der Waffen das Christenthum im ganzen Lande. Dieses dänische Esthland aber untergaben sie dem Erzbischofe von Lund, und dieser stiftet dafür ein eignes Bisthum Leal. Er ließ eine ansehnliche Mannschaft zurück, die die Eingebornen im Zaum halten und des Landes Eroberung fortsetzen sollten. Auch die Schweden wollten an den Eroberungen und an dem Bekehrungsgeschäfte Theil nehmen und bemächtigten sich damals der Insel Oesel. Die Russen mußten dem ruhig zusehen: sie waren durch innere Unruhen behindert, obwohl sie an Tribut verloren, den sie in diesen Gegenden erhoben. Zum ersten Bischof ersah der Bischof von Riga, der zu solcher Wahl ein Recht zu haben meinte, nach alledem, was ihm Kaiser und Papst bisher verheißen und zugestanden, seinen Bruder Hermann von Apelderen. Den wollten aber die Dänen nicht zu seinem Stuhle gelangen lassen. Da führte Albrecht Klage in Rom. Aber bei der Curie daselbst war der Dänenkönig wohl angeschrieben, und das Anrecht der dänischen Kirche auf das Bisthum Reval ward gültig befunden. Darauf wandte sich Albrecht an den

Kaiſer; aber auch bei dem fand er keinen Rückhalt und mehr Freundſchaft für Dänemark. Da wollte er ſchon in einer Anwandlung von Unmuth ganz Liv- und Eſthland dem Könige von Dänemark zur Verfügung ſtellen, vorausgeſetzt, daß die ihm untergebenen Prälaten und Mannen und alles Volk in Stadt und Land darein willigten. Das geſchah nun aber nicht. Im Gegentheil benutzten die Ritter die darauf eintretende Schwäche Dänemarks (1221), ſetzten ihre Anſprüche durch und nahmen noch obendrein die Landſchaften Saccala und Unganien ein. Auf Oeſel brach 1222 ein Aufruhr aus und verbreitete ſich ſchnell durch Eſthland und Nord-Livland. Grauſam wütheten die Eingebornen. Aber den kräftigen Arm der Fremden fürchtend, riefen ſie die Ruſſen zu Hilfe, den Fürſten zu Nowgorod. Dieſer ſandte ſeinen Bruder Jaroſlav mit 20,000 Mann und ward überall mit Freuden aufgenommen. Indeſſen vor Reval brach ſich ſeine Macht, und er ſah ſich gezwungen ruhmlos zurückzukehren (1223). Um wenigſtens Dorpat und die Umgegend zu retten, belehnten die Nowgoroder den tapfern Fürſten Wjatſcho von Polotſk mit dieſem Theile von Livland. Lange hielt ſich dieſer dort in der Feſte, bis er und alle ſeine Getreuen umkamen. Es kam ein Friede zu Stande, dem zu Folge der Biſchof den Theil von Livland zu Lehen von den Nowgorodern nahm und den frühern Tribut aus ſeiner Caſſe zu zahlen verſprach (1223). Waldemar griff jetzt die Inſel Oeſel an, erbaute ein feſtes Schloß daſelbſt und erfocht einen Sieg über die Eingebornen, die ihn daran verhindern wollten. Doch ſoll er auch bei dieſer Gelegenheit in eine bedrängte Lage gekommen ſein, aus welcher ihm der Biſchof und die Ritter halfen. Zum Danke dafür erkannte er nun des Biſchofs Rechtſame an, gab ihm Livland mit allem Zubehör, voller Unabhängigkeit und geſtand ihm auch die geiſtliche Oberhoheit über Unganien und Saccala zu, ſo wie er den Orden mit den Regalien dieſer beiden Ländereien belieh. Den Kampf benutzten die Eſthen und machten einen allgemeinen Aufſtand gegen die Deutſchen und Dänen, zu welchem Zwecke ſie auch die Ruſſen herbeiriefen. Bald aber bekamen die Deutſchen die Oberhand, nachdem Dorpat erobert war, und während König Waldemar

in deutſcher Gefangenſchaft gehalten ward (1223—25). Darauf eroberten die Ritter auch Oeſel (1227). Doch hörte darum die däniſche Politik nicht auf, durch mancherlei Umtriebe dem Aufblühen der Colonie entgegenzuwirken*). In den Beſitz von Reval mußten ſich die Ritter mit Gewalt ſetzen. Hermann von Apeldern aber nahm ſeinen Biſchofsſitz erſt zu Odenpäh; darauf verlegte er ihn nach Dorpat. Der Biſchof von Leal bekam auch die Inſel Oeſel (1229).

Im Jahre nachher wurde auch Kurland und Semgallen, das bis daher meiſt ſchwediſch geweſen, von den Rittern vollſtändig erobert und chriſtianiſirt, nachdem ſie öfters darob mit den Lithauern zu kämpfen gehabt hatten. Wegen des Beiſtandes, den die livländiſchen Ritter im Jahre 1233 nowgorodiſchen Flüchtlingen geleiſtet hatten, ſuchte ſich der damalige ruſſiſche Fürſt von Nowgorod an ihnen zu rächen. Er fiel mit einem Heere in das Land der Ritter ein und verheerte die Umgegend von Dorpat; doch man bat ihn um Frieden, und er gewährte ſolchen (1234). Bald darauf (1237) wurden die kirchlichen Angelegenheiten regulirt und ein Bisthum auch für dieſe Lande hergeſtellt. Einige Jahre ſpäter (1246) ward vom Papſte beliebt, ſogar einen Erzbiſchof zu beſtellen, der unter ſich die Biſchöfe von Riga, Dorpat, Oeſel und Kurland, von Culm, Pomeſanien, Ermeland und Samland haben ſollte. Albrecht hieß der erſte (vgl. oben S. 428); ſein Sitz ward Riga. So wurden theils durch die Anordnungen der klugen Geiſtlichen, ſowie durch den tapfern Arm der Ordensritter und der immer zahlreicher herzueilenden Kreuzfahrer und Einwanderer aus Deutſchland die Eingebornen überwältigt, der größte Theil derſelben getauft, das Land unter die Ritter, Klöſter und Kirchen vertheilt. Ueberall entſtanden Burgen und feſte Plätze, Flecken und Städte. Es war aber natürlich, daß bei dem kriegeriſchen Geiſte der deutſchen Ritter und bei den vielen in Ausſicht auf Beute und Eroberung in großen Schaaren herbeiſtrömenden Abenteurern Rußland mit den neuen Nachbarn doch über kurz oder lang wieder zerfallen

*) Vergl. Wurm: eine deutſche Colonie und deren Abfall. In Schmidt's Zeitſchr. für Geſch. 1846. S. 213 ff. Dem Verf. ſind wir in Mehrerem getreu gefolgt.

würde. Es ſind ſchwere Kriege voll Verwüſtung geführt worden. So 1240 oder 41. Da hatten die Ordensritter, aufgeregt von dem ruſſiſchen Fürſten Jaroſlav Wladimirowitſch, der zu ihnen übergegangen war, einen Einfall ins Pſkowſche gemacht, ſich ſogar der Stadt bemächtigt. Mit einem neuen Heere, zu dem auch Dänen geſtoßen waren, waren ſie aus Eſthland ins Land der Woten vorgedrungen und hatten ſich Nowgorod bis auf vier deutſche Meilen genähert. Da riefen die Nowgoroder den jungen Fürſten Alexander wieder, und dieſer brachte ihnen 1242 auf dem Eiſe des Peipusſees eine ſo fürchterliche Niederlage bei, daß ſie um Frieden nachſuchten.

Um indeſſen die Eroberungen in ihrer ganzen Ausdehnung feſtzuhalten und zu behaupten, auch den däniſchen Anſprüchen gegenüber, erſchien es doch nothwendig, ſich an eine nahe befreundete Macht anzulehnen. So ward denn von Seiten des Ordensmeiſters Volkwin, wahrſcheinlich im Einverſtändniß mit Biſchof Albrecht, beliebt, ſeinen Orden dem Orden der deutſchen Ritter in Preußen einzuverleiben. Was ſo an Selbſtſtändigkeit verloren ging, das wurde andrerſeits reichlich wieder an Kraft gewonnen. Es war zu erwarten, daß den Verhältniſſen in beiden Ländern ein gleichförmiger Charakter aufgedrückt werden würde, der nur vortheilhaft für beide Theile ſein konnte. Nach einigem Verzug kam die Vereinigung zu Stande, und der Papſt Gregor IX. beſtätigte ſie (1237), jedoch — wahrſcheinlich von Dänemark dazu veranlaßt — nur unter der Bedingung, daß Reval den Dänen zurückgegeben würde. Das mußte denn geſchehen und Dänemark blieb im Beſitz von Eſthland bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wo ein Aufſtand der Bauern daſelbſt den däniſchen Statthalter vermochte, die Stadt Reval, die er nicht mehr behaupten konnte, den livländiſchen Rittern anzutragen und zu übergeben (1334). Nehmlich die Sache ward in Kurzem ſo ernſtlich ſchlimm, daß ſie nicht mehr zu beſchwichtigen war: alle innern Verhältniſſe im Lande geriethen in Verwirrung; es war keine Ordnung wieder herzuſtellen ohne eine beträchtliche militäriſche Hilfe. Nun war aber Dänemark während des ſiebenjährigen Zwiſchenreiches

nach Christoph's II. Tode (1333) gar nicht im Stande, eine solche außer Landes zu senden. Zu dem traf noch eine Reihe anderer gleichzeitiger ungünstiger Umstände zusammen, welche bewirkten, daß das dänische Esthland, wenn nicht der Anarchie preisgegeben, so doch der fremden Herrschaft thatsächlich vollkommen entledigt war. So sah sich denn der Statthalter gezwungen zu jener Maaßregel seine Zuflucht zu nehmen. Abseiten Dänemarks ward die Landschaft in aller Form Rechtens dem deutschen Orden abgetreten. Zwar mengte sich, einer eigenen kurz- oder selbstsüchtigen und wenig patristischen Politik gemäß, der Kaiser Ludwig der Baier in das Spiel und forderte 1339 den Orden auf, das Land für Dänemark wieder zu erobern. Allein man nahm von Seiten der andern Partei das Gebot mit Gleichgültigkeit auf. Und so beschlossen und genehmigten denn die damals über Dänemark herrschenden fürstlichen Brüder Waldemar III. und Otto, die entfernte und ihnen im Ganzen lästige und nicht lohnende Besitzung aufzugeben und dem deutschen Orden zu verkaufen. Die ersten Urkunden darüber waren schon 1341 ausgefertigt; aber die Unterzeichnung der letzten ward erst 1347 vollzogen. Ludwig der Baier gab dabei wieder das weite Reichen seiner deutschen Macht und Politik kund: er bestätigte die Abtretung. Der Deutschmeister übertrug indessen gegen eine Summe Geldes seine Rechte an den Heermeister in Livland.

Damit waren die Verhältnisse in den drei Ländern zum ausgebreitetsten Maaße für die Deutschen gediehen. Die folgenden Zeiten lehren uns die Auflösung derselben. Der Orden der Schwertritter bleibt mit dem deutschen in Preußen vereint bis 1438, wo, zu beiderseitiger Schwächung ihrer Kraft, die livländischen — größtentheils niederländische — Ritter sich trennen und sich einen eigenen Landmeister wählen. Ihr Land, Livland, wird fast gänzlich unabhängig, besonders seit 1469, wo Polen in einem nachtheiligen Frieden seine Ansprüche auf das Land aufgeben muß.

Da fängt mit einem Male das Reich der Russen unter seinem Großfürsten Wassilij Wassiljewitsch (1425—62) an, seine Kraft zu sammeln, die bisherige Zwietracht im Regentenhause abzuthun und mächtig zu werden. Moskau wird der Mit-

telpunkt eines einigen großen, ausgedehnten Reiches. Fremde, unter andern auch Deutſche, werden ins Land gezogen, um demſelben Civiliſation zu geben. Es dauert nicht lange, da entbrennt — unter dem Nachfolger Waſſilij's, Iwan III. Waſſiljewitſch (1462—1505) — der Kampf zwiſchen den Ruſſen und den Ordensrittern, zuerſt 1481, den ein zwanzigjähriger Friede (1482 und 83) endet. Dieſem folgen wiederholte Kriege zwiſchen beiden Parteien mit wechſelndem Erfolge. Von 1560 an zerfällt das Ganze: in dieſem Jahre verkauft der Biſchof von Oeſel ſein weltliches Gebiet an den däniſchen Herzog Magnus, der dann unter ruſſiſcher Autorität ſich zum König von Livland macht, ſich 1578 unter polniſchen Schutz begibt und 1583 ſtirbt. Eſthland ergibt ſich 1561 an Schweden, das andere nicht däniſche Livland an Lithauen, unter deſſen Oberhoheit Kurland und Semgallen weltliche Herzogthümer werden. Weiterhin iſt Eſthland der Kampfpreis und der Schauplatz von heftigen Kriegen zwiſchen Dänemark, Schweden und Rußland, bis endlich Peter der Große im Frieden zu Nyſtad unter Anderm auch Livland und Eſthland erhält (1721). Kurland ſchleppt ſeine Selbſtſtändigkeit noch eine Zeit lang fort, bis 1795, wo ſich ſeine Stände freiwillig der ruſſiſchen Herrſchaft unterwerfen und der letzte ſeiner Herzöge reſignirt.

Abgefallen eines Theiles, andern Theils aufgegeben vom deutſchen Reiche, büßen die Deutſchen dort ſeitdem die Schuld der ſchlechten Politik: ſie ſind nur geduldet, nicht ſelbſtſtändig, nicht herrſchend wie doch vordem; ſie möchten, ihrer Natur und ihrem Charakter gemäß, ſo gern Theil nehmen an dem Aufſchwunge der Nation, welcher ſie der Herkunft und der Sprache nach angehören, und doch ſind ſie ſo beſchränkt und abgeſchnitten, nicht blos durch die Weite der Entfernung; ſie mögen wohl gern treu bleiben wollen ihrem Deutſchthume, und doch wird man auf der andern Seite wünſchen, daß ſie daſſelbe ſo bald als möglich ausziehen möchten. Schon dieſer Zwieſpalt iſt drückend für ſie; der Himmel über ihnen muß etliche Schwüle haben. Auf jeden Fall aber ſind oder können dieſe Deutſchen dort nicht bloß für die Oſtſeeprovinzen ſelbſt ein wahres Salz des koloſſalen Reiches ſein durch

ihre Bildung, durch ihren Geiſt, durch ihren Ernſt, durch ihre Nüchternheit, durch ihre Rührigkeit, durch ihren Fleiß, und es iſt ihnen wenigſtens zu wünſchen für jetzt und für die Zukunft, daß die ruſſiſche Politik ſolches anerkenne und danach ſie behandle. Sie wird ſich und dem Reiche ſchaden, wofern ſie dieſe deutſchen Landſchaften zu ruſſificiren trachtet und Solches mit der Zeit vollführt: ſelbige hängen durch Sprache, Literatur und Sitten mit den Deutſchen zuſammen, die auf einer weit höhern Stufe ſtehen als die Ruſſen, von denen dieſe nur lernen können. Sie würde ſich alſo ſelbſt ein Licht auslöſchen, das für ſie ſo wohlthätig iſt. Etwas ganz Anderes iſt es, aus gleichem Grunde, mit den Slaven unter deutſcher Herrſchaft.

So war denn alſo für den Weltkampf der Deutſchen mit den Slaven und für ſeinen erfolgreichen Ausgang die Periode ſeit 1147 entſcheidend, entſcheidend für die Obſiegung der erſtern. In ihr iſt erſt erreicht worden, um was man vorher Jahrhunderte lang ſchon gekämpft hatte, von den Deutſchen vollſtändig und ruhmvoll erreicht.

Schluß.

Allgemeine Bemerkungen.

Faſſen wir jetzt, nachdem wir die Rennbahn durchlaufen und an das Ziel unſrer Darſtellung gelangt ſind, das Ganze zuſammen in Ein Bild: ſo erkennen wir, daß jener Kampf zwiſchen den Deutſchen und Slaven ſeit dem Anfange des ſechsten Jahrhunderts nach unſrer Zeitrechnung anfänglich nur unbedeutend und gering und einfach geweſen iſt, erſt im Laufe der Zeit ſich verändert und andere Farben, einen zuſammengeſetztern, rauhern Charakter angenommen, außerdem die wichtigſten, nachhaltigſten, welthiſtoriſche Folgen gehabt hat und noch hat, und von einer immenſen Dauer geweſen iſt und eigentlich noch Statt findet, ſo daß man ſagen kann, er ſei noch nicht völlig geſchlichtet, der Kreis ſeiner Folgen alſo auch noch nicht völlig abgeſchloſſen. Suchen wir das im Einzelnen näher zu begründen und daraus den Schluß zu machen, daß dieſer Kampf mit Recht ein Weltkampf genannt werde.

Daß ſich ein Kampf zwiſchen den beiden betreffenden Nationen entſpinnen konnte, trotz der ſie trennenden von der Natur geſetzten Bollwerke, iſt wohl erklärlich: es war möglich bei der unmittelbaren Nachbarſchaft, leicht bei der Ausgedehntheit der gegenſeitigen Grenzen, nothwendig faſt bei der Verſchiedenartigkeit des Charakters und bei der ſich im Laufe der Zeit immer mehr herausſtellenden großen Verſchiedenheit der beiden Volksſtämme in Cultur und Civiliſation. Anfangs waren es nur von Seiten der Slaven — denn dieſe haben ihn begonnen und immer wieder erneuert — Neck- und Raub-

züge, die dann von der andern Partei ſtets durch gegenſeitige Verheerungen und Rache-Einfälle vergolten wurden. Die Grenzen blieben lange dieſelben; höchſtens daß ein Tribut den Beſiegten auferlegt wurde, deſſen Laſt dieſe aber nicht ſelten in Kurzem wieder abwarfen. Mitunter kam es auch wohl vor, daß das mächtige deutſche Reich und ſein königliches oder kaiſerliches Oberhaupt, ob dieſer ſeiner Macht, zum Schiedsrichter von den ſlaviſchen Stämmen, bei ihrer Getrenntheit und Zerriſſenheit und bei ihren ewigen Zwiſtigkeiten im eigenen Innern und unter einander erwählt oder herzugerufen wurde und alsdann in eine Art von Obervormundſchaft oder Oberherrlichkeit eintrat, die freilich gewöhnlicher Maaßen nur ſo lange anerkannt ward, als man ſie brauchte, und gewöhnlich zu Aufſtänden, Empörungen u. ſ. w. Veranlaſſung gab.

Dieſe Kämpfe ſind anfänglich meiſtens nur vereinzelt, zerſtückelt, im Ganzen geringfügig geweſen und bieten daher nur ein abwechſelndes, kleinliches Bild, keine einzige große totale Anſchauung. Im Fortgange der Zeit aber entbrennen ſie, wenn auch nicht zu gleicher Friſt, doch nach einander auf allen Punkten der langgeſtreckten Grenze. Inſofern und weil doch wenigſtens auf der einen Seite ein großes Ganze ſteht, das deutſche Volk und Reich, wird das Schauſpiel großartig.

Bis auf Heinrich I. bleibt der Kampf ein bloßer weltlicher Kampf. Dieſer fängt aber an bei ſeinen Friedensſchlüſſen in die Bedingungen die der Annahme des Chriſtenthums mit einzuweben. Doch erſt unter ſeinem Sohn Otto I. wird die Kirche als förmliche Gefährtin der weltlichen Heeresmacht zugeſellt, und der Kampf nimmt eine doppelte Farbe an und behält ſelbige — bis in die neueſte Zeit. Je mehr er dadurch an Umfang, an Hitze, an Wuth gewinnt, deſto lebendiger und mächtiger wird das Bild, wenn freilich auch, ſeinem Charakter nach, nun deſto blutiger und entſetzlicher.

Und nun geht er von Seiten der Deutſchen — die Slaven waren bei der Zerriſſenheit ihrer Nation und bei dem Mangel an höherer Cultur im Ganzen dazu nicht fähig — zugleich über in einen Eroberungskrieg, der die Ausdehnung

der weltlichen wie der römisch-katholisch-kirchlichen Macht bezweckt. Und der Verein dieser beiden Kräfte thut Wunder, wirft den Gegner zu Boden und bringt Erfolge hervor, die früher fast unmöglich geschienen.

Dabei verschwistert sich mit dem Kirchen- und Germanenthume auch noch die höhere Civilisation und Cultur, die der Deutsche vor dem Slaven voraus hat. Dieser dreifältigen Macht vermag das Slaventhum um so weniger zu widerstehen auf den Punkten, wo es angegriffen wird: es sieht sich gezwungen, immer weiter zurückzuweichen und dem Germanenthume den Platz zu räumen, und noch gegenwärtig ist an manchen Orten deutsche Civilisation, Technik, Gewerbthätigkeit, Cultur und Sprache mit dem Slavismus im Kampfe, und zwar im Kampfe auf Leben und Tod. Es hängt nehmlich die Fortdauer der slavischen Nationalität damit zusammen; denn kein Volk kann seine Sitte und seine Sprache ändern, ohne eine Veränderung seiner Nationalität zu erfahren, ohne nicht gänzlich unterzugehen.

So ist der ursprünglich einfache Kampf ein sehr zusammengesetzter geworden, und schon in diesem seinem Wesen ein höchst merkwürdiger, überaus bedeutsamer Kampf.

Seine Dauer macht ihn noch mehr dazu. Mancher andere mag dadurch imponiren, daß er auf einen Schlag geschieht und geendet ist. Hier ist's die Länge, welche imponirt. Der Weltkampf der Deutschen und Slaven beginnt zu Anfange des sechsten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, und sein letzter großer öffentlicher Act ist die letzte Zertrümmerung des Königreiches Polen im Jahre 1814 und die Einverleibung Krakaus in die östreichische Monarchie im Jahre 1846, während der Kampf der deutschen und slavischen Sprache und Civilisation aber noch immer nicht beschwichtigt ist, sondern im Stillen gerade rechten Fortgang hat. Schon währt er also an 1200 Jahre, und noch ist sein Ende nicht abzusehen. Wo finden wir anderweitig etwas Aehnliches?

Und wie groß sind seine Folgen gewesen und noch!

Es theilen sich in dieselben die Slaven und die Deutschen. Jenen sind indeß meistens nur die Nachtheile, diesen die Vortheile zugefallen.

Abgerechnet nehmlich, daß der Slave bei dem langwierigen und blutigen Streite eine ungeheure Einbuße an Menschenleben muß gehabt haben, und so gehabt hat, daß ganze Provinzen da, wo der Kampf vorzüglich heftig gewüthet, menschenleer geworden sind, hat er, seine Sprache und seine Nationalität ein ungeheures Terrain verloren. Es ist nicht zu hoch angeschlagen, wenn wir solches auf 7—8000 □Meilen angegeben haben (Einleit. S. 1). Und welche Länder hat er zum Theil verloren! mit welchen Naturschönheiten! mit welchem Reichthum an Producten! mit welcher zum Handel und Verkehr so günstigen Lage! mit welchen starken natürlichen Grenzbollwerken! Wie sind ferner mehrere seiner Volksstämme dadurch so ganz von den übrigen abgeschnitten worden! Wie Oasen sind sie vereinzelt, sind nur auf sich beschränkt, von ihren Stammgenossen geschieden! Und die Namen von wie vielen Völkerschaften und Ländern sind dabei aus der Sprache, aus dem Gedächtniß vertilgt, die nur noch in geschichtlichen Nachrichten kümmerlich fortleben! Einzelne Benennungen von Oertern und Gegenden zeugen allein noch davon, daß dort einst Slaven gehauset, und einzelne Alterthümer, die man zufällig daselbst aus der Erde hervorholt. Man nehme nur Namen, wie Siusler, Sorben, Daleminzier, Milziener, Stodoraner, Wilzen, Obotriten, Redarier u. s. w.! Und wo sich das Slaventhum in deutschen Landen noch erhalten hat, da haben seine Glieder wenigstens ihre Selbstständigkeit verloren, verloren meistentheils schon seit Jahrhunderten. Die Folge davon ist, daß sie noch heut zu Tage diese Fesseln tragen, ohne je daran denken zu können, oder die Aussicht zu haben, ihrer los zu werden. Wenigstens ohne die heftigsten Erschütterungen der gegenwärtigen Verhältnisse, ohne einen gänzlichen Umsturz des wenigstens theilweise bestehenden europäischen politischen Gleichgewichts und Staatensystems, ohne die gewaltsamsten Verletzungen und Verhöhnungen des historischen Rechtes läßt sich eine Befreiung davon nicht mehr erzielen. Ueberdem sind die dabei betheiligten Staaten an intensiver Macht, an innerer Ordnung und Festigkeit den Slaven dermaaßen überlegen, daß selbst ein allseitiges Sich-Erheben ohne sonderliche Erfolge bleiben würde. Unter den

derartigen Verhältniſſen iſt daher ſelbſt die Idee eines Panſlavismus ein Unding. Nur wenn es je zu einem erbitterten Nationalkriege zwiſchen Rußland und Deutſchland käme, wo das erſtere alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel aufbieten müßte oder aufböte, um den Sieg davon zu tragen oder nicht zu unterliegen, könnte es frommen, zu ſolcher Maaßregel ſeine Zuflucht zu nehmen. Rußland hat freilich nur an Polen ſelbſt eine Achilles-Ferſe, und zwar eine noch verwundbarere als die Deutſchen an den ihnen untergebenen, bei der ihnen von Seiten ihrer Oberherren zu Theil werdenden humanen Behandlung meiſt ruhigen und friedlichen und harmloſen Slaven.

Dies in Bezug auf die äußern, politiſchen Nachtheile, die den Slaven aus jenem Kampfe erwachſen ſind. Aber es gibt deren auch moraliſche. Der Charakter der Slaven hat dabei unbedenklich gelitten, ſowohl im Fortgange als im Verlaufe des Kampfes. Wilde und rohe Naturkinder wie ſie urſprünglich geweſen, waren ſie doch gewiß dabei mitleidsvoll, menſchlich, gutmüthig. Allein durch den ſich allmählich immer mehr und mehr erhitzenden Streit wurden ſie gehäſſiger, grauſam, unmenſchlich bis zur Brutalität, ſchlachteten die Deutſchen, Prieſter noch obendrein, förmlich ab, maſſacrirten die Leute ohne Unterſchied der Perſon und des Alters. Die propagandiſtiſche Bigotterie auf Seiten der Gegenpartei machte ſie bigott für ihr Heidenthum, das Streben des Feindes, ſie zu vernichten, zu verzweifelten Widerſachern und zu halsſtarrigen Vertheidigern ihres Lebens und ihrer Nationalität, und die lange Dauer des hitzigen und für ſie endlich ſo nachtheiligen Kampfes, ingleichen das Bewußtſein der Unfreiheit gegen ihre Sieger ſtörriſch und ſtöckiſch, und darum auch wohl gleichgültig, ſtumpf und unempfindlich fürs Höhere, Edlere überhaupt, aus reinem blinden und dumpfen Grolle mit dem Schickſale und mit ihren Verhältniſſen. Darum in mehreren Gegenden ſelbſt jetzt noch immer bitterer Haß gegen die Deutſchen, das ewige heimtückiſche Lauſchen nach Gelegenheit, aufzuſtehen und das läſtige Joch abwerfen zu können, und die zurückgehaltene Wuth, die ſich bisweilen ſogar zu gemeinen Schimpfworten Luft macht. Daß das den Zuſtand des Slaven wenigſtens nicht beſſert — verſchlim-

mern wird er ihn in keinem Falle bei der rechtlichen Denkart der Deutſchen — liegt auf der Hand.

Außerdem läßt uns die obige Geſchichte des Weltkampfes den Slaven ſehen in mehreren Eigenſchaften, welche ihn uns nicht in einem vortheilhaften Lichte darſtellen, und welche ihm die Theilnahme entziehen, die man ſonſt ſo gern den Beſiegten, den Unterdrückten ſpendet. Es ſtellt ſich nur zu klar heraus, daß er an ſeinem Schickſale ſchuld iſt. Er, nicht der von Natur phlegmatiſche, ſittlich ernſte, dem Rechtlichen zugewandte Deutſche, hat den Kampf angefangen. Seine Beweglichkeit, ſeine Unruhe, ſein Leichtſinn, ſeine Misachtung aller völkerrechtlichen Verhältniſſe — lauter Eigenſchaften, die den Menſchen nicht eben zieren — haben ihn dazu vermocht. Er war der Beleidigende, Verletzende, Herausfordernde durch die ewigen Einfälle in das jenſeitige Gebiet und durch die wiederholten ſelbſtſüchtigen Räubereien. Der Deutſche hätte bei ſeinem Phlegma es allenfalls ertragen, wofern dieſe Verhöhnung des allgemeinen Völkerrechtes an ihm nur Ein Mal etwa, oder wenige Male geſchehen wäre, oder wenn er am Gegner Umkehr, Beſſerung, Bereuung des Vorgefallenen geſehen hätte, wenn ihm Genugthuung geworden. Allein das Raubſyſtem wiederholte ſich ja fortwährend, und noch dazu unter wiederholter Wortbrüchigkeit, unter Hintanſetzung der heiligſten Schwüre, Zuſagen, Verträge. Es ward dem Deutſchen unmöglich, ruhig zu bleiben und ſolchem Unweſen ſtill zuzuſehen. Den Slaven alſo trifft der Tadel allein, daß er den Kampf begonnen, wiederholentlich provocirt hat. Allenfalls könnte man dem Deutſchen hierbei den Vorwurf machen, daß er ſolchem widerrechtlichen Verfahren nicht gleich anfangs ſchärfer und kräftiger und nachhaltiger begegnet wäre, durch unzeitige ſchlaffe Nachſicht dem Gegner Gelegenheit gegeben hätte, die Unbilden fortzuſetzen. Aber tadelnswerther iſt es doch auf jeden Fall, daß jener gar nicht das Unrechte ſeiner Handlungsweiſe erkannt hat. Und wie politiſch unklug war es zu gleicher Zeit, einem mächtigern Feinde gegenüber, von dem er Züchtigung und Beſiegung erwarten konnte, ſo zu handeln! Eben ſo zeigt der Slave gar keine Ueberlegung darin, daß er die Trennung ſeines Volkes in ſo viele Stämme

fortbeſtehen ließ, ſich gar keine Mühe gab, ſie zu vereinigen; gar nicht das Antinationale, das Gefährliche dieſes Zuſtandes begriff, ſondern daß er im Gegentheil die Spaltungen beförderte, ſteigerte, nie raſtete, ſich unter einander zu bekriegen, und zwar dermaaßen, daß nicht bloß die einzelnen Stämme einander befehdeten, ſondern auch die Glieder eines Stammes unter ſich. Und dabei hatten ſelbige nicht den politiſchen Blick, die Streitigkeiten unter ſich abzumachen, ſondern unternahmen es im Gegentheil, ſich an den mächtigen Nachbar zu wenden, den um Vermittelung oder um Schutz und Hilfe zu erſuchen, ihm alſo Gelegenheit zu verabreichen, ſeine Hand in das fremde Spiel zu bringen und natürlich die Sache zu ſeinem Nutzen auszubeuten, d. h. eine Oberherrlichkeit zu begründen und auszuüben, Tribute aufzulegen u. ſ. w. Noch mehr! Wollten ſie ihre Nationalität ſtreng bewahren und mit Sicherheit aufrecht erhalten, ſo durften die Slaven ſich nicht ſo vielfältig mit den Deutſchen verſchwiſtern, deutſche Frauen ehelichen oder ihre Kinder mit Deutſchen vermählen oder ihre Söhne lange als Geiſeln oder zur Ausbildung in Deutſchland verweilen laſſen und ſpäter ſo viele deutſche Ackerbauer, Handwerker, Geiſtliche, Ritter u. ſ. f. ins Land ziehen. Alles das mußte die Volksthümlichkeit auflöſen, um ſo mehr, als der Deutſche der Gebildetere, der in der Civiliſation höher Stehende war. Dafür hätte blos die höhere Cultur nach dem Slaventhume verpflanzt und dort heimiſch gemacht werden ſollen. Denn der nachmalige Uebergang vieler ſlaviſchen Länder zu deutſcher Art und Sitte iſt wahrlich nichts geweſen als die nothwendige Folge des culturhiſtoriſchen, geiſtigen und moraliſchen Uebergewichts, das immer der Gebildete über den Ungebildeten erlangt.

Daß ſich der Slave zu keiner Art dieſer politiſchen Vorſicht, Umſicht und Klugheit hat erheben können, zeugt von einer Schwäche des Geiſtes und der moraliſchen Kraft, die uns ihn gleichgültig, die uns ihn verächtlich macht; die da bewirkt, daß wir ihn nicht bedauern oder bemitleiden wegen des für ihn ſo unglücklichen Ausganges des großen Kampfes. Er trägt die gerechten Folgen ſeiner eignen Schuld. Die

Geſchichte des Kampfes iſt mithin ſeinem Rufe eben auch nicht vortheilhaft. Der Slave kann nicht hoch in der Meinung der Welt ſtehen, weder hinſichtlich ſeiner Moralität noch ſeiner politiſchen Klugheit noch ſeiner Cultur und Bildſamkeit, ſeiner nationalen Geſinnung und ſeines Gemeingeiſtes. Es iſt inſofern ein ſehr ſchlimmer moraliſcher Eindruck, den die Geſchichte jenes Kampfes auf Jeden macht, der ihn kennen lernt. Derſelbe wird auch dadurch nicht aufgehoben, wenn man der dabei von den Slaven bewieſenen Tapferkeit und Entſchloſſenheit alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Dazu kommt nun noch — es iſt wahrhaft eigen und höchſt auffällig — daß uns während der ganzen langen Dauer des Kampfes auf Seiten der Slaven, mit Ausnahme etwa von Boleſlav I. von Polen, keine einzige große hervorſtechende Perſönlichkeit begegnet, die einem Karl dem Großen auf der entgegengeſetzten Seite, oder einem Heinrich I., Otto dem Großen u. ſ. w. könnte gleich geſtellt werden, die mit Umſicht und Berechnung die beſtehenden Verhältniſſe begriffen und gewürdigt und danach großartige politiſche Maaßregeln erfaßt, z. B. die iſolirten Volksſtämme verbunden, die Kraft der Nation in Eins concentrirt, dem mächtigen Gegner eine einzige reſpectable Macht entgegengeſtellt hätte. War das Schickſal, oder zeugt es überhaupt von Mangel an geiſtiger und ſittlicher Kraft? Fehlt es dem Volke der Slaven im Allgemeinen an jener innern Macht und Energie, die einer Nation und mancher einzelnen Perſönlichkeit in derſelben originelle Größe verleiht? Bald ſollte man das Letztere meinen, da ja doch der lange hitzige Kampf ſolche hätte wecken müſſen! Die desfallſige tabula rasa, welche ſich durch die ganze Zeitfläche hindurchzieht, macht auf den denkenden Beobachter einen unangenehmen Eindruck: er fühlt ſich ſo gar nicht befriedigt. Auch das hat zur Folge, daß man ſich bei Betrachtung jenes Weltkampfes ganz unwillkürlich vom Slaven abgezogen fühlt; man verliert für ihn die Theilnahme.

Eben ſo iſt es, wenn wir auf den Standpunkt ſeiner Bildung ſehen, die doch auf den unglücklichen Ausgang des Kampfes einen ſo weſentlichen Einfluß gehabt hat. Auch hier faſt eine völlige Leere, ein Standpunkt wenigſtens, der tief

unter dem des Nachbarvolkes war und — blieb. Und doch mangelt und mangelte es dem Slaven nicht an Talent! Also fehlt es ihm gewiß an innerer Thatkraft? Das gereicht dem Entbehrenden aber zur Unehre. Insofern sich nun dieser Mangel ganz besonders hier sichtbar, beim Kampfe mit den Deutschen, herausstellt, schwächt das auch die Achtung, die man sonst vor einer so großen Nation haben könnte. Es ging und geht ihr meistens noch jetzt das Meiste von dem ab, was die Nationalität eines Volkes begründet. Wir wollen in der Beziehung nur auf einen einzigen Punkt aufmerksam machen. L. Giesebrecht sagt mit Recht*): „Eine in sich geschlossene und frei aus sich heraus entwickelte Nationalität treibt mit der historischen That das historische Wort hervor. Die Wenden haben es zu keinerlei geschichtlicher Ueberlieferung [in älterer Zeit] gebracht, nicht einmal zu historischen Gedichten, wie die Germanen schon in den Tagen des Tacitus. Doch hatte das Volk [Talent zur Poesie, es hatte seine schöne Sprache; es hatte] seine eigene Schrift — —. Es hat rühmliche Kriegsthaten ausgeführt und Siege erfochten; nur einen nationalen Helden hat es nicht gehabt, der dem Epos und der Sage einen Inhalt hätte geben können. Ein gemischtes Geschlecht, schwankend in ihrem Glauben, Recht und Sitte nicht selten in schneidendem Widerspruch, waren die Wenden bereits eine zerfallene Nation, da sie mit den Franken in Berührung kamen. So konnte aus ihrer Mitte [allenfalls] manches Tüchtige hervorgehen, was Einzelnen, was Familien, was Genossenschaften ausführbar ist, nichts, was nationale Einheit voraussetzt."

Solch Bild einer nicht nationalen Nation — auf jeden Fall ein widriger Anblick! Der Weltkampf der Slaven mit den Deutschen stellt uns ein solches in den erstern vor Augen. Das hat zur natürlichen Folge, daß wir uns mit Misbehagen von ihnen hinwegwenden und sie, wenn schon mit bedauerlichem Achselzucken, den fernern Züchtigungen der strafenden Nemesis überlassen zu müssen, für unabwendbar halten.

Wenn hingegen die gegenwärtig noch nationalen Slaven einen Vortheil aus jenem Kampfe gezogen haben, so ist

*) Wendische Geschichten III. Bd. S. 277. Vgl. Baltische Studien X. Jahrgang. 2. Heft S. 185.

es der (mittelbare), daß sie, selbst die entferntesten im Osten, tief im Slavenlande wohnenden, bei und durch das Vorschreiten der Deutschen in Folge jenes großen Kampfes mehr und früher mit der europäischen Civilisation bekannt geworden sind, als es sonst wohl geschehen wäre. Das Licht z. B., welches der deutsche Geist in Preußen, in Livland und Kurland mitten unter slavischen Völkern zuerst entzündete, hat bald auch über den Grenzen hinausgeleuchtet und seinen Schein mehr oder minder auf den ganzen Norden geworfen. „Denn jener deutsche Geist ging bald selbst weit über den Ordensstaat hinaus, er schritt durch friedlichen Verkehr von Land zu Land, und brach auch selbst durch Kriege sich überall neue Bahnen"*). Rußland stände gewiß nicht auf seiner gegenwärtigen Stufe von Cultur, wofern es nicht von den ihm benachbart gewordenen Deutschen in der Art vielfach befruchtet worden wäre. Aber im Ganzen haben auch die den Deutschen unterthänig gewordenen Slaven gewonnen gehabt. Traurig wird uns z. B. die Uncultur und die Verwirrung geschildert, in der sich mehrere oder die meisten slavischen Stämme und Länder befanden, als die Germanen zu ihnen eindrangen: überall herrschten Roheit, Unwissenheit, Armuth, Gesetz- und Rechtlosigkeit, Raub, Feindschaft, Erpressung, bürgerliche Zwistigkeiten u. s. w. Der Boden wurde für den Ackerbau — man kannte nur die Bestellung der Felder durch die Hacke, nicht die durch den Pflug**) —, der Metallreichthum mehrerer Gebirge für den Bergbau, die günstigst gelegenen Gegenden für den Handel schlecht oder gar nicht benutzt. Der Slave verstand oft selbst die einfachsten, offen da liegenden Hilfsquellen seines Landes nicht zu begreifen und auszubeuten. Blos den Wald, die Weide, die Bienenzucht, den Fischfang, die Jagd benutzte er, nicht anders, als der rohe Nomade in Asien oder der Indianer in Amerika. Und welches traurige Verhältniß fand zwischen der herrschenden und beherrschten Classe — es gab nur diese zwei, keinen Mittelstand — statt! Welche Willkühr der Behandlung, welcher Despotismus! Wenn das Alles aufgehört hat, seitdem

*) S. Voigt's Handb. d. Gesch. Preußens. I. Bd. S. 323.

**) Vgl. Wersebe über die niederl. Colonien ꝛc. I. Bd. S. 316.

die Deutschen sich jene Länder unterworfen haben, wenn Ruhe und Friede, Civilisation, ein strenges Rechtsverhältniß, Wohlhabenheit, größere Freiheit seitdem dort eingekehrt sind: so sind das Vortheile, welche nur der von Fanatismus Geblendete, Vorurtheilsvolle, verkennen kann. Und hierin liegt dasjenige Hauptmoment, was die betreffenden Slaven mit ihrem Schicksale und mit dem schwer auf ihnen lastenden Erfolg jenes Weltkampfes — nehmlich daß durch ihn ein ganzes Volksleben mit seiner angestammten Sprache, mit seinem Charakter, seiner Religion, seiner Verfassung, seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Gesetzen und Ordnungen niedergetreten und auf ewig vertilgt worden ist, oder noch daran gearbeitet wird — versöhnen kann und muß.

Daß ein großer Theil der Slaven bei und durch diesen Kampf zum Christenthum gebracht worden ist, wollen wir endlich auch nicht als einen Vortheil verschweigen, wenn uns schon die Art und Weise, wie solches auf mehreren Punkten und zu manchen Zeiten geschehen, anwidert; und wenn schon wir, vom freiern Standpunkte aus, diesen Vortheil nicht zu hoch anschlagen dürfen, für die ersten Zeiten mindestens, wo das Bekenntniß der neuen Lehre nur ein erzwungenes, ohne Innigkeit des Glaubens, ohne Ueberzeugung, der Cultus nur äußerliche Werkthätelei war. Aber es knüpfte sich doch daran das hohe sittliche praktische Christenthum, Tugenden, wie die Liebe, die Menschlichkeit, die Geduld, das Mitleiden, die Barmherzigkeit, und gab der Gesinnung wenigstens einen herrlichen Dämpfer der Rohheit, der Wildheit u. s. w., dem Verstande manche hohe Idee von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt und zu den Menschen, so dürftig auch sonst die ganze Belehrung sein mochte, da, bei dem damals alleinig herrschenden Katholicismus der römischen Kirche in Deutschland, hauptsächlich nur die demselben eigenthümlichen äußern Gebräuche gelehrt wurden. Sie galten für das eigentliche Wesen des Christenthumes, wie noch jetzt bei Katholiken, wenn sie nicht geistig genug durchgebildet sind. Es war aber dennoch das Ganze auf jeden Fall der Anfang eines bessern Zustandes.

Unendlich größer und gewichtvoller ist freilich die Summe der Vortheile, welche der Deutsche aus jenem Kampfe ge-

zogen hat. Zwar iſt auch auf ſeiner Seite, bei der Hitze, bei der Langwierigkeit des Streites, bei der oft mangelhaften Anführung der Heere, bei der nicht ſelten ſchlechten, ſchlaffen Politik der Kaiſer u. ſ. f., der Verluſt an Menſchenleben gewiß höchſt bedeutend geweſen. Und wie viele Anſtrengungen vergeblich! So mancher Feldzug wie ruhmlos! Aber welch ein ſchönes weites Terrain hat der Deutſche, hat ſeine Sprache, hat ſeine Civiliſation gewonnen! Die eroberten Landſchaften ſind zum Theil gebirgige Gegenden, die ſich z. B. durch romantiſche Schönheiten, durch Reichthum an Bau- und Edelſteinen, an Erz, Holz u. ſ. w. auszeichnen, wie z. B. Böhmen, Mähren, das heutige Sachſen, Schleſien, die ferner einer Menge fiſchreicher, ſelbſt ſchiffbarer Ströme den Urſprung geben; zum größten Theile Flachländer, vielfach durchſchnitten von Seen und Gewäſſern, die nicht bloß einen fortwährend reichen Ertrag an Fiſchen geben oder, ſich alljährlich zu einträglichem Wieſenwachs begrünend, zur Viehzucht die beſte Gelegenheit gewähren, ſondern auch ſich mittelſt Kanäle leicht verbinden, zu großartigem Handel und Verkehr einrichten ließen; die ferner, große Strecken weit die fruchtbarſten Lehmſchichten und Marſchen enthaltend, zum ergiebigſten Ackerbau ſich eignen oder, aus Sand- und Sumpfboden beſtehend, noch jetzt zum Theil mit langgedehnten Laub- und Nadelholzwaldungen bewachſen ſind; die, zum Theil am Meere, an der Oſtſee gelegen, ſelbſt zu Meerfahrten, zum Seehandel Anlaß bieten, mithin einen außerordentlichen Reichthum an natürlichen Hilfsquellen zur Nahrung und zum Erwerbe darreichen. Die Deutſchen, ſchon früh mit römiſcher Cultur und Induſtrie bekannt geworden, dabei nachdenkend, klug, überlegt, raffinirend, haben bald das Vortheilhafte dieſer Eigenthümlichkeiten jener Länder erkannt und — wahrgenommen: ſie haben die ſchönen Gegenden ſich und Andern gangbar gemacht; ſie haben die Erzgruben geöffnet, Steinbrüche angelegt; ſie haben die Wälder ſtreckenweiſe ausgerodet und lachende Ackerfelder, Wieſen und Weiden daraus gebildet; ſie haben die Flüſſe und Seen durch Kanäle vielfältig mit einander verbunden, Dämme, Wege, Straßen gebaut u. dgl. m.

Sie haben dort sich angesiedelt oder sind angesiedelt worden: sie haben die bereits vorgefundenen wendischen Städtlein und Dörfer — große Ortschaften waren noch nirgends vorhanden — vergrößert und bevölkert oder neue gegründet, und gegenwärtig prangt in diesen ehemals slavischen Ländern eine Menge großer, volkreicher, blühender, eine Menge der schönsten deutschen Städte, ausgezeichnet noch obendrein durch Handel und Gewerbe, durch Kunst und Wissenschaft. Man nehme nur Leipzig, Dresden, Berlin, Hamburg, Lübeck, Danzig, Königsberg, Mitau, Riga, Breslau.

Und überall, wohin die Deutschen so gekommen, haben sie ihren biedern, rechtlichen Charakter, ihren Ernst, ihre Genügsamkeit, ihre Betriebsamkeit, ihren Verstand, ihre Ueberlegung mitgebracht, haben deutsches Recht und Gesetze, deutsche Einrichtungen, deutsche Sprache, deutsche Cultur, eine höhere Civilisation begründet und ausgebreitet. Und überall, wo solche deutsche Bildung aufkeimte und feste Wurzeln faßte, erzeugte sie Menschlichkeit und sittlichere Gesinnung unter den Slaven, und hob diese Völker aus ihrer Rohheit je mehr und mehr empor zum Adel der Gesittung, zur Erhabenheit der menschlichen Natur.

Der Ackerbau ward durch Ausrodung von Wäldern, Eindämmung der Flüsse u. s. f. erweitert, und durch Einführung des Pfluges und Anwendung einer geregelten Landwirthschaft verbessert, bedeutend ergiebiger dadurch an Ertrag und an Gefällen. In den Städten etablirte sich das Handwerk, die Industrie, der Handel und schuf den gewichtigen Stand der Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, jenen Mittelstand, den der Slave ganz und gar entbehrte, der durch seine Zahl, durch Fleiß, Nüchternheit, Wohlhabenheit, Regsamkeit, Aufklärung, Bildung der Kern der Bevölkerung und des Staatslebens wurde; aus dem sich einerseits städtische und staatliche Ordnung, andererseits die echte bürgerliche Freiheit entwickelte und herausbildete. Es scheint fast, wie wenn der slavische Volksstamm von Hause aus für freiere Staatsformen ungeeignet, nicht eben dafür organisirt wäre. Daher fehlte es ihm von jeher an einem tüchtigen freien Bürgerthume. Dies ersetzten ihm da, in jenen Gegenden, wohin sie kamen, die einwandernden Deutschen.

Der denſelben eigene Ordnungs- und Rechtsſinn zog mit ihnen in die eroberten oder pacificirten Landſchaften. Aus dem Grunde wurden Dörfer und Städte nun wirklich geſetzlich organiſirt; woran es bis daher noch gefehlt: jene bekamen Schulzen und Schöppen, dieſe Schöppen, Bürgermeiſter, Rathmänner. Ja! bald wurden höhere Inſtanzen für das Gerichtsweſen, Appellationsgerichte durch Niederſetzung von Schöppenſtühlen in den vorzüglichern Städten für ganze Provinzen gebildet. In den volkreichern Orten ward es beſonders nöthig, daß die gegenſeitigen Verhältniſſe und Rechte feſtgeſtellt und ſcharf geſchieden wurden. Hier mußte ſich daher bald ein beſonderes Rechtsverhältniß ausbilden, wobei natürlich das ſchon in Deutſchland ſelbſt, namentlich im nördlichen gäng und gäbe gewordene Recht zum Grunde gelegt ward. So entſtand denn z. B. für das Civilweſen aus dem magdeburgiſchen das brandenburgiſche, aus dem halle-magdeburgiſchen das im heutigen Sachſen, ferner das hamburger, lübeckiſche, culmiſche u. ſ. w. Ja! ſelbſt ein Bergrecht entwickelte ſich im ſächſiſchen Erzgebirge, ein Seehandelsrecht dagegen in den Hanſeſtädten Hamburg, Lübeck, Roſtock u. ſ. w.

Bei den Slaven exiſtirte bereits ein Adel- oder Ritterſtand, aber wohl kaum ſo ganz in deutſcher Weiſe. Als die betreffenden Länder verdeutſcht wurden, auf friedlichem oder feindlichem Wege, ſchloß derſelbe ſich zum Theil den Eroberern oder bereits Germaniſirten an, behielt ſeine Beſitzthümer und ſeine Stellung; aber er mußte ſich zu deutſcher Sitte und Ordnung bequemen. Indeſſen wanderten daneben auch viele deutſche Ritter ein, wurden von den Fürſten des Landes mit Gütern beſchenkt oder belehnt, oder verdiente Krieger aus dem Bürgerſtande zu Rittern geſchlagen und ebenfalls ſo belohnt. So verbreitete ſich über dieſe Länder das echt germaniſche Inſtitut des romantiſchen Ritterthumes nebſt ſeinem Lehnsweſen; ja! es hat hier in einzelnen Gegenden, in Preußen, in Livland, Kur- und Eſthland, ſeine weitere Ausbildung, eine viel höhere Bedeutſamkeit erhalten. Viele alte echt germaniſche adlige Rittergeſchlechter kamen zu großen Ehren und Beſitzungen; nicht wenige neue ſind benannt nach Orten im ehemaligen Slavenlande. Daſſelbe war der Fall mit

einigen fürſtlichen Familien, den Aſcaniern, Wettinern und Hohenzollern.

Indem aber dieſe Ritter und Fürſten dort Eroberungen machten, machten ſie ſelbige zugleich — denn ſie waren Deutſche — für die Deutſchen, für das deutſche Reich und für das Oberhaupt deſſelben: es kam nur darauf an, daß der Kaiſer davon Kenntniß nahm und von ſeiner oberherrlichen Gewalt Gebrauch machte. Deutſchlands Grenzen wurden dadurch erſtaunlich erweitert, namentlich kam es in den Beſitz des weiten Flachlandes im Norden der Stromgebiete der Elbe und Oder und der untern Weichſel, des Pregel, der Düna u. ſ. w. Es ſteigerte ſich zugleich die Zahl der deutſchen Reichsfürſten und der Reichsländer. Sie wäre noch größer geworden, wofern die deutſchen Kaiſer und Könige eine beſſere Politik geübt hätten. Livland, Kurland und Eſthland könnten noch jetzt zum deutſchen Staatskörper gehören, wie ſie ſprachlich und national zumeiſt dazu gehören.

Mit dem deutſchen Staate war damals auf das innigſte die Kirche verwachſen: beide bildeten gewiſſer Maaßen nur Eins. Wurden alſo die Grenzen jenes erweitert, ſo wuchs auch die Ausdehnung dieſer, nehmlich der römiſch-katholiſchen. Die weltlichen Eroberungen der Deutſchen kamen auch der letztern zu Gute. Ja! einige wurden um dieſer willen und auf Veranlaſſung derſelben gemacht, als in Preußen, in Livland. Damit ſteigerten ſich die Güter, Beſitzungen, die Gewalt und die Einkünfte vieler geiſtlichen Inſtitute, Prälaten der Kirche ſelbſt.

Wenn dann ſpäterhin eben in dieſen Ländern der Proteſtantismus erwacht iſt und Tauſende von Anhängern, von Gütern, Beſitzungen und Einkünften der katholiſchen Kirche wieder entzogen hat, ſo hat auf der andern Seite das Chriſtenthum, zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückgeführt, wieder gewonnen und gewinnt noch immer.

Zu den materiellen Beſitzthümern, welche ſo die weltliche wie die geiſtliche Macht überkam, gehörten freilich auch viele Leibeigene mit ihren harten Frohndienſten und Abgaben, wie ſie ſchon bei den Slaven gäng und gäbe geweſen waren. Die Einrichtung wurde zwar beibehalten zu anderweitigen großen

Nachtheilen und zur Schande der betreffenden Inhaber, und ſie ſpukt noch gegenwärtig in manchen ehemals ſlaviſchen Ländern als ein höchſt verderblicher, ſcheußlicher Dämon, wie uns die neueſten Ereigniſſe in Galizien gezeigt haben. Aber ſie hat manchen edeln Regierungen früher ſchon Gelegenheit gegeben, Humanität auszuüben und jene Leibeigenſchaft hier aufzuheben, während ſie im eigentlichen Slavenlande zumeiſt noch herrſcht.

Wenn nun auch bei den Eroberungen der ſlaviſchen Länder durch die Deutſchen von Seiten der letztern, was nicht zu leugnen, manche Grauſamkeiten und Unthaten vorgekommen ſind, die nichts weniger denn den Eroberern zum Ruhme gereichen: ſo muß und kann doch im Ganzen das Factum allerdings den Deutſchen anderweitig zur hohen Ehre angerechnet werden: den Ruf ihrer Tapferkeit, ihrer militäriſchen Geſchicklichkeit und Ausdauer, ihrer Unerſchrockenheit und Aufopferung, die ſie dabei bewieſen haben, kann ihnen Niemand ſtreitig machen. Die gewonnenen Reſultate ſelbſt ſind Denkmäler genug hiervon.

Und wo der weltliche Arm nicht hindrang, da drang ihre Cultur und Civiliſation hin, und ſie hat bis auf den heutigen Tag da, wo nicht das ſlaviſche Element von oben her mit nationaler Strenge feſtgehalten worden iſt, gearbeitet daſſelbe zu zerſetzen und zu vernichten. In nicht wenigen ehemaligen wendiſchen Landen hat ſie allein die Germaniſirung bewirkt, in Mekelnburg und Pommern total, in Böhmen, Mähren, Schleſien, Kärnthen, Krain und Steiermark zum großen Theil, und noch immer arbeitet ſie da und in Polen, Preußen und Galizien fort. Der Uebergang vom Slaventhume zu deutſcher Sitte und Weiſe war und iſt hier nichts als die nothwendige Folge des geiſtigen und culturhiſtoriſchen Uebergewichts, welches der Gebildete überhaupt und immer über den Mindergebildeten erringt. Auch dieſen Punkt wird man hoffentlich nicht gering achten und den Deutſchen doch wohl eben ſo ſehr, wo nicht noch in höherm Grade, zur Ehre anrechnen, alſo zum Vortheile auslegen, als den obigen, der die Stärke ihres Armes anging. Solche höhere Bildung beſtand nun hauptſächlich in der ſchnellen und richtigen Auf-

faſſung und Würdigung der Beſchaffenheit und der Producte einer Landſchaft, und der größern Fähigkeit, Fertigkeit und Betriebſamkeit, ſelbige zu benutzen und in weiterm Maaße zu erzielen. Dieſen Ruhm können den Deutſchen ſelbſt ihre Gegner, ihre Feinde nicht verſagen. Slaviſche Schriftſteller der neueſten Zeit, mögen ſie noch ſo ſehr für ihre Nationalität ſchwärmen und gegen alles Deutſche eingenommen ſein: — das erkennen ſie alle an, daß die Deutſchen es ihrer Ueberlegenheit in der Cultur verdanken, daß ſie, und noch dazu in großen Maſſen, von ſlaviſchen Fürſten und Edeln ſelbſt, in ſlaviſche Länder gezogen und dieſe dadurch germaniſirt worden ſind. Der bekannte Hiſtoriker Palacky legt in ſeiner Geſchichte Böhmens (II. B. 2. Abthl. S. 36) in ſolcher Beziehung das merkwürdige Bekenntniß ab: „Die Deutſchen ſind von den Königen Böhmens vorzüglich wegen ihrer Betriebſamkeit ins Land aufgenommen worden. Auch entſprachen ſie dem in ſie geſetzten Vertrauen und erwieſen ſich dem Lande höchſt nützlich, insbeſondere im Bergbau und im Roden und Urbarmachen der vielen Wälder an den Grenzen des Landes. Ihnen zunächſt verdankt man die hohe Blüthe der Silberbergwerke von Kuttenberg und Deutſchbrod, welche auf Vermehrung des Wohlſtandes im Lande und ſomit auch der Macht des Staates ſo großen Einfluß hatte. Für ſie und größtentheils auch durch ſie wurde der böhmiſche Bürgerſtand geſchaffen, folglich auch die Gewerbthätigkeit im Lande neu belebt und gehoben; ihre Anſiedelungen gaben auch mittelbar Anlaß zu der ſeit König Otakar II. ſo eifrig betriebenen Emancipation der Bauern. Dieß iſt die Lichtſeite der Erſcheinung, und ſie ſpricht laut genug für ſich.“ Was hier von Böhmen geſagt iſt, gilt in noch viel höherm Grade von denjenigen Ländern, wo das Slaventhum vom Germanenthume mehr noch oder gänzlich überwunden iſt. Darum darf man es auch nicht mit einigen zelotiſchen ſlaviſchen Schriftſtellern der neueſten Zeit, z. B. mit dem Geſchichtſchreiber Maciejowſki, den ſlaviſchen Fürſten und Prälaten der frühern Jahrhunderte, wie nicht minder der Jetztwelt, es ſo gar verdenken, wenn ſie das Germanenthum in ihren Ländern zu verbreiten ſuchten oder noch ſuchen. Das treibende Motiv war und iſt immer

die Anerkennung der höhern geiſtigen und materiellen Bildung der Deutſchen und die vielen daraus hervorkeimenden Vortheile. „Gewiß," ſagt ganz richtig L. Gieſebrecht an irgend einer Stelle*), „hat kein Zwang in denjenigen Ländern ſtattgefunden, die unter ſlaviſchen Fürſten ſtanden, in Mekelnburg — die Grafſchaft Schwerin ausgenommen — in Rügen und Pommern. Mit Recht behauptet Maciejowſki, daß die ſlaviſchen Monarchen, wenn ſie den Deutſchen geſtatteten, oder richtiger ausgedrückt, wenn ſie die Deutſchen aufforderten, ſich in ihrem Lande anzuſiedeln, einzig das Wohl ihrer Völker im Auge hatten; mit Unrecht ſchließt er die Fürſten Schleſiens und Pommerns von der Geſinnung aus. Gerade von mehreren pommerſchen Fürſten, von Kaſimir I. und Barnim dem Guten, iſt durch Urkunden ſehr beſtimmt nachzuweiſen, wie ſie und der Adel ihrer Nation die Niederlaſſung deutſcher Prieſter, Mönche, Bürger und Bauern in der Ueberzeugung beförderten, daß der Kirche und dem Lande Heil daraus erwachſe."

Dieſes Moment war und iſt auch noch gegenwärtig ſo energiſch, daß wir uns gar nicht zu wundern brauchen, wie jene urſprünglich ſlaviſchen, jetzt verdeutſchten Gegenden ſich ſo ſchnell haben germaniſiren können. Eine Erſcheinung zwar, die vielen Gelehrten der Jetztwelt durchaus auffallend und nur dadurch erklärlich däucht, daß ſie glauben annehmen zu müſſen, dieſe Landſchaften ſeien, ſelbſt nach der Beſetzung und Einnahme durch die Slaven, nicht von den ureinwohnenden Germanen entblößt geweſen; dieſe hätten ſich dort erhalten in ihrer Nationalität und wären nach der Eroberung ihrer Länder durch die Deutſchen in und mit derſelben wieder hervorgetreten. Wir haben uns ſchon oben (S. 15), aber nur im Allgemeinen, dagegen ausgeſprochen; hier wollen wir unſere Behauptung mit Gründen bekräftigen, die, hoffen wir, ſo ſchlagend ſein dürften, daß damit die Sache nun wohl abgethan ſei, und muß man ſich nur wundern, warum Deutſche, ſelbſt ſonſt vorſichtige und vorurtheilsfreie echt deutſchgeſinnte Deutſche ihrem Volke den Ruhm ſchmälern wollen, der ihm in obiger Hinſicht doch gebührt. Zum Erſten war Deutſchland im

*) Baltiſche Studien, X. Jahrg. II. Heft S. 189 f.

zwölften Jahrhunderte bereits ein sehr stark bevölkertes Land. Wie hätte es sonst nur die vielen Kreuzfahrten nach Palästina, nach dem Wendenlande, nach Preußen, nach Livland, die vielen Züge nach Italien aushalten können? Und ist wohl eine Spur vorhanden, daß man eine Abnahme der Bevölkerung wahrgenommen? Die Deutschen sind im Allgemeinen ein sehr fruchtbares Volk. Zweitens kamen ja die Einwanderer nicht aus Einer Gegend unsers deutschen Vaterlandes, sondern aus Oestreich, Schwaben, Baiern, Franken, den Rhein- und Niederlanden, aus Thüringen und Sachsen. Drittens kamen sie nicht auf Ein Mal. Gewiß sind schon immer Deutsche ins Wendenland gezogen, seitdem sie dieß näher kennen lernten; seitdem sie mit ihm in nähern Verkehr traten, in friedlichen wie feindlichen; seitdem sie merkten, daß sie den Slaven an Cultur und an Betriebsamkeit überlegen waren, mithin ihr Glück im jenseitigen Lande zu machen hoffen konnten und auch wirklich machten. Sie waren sogar bereits dahin gezogen, da noch die Länder in den Händen der Slaven waren, hatten sich dort niedergelassen und waren eben wegen ihrer höhern Cultur schon immer geduldet, wohl sogar geschützt und gehegt worden, gerade wie es jetzt z. B. in Polen der Fall ist. Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute*) und Krieger mochten sich schon immer in ziemlicher Anzahl daselbst niedergelassen haben. Bei Ausbrüchen von Feindseligkeiten mit den Deutschen werden sie die Rolle des Klügern gespielt und sich entweder ruhig verhalten oder sogar, mindestens zum Scheine, den Slaven angeschlossen haben, selbst mit momentaner Verleugnung ihrer Nationalität und ihrer, der christlichen, Religion, so daß sie momentan selbst wohl zu ihrem urdeutschen Götzendienste zurückkehrten. Dergleichen weltliche und kirchliche Renegaten oder spätere Einzügler ins Slavenland sind offenbar zu verstehen, wenn eine alte brandenburgische Chronik aus

*) Der König Konrad II. gab im Jahre 1025 den Kaufleuten in Magdeburg das Recht, daß sie überall im Reiche, nicht bloß in den christlichen, sondern auch in den barbarischen (d. i. doch wohl auch in den slavischen) Gegenden hin und wieder zu reisen die Freiheit haben sollten, ohne Abgaben zu zahlen (v. Raumer's Cod. diplom. Brandenb. I. No. 479) Dann mußten sie doch nothwendig dort auch hin und wieder Commanditen haben!

dem vierzehnten Jahrhunderte wiederholt versichert, das Volk in der Mark Brandenburg sei zur Zeit König Heinrich's I. im Anfange des zehnten Jahrhunderts und bis ins zwölfte hinunter aus Slaven und Sachsen gemischt gewesen; und wenn in einer Nachricht aus dem zwölften Jahrhundert einer sehr zahlreichen Menge — Nation wird sie genannt — im Luitizierlande gedacht wird, die die urdeutschen Götzen Wodan, Thor und Frigg angebetet habe*). Bei solchen, doch wahrlich nicht unbegründeten, Voraussetzungen sprechen also diese Quellen gerade das aus, was wir behaupten. Und, man merke wohl! es ist dort von Gegenden die Rede, die ganz nahe der deutschen (sächsischen) Grenze waren. Viertens war ja die Zahl der Slaven überhaupt noch, aber besonders wegen der vielen und langjährigen Kriege, in den Vorländern überaus dünn: sie, ihre Nationalität und ihre Sprache konnten also leicht und bald überwunden werden. Und fünftens werden sie gar von selbst das deutsche Element bei und in sich gern und willig aufgenommen haben da, wo viele Deutsche sich um sie her ansiedelten, oder wo ihre Fürsten und deren Höfe selbst sich dem Deutschthume zuwandten, wie in Mekelnburg, Pommern, Schlesien, oder wo ihre Oberherren es verlangten und geboten, wie in der Mark Brandenburg, und zwar damals, zu einer Zeit, wo das Bewußtsein der Nationalität noch nicht so wach war unter den Menschen, wie jetzt. Wie schnell endlich sechstens eine solche nationale Umwandlung vor sich gehen könne, davon haben wir nur kürzlich in den öffentlichen Blättern ein bemerkenswerthes Beispiel gelesen: im ehemaligen Cujavien sprach man vor dreißig Jahren in irgend einer Gegend noch bloß slavisch, und jetzt hat das deutsche Element so überhand genommen, daß jene Mundart fast schon zur Rarität geworden. Man sieht aus alledem zum Klarsten, daß ohne vorhandene germanische Urstoffe die schnelle Germanisirung der betreffenden slavischen Länder sehr wohl möglich und darum auch höchst wahrscheinlich ist. Für die entgegengesetzte Meinung spricht nichts Reelles: sie ist bloße, höchst unsichre Vermuthung**).

*) Vgl. L. Giesebrecht's wendische Gesch. I. B. S. 36 f. III. S. 329, und in den Baltischen Studien X. Jahrg. 2. Heft S. 185 f.

**) Man vgl., wofern man sich beim Obigen noch nicht beruhigen

Waren nur erſt die Gegenden pacificirt worden, konnten die Deutſchen, die Chriſten ruhig, ihres Lebens und ihrer Habe ſicher da wohnen, ſo fand gewiß ein wahres Zuſtrömen von Menſchen dahin ſtatt. Die Fürſten, die zahlreichen deutſchen, weltlichen oder geiſtlichen, Empfänger von Lehngütern, zogen immer mehr Deutſche nach. In Kurzem vermochten ſogar die ehemaligen ſlaviſchen Vorländer Geiſtliche, Ritter und Krieger in Menge zu den nördlichern Kreuzfahrten zu ſtellen. Und von denen werden wieder manche dort ſich angeſiedelt haben.

Das Amalgamiren der deutſchen Elemente mit den ſlaviſchen überhaupt und ſodann im Beſondern ſo verſchiedenartiger deutſcher Elemente in den verſchiedenen Gegenden mit den Slaven, die ebenfalls in den verſchiedenen Provinzen nach Charakter und Mundart unter ſich verſchieden waren, mußte natürlich ganz neue Miſchungen geben, zuerſt des Charakters. Es mußte ſich das Leichte, Leichtſinnige, Gewandte, Friſche, Flüchtige des Slaven mit dem Schwerfälligen, Ernſten, Ruhigen und Bedächtigen des Germanen mengen und — einen gar guten Klang geben. Darum in mehrern jener Landſchaften, wo ſich beide Elemente vereinigt haben, vorherrſchende Lebendigkeit, verbunden mit Tiefſinn und Nachdenken. Das hat z. B. ſelbſt ein Mann wie Palacky*) recht wohl erkannt und anerkennend geäußert. Er ſagt, im Gegenſatze zu den Nachtheilen, welche den Czechen aus der Germaniſirung des Landes Böhmen entſproſſen wären, ganz richtig: „Doch darf gewiß auch das nicht verkannt werden, daß, bei der vielfältigen Vermiſchung beider Stämme im Lande mit einander, die böhmiſche Empfänglichkeit und Rührigkeit durch die Verſetzung mit etwas deutſcher Ausdauer und Feſtigkeit eine Vielſeitigkeit gewann, welche die Böhmen vor ihren Stammgenoſſen ſo wie vor den Deutſchen auszeichnete.“ Man denke doch aber

kann oder will, Stenzel in der Schleſ. Urkundenſammlung, I. B. S. 131; Koſegarten im Cod. diplom. Pomeran. I. B. S. 85, und vornehmlich die deßfallſige Bemerkung S. 317 ff. und endlich über das ſchnelle, oft faſt unbegreifliche Verdrängen und Verſchwinden einer Sprache durch eine andere, Niebuhr's Vorträge über alte Geſch. I. B. S. 259 ff., wo der ausgezeichnete, faſt überall bewanderte Hiſtoriker namentlich auch auf das obige Factum Rückſicht genommen hat, ingleichen Winkelmann in Jahn's Jahrbb. Suppl. II. B. 4. H. S. 551.

*) Geſch. von Böhmen, II. B. 2. Abthl. S. 43 f.

auch an Schleſien, an Sachſen, an die Mark Brandenburg, an Preußen. Mit Recht hat hierauf neuerdings ſchon M. Arndt hingewieſen*), wenn er ſchreibt: „Der Meißner, Lauſitzer und Schleſier ſtellt ſeinen nächſten Nachbar, den Thüringer (Hermunduren) und Kleinfranken, in ſeiner Beweglichkeit, Lebendigkeit und Geſchwindigkeit, der Brandenburger, Pommer und Mekelnburger den ſtillen, langſamen, bedächtigen Sachſen (Weſt- und Oſtfalen) und Frieſen dar.“ Natürlich ward eine weitere Verſchiedenheit wieder durch die jedesmalige Verſchiedenheit der Gegend, der telluriſchen Verhältniſſe bedingt, wo die Amalgamirung geſchah. Vortrefflich hat ſich über dieſen Punkt in neueſter Zeit beſonders H. Rückert geäußert**) und hat ihn mit vollem Rechte als ein äußerſt wichtiges Moment in der Geſchichte Deutſchlands wie der einzelnen deutſchen, ehemaligen ſlaviſchen Länder dargeſtellt. „Neben den allgemeinen Zuſtänden,“ ſagt er, „in ihrer damaligen eigenthümlichen Zerſetzung und Neugeſtaltung, wie ſie für ganz Deutſchland gemeinſam gültig, auch in den hier den localen Kreis der Darſtellung bildenden Landſchaften zum Vorſchein kommen, hat die hiſtoriſche Entwickelung derſelben, wie während des ganzen Mittelalters ſo auch in den einzelnen Perioden, einen ganz beſondern, andern Theilen Deutſchlands fehlenden Charakter, welcher in dem eigenthümlichen Verwandtſchaftsverhältniß wurzelt, in dem ſie zu dem ganzen Vaterlande ſtehen. Es ſind ja ehemals von fremden ſlaviſchen Stämmen bewohnte Gegenden, die in Jahrhunderte lang fortgeſetztem Kampfe dieſen entriſſen, allmählich in den Kreis der deutſchen Cultur gezogen worden. Und die Nachwirkung dieſes geſchichtlichen Verhältniſſes hat hier manche ganz ſinguläre Erſcheinungen erzeugt, die dem andern, namentlich dem ſüdlichen Deutſchland ganz abgehen. Es findet hier eine Berührung mit ſlaviſcher Art und Volksthümlichkeit ſtatt, theils auch eine materielle Vermiſchung dieſes und des germaniſchen Elementes, theils mehr auf geiſtigem Wege hervorgebracht. Denn obgleich im ganzen Mittelalter, bei allem Zuſammentreffen des

*) In der Tübinger Vierteljahrsſchrift 1847, 1. Heft S. 321.

**) In den Jahrbb. für wiſſenſch. Kritik 1846, No. 61.

deutſchen und ſlaviſchen Weſens, ſei es auf welchem Gebiete es wolle, das erſtere immer über das letztere die Oberhand gewinnt, ſo macht ſich doch auch, zwar wenig bemerkbar und noch weniger bis jetzt beachtet, eine Reaction des letztern gegen das erſtere geltend, die von dem Eindringen ſlaviſcher Wörter und Fügungen in die deutſche Sprache bis hinauf zu den Einflüſſen auf die ganze Staatsbildung und die Entwickelung der politiſchen Begriffe reicht!"

Wie es mit dem Charakter der Bewohner in den verſchiedenen Landſchaften, ſo iſt es eben ſo geweſen und geworden mit der deutſchen Sprache: auch ſie hat mitgearbeitet und arbeitet noch mit an der Beſiegung der Slaven und Verdrängung der Sprache derſelben*); auch ſie hat, je nach den Verhältniſſen des Bodens, der Beſchaffenheit und Natur des Landes, dem Charakter der dortigen Slaven und der einwandernden Deutſchen, ein anderes, ein verſchiedenes Gepräge daſelbſt angenommen. So iſt der böhmiſche, mähriſche, ſchleſiſche, märkiſche, pommerſche, mekelnburgiſche, preußiſche, kurländiſche ꝛc. Dialekt entſtanden. Insbeſondere hat ſich aus dem ſchwäbiſchen, fränkiſchen, thüringiſchen und (alt-) ſächſiſchen nebſt dem betreffenden ſlaviſchen Dialekt, der heutige ſächſiſche, aus dem ſchwäbiſchen, thüringiſchen, (alt-) ſächſiſchen in Wittenberg ſeit und durch Luther der hochdeutſche herausgebildet, d. h. derjenige, welcher ſich durch ſeine hohen Eigenſchaften zur Schriftſprache der Deutſchen emporgeſchwungen.

Aber das nicht allein! Es mußte ſich bemerklich machen und hat ſich wirklich bemerklich gemacht ein ganz neuer Geiſt in den neuen germaniſirten Ländern, der nicht ohne Rückwirkung auf die eigentlichen deutſchen bleiben konnte. Die Ausſichten und Hoffnungen der Deutſchen auf Erwerb, auf Gewinn, auf Güter und reiche Beſitzthümer, die ſie zum Auswandern aus ihren heimiſchen Fluren vermochten, mußten ſchon ihre Seele erregen und in Spannung verſetzen; noch

*) Dieſe intereſſante ſpecielle Partie des Weltkampfes der Deutſchen mit den Slaven hat nicht überſehen Kapff im Heilbronner Gymnaſialprogramm vom Jahre 1845: „Der Kampf der Sprachen im Verlaufe der Völkergeſchichte" S. 19, und dadurch, ſo wie überhaupt ſchon durch die Wahl und die Behandlung dieſes Gegenſtandes ſeinen Geiſt beurkundet.

mehr die neuen Gegenden, die neuen Verhältniſſe, die zu bewältigenden Schwierigkeiten bei Sicherung der Subſiſtenz, bei Herſtellung eines gemächlichen Lebens, bei Beſtimmung der gegenſeitigen Rechte u. dgl. m. Das Alles mußte die Geiſter rühriger, den Willen kräftiger machen. Hierzu kam noch ein anderer günſtiger Umſtand. In Colonien pflegen gewöhnlich die Leute ſich freier zu bewegen als im Mutterlande. Sehr natürlich: ſie ſollen erſtens die neuen Anlagen emporbringen und werden darum in mehrfacher Hinſicht bevorrechtet; ſie benutzen zweitens die gemachten neuen Erfahrungen und Fortſchritte, welche in der Heimath bei dem Hergebrachten nicht benutzt worden ſind und nicht benutzt werden können; ſie laſſen in dieſer Hinſicht manchen Zwang, manche Beſchränkung hinter ſich. Ihre Freiheiten werden größer: ſie gewinnen und beanſpruchen dabei einen unbeſchränktern Spielraum für ihre materielle wie geiſtige Thätigkeit. Das geſchah auch im vorliegenden Falle. Die deutſchen Anſiedler wurden ſchon durchgängig als freie Leute angeſiedelt: es fand keine Leibeigenſchaft unter ihnen ſtatt*). Die coloniſtiſchen Elemente haben ſich größerer Vorrechte, freierer Inſtitutionen zu erfreuen gehabt. Was iſt die Folge davon geweſen? Es iſt ein höherer Aufſchwung der Geiſter und damit der Dinge erfolgt, und man kann nicht ſagen, daß der Norden Deutſchlands, der früher ſlaviſch geweſen, dem echt deutſchen Süden und Weſten gegenwärtig nachſtände. Im Gegentheil: es dürfte ſich nachweiſen laſſen, daß der erſtere den letztern in manchen Stücken überholt habe. So in den Rechtsverhältniſſen, ſo in den ſtädtiſchen und ſtaatlichen Einrichtungen. Ja! was die letztern anbelangt, ſo iſt noch daran zu erinnern, daß ſelbſt die Fürſten von mehrern ehemals ſlaviſchen Ländern bei der Regierung und Conſtituirung derſelben bei weitem einer größern Ungebundenheit genoſſen haben. Die Markgrafen von Meißen und Brandenburg, die Herzöge von Pommern, Mekelnburg, Schleſien, die Deutſchen und Schwertritter in Preußen und Livland haben eine viel freiere Hand gehabt als die andern Fürſten Deutſchlands. Freilich kam

*) Vgl. v. Werſebe über die niederländ. Colonien, I. B. S. 138.

ihnen dabei besonders zu Statten die damalige und spätere Politik der Kaiser, welche sich mehr um den Süden als um den Norden kümmerten. Aus dem Grunde entwickelte sich hier ziemlich bald die Idee der Souveränität oder Unabhängigkeit vom deutschen Kaiser und Reiche. Ja! dieser freiere Sinn hat sich auch im Kirchlichen bewährt, ist hier selbst, trotz der hier gerade recht harten Fesseln, zum Durchbruch gekommen. Oder warum hat sich gerade in den ehemaligen slavischen Ländern der Geist der religiösen Freiheit so stark geäußert? Warum hat sich in Böhmen ein Huß, in Wittenberg ein Luther, in Schlesien der Deutsch-Katholicismus erhoben? Warum waren im nördlichen Deutschland die Klöster, die Domstifter schon so früh in Verfall? eher als anderwärts? Sollte das Alles zufällig gewesen sein? Es war die Folge der bei Germanisirung der Gegenden dort gleich von Anfang an begründeten größern Freiheit. Und hat sich dieß Resultat nicht fast überall bei Colonien im Gegensatze zu ihren Mutterländern und Mutterstädten ergeben? Man erinnere sich nur an die griechischen Colonien und an die europäischen in Amerika.

Unter solchen Umständen darf man sich gar nicht wundern, wenn in jenen Landschaften sich alsbald ein reges geistiges Leben entwickelte. Die rohen oft widerstrebenden und selbst einander widerstreitenden Elemente weckten außerdem die Kraft. Es dauerte daher auch nicht lange, kaum einige Jahrhunderte, so standen die neuen Provinzen des deutschen Reiches in Bezug auf die äußern Anordnungen und Einrichtungen, ingleichen überhaupt in Bezug auf Cultur und Civilisation mit dem übrigen Deutschland auf gleicher Stufe, wenn sie sie nicht übertrafen. In Prag ward die erste Universität in unserm deutschen Vaterlande angelegt (1348); kaum war nach Böhmen, Sachsen, der Mark Brandenburg, nach Schlesien das germanische Element vorgedrungen, so nahmen die Fürsten und Ritter dort auch Antheil am Minnegesang; das Rechtswesen und das echt deutsche mündliche und strenge Gerichtsverfahren breitete sich nach allen Seiten hin aus und nahm in den verschiedenen Gauen eine verschiedene Farbe an, bildete sich zu bestimmtern Formen

aus. Unter den bürgerlichen Künſten war es beſonders, getragen von bürgerlichem Gemeinſinne und von der Religion, die Baukunſt, welche ſich zu den ſchönſten, großartigſten Schöpfungen emporſchwang, anfangs in byzantiniſchem, dann mit dem 13ten Jahrhunderte in gothiſchem Geſchmacke. Wie viele Kirchen, Kloſtergebäude und Rathhäuſer in jenen ehemaligen Slavenländern ſind ſprechende Zeugen hiervon! Hatten die Wenden ſchon vorher etwas der Art? Mit nichten! Diejenigen, welche mit den Deutſchen gekämpft, haben hier nur von dieſen gelernt. Ja! es entwickelte ſich in Folge von telluriſchen Verhältniſſen eine beſonders merkwürdige Art jener Kunſt in den nördlichen Flachländern, in dem untern Stromgebiete der Elbe, längs der Oder und an den Küſten der Oſtſee. Dort gibt es keine Felſen und Steinbrüche, wohl aber ausgebreitete Lehmſchichten zum Formen von Backſteinen, und Holz, um ſie zu brennen und auch wohl zu verglaſen. Hier hat ſich denn die Ziegelarchitektur unter den Händen der Deutſchen in einer Weiſe entfaltet und ſolche Werke geſchaffen von der Oſtſee hinauf bis nach Krakau, daß ſie mit Recht unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt.

An der deßfallſigen Eroberung, Coloniſirung, Germaniſirung, Civiliſirung der ehemaligen, jetzt deutſchen Slavenländer haben, wie ſchon oben erinnert worden (S. 471) Oeſtreicher, Baiern, Schwaben, Franken, Thüringer, Flem- und Rheinländer Antheil, keinen ſo mächtigen und einflußreichen aber als die Sachſen im ehemaligen, urſprünglichen Sachſenlande zwiſchen Elbe, Saale, Weſer u. ſ. w. Sie tragen den meiſten Ruhm, den Ruhm nemlich, die größten und weiteſten Eroberungen durch Waffengewalt wie durch Colonien und durch ihre höhere Cultur gethan zu haben. Aus ihnen ſind die hervorſtechenden Perſönlichkeiten eines Heinrich I., eines Otto des Großen, eines Heinrich des Löwen und Albrecht des Bären hervorgegangen, welchen wir hauptſächlich jene bedeutenden Eroberungen nach Norden zu und nach Nordoſten verdanken; ſie haben ſich nicht wie die Baiern und Franken den Mährern und Czechen gegenüber durch die natürlichen Grenzbollwerke abſchrecken laſſen, die Slaven zu unterjochen: ſie haben die Elbe, die Oder, die Weichſel überſchritten, ſind gelandet an

der Düna und haben dort überall ihre Waffen ſiegreich gemacht. Sie ſind es geweſen, die mit dieſen ihren Waffen zugleich ihren biedern Charakter, ihre Rührigkeit und Geſchäftigkeit, auch ihren plattdeutſchen Dialekt, wie nicht minder ihr angeſtammtes Rechtsgefühl und ihren ſtrengen geſetzlichen Sinn vertragen und weithin begründet haben. Wir können das ſächſiſche Recht urkundlich nach vielen ſelbſt entfernten Städten und Gegenden hin verfolgen. Das Bergmannsrecht wanderte vom Harze nach dem ſächſiſchen Erzgebirge, von da ſogar nach Preußen; das magdeburgiſche Civil- und Criminalrecht ging über nach der Mark Brandenburg, nach der Lauſitz, bis tief nach Schleſien hinein. „Für Lübeck (angelegt von Sachſen) bildete ſich, durch das hohe Anſehen, in welchem ſein heimiſches Recht ſtand, unter den Städten früh ſchon eine Art von feſter Clientel. Wie viele Städte haben ſich um die Mittheilung dieſes Rechtes beworben, oder es als Wohlthat anerkannt, wenn ihre Herren, geiſtliche oder weltliche, ſie damit belehnt! Wie oft war Anlaß vorhanden, bei denen, welche an der Quelle ſaßen, Rechtsbelehrung einzuholen! Schwerlich hat eine Stadt des griechiſchen Alterthumes, wenn auch Andre, wie die Sage berichtet, das Werk eines weiſen Geſetzgebers gern herübernahmen, um ihre Bürger dadurch heranzubilden — ſchwerlich hat irgend eine griechiſche Stadt die Genugthuung gehabt, in ſo manchem aufblühenden Gemeinweſen das Bild der eignen Jugend ſich verjüngen zu ſehen“*). Lübecks Recht iſt bis nach Riga, bis nach Reval vorgedrungen. Der ſächſiſche Stamm hat ſomit nach einer andern Richtung hin jene trefflichen ihn auszeichnenden Eigenſchaften bekundet, die wir ſchon früher bei der Eroberung und Germaniſirung Englands und in der jetzigen intenſiven und extenſiven Größe des engliſchen Volkes**) als beſonders hervorgetreten und hervortretend bewundern: die Rührigkeit, die Lebensthätigkeit, das Streben, ſich und ſeine Kräfte zu äußern, ſich auszudehnen und ſeine Wirkſamkeit zu verbreiten und dabei überall ſeine Eigenthümlichkeit zu

*) S. Wurm: Eine deutſche Colonie und deren Abfall a. a. O. S. 227.

**) Vgl. die ſchöne Bemerkung von Lappenberg in der Geſchichte Englands I. B. S. 628.

bewahren, nichts davon aufzugeben, selbige im Gegentheil noch mehr zu verklären. Ihm verdanken wir vornehmlich das Besitzthum der schönen Länder vom Fichtel- und sächsischen Erzgebirge an bis zum Ausflusse der Weichsel und vom Ursprunge bis zum Ausflusse der Oder.

Was nun so einzelne deutsche Stämme, Fürsten, Stände, Städte und Staaten gethan, errungen haben an Besitzthümern, an Ausdehnung, an Macht, an Ruf und Ruhm, davon hat die ganze deutsche Nation, das Reich, der gegenwärtige Bundesstaat gleichfalls Antheil, eben als Ganzes dieser Theile. Durch jenen Weltkampf ist auch Deutschland überhaupt bedeutend umfangreicher, gewaltiger an intensiver Kraft geworden. Im Falle eines Krieges mit einer auswärtigen Macht konnte es und kann es aus jenen Staaten, die ehemals slavisch waren, keine unbedeutende Stärke ziehen: sie liefern ihm — nicht die schlechtesten Soldaten; sie sind — kein ungewichtiges Moment in der Wagschaale der Politik. Ja! wollte es den Vortheil nutzen, so könnte es auf der Ostsee eben so eine Seemacht haben und unterhalten, wie Dänemark, Schweden und Rußland. Was die Politik nach außen hin betrifft, so ist durch jene Eroberungen an der Ostsee Dänemark und Schweden bedeutend geschwächt und in seinem Umsichgreifen beschränkt worden, beide Staaten dadurch, in neuester Zeit besonders, zu Mächten zweiten Ranges herabgesunken. Den Russer aber ist Deutschland bis zur unmittelbaren Angrenzung näher gerückt fast in der ganzen weiten Ausdehnung seiner östlichen Marken. Ein so mächtiger Koloß von Nachbar mit seiner strengen despotischen Ordnung im Innern fordert alljährlich zu immer größerer Vorsicht auf: die Politik ihm gegenüber liegt über alle Tagespolitik hinaus.

Aber es mußten und müssen auch sonst diese spät erworbenen Länder auf das eigentliche Deutschland eine höchst bemerkenswerthe Rückwirkung äußern bei ihrer Ausgedehntheit, bei ihrem, wenn selbst auch nur theilweisen Aufschwunge, bei ihrer regen Theilnahme an allem Germanischen! Die äußere und innere Politik, die Sprache, die Literatur, die Kunst, die Wissenschaft, überhaupt alle materiellen und geistigen Interessen, welche die Deutschen seitdem bewegt haben und noch

bewegen, müſſen dadurch eine beſondere Färbung zeigen, daß auch die ehemaligen Slavenländer daran Antheil nehmen und genommen haben. Wenn wir hier ins Einzelne gehen könnten und wollten, wie Vieles und Großes würde ſich da aufführen laſſen! Wie würde ſich da, im Einzelnen ſelbſt, am Klarſten herausſtellen, wie wichtig für Deutſchland jene Eroberungen der ehemaligen Slavenländer geweſen ſind und noch ſind!

Fügen wir endlich hierzu, daß — da jene Erwerbungen und Errungenſchaften der Deutſchen auf Koſten der Slaven unſerm deutſchen Vaterlande eine bedeutende Ausdehnung ſeiner Grenzen, eine nicht geringe Erweiterung ſeiner intenſiven Macht verliehen; da dieſe Gegenden durch deutſchen Fleiß, durch deutſche Cultur und Civiliſation eine ganz andere Phyſiognomie gewonnen, als ſie unter ſlaviſcher Herrſchaft gezeigt; da die Deutſchen in dieſen Landſchaften an der allgemeinen Politik und an dem Anbau der materiellen und geiſtigen Cultur der Menſchheit einen ſo gewichtigen Antheil genommen haben und noch nehmen; da ſich, gerade hier, eine Monarchie, die preußiſche, gebildet, die durch ihre intelligente Größe zu einem Staate erſter Größe, zu einer europäiſchen Großmacht, zu einer Weltmonarchie emporgewachſen iſt — jener einſtige Kampf nebſt ſeinen Folgen auch ins Allgemeine und Allgemeinſte übergreift: ſo wird ſich Jedem von ſelbſt die Ueberzeugung aufdringen, es wird's ſelbſt der Feind, der Slave eingeſtehen müſſen, daß wir nicht gefaſelt, nicht unſer deutſches Volk und Vaterland bloß auf eitle Weiſe zu erheben geſucht haben, wenn wir im gegenwärtigen Buche geſprochen von einem für unſer Volk und Vaterland ruhmvollen

Weltkampfe der Deutſchen mit den Slaven.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verbesserungen.

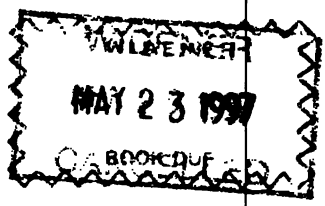
S. 38 Z. 16 774 st. 744
— 43 — 17 wohl her
— 43 — Anm. Vgl. st. S.
— 61 — 17 tilge: hat
— 78 Anm.*) leugnet st. leugnete
— 85 Z. 3 berathschlagte
— 94 — 17 nöthig, also
— 95 — 10 säcten, das
— 101 — 11 des slavischen Radigast-
— 108 — 7 Elde st. Elbe
— 108 — 33 Aldenburg st. Oldenburg
— 110 — 3 Ditmar Siegfried
— 110 Anm. hereditas
— 111 Z. 22 Morgana
— 111 — 25 Deutschen
— 115 — 15 s. Gänsen, Hühnern u. s. w.
— 119 — 12 langgestreckt
— 125 — 15 seiner
— 131 — 1 Verwandtschaft
— 137 — 3 v. u. Unterwerfung angelobten
— 144 — 26 einen st. ein
— 160 — 28 Grenzen
— 176 — 1 Leizkau
— 176 — 3 v. u. aldenburger
— 177 — 3 u. 10 Teto st. Telto
— 180 — 12 Slense
— 186 fehlt vor: Heinrich II. die Zahl V
— 191 Z. 4 v. u. Aldenburg
— 192 — 5 vorgefallen sein, und
— 192 — 8 Wettkampf st. Weltkampf
— 196 — 16 Die Wenden st. Sie
— 197 — 3 Aldenburg
— 202 — 11 v. u. Der
— 206 — 24 Jarine
— 207 — 4 diedesischen
— 207 — 13 Gebiet
— 207 — 5 v. u. zu fern
— 208 — 6 Othalrich
— 213 — 19 seine
— 221 — 11 Gero II.

S.	223	Z. 3	v. u. ſie eingeholt
—	239	— 14	Mähren ſt. Meißen
—	241	— 26	Nieder-Lauſitz
—	245	— 8	Feinde
—	248	— 11	zahlreiche
—	249	— 7	v. u. deren
—	250	— 17	Stenzel *)
—	264	— 2	v. u. konnten
—	296	— 4	v. u. nach
—	305	— 18	tilge: Wigbert
—	351	— 7	waren
—	357	— 12	Genüge that
—	390	— 3	Colbaz
—	422	— 22	gegeben, Kirchen
—	430	— 10	ohne Siegerruhm
—	434	— 18	waren
—	446	— 25	ſollte
—	467	— 26	Prälaten,
—	487	— 24	Flam=

Außerdem wäre zu wünſchen, um der Harmonie willen, daß durchgängig gedruckt wäre: nehmlich, Hilfe, von Neuem, in Kurzem, Rohheit, Mekelnburg, Liven, Uker, Ukraner, baar, Maſovien, Bautzen u. ſ. w. Andere Kleinigkeiten, wie etliche Male das ſt. daß u. ſ. w., mag man ſelbſt verbeſſern.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE [illegible]